HANDBUCH DER GÉOGRAPHIE UND STATISTIK VON ASIEN

Johann Hartwig Brauer,
Johann Heinrich Plath, ...




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Handbuch

der

Geographie und Statistik

für die gebildeten Stände

begründet durch

Dr. C. G. D. Stein und Dr. Ferd. Hörschelmann.

Neu bearbeitet unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten

von

Dr. J. E. Wappäus.

Siebente Auflage.

Zweiten Bandes dritte Abtheilung.

Asien.

Von

Cand. J. H. Brauer und Dr. J. H. Plath.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.
1864.

Handbuch

der

Geographie und Statistik

von

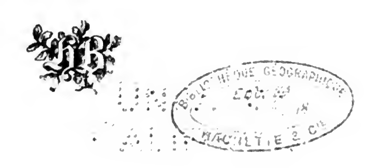
Asien.

Von

J. H. Brauer,
Cand. rev. minist. und Privatlehrer zu Hamburg.

und

Dr. J. H. Plath,
Secretair an der k. Bibliothek zu München.



Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.
1864.

Inhalt.

Allgemeine Uebersicht von Asien.

Das chinesische Reich.

Korea.

Japan.

Indischer Archipel.

I. Die Lu-Tschu-Inseln.

II. Madschiko-Sima.

III. Die Philippinen.

IV. Die Sulu-Inseln.

V. Niederländisch-Indien.

Iran.

Das osmanische Reich.

Das russische Reich.

Asien.

Charten.

d'Anville, Carte de l'Asie en 6 grandes feuilles. Par. 1751—53. — Asia and its islands according to d'Anville with the new discoveries by Sayer. London 1787. 4 sheets. — Arrowsmith, map of Asia. London 1829. 4 Bl. n. A. 1832. — H. Berghaus, Atlas von Asien, Gotha 1832, und folgende 5 Lieferungen 19 Bl. mit Sammlung von Denkschriften in 4. — Atlas von Asien, zu C. Ritter's Erdkunde gehörig, herausgeg. von C. Ritter u. F. A. O'Etzel. Lieferung I. 6 Bl., entworfen u. bearbeitet von J. L. Grimm. Berlin 1833. Lieferung II. 5 Bl., entw. u. bearb. v. J. L. Grimm u. Mahlmann. Berlin 1840. Lieferung III. 5 Bl., entw. u. bearb. v. H. Kiepert. Berlin 1852. Fol. — Atlas von Vorderasien von C. Zimmermann. Heft 1—6. Berlin 1841—51. Fol. — Charte von Asien von Mahlmann. Berlin 1835. — A. H. Brué, Carte de l'Asie. Paris 1821; dess. nouv. Carte de l'Asie. Paris 1833. Carte encyprotype de l'Asie par H. Brué. Paris 1814. Revue et augmentée 1819. 4 Bl. — L. H. Berthé, nouv. Carte de l'Asie dressée par A. R. Fremin, revue par J. Klaproth. Paris 1829; vergl. Observ. im Journ. asiat. 1826. T. VIII. — Asiens physisch-politische Charte nach Berghaus und andern guten Materialien, entw. von Albr. Platt. 1846. — H. Lange, Charte von Asien. Leipzig 1855. — J. Klaproth, Tableaux historiques de l'Asie etc. Paris et Stuttgart 1824. Fol. mit Text in 4. — v. Spruners 10 Charten zur Geschichte Asiens in seinem historisch-geograph. Atlas. Gotha 1837—52. Lieferung 14.

Bücher.

Es gibt wenig brauchbare Werke über ganz Asien. Die ältern nennt H. Ternaux Compans Bibliothèque Asiatique et Africaine ou Catalogue des ouvrages (3184) relatifs à l'Asie et l'Afrique, qui ont paru depuis la découverte de l'imprimerie jusqu'en 1700. Paris 1841. 8. — Sprengel u. Wahl, Erdbeschreib. von Asien. Hamburg 1802—8. 3 Bde. 8. (Fortsetzung von Büsching). — Erdbeschreibung von Asien nach Banks, Blaks, Cooks und Lloyds großem Werke für Deutsche bearbeitet von A. Chr. Borhek. Düsseldorf 1792—94. 3 Bde. 8. — Theophil. Fried. Ehrmann's u. Lindner's neueste Kunde von Asien. Weimar 1810—12. 3 Bde. 8. — E. Mentelle et Malte Brun, Géographie mathématique, phys. et polit. de toutes les parties du monde. 1803 u. 4. vol. 11 u. 12. in 8. — C. Ritter, die Erdkunde oder allgemein vergleichende Geographie. Th. II. Asien. Berlin 1817 u. 18. 2te Ausg. Berlin 1832—55. 17 Bde. 8.; mit Namen- u. Sachverzeichniß von J. L. Ideler, Bd. 1., von G. F. H. Müller, Bd 2. Dient statt aller. — Univers pittoresque, histoire et description de tous les peuples, de leurs religions, moeurs, coutumes et industrie. Paris 1837—53. Asie tom. 48—58 et 65—68. — A. de Humboldt, fragments de géologie et climatologie asiatique. Paris 1832. II t. 8. Deutsch von Jul. Löwenberg. Berlin 1832. — Desselben Asie centrale, recherches sur les chaines des montagnes et de climatologie comparée. Paris 1843. III vol. 8. Deutsch und mit Zusätzen vermehrt von W. Mahlmann. Berl. 1844. 2 Bde. 8. m. Ch. u. Tabellen. — Desselben: Die Bergketten und Vulkane Inner-Asiens in Poggendorff's Annalen der Physik. 1830. Bd. 94, und Nouv. Annal. des voyages. Paris 1830. t. IV. — H. Murray, account of discoveries and travels in Asia etc. 3 Bde. Edinburg 1830. mit Charten. — L. Vivien de St. Martin, Histoire des découvertes géographiques des nations européennes dans les diverses parties du monde. T. II Asie. T. III Asie mineure. Paris 1845—47. — Desselben Etudes de géographie ancienne et d'ethnographie asiatique. Paris 1850—52. 2 Bde. 8. — J. Klaproth, Asia Polyglotta. Paris 1823. 4. mit Sprachatlas in Fol. — Reisen durch ganz

Asien eigentlich gibt es nicht, die durch ein oder mehrere Länder bei den einzelnen Ländern. — Lettres édifiantes et curieuses. Choix des lettres édif. Paris 1808. 8. Bd. I—VI. (Missions Asiat.) Nouv. lettr. édif. — Magazin für die neueste Geschichte der Missions- und Bibelgesellschaft. Basel 1816 folg. 8.

Die Zeitschriften und Sammlungen, die Asien betreffen, beziehen sich auch meist nur auf das brittische, holländische, russische Asien, die Titel siehe bei diesen. Von älteren allgemeinern sind etwa zu nennen: J. v. Klaproth, Archiv für asiat. Literat., Geschichte u. Sprachkunde. 1r Bd. Petersburg 1810. 4. — Dessen Mémoires relatives à l'Asie. Paris 1826. 3 Bde. 8. — Dessen Magasin asiatique. Paris 1825—27. 2 Bde. 8. — v. Hammer, Fundgruben des Orients. 6 Bde. Wien 1811—18. in Fol. — A. Rémusat, Mélanges asiatiques. Paris. 2 Bd. 8. — Dessen Nouv. mélanges asiatiques. Paris 2 Bde. 8. — Dessen Mélanges posthumes. Paris. — Journal asiatique. Paris 1822—55. Serie 1—5. P. 1—6. 8. — Das Asiat. Journal, Asiat. annual register. London 1800—44. Serie 1—3. in 8. u. a. siehe bei Indien. — Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft. Leipzig 1840—55. 9 Bde. 8. — Journal of the American Oriental society. New York 1851 folg. 8. Vol. 1 u. 2.

Der Name Asien begriff lange bei den Griechen nur Kleinasien, namentlich Lydien, und scheint von einer Oertlichkeit ausgegangen und erst nach und nach auf Kleinasien, zuletzt erst auf das ganze Festland von Asien und noch später auch auf eine große Reihe Inseln im S.O. ausgedehnt worden zu sein, und wie weit der Name Asiens sich eigentlich zu erstrecken habe, darüber herrschen unter den Geographen noch die verschiedensten Meinungen. Asien, darin verschieden von Afrika und Amerika, bildet eigentlich nur mit Europa zusammen einen Welttheil, und über die Grenzen beider herrschen verschiedene Meinungen, obwohl man im Ganzen den Ural und Kaukasus als die zwei großen Grenzsteine im W. betrachtet. Während früher die russischen Gouvernements Saratow, Pensa, Simbirsk, Wiätka, Perm, Kasan und Astrachan noch zu Asien gerechnet wurden, indem man die alte politische Grenze, die das Land der Russen von den tatarischen Königreichen Kasan und Astrachan trennte, zu Grunde legte, rechnet man diese jetzt zu Europa, indem man als natürliche Grenze im W. die Hauptkette des Kaukasus und den Ural annimmt, der selber meist zu Europa gerechnet wird. Auch die Grenze gegen Australien und Amerika war nicht immer fest bestimmt. Im S.O. wird die große Inselmasse von 11° S. Br. — 19° N. Br. und 113—153° O. L. von Ferro *), die man gewöhnlich mit dem Namen „Ostindischer Archipel" bezeichnet, namentlich von den Franzosen Maltebrun und Balbi mit Neuholland und den übrigen Inseln zum 5ten Welttheile Oceanien oder Australien gerechnet; aber auch die, welche diese Inseln zu Asien ziehen, sind in den Grenzen nicht einig, indem die Gruppen der Marianen, Carolinen, Pelew-Inseln und auch wohl die Bonin-Inseln, sonst gewöhnlich wohl richtiger zu Asien gezogen, neuerdings zu Australien gerechnet werden. Ebenso werden im N.O. die Aleutischen Inseln, früher zu Asien gerechnet, jetzt zu Amerika gezogen. Die Grenzen des Welttheils sind darnach im Allgemeinen im N. das Eismeer, im O. das Beringsmeer und der große Stille Ocean, der es von Amerika trennt. In der Beringsstraße, zwischen dem Ost-Cap von Asien 66° 6′ N. Br. und Cap Prince of Wales, nur 13 M. davon, ist Asien unter 54½° N. Br. zwischen Cap Kernotskoi auf Kamtschatka von der W.-Spitze der Halbinsel Aläska schon 300 M., unter dem Parallel von Nanking und New Orleans die chinesische Küste von der Alt-Californiens schon 1600 M., unter dem Aequator die Molukken von der W.-Küste Amerikas an 150° L. entfernt. Im S. trennt, wenn wir den Ostindischen Archipel zu Asien rechnen, ein schmales Meer voller Inseln, Neuguinea und Neuholland von den kleinen Sunda- u. a. Inseln, weiter westlich aber begrenzt es der Indische Ocean mit seinen Busen, dann die

*) Die Längen sind, wenn nicht ein anderer Meridian angegeben ist, von dem von Ferro (20° W. von Paris) an gerechnet.

Meerenge von Bab-el-Mandeb. Im S.W. trennt das Rothe Meer es dann von Afrika, mit dem es durch die Meerenge von Suez zusammenhängt, so wie weiter nördlich das Mittelländische und Aegäische Meer von Europa. Im N.W. trennt es das Marmormeer, der Bosporus und das Schwarze Meer von der europäischen Türkei und dem europäischen Rußland, nächst dem der Kaukasus mit dem Kaspischen Meer, bis der Fluß Ural und endlich die Uralkette bis zum Karischen Meerbusen die W.-Grenze hier im N. vollenden. Man sieht, die Begrenzung ist hier sehr unregelmäßig, da es im S. in Arabien und in Kleinasien gegen den N. sehr weit nach W. vortritt.

Der nördlichste Punkt des Festlandes von Asien, Cap Sjäwerowostotschnoi oder Cap Taimyr, wurde nur muthmaßlich unter 78° N. Br. u. 116° 42′ O. L. gesetzt, da über den Parallel von 76½° hinaus in diesen nördlichen Gegenden der Alten Welt noch nie Instrumente zur Bestimmung der Breite nach Wrangel hinaus getragen waren, obwohl nach Middendorf Tschetjuskin das Cap Taimyr umfahren, und es mithin außer Zweifel gestellt ist, daß das östliche Vorgebirge des Taimyr-Landes, also auch das Festland Asien, nicht über 77¾° N. Br. hinauf reiche. Ob übrigens im Eismeer außer den neuerdings entdeckten Inseln im N. nicht noch Land sich befinde, wie der Kosak Andrejew 1764 nördlich von der Kolyma es gesehen haben wollte, ist auch nach Wrangels Expedition, der es freilich nicht auffand, noch nicht ausgemacht. Hedenström und Parrot der Vater, auf physikalische Gründe gestützt, die Polinjen, die Richtung der Meeresströme, die Seichtigkeit des Meeres, haben wahrscheinlich zu machen gesucht, daß nördlich von Kotelnoi, Fadejewsky und Neu-Sibirien noch ein fernes Land ohne hohe Berge sei. Der südlichste Punkt des Festlandes von Asien ist die S.W.-Landspitze der langgestreckten Halbinsel Malakka, das Vorgebirge (Mal. Tandschong) Buros oder Bulus, nur 1¼° N. vom Aequator. Die westlichste Spitze des Continents, Kap Baba, liegt 41° 21′ N. Br. u. 49° 6′ O. L., der östlichste Punkt, das Ost-Cap, russisch Wostotschui-Noß, oder das nördliche Tschukozkische (Sjäwernoi Tschukozki Nüß) 66° 6′ N. Br. u. 208° 13′ 30″ O. L. v. Ferro. Das Festland Asiens erstreckt sich also von 1° 15′—78° N. Br. und von 49° 6′—208° 13′ 30″ O. L. v. F., die Inseln dehnen Asien bis 11° S. Br. aus. Man rechnet jenes zu 810,000 □.-M. Fläche und die Inseln noch zu 72,600 □.-M., zusammen 882,600 □.-M.; die größte Erstreckung des Festlandes von O. nach W. vom Cap Baba in Kleinasien bis zum Ost-Cap an der Beringsstraße 1300 M., die größte Breite zwischen Cap Buros am W.-Eingange der Straße von Singapore im S. bis zum Cap Taimura im N. 1150 M. Asien ist also etwa fünfmal so groß als Europa, das Verhältniß zu Afrika fast wie 8 : 5.

Horizontale Dimension. Wenn Afrika ein Stamm ohne Glieder, Europa nach allen Seiten zertheilt, ein Ueberwiegen der Massen der Glieder über den geschlossenen Stamm des Erdtheils zeigt, ist Asien nach 3 Seiten hin stark gegliedert mit überwiegender Masse des Stammes. Die Kerngestalt vergleicht Ritter einem großen Trapeze, dessen 4 ungleich winkliche Ecken in die Landenge Suez, den innersten Golf von Tung-king, das Cap Schelatskoi und Nowja-Semlja ostwärts auf die Halbinsel am Karischen Golf fallen. Die Diagonale beträgt von S.W. nach N.O. 1200, von S.O. nach N.W. 800 g. M. nach Berghaus; seine nördliche Seite, die kürzeste, 600, die westliche 660, die östliche 990, die südliche von Suez bis Tung-king 1070 g. M., eine Fläche von 655,000 von den 810,000 □.-M., die das ganze Festland Asien einnimmt. Von diesem Stamme laufen nun seine O.-, S.- und W.-Küsten in weitvorspringenden Halbinseln, Landzungen, Gestaden als mehr oder weniger getrennte Glieder des großen und breiten Körpers von Asien aus. Man rechnet in runden Summen auf Kleinasien 10,000, Arabien 50,000, Vorder-Indien 50,000, Hinter-Indien 38,000 (davon Malakka 4,400), Korea 7,000, Kamtschatka 4,000, das Tschuktschen-Vorland 3000 □.-M. Außerdem ist die N.-Küste des Erdtheiles durch mehrere tief nach S. gehende Meeresbuchten und vorspringende Landzungen und Caps

weit mehr individualisirt als Afrika, nur von Europa darin übertroffen. Wenn man die abgesonderten Glieder zu 155,000 Q.-M. rechnet, betragen sie $^1/_5$ des ganzen Erdtheiles, während bei Europa $^1/_3$. Das Verhältniß des Areals dieser Halbinseln zu dem des Ganzen ist:

Kleinasien.	Arabien.	Vorder-Indien.	Hinter-Ind.	Malakka.	Korea.	Kamtschatka.	Tschukotsien.
= 1:81	1 : 17	1 : 16	1 : 25	1:184	1:116	1 : 202	1 : 207

Eine nothwendige Folge der Gliederung war die Küstenentwicklung der Erdtheile. Wenn ganz Asien 5 mal so groß ist als Europa, Afrika mehr als 3 mal, so entsprechen diesem Areal-Verhältnisse keineswegs die Küstenumsäumungen. Hat Afrika bei nur 3520 M. erst auf 150 Q.-M. eine Meile Küste, Europa bei 4 mal so viel schon auf 37 Q.-M. eine, Amerika bei 9400 auf 70 Q.-M. eine, so hat Asien bei 7700 M. Küsten-Erstreckung erst auf 105 Q.-M. eine Meile Küste. Indessen vermindert auch dieser Vortheil sich noch, indem davon 1620 M. Küste auf das unzugängliche Nördliche Eismeer — bei Europa nur 780, bei Amerika 750 — 2100 auf den Großen oder Stillen Ocean, 3400 auf das Indische Meer mit dem Rothen Meer und 580 auf das Mittelländische und Schwarze Meer kommen. Das Kaspische Meer ist dabei freilich noch nicht in Anschlag gebracht worden. Vergleicht man die Küstenlängen der einzelnen Halbinseln und ihr Verhältniß a) zum Areal derselben und b) zur Küstenlänge des Erdtheiles, so sind diese:

	Kleinasien.	Arabien.	Vord.-Ind.	Hinter-Ind.	Malakka.	Korea.	Kamtschatka.	Tschukotsien.
	440 M.	900 M.	720 M.	1100 M.	470 M.	270 M.	440 M.	360 M.
a)	1:23	1 : 53	1 : 70	1 : 30	1 : 9	1 : 26	1 : 9	1 : 8
b)	1:18	1 : 9	1 : 10	1 : 7	1 : 16	1 : 30	1 : 18	1 : 21

Charakteristisch ist, was die horizontalen Dimensionen betrifft, endlich auch noch die Inselbildung gänzlich vom Continente abgesonderter Glieder. Das Verhältniß der Inseln zum Festlande ist nach Berghaus bei Asien 72,600 : 810,000; doch müssen wir, um dies Verhältniß richtig zu würdigen, die Inseln wenigstens im Großen kurz überblicken, deren Flächen-Verhältnisse vielfach noch sehr unsicher sind. Im Nördlichen Eismeer sind 4 große und mehrere kleinere ohne die 6 Bären-Inseln von 5—10 Q.-M. auf 1608 Q.-M. geschätzt, in dem eisigen Klima von keiner Bedeutung, eben so wenig wie die Berings- und Kupfer-Inseln von 134 Q.-M.; von geringem Belange sind die Kurilen von 146 Q.-M. und die große Insel Tschoka oder Tarakai, auf 2242 Q.-M. geschätzt, die der Amur-Mündung vorliegt. Die Reihe der Japanischen Inseln, 3 große, Nipon, Sikokf und Kiusiu, und viele kleinere, früher zu groß auf 12—16,000 Q.-M. geschätzt, nach den neuesten Charten bei Siebold nur auf 7,700 Q.-M., stellen sich fast selbstständig dar, während die südlichere Gruppe der Lieu-kieu-Inseln von (?) 436 Q.-M. in der Abhängigkeit von China und Japan schwankt. Die unzähligen Inseln, die die Halbinsel Korea fast von allen Seiten umgeben und die noch wenig bekannt und gemessen sind, und eben so die kleinen Inseln an der Chinesischen Küste, der Tschusan-Archipel, die Fischer-Inseln (Pong-hu), 25 engl. M. westlich von Formosa übergehend, stellen sich die großen Inseln Formosa von (?) 1256 Q.-M. und Hai-nan von 1026 Q.-M. als Ergänzungen Chinas, wie Ceylon von 1250 Q.-M. als Ergänzung Indiens dar, während die Nikobar-Inseln nach Rink nur 30 Q.-M., die Andaman (?) 354 Q.-M., die Malediven (?) 586 Q.-M. und die Lakediven, diese aus einer Menge kleiner Korallen-Inseln bestehend, im Ocean zerstreut, weder für sich etwas Besonderes sind, noch ein Festland ergänzen. Der große Indische Archipel, 11° S. Br. — 19° N. Br. und 113 — 153° O. L., Sumatra, Java, Borneo, Celebes, die kleinen Sunda-Inseln und die übrigen, unter verschiedene gemeinsame Benennungen zusammengefaßt, bildet eine Welt für sich, deren Gesammt-Areal Melville van Carnbee auf 17,244 Q.-Myriameter (31,350 Q.-M.) schätzt. Es ist dabei die Gruppe der Philippinen, 5° 32′ — 19° 38′ N. Br. und 134°

56′ — 143° 43′ O. L., nach Berghaus von 3,935 Q.-M., noch nicht gerechnet; die Haupt-Inseln, Luzon, dann Samar, Mindoro, Paney, Leyte, Bohol, Negros, auch zusammen die Bisayer genannt, die große Insel Magindanao, Palawan und mehrere kleinere Gruppen, wie die Kalamianen, Sulu-Inseln, über deren Größe die Angaben sehr abweichen. Alle diese Inseln, die Asien im S.O. wie mit einer eigenen Atmosphäre umgeben, bilden nach Ritter ihrem Flächeninhalte nach den 16ten Theil seines Continents (50,000 Q.-M.), aber in einem Meeresraume vertheilt, der in seiner Triangel-Ausdehnung, von der Sunda-Kette nach Neu-Guinea und durch die Molukken- und Philippinen-Reihe nach Formosa bis gegen Japan hinüber, das Dreifache beträgt, eine Fläche, wie die des europäischen Continents. Durch ihre Größe, dicht gedrängte Anzahl, bei ihren reichen Erzeugnissen bedurften diese Inseln des Continents kaum noch; doch fehlte nicht die Wechselwirkung zur Bereicherung beider und sie bildeten zugleich das merkwürdige Verbindungsglied von S.O.-Asien mit N.W.-Australien. Auch der Küste Annams liegen mehrere Gestade-Inseln vor. Merkwürdig ist die O.-Küste des Golfs von Bengalen, wie die von Siam inselreich, die W.-Küste beider daran aber arm, hier z. B. Junk-Ceylon, die Sajer-Inseln. Die vielen Inseln an der Küste von Martaban und der von Tenasserim von 84 Q.-M. bei 1244 M. Festland, sind verhältnißmäßig klein und unbedeutend. Auch die malayische Halbinsel umgürten viele Inseln (1—2° N. Br.), wie Singapore, Pulo-Pinang u. a. Weiter im S.W. sind die Inseln im Persischen Meerbusen, Ormus, Kischem und mehrere kleinere, und Baharein mehr eine Ergänzung Arabiens als Persiens, das nie eine Seefahrt hatte; ebenso die im Arabischen Meerbusen. Eine Ergänzung Kleinasiens bilden endlich die Kleinasiatischen Inseln Cypern, Rhodus, Lesbos, Chios u. a., die ihm im W. vorliegen; Cypern, auf 3—400 Q.-M. geschätzt, ist indeß mehr selbstständig.

Die Halbinseln, Vorgebirge und Inseln bilden die Meerbusen, Meerengen und geben mit den angrenzenden Ländern den betreffenden Küsten-Meeren ihren Namen. Wir können daher jetzt die vorzüglichsten hier nennen, das Detail bei der Beschreibung der einzelnen Länder uns vorbehaltend. Beginnen wir im N.W. mit dem Eismeere, so brauchen wir nicht alle einzelnen Busen und Baien hier zu nennen, da sie nur für Sibirien von Bedeutung, den größten Theil des Jahres durch das Eis verschlossen, den Charakter und die Wirkung der Meerbusen und Baien fast verlieren; viele haben auch kaum einen allgemeinen Namen erhalten. Im W. möchte der Karische Meerbusen zu bemerken sein, aber auch die großen und selbst minder großen Flüsse, Ob, Jenisei, Tamür, Katanga, Anabara, Lena, Jana, Indigirka, Kolyma, die dort münden, bilden alle mehr oder minder bedeutende Busen, wo nicht die Delta-Bildung und Inseln, die vor der Flußmündung lagern, sie ausgefüllt haben, wodurch selbst oft bei kleineren Flüssen oder hervorragenden Vorgebirgen die Bai selbst bedeutender erscheint, wie die Tschaunbai und die von der Insel Koliutschin genannte an der N.O.-Küste. Durch die 13 d. M. breite Beringsstraße gelangt man im O. in das Meer von Bering zwischen dem Lande der Tschuktschen und Kamtschatka im W. und den Aleuten und dem N.W.-Ende von Amerika im O. mit dem Anadyrschen Busen, auch Kamtschatkisches Meer genannt. An der S.W.-Spitze von Kamtschatka ist die Awatscha-Bai, verhältnißmäßig unbedeutend. Im S. von Kamtschatka gelangt man in das Ochotzkische Meer, zwischen dem Festlande im W. und Kamtschatka und den Kurilen im O.; es endet im N. mit dem Perschinskischen und Ischinskischen Busen. Die 130 M. lange, 7—35 M. breite Insel Tarakai (45° 54′—54° 17′ N. Br.) trennt vom Festlande der Mantschurei die Meerenge Mamia, auch wohl der Tatarische Meerbusen genannt; sie ist vom December bis März meist zugefroren. Sie führt im N. in das Meer von Ochotzk, nach S. aber in das Japanische Meer zwischen der Mandschurei und Japan. Durch die Meerenge von La Perouse, zwischen Tarakai im N. und Jeso im S., steht dies mit dem Ochotzkischen Meer und durch die Meerenge von Tsugar oder Sangar, zwischen Jeso und Nipon, mit dem großen Stillen Ocean in Verbindung, während im S.

der Canal von Korea, zwischen dieser Halbinsel im N. und den Japanischen Inseln im S.O., N.O. in das Gelbe Meer zwischen Korea im O. und China im W., nach Barrow von 125,000 e. Q.-M. oder 7,842 g. M. Fläche, 36—42 Faden (216—252') tief, mit dem Meerbusen von Leao-tung im N. und dem von Tschi-li im W., nur 12 Faden (72') tief, nach S. aber in das Ostchinesische Meer zwischen China im W., den südjapanischen und andern kleinen Inseln bis zu den Lieu-kieu-Inseln im O. führt. Aus diesem ostchinesischen Meer (chinesisch Tung-hai) führt die Meerenge von Fu-kian, zwischen dieser chinesischen Provinz im W. und der Insel Formosa im O., in das Südchinesische Meer, im N. durch den sogenannten Junken-Kanal oder der Meerenge Hai-nan zwischen dieser Insel im S. und dem Festlande von China im N. in den Meerbusen von Tung-king, um Kochinchina und Kambodja herum aber in den Golf von Siam zwischen Kambodja und der Halbinsel Malakka, dieser mit 300, jener mit 163 g. M. Gestadelinie. Dieses chinesische, genauer südchinesische Meer, zwischen Malakka im W., Formosa im O., dem Festlande von Hinter-Indien und China im N., Borneo, Palawan und den nördlichen Philippinen im S., bildet ein wahres Mittelmeer. Im N.O. führt der Kanal von Formosa, zwischen dieser Insel im N. und den nördlichen Philippinen im S., östlich wieder hinaus in den großen Stillen Ocean. Die Philippinen schließen gewissermaßen dieses Inselreich hier im O., und die einzelnen Theile des Meeres zwischen den verschiedenen Inseln führen nach den einzelnen Inseln verschiedene Namen, die nicht immer constant sind. Wir nennen nur das Meer von Mindoro, zwischen Palawan im N., den Sulu-Inseln im S., der O.-Küste von Borneo im W. und den Philippinen im O.; im S. davon das Meer von Celebes zwischen dieser Insel im S. und den Sulu-Inseln im N. Das Meer zwischen Celebes im W., Gilolo im N., Neu-Guinea im O., Timor-Laut und Timor im S. hat man wohl das Meer der Molukken genannt. Zwischen Celebes im O. und Borneo im W. führt die Meerenge von Makassar in das Meer von Java zwischen Celebes und Borneo im N. und den Sunda-Inseln Java, Sumatra u. s. w. im S. Zwischen Java im O. und Sumatra im W. ist die Meerenge oder Straße von Sunda. Zwischen Sumatra und der Halbinsel Malakka führt dann die Straße von Malakka — Straße von Singapore nennt man die kleine Meerenge zwischen dieser Insel und Malakka — in den großen, 250 g. M. tiefen Bengalischen Busen, der im O. den Golf von Martaban von 100 g. M. Gestadelinie hat. Gegenüber im S.W. führt die Palkstraße zwischen der S.-Spitze von Indien im N. und Ceylon im S. hinein und aus dieser gelangt man durch den Golf von Manaar im W. oder um Ceylon herum, hinaus in das große Indische Meer. Den nördlichen Theil desselben zwischen Dekhan im O. und S.-Arabien im W. nennt man wohl den Golf von Oman. An der indischen O.-Seite sind der Golf von Cambay zwischen der N.W.-Küste von Dekhan und der Halbinsel Guzerate im W. und der Golf von Kutsch zwischen Guzerate im S. und dem Festlande von Indien im N. Durch die Meerenge von Ormuz zwischen Persien und Arabien gelangt man in den Persischen Meerbusen, 24° 30′ N. Br. u. 65° 30′—75° O. L. v. F., 135 g. M. lang, größte Breite 45 M., am Eingange des Schlauches aber nur 8,5, Küstenumfang 420 d. M., Areal 4,340 d. M., 200 engl. Q.-M. mehr als England und Schottland, worin aber 75 d. Q.-M. Inseln; um S.-Arabien herum aber durch die Meerenge Bab-El-Mandeb in das Rothe Meer oder den Arabischen Meerbusen, zwischen Arabien im O. und der Küste von Afrika im W., der nördlich mit dem Golfe von Akaba im O. und dem von Suez im W. endet, 300 d. M. lang, in der Mitte 30 breit, nach Berghaus, nach Luist 1280 e. M. ($277\frac{3}{4}$ d. M.) lang, 200 e. M. ($43\frac{1}{3}$ d. M.) breit, 800,000 e. Q.-M. oder 50,000 g. Q.-M. Fläche, größte Tiefe 400 Faden.

Im Mittelmeer möchte der Golf von Alexandrette oder Skanderun zu erwähnen sein. Kleinasien hat eine Menge Golfe, z. B. im S. den von Satalin, im W. die kleineren von Makri, Smyrna u. s. w., gegen den Golf von Bengalen aber

so unbedeutend, daß sie mit einem andern Worte bezeichnet werden sollten, wenn die geographische Sprache ausgebildet genug wäre. Das Schwarze Meer bietet keine, die hier genannt zu werden verdienten.

Was die vertikale Configuration betrifft, so bildet Asien einen völligen Gegensatz gegen Amerika. Wenn hier die kolossalsten Längen-Erstreckungen an 2000 M. von S. nach N. bei verhältnißmäßig sehr geringer Breite, in Süd-Amerika im Mittel nur von einigen, in Nord-Amerika von mehreren Graden die vorherrschende Charakterform der Riesenerhebungen des großen Meridian-Gebirges der Cordilleren der Anden bildet und also die größte Ketten-Erhebung der Erde mit blos einseitiger östlicher Depression zeigt, so charakterisirt den asiatischen Continent die größte Massen-Erhebung der Erdrinde in horizontaler Ausbreitung, wie vertikaler Höhe. Diese Massen-Erhebung Inner-Asiens nimmt nach Ritter 2/5 des ganzen Erdtheiles ein, oder wenigstens 340,000 Q.-M. auf 1200 M. Länge von Koreas Küste bis zum Schwarzen Meere. Die Breite im äußersten O. von S.W. nach N.O. vom Südabfalle Yun-nans bis N.O. Tungusien 4—500 g. M., vermindert sich in der Mitte am O.-Rande Irans auf 150 g. M.; zwischen dem Kaspischen und Persischen Meere sich schon bedeutender zusammenziehend, verengt sie sich hinter den Massen-Anschwellungen Armeniens in Kleinasien im äußersten W. auf 1/10 der Ost-Breite.

Die mittlere Höhe Central-Asiens läßt sich nicht sicher angeben, da der wissenschaftlichen sichern Data noch zu wenige sind. Man unterscheidet das östliche und westliche Hochasien. Das östliche Hochasien mit dem Plateau-Systeme von Tübet, der hohen Mongolei und Gobi schätzte noch Ritter früher auf 8—10,000′ mittlerer Höhe, einige Theile höher, andere niedriger. Es beruhte dieß auf der Angabe Gerbillon's und Verbiest's, der Jesuiten-Missionäre unter Khang-Hi, daß die Gobi 7300—8000′ hoch sei. Fuß und Bunge fanden sie auf ihrer Reise nach Pe-king aber nur 4000′ (660 Toisen), ungefähr wie die Hochebene Persiens und doppelt so hoch als das Plateau von Spanien; den Centraltheil der Gobi zwischen Ergi, Ude und Dürma aber kaum 2400′, die höchsten Punkte nördlich von Urga und im S. bei der chinesischen Mauer auf einem Wege von 120 d. M. von N.W. nach S.O. 850—900 T. (5100—5400′) hoch. Pansner fand auf dem Wege von Troitzkosawsk nach Urga den Anfangspunkt Dsao-Modo nur 1341′,6, den Endpunkt Urga (47° 54′ 59″ Br. 124° 21′ L.) 4063′,3 hoch, Troitzkosawsk (50° 21′ 25″ Br. 125° 12′ 16″ L.) 2208′,8, einen Berg 4 Werste davon 3110′,4 hoch. Dieß ist nicht hoch im Vergleich mit andern bekannten Plateaux. Diese Messungen stehen aber noch zu vereinzelt da, um daraus die mittlere Höhe ganz Ost-Hoch-Asiens ableiten zu können.

Das westliche Hochasien mit dem Plateau-Systeme von Iran hat nur 4—2000′ mittlere Höhe (Ispahan 4140′, Teheran 3786′, Kaschan 2508′, Kum 2046′). Weiter verengen sich diese Plateaux, wo sie sich berühren, an ihren Enden, zumal im S.O. und N.O., S.W. und N.W. in verschiedene gesonderte Gebirgszweige auslaufend, daher nicht einförmig geschlossen, sondern vielfach gegliedert. Dieses Hochasien liegt nicht wie Hoch-Afrika an einem Ende, sondern so recht in der Mitte des Erdtheiles, und es erstreckt sich die Massen-Erhöhung durch ganz Asien von O. nach W., afficirt alle Theile, läßt aber in S. und N., O. und W. noch weite Räume, ohne sie gleichartig zu füllen. Nur an kurzen Strecken fällt es, wie das afrikanische Hochland, ungünstig mit steilen Küstenrändern unmittelbar, wie am tungusischen Ost-Abfalle, am Süd-Rande Persiens und im W. der Elburs zum Kaspischen Meere, der Kaukasus und Taurus zum Pontus, ohne Vor-Ebenen zum Meere ab. Diese Stellung des Hochlandes ist daher weit günstiger, als die des afrikanischen, das blos nach N. sich senkt, während in Asien weite Tiefländer nach allen Weltgegenden, zu den verschiedensten Oceanen, in den vielfachsten geometrischen Räumen und Gestaltungen und in den verschiedensten Zonen die gemeinsame hohe Mitte umlagern, die zahlreichsten, kolossalsten, reich verzweigten Wasser-Systeme erzeugen und daher den großen Reichthum an Naturformen, Ländertypen und Erzeugnissen aller Art bilden.

Als Hauptgrenzsteine dieses Hochlandes können außer den schon genannten Steilküsten den Welt-Meeren zu gegen die umlagernden tieferen Länderflächen noch betrachtet werden im N. und N.W. der schon erwähnte Kaukasus und Taurus, gegen N. der Elburs zum Kaspischen Meere mit seinen östlichen Fortsetzungen, weiter im O. der Altai, gegen N.O. das Däurische Alpenland, am breiten Ost-Rande das chinesische Hochgebirge ohne gemeinsamen Namen vom West-Ende der chinesischen Mauer südlich bis zum Schneegebirge (Siuen-schan) von Kuang-si, Yun-nan, im innern Winkel des Golfs von Tung-king. Gegen S. ist es der Himalaya mit seinen Ost-Fortsetzungen und der westlichen des Hindu-Khu. Im südlichen Plateauvorsprunge von Iran sind es die hohen Vorketten Beludschistans gegen den Indischen Ocean und von da an das steile persische Küstengebirge, das bis zu den Tauruskotten, am oberen Tigris und Euphrat der Massen-Erhebung gegen den Persischen Golf wie gegen die babylonisch-mesopotamische Tief-Ebene überall seine Grenzsteine setzt.

Die östliche Massen-Erhebung Hoch-Asiens, ein verschobener Rhombus, der von der westlichen — in Gestalt eines gegen N.W. langgedehnten Vierecks von nur 1/3 des Areals des ersten, meist mit Plateaurflächen gefüllt, während vom östlichen kaum die Hälfte diese Form trägt — geschieden ist, obwohl es auch da immer noch zwischen Attock am Indus im S. (34° N. Br.) und Badakschan (37° N. Br.), wenn auch auf 50 M. Breite verengt, doch ununterbrochen verbunden durch den indischen Kaukasus oder Hindu-Khu — ein wahres Alpen-Gebirgsland aus mehreren Gebirgsketten bestehend bildet, — stößt mit jenem, nicht mit den Längenseiten, sondern mit den entgegenstehenden Ecken zusammen: die S.W.-Ecke von Ost-Hoch-Asien (West-Tübet und die hohe Bucharei) mit der N.O.-Ecke von West-Hoch-Asien (Afghanistan oder Ost-Persien).

Die Normal-Richtung ihrer Gebirgszüge ist von O.S.O. nach W.N.W. Der Süd-Abfall des Tübet-Plateaus, den das Randgebirge des Himalaya-Systems bezeichnet — von 137—90° O. L., 600 g. M. lang — streicht vollkommen parallel mit dem Süd-Abfalle des Iran-Plateaus, dessen Süd-Grenzwall das Taurus-System — von 85—45° O. L., 500 g. M. lang — bezeichnet, diesem parallel aber wieder der Nord-Rand des West-Plateaus. In demselben Parallelismus erscheint nach Humboldt der Kaukasus — 67—55° O. L., 150 g. M. lang — mit seinen Porphyren und Trachyten als eine Fortsetzung der gangartigen Spalte, auf der im O. das Himmelsgebirge hervorstieg, vom West-Plateau nur etwas nach N. abgerückt. Und eben so erscheint im nord-persischen Elburs-Systeme — 88—45° O. L., 560 g. M. lang — eine Fortsetzung des Himalaya und Hindu-Khu.

In Ost-Hoch-Asien zeigen dagegen die Plateaur-Ketten des Kuen-lun (35° 30′ N. Br., von O. nach W. 460 M. lang) und des Himmelsgebirges (42° N. Br., 630 M. lang) nicht mehr die parallele Richtung von O. nach W., sondern eine Convergenz von O.S.O. nach W.N.W. im Querjoch des Bolor oder Belur-Tagh (Imaus der Alten), im O. immer mehr divergirend auseinander gehend, wie das Streichen der Ost-Fortsetzung des Himalaya-Systems im S.O. und des Altai-Systems im N.O. zum Baikal und Däurischen Gebirgslande zeigt, noch weiter in den äußersten auslaufenden Gebirgsgliedern gegen N.O. nach dem Ochotzkischen Meere und der Tschuktschen Halbinsel, gegen S.O. nach Malakka und der Sunda-Kette. Das ganze System erreicht den höchsten Grad der Divergenz der Erhebungsmassen im äußersten O. zwischen Yun-nan im S. und dem Däurischen Alpengebirge am Nord-Rande 25—55° N. Br., 450—500 g. M. lang von S.W. nach N.O. Im W. bleibt die Convergenz immer der W.N.W.-Richtung treu, mit immer mehr zunehmender Verengung der Erhebungs-Massen gegen W. durch Persien, Kleinasien und selbst Europa.

Die Haupt-Axe der Anschwellung der östlichen Erhebungs-Masse ist auch von S.W. nach N.O., vom Gebirgsknoten zwischen Kaschmir, Badakschan und Tsungling wie vom Kailasa und den heiligen Seen in Tübet gegen die Schneegipfel des

In-Schan an der Süd-Grenze der hohen Gobi und des Kingkhan östlich vom Baikal. Aber nicht parallel den Ketten durchsetzt sie mehr diagonal das verschobene Trapez Ost-Hoch-Asiens von W.S.W. nach O.N.O. und fällt in mannigfaltigen Stufen und Thälern zum tiefen Kaspischen und Aral-See nach dem tiefsten West-Asien und in die weiten Flächen der uralisch-sibirisch-bucharischen Steppen hinab. Die nördlichen Vorstufen mit dem Baikal- und Saisan-See sind kaum noch 1200′ Par., der Balkasch-See ist wohl noch weniger hoch, das Kaspische Meer aber 76,3′ Par. (79 rheinl.) Fuß unter dem Niveau des Schwarzen Meeres.

Gehen wir in der Normal-Richtung der Haupt-Axe der Anschwellung von O. nach W. fort, so zeigt sich auch im S.O.-Triangel des Trapezes von Iran die größte emporgetriebene Masse der Erdrinde im hohen Plateau von Kelat von 8000′ P. und in Beludschistans überall bedeutenden Höhen, die eben so gegen N.W. in die obere Einsenkung des Zareh-Sees und dann in die untere der tiefen Bucharei abfallen. Gegen W. ziehen sich durch Persien und Medien Plateauflächen von 3—4000′ hin, bis jenseits des Kaspischen Meeres neue Anschwellungen das armenische Plateauland zu ähnlichen Höhen erheben, aber nur auf kleineren Räumen, und ringsum die tiefern Einstürze der Kaspischen, Pontischen, Aegäischen, Cilicischen, Persischen Küsten-Meere. Weiter westlich tritt die Plateaubildung zurück und es werden im Occidente statt der Anschwellungen Spalten-Richtungen vorherrschend. Die unterirdische Ursache dieser Anschwellung wirkt auch in mehrfach abgesetzten, wiederholten, blasenartigen Hebungen mit Randgebirgen umgürteter Plateauflächen südlich vom asiatischen Hochlande in den niedrigeren Plateau-Landschaften von Dekhan in Indien und von Nedsched in Arabien fort.

Von den einzelnen Höhenzügen Asiens sind nur erst einige, wie der Himalaya, Altai, Kaukasus, Taurus, theilweise wissenschaftlich durchforscht, viele sind nach Höhe, Erstreckung, Zusammenhang und geognostischer Beschaffenheit nur höchst dürftig bekannt. Da nun eine gleichmäßige Darstellung sämmtlicher Gebirge nicht möglich ist, so werden wir uns hier nur auf eine kurze Uebersicht, die zum Theil nur den muthmaßlichen Zusammenhang der Gebirgsketten andeuten kann, um so mehr beschränken, als bei den einzelnen Ländern von denen, von welchen wir nähere Kunde haben, doch geredet werden muß, und der Kürze wegen dabei zugleich die geognostische Beschaffenheit, wo sie bekannt ist, kurz mit andeuten.

Vier Gebirgs-Systeme, nimmt man mit Humboldt an, durchziehen Hoch-Asien von W. nach O.: 1) im N. das Goldgebirge oder Altai, etwa 50—$50^1/_2$° N. Br.; 2) im S. davon das Himmelsgebirge (chines. Thian-schan), etwa 42° N. Br.; 3) der Kuen-lun, zwischen 37—34° 9′, im Mittel 35° 30′ N. Br.; 4) der Himalaya (Sskr. der Aufenthalt des Schnees), im Mittel 30° N. Br. Zwischen dem Altai und Himmelsgebirge liegen die Bassins von Ili und der Songarei mit dem Balkasch-See, zwischen dem Himmelsgebirge und dem Kuen-lun die Kleine Bucharei und Hami mit dem Lop-See, zwischen dem Kuen-lun und dem Himalaya endlich die Hochplateaux von Ladakh und Tübet mit dem Tängri-Noor. Am bekanntesten unter den 4 Systemen sind theilweise wenigstens der Altai und Himalaya.

1) Der Himalaya ist ein großes Randgebirge, dem Süden Asiens aufgesetzt, seiner N.-Seite ein hohes, kaltes, weites Hochland, ein Gebiet von Bergen, Bergflächen, Thälern, angelagert, während es nach S. in mehreren Stufen stets niedrigerer Berge — meist 4 Ketten übereinander, einer Art Schweiz oder Tyrol der Tropen — schnell sich herabsenkt, und macht Indien zu einem abgesonderten Continente. Man gibt ihm verschiedene Ausdehnung; im weitern Sinne rechnet Ritter das Himalaya-System 90—137° O. L., 600 g. M. lang, den eigentlichen Himalaya aber nur 90—114° O. L., 370 g. M. lang, 45 g. M. breit; die Breite ist aber schwer zu bestimmen, da es davon abhängt, wo man den Gebirgsfuß im S. und das Ende im N. annimmt. Der Hindu-Khu und Elburs im W. werden von Einigen als seine Verlängerung angesehen, von Humboldt aber als die des Kuen-lun. 7 mal so lang

als die Pyrenäen, 3 mal so lang als die Alpen, zieht er sich vom Hindu-Khu erst S.O., dann O. in einer Breite hin, wie zwischen der Ost-See und dem Elbthal bei Dresden, der Kamm von Montblanc's Höhe (14,700') und das in seiner ganzen Länge, d. h. wie von Lissabon bis Warschau; über dem Kamm ragen seine Schneegipfel, oft in 2 Reihen, keiner unter 20,000'; der höchste Punkt und der höchste bekannte Berg auf Erden, der Kitschin (Kang-tschang) Junga, 26° 40' N. Br. u. 106—107° O. L., 140 engl. M. N. von der Bai von Bengalen, nach Hooker 28,178' engl. hoch, empor. Sich die Höhe dieser höchsten Berge der Erde zu veranschaulichen, bemerken wir, daß der Puy de Dôme auf den Chimborazo gesetzt den Jawahir gibt (24,160'), der St. Gotthardt auf den Chimborazo den Dhawalagiri (28,073' engl., 26,340' par.), nach Hooker 27,600'. Die mittlere Höhe des Himalaya (14,700') zum Scheitelpunkt des Dhawalagiri von 26,340' par. ist wie 1 : 1,8; die Kammhöhe des Himalaya zu der des Harzes (1800') wie 8 : 1, zu den Schweizer-Alpen von 7200' par. wie 2 : 1, zu den Anden von Quito von 11,100' wie 4 : 3; die Gipfelhöhe des Dhawalagiri zu der des Brocken (3,508') wie 7,5 : 1, zum Montblanc (14,811') wie 7,5 : 4,2, zum Chimborazo (20,100') wie 7,5 : 5,7.

Beschreiben wir kurz die bekannteren Theile des Himalaya, so beginnt er im W. am Ost-Ufer des Indus, umwallt nach O. Kaschmir, begrenzt dann nach S.S.O. streichend die Quellgebiete der Pendjab-Flüsse, deren östlichster, der Setledge, das Hochgebirge, wo die Südwendung des Flusses ist, durchbricht (bei Schipke 31° 48' N. Br. u. 96° 29' O. L.); von da geht er östlich etwas nach S.; der Dhawalagiri liegt 29° N. Br., der Rimola 28° N. Br., östlich davon; er bleibt ununterbrochen ein Hochgebirge über Bhutan und Assam hinaus; seine weitere Fortsetzung ist wenig bekannt; man glaubt, daß die Berge West-Chinas mit ihm in Verbindung stehen. Ritter theilt den Himalaya in den westlichen, mittleren und östlichen. Im westlichen Himalaya liegen in der Senkung zwischen der Karakorum-Kette im N. und dem Himalaya im S. am Indus, der nach N.W. fließt, West-Tübet oder Baltistan und S.O. davon Mittel-Tübet mit der Hauptstadt Ladakh oder Leh, beide nicht indisch. Dies Gebiet des obern Indus zwischen dem Hindu-Khu im W., dem Himalaya im S. und der Karakorum-Kette im O. und N., ist durchschnittlich über 10,000' hoch, mit vielen noch höheren Bergen; auf der Nord-Seite des Himalaya 12,000' hoch noch Dörfer, kleines Gebüsch bis 16,000' hoch. Das nördlichste ganz indische Land ist das schöne Alpenthal Kaschmir d. i. nach Burnouf der See des Kasjapa (Kasjapa-Mira), 16 g. M. lang (ringsum von Bergen umgeben, die im S.W. nur minder hoch), von Schneegipfel zu Schneegipfel 10—12 M. breit, vom Hydaspes (Behut) von O. nach W. durchströmt; sein oberstes Thal zwischen der äußersten zweiten Kette des Hochgebirges, die innern im Pirpanjal noch 15,000' engl. hoch, die Hauptstadt Srinagara, d. i. die Stadt des Glücks, 34° N. Br., 6000' hoch; unterhalb Kaschmir die stets niedrigeren Vorketten des Himalaya. Durch Pässe steht Kaschmir und das Land unter dem West-Himalaya mit Baltistan, Ladakh und dem chinesischen Turkistan über den Karakorum in Verbindung; der Niti-Paß (2629 Tois.) führt so über Rodokh nach Khotan.

Vom hohen Kantal-Pik im O. Kaschmirs zieht die höchste Himalaya-Kette erst nach S., dann nach O., an Höhe zunehmend, der Raldung über dem Ost-Ufer des Setledj 21,000' engl., der Parkiul, nördlicher, 22,500' (3350 T.) hoch; sehr hoch ist auch die Paralasa-Kette, die 95° 30'—96° O. L. vom Himalaya nach N. streicht und über welche der Manerang-Paß, 18,612' hoch, führt; die Kette, die östlicher am West-Ufer des oberen Indus nach N.N.W. streicht, scheint noch viel höher, und nördlich vom Schipke sieht man noch viel höhere Berge, auf 29,000' hoch geschätzt. Auf der Süd-Seite des Schneegebirges sind die Quellen der 3 mittleren Pendjab-Flüsse. Der Dreigipfel (Trikotta) erhebt sich am Djinab unmittelbar über der Pendjab-Ebene. Das 40 Meilen lange Thal des Ssetlej, der, wie der Indus, auf der tübetanischen Seite des Himalaya aus dem See Rawan-

Rhada, 30° 40′ N. Br., 90° O. L., auf einem Plateau 14—15,000′ hoch entspringt, erst nach N.N.W. bis Schipke 10,000′ hoch fließt, dann nach S.W. gewendet das Gebirge durchbricht, zeigt 3 Stufen-Landschaften: auf dem Rücken des Himalaya außerhalb der indischen Grenze das obere Kunawar, wo Berggipfel von 15—16,000′ hoch; im mittleren Thale Bissahir (Hauptstadt Rampur); im untern Thale Belaspur, 3—4000′ hoch, mit Piks von 7000′. Schneereiche Ketten umschließen und durchziehen das erstere Land, meist Schneefelder mit rauhen Felswüsten, tiefen Thaleinschnitten, beschwerlichen Wegen über Hoch-Pässe mit Seilenbrücken; das ganze Land nördlich der Pendjab-Ebene ist ein sehr zerrissenes Gebiet mit vielen kleinen Herrschaften ohne Einheit.

Das Hochland, das die Jamuna durchfließt, fällt rasch zur Tiefe ab und ist oben ganz mit Bergen [1]) ausgefüllt; dies Bergland, Sirmor, mit geringem Anbau, ist ohne Durchgangspässe im N., die südlicheren Thäler sind nur 2000′ hoch, so Dehra-Dhun. Oestlich vom Jumnotri, 31° N. Br. u. 96° 6′ O. L., nimmt der Himalaya an Höhe zu, der Jawahir oder Nandadewi 24,160′ (4026 T.) hoch, eigentlich 3 Piks, 30° 18′—30′ N. Br., 97° 25′ 30″—36′ O. L.; hier sind viele der höchsten und berühmtesten Gipfel des Schneegebirges [2]). Nordöstlich von hier, jenseits des Himalaya, liegen die heiligen Seen, 30° 40′—31° N. Br., 99° O. L., 14—15,000′ hoch, im N.W. der Ravanhrad, im O. der Manasa, vom Kailasa (Gangdisri), einem noch ungemessenen Ausläufer des Karakorum im N. und dem Himalaya im S., genährt, beide Gebirge und so auch den Himalaya mit dem Tsung-ling und Kuen-lun verbindend.

Von den 3 Quellströmen des Ganges tritt der 2te heiligste, Bhagirathi, aus dem Schneefelde Gangotri (Gangawatari, d. i. die Herabkunft der Ganga), 30° 59′ 30″ N. Br. u. 96° 94′ O. L., 9670′ hoch hervor, überragt von dem 20—21,000′ hohen Gipfel des Fünfgebirges, fließt nach W. und empfängt von N. aus den äußersten Bergen der höchsten Kette die Ganavi, an welcher der Paß über Nilang nach Tübet führt, wie an der Wischnu-Ganga, dem West-Quellstrom der Alakananda mit dem Wallfahrtsort Badarinatha, der Mana-Paß auch nach Tübet; wie an der weißen (Dhauli-) Ganga der Niti-Paß zu den heiligen Seen. An der schwarzen (Kali-) Ganga, die von N. in die Alakananda fällt, liegt 11,000′ hoch der Wallfahrts-Tempel Kedaranatha, vom Mahapantha-Pik, d. h. dem großen Weg (zum Himmel), 21,000′ hoch, überragt. Das Land am Obern Ganges heißt Garhwal, d. i. das Land der Bergfesten, von Garha oder Gada, Hauptstadt Srinagara an der Alakananda; im S. und O. liegt Kamaon. Die Kette, die den Pindar im S. begleitet, scheidet es von jenem; im N. das Trisula-Gebirge; die letzte Vorkette des Himalaya scheidet es von Rohilkand, Hauptstadt Almora.

Im Setlej-Thale ist die indische Bevölkerung bis an die höchste Kette vorgedrungen, in Marang fangen die Tübeter an. Das Jamuna-Thal, im N. geschlossen, konnte nur von Indien seine Bevölkerung erhalten, im O. vom Ganges immer mehr Beimischung nicht-arischer Völker, so in Kamaon die Doms, Rawats.

Im Mittel-Himalaya streicht das Schneegebirge nach O. etwas S. noch in zunehmender Höhe fort; im O. von der Gauri-Ganga, dem westlichsten Zufluß des obern Setlej, ragen die Piks des Pantschakola über 21,000′ empor, viele geringere Höhen in der Nähe: im S. der heiligen Seen der Kuntas, auch 21,000′ (3520 T.) hoch, der Mondberg (Tschandragiri) 3597 T., der weiße Berg (Dhawalagiri), 29° N. Br. u. 100° 40′ O. L., 4390 T., eigentlich der höchste Gipfel Ghosakoti 28,000′ engl., dann östlich die weiße Burg (Swetagava) 24,000′ hoch; andere unbekannte Höhen stehen ihm wenig nach; weiter im S. die Dhaya-

[1]) Jumnotri (d. i. Jamunna-vatari, die Herabkunft der Jamuna) 1606 T., Kedarnath 3606 T., Badrinath 3666 T., Gangotri 1613 T., Raldung 3349 T., Gangtang 3346 T. hoch.

[2]) Srikantha (Siva), Swargarohini (d. i. die Himmels-Ersteigung), beide 31° N. Br.; im S. 4 andere, zusammen das Fünfgebirge genannt (Pantscha-Parvata), 97° O. L.

bung-Gruppe, in ihrem Gipfel Goschinstan (eigentlich Goswawisthana, d. i. Sitz des heiligen Mannes) noch 23,000′ hoch, und weiter im O. die Salpu-Kette mit eben so hohem Gipfel von 3020 und 3995 T., bis zum Ende des mittleren Himalaya, der Rimola-Kette am Tista. Das Inderthum drang in diese Thäler erst spät ein, selbst Nepal tritt früher zurück.

Vier Ströme, die in den Ganges sich ergießen und aus dem Hochgebirge zwischen dem Pantschakola und der Karpola- (Rimola-) Kette kommen, theilen das Hochland in die 4 Gebiete der Gogra, Gandaki, Kosi und Tista. Der obere Arm der Gogra (Kenar)entspringt auf dem Taklakot-Paß 14,000′ (2744 T.) hoch auf dem Plateaulande, etwas westlich von den Quellen des Tsangbo. Das Gebiet zerfällt nach Hamilton in viele kleine Fürstenthümer, die 22 Baisi (Dwavinsati) genannt, die einen Bund bilden, wozu Duti mit der Hauptstadt Dipal gehörte; östlich davon ist das Alpenland Jumila, im O. vom Rapti begrenzt; die Einwohner sind Bhota, erst später drangen Inder ein.

Der Haupt-Arm des Gandaki entspringt bei Mastang auf dem Plateaulande nördlich vom Dhawalagiri, durchbricht zwischen ihm und dem Swetaghara die höchste Kette; an ihm führt ein Paß nach Tübet; es ist der Hauptstrom von Nepal, dessen politische Grenze verschiedene Ausdehnung erhalten hat. An einem Zuflusse kurz vor seinem Eintritt in den Terrai, der Trisula-Ganga, führt ein Paß nach Kheres in Tübet. Wie im W. die 22, so bestanden hier 24 nicht-indische Staaten (Tschaubaisi, aus Tschatur-Vinsati); aus einem derselben zwischen der Gandaki- und Trisula-Ganga stammen die Gorkha, die jetzigen Beherrscher Nepals; die Hauptstadt, Kathmandu, 27° 42′ N. Br., liegt 4784′ hoch. Die Kosi entspringt aus 2 Armen auf dem Plateaulande im N.; die warme (Sankosi) umfließt das Salpu-Gebirge; an ihr und auch am andern Arm geht ein Weg nach Tübet. Die Tista, die jenseits der höchsten Kette vom West-Fuße des Tschamalari dem Ganges zuströmt, durchfließt das kleine Land Sikkim; hier ist der höchste Pik der Kintsching-Junga mit dem Pundim, Kubru, Nursingh, alle mit ewigem Schnee bedeckt. Eine doppelte Bergkette wie in den Anden fand Hooker im N.O.-Sikkim so wenig, als Dr. Thomson im N.W.-Himalaya.

Der Ost-Himalaya über Bhutan und Assam ist der unbekannteste; von den Quellen der Tista steigt er noch nach O. unter 28° N. Br. und einer Ausbiegung nach N. und S. Der Tschamalari-Pik ist noch 24,400′, nach Hooker 23,929′ hoch, zur Rimola-Kette gehörig. An der West-Seite führt ein Paß nach Tübet; die weitere Fortsetzung nach O. ist unbekannt. Der 35 M. breite Gürtel von Alpen-Landschaften innerhalb der äußersten Hochkette heißt Bhutan oder das Land der Bhota, Tübetaner auf der Süd-Seite des Himalaya. Auch hier fällt er stufenweise ab, aber nur im W. zwischen Tista und Gadadahra; östlicher (108° O. L.) und über der S.-Wendung des Brahmaputra erheben sich in einzelnen Hügeln, nicht über 1200′ hoch, auf der Süd-Seite des Flusses die Vorsprünge des Garro-Gebirges. Weiter nach O. ist südlich vom Himalaya nicht mehr die indische Ebene, sondern das von Bergen auf beiden Seiten eingeschlossene Thal des Brahmaputra, Assam, das im O. die hohe Langtam-Kette 27° 40′—28° N. Br. schließt, während der bhutan'sche Himalaya 28° 40′ nach N. abbiegt; östlicher heißt jene Kette Namkio, es ist dieß die Ostmark Indiens; die Einwohner Assams waren ursprünglich Nicht-Inder. Dieß ist der äußere südliche oder indische Himalaya.

Man unterscheidet noch eine innere und nördliche Kette. Die Tsangkette (Zsang) läßt man in Tübet, nördlich vom Tschamalari, seinen Hauptfluß, den Jaru-Tsangbo, die Khor- (Chor) Kette aber nördlich davon, das Becken des Tängri-Noor im N. begrenzen, im W. beide vom Kailasa ausgehend; indeß ist dieß gänzlich terra incognita.

Am Fuße des Himalaya ist der Terrai, d. i. pers. die Feuchte, an der Grenze Sikkims 10, an der Nepals 30 e. M. breit, nach Hooker ein Mittel zwischen dem Alluvium der Ebene und dem Felsen der Hügel, abwechselnd Bette von Sand, Lias

und Steinblöcken, von den Bergen herabgekommen, mit Sal- und Sissu-Wald. Die Kiesbette erstrecken sich 20 e. M. von den Sikkim-Bergen mit großen Steinblöcken, Terrassen von verschiedener Breite und Länge 250—1000′ hoch bildend. Der Sikkim-Himalaya mit seinen Buchten und Fluß-Engen erschien Hooker wie Thomson durchaus wie eine vom Sturm gepeitschte Fronte einer bergigen Küste, seine schmalen tiefen Thäler erinnerten ihn an die Fjörds Norwegens, die West-Küste von Schottland und Süd-Chili. Bis 6000′ hoch findet man im Himalaya 80′ über dem Fluß-Niveau terrassenartig Kiesbette aufsteigend, die nur abgelagert werden konnten, als die Flüsse noch in einem tiefen Meere ausmündeten; sie sind bis 1000′ abwärts mit Transportblöcken übersäet.

Durch mehrere Stufen steigt man aus der indischen Ebene empor und die verschiedenen Vorketten sind verschieden zusammengesetzt. Die erste niedrigste Vorkette, 2200′ über der Ebene oder 3200′ bis 4000′ über dem Meere, besteht aus Sandstein auf Thon-Unterlage, dem Steinkohlengebirge oder jüngern Formationen angehörend. Die zweite Kette, von der ersten durch eine Reihe von Längenthälern getrennt, 3200—8400′ hoch, in der Mitte aber mit einer muldenförmigen Vertiefung bis 4000′ hinabsinkend, ist meist Schiefergebirge und besteht aus jüngerm Thonschiefer mit Grauwacke, dann aus älterm und Glimmer-, Chlorit- und Hornblende-Schiefer mit mächtigen Quarz-Lagern und Urkalk, Porphyrmassen, den Glimmerschiefer durchbrechend. Ein gewaltiger Granitberg, der Tschur, 11,400′ hoch, erhebt sich 95—96° O. L. über diese Schiefermassen. Die dritte höchste Kette des eigentlichen Himalaya ist Gneis, z. B. in Balti, von Granit durchbrochen, der die erhabensten Spitzen des Gebirges bildet, z. B. in Ladakh. In den Thalschluchten und auf den Plateaux des Tafellandes, das sich im N. der Schneekette ausdehnt, in Höhen, die mit den höchsten Alpengipfeln des Berner Hochlandes wetteifern, hat man Formationen von Flötz- und Tertiär-Gebilden gefunden und in ihnen zahlreiche Versteinerungen, namentlich Ammonshörner, an den Ufern des Gandak, die also vor vielen vielen Jahren unter Wasser begraben waren; in Ladakh Conglomerate von Kalkstein-Muschelschaalen, fossilen Knochen bis 17,000′ hoch. Hodgson erlebte den 26. Mai 1821 bei Gangotri 9680′ hoch ein Erdbeben, daß das ganze Gebirge und N.W.-Hindostan erzitterte. Die Querthäler, wo der Durchbruch beginnt, sind im Durchschnitt etwas höher als die zweite Kette. Von größeren Thälern hat der Subhimalaya in der Ost-Hälfte blos das rautenförmige Thal von Nepal, dessen Hauptstadt Kathmandu ist, 27¾° N. Br. und 104° O. L., 20 engl. M. lang und breit, 4200—4700′ engl. hoch, nach Hodgson, und das kleinere höhere Thal von Yumila, das nur Gerste (Hordeum coeleste) erzielt; in der West-Hälfte des Subhimalaya das große Thal von Kaschmir, 6000′ hoch. Auch große Alpenseen, wie die Schweiz hat, fehlen ihm; dagegen bilden die großen Schnee-Piks nach Hodgson wahre Divortia aquarum. Das Nähere bei Indien.

Wenn der Himalaya in seiner westlichen großen Hälfte etwa bis zum Meridian von Benares, 91—100° O. L., von N.W. nach S.O. gerichtet ist, streicht er von da zwischen 100—118° direkt von W. nach O. Dort dem Kuen-lun keineswegs parallel, im Meridian von Attok und Djellallabad ihm vielmehr so genähert, daß zwischen Kabul, Kaschmir, Ladakh und Badakschan der Himalaya mit dem Hindu-Khu und Thsung-ling eine zusammenhängende Gebirgsmasse zu bilden scheint, während gegen O. der Abstand zwischen dem Himalaya und Kuen-lun sich auf 6—7° Br., fast zur Breite von Deutschland erweitert, mit tübetanischen und mongolischen Landschaften erfüllt, mehr durch Nebenketten und isolirte Bergmassen verengt, als es bei den nördlichern Hoch-Ebenen zwischen den andern Bergsystemen Hoch-Asiens, dem Kuen-lun, Himmels- und Goldgebirge, der Fall ist; doch ist dieß Terra incognita. Die milden Winter und der Weinbau im Klostergarten zu H'lassa (29° 40′ N. Br.) lassen tiefe Einsenkungen vermuthen; Höhenbestimmungen fehlen. Wenn man vom Gebirgsknoten des Hindu-Khu ausgeht, erweitert sich der Gürtel von Gebirgslandschaften, der am Obern Indus an der Grenze von Iran mit einer Breite von 5°

von N. nach S. beginnt, im Meridian von H'lassa nördlich von Bengalen schon zu zu 10° Br., je weiter östlich bis China aber immer mehr zwischen dem Golf von Tung-king und selbst dem von Kanton bis zum Khukhu-Noor bis zu 15° Br. von S. nach N., ein Länder-Complex, wie der von ganz Mittel-Europa von der West-Küste Frankreichs bis zum asiatischen Rußland, zuletzt aber wie zwischen jener und dem Nord-Ufer des Schwarzen Meeres 225 M. (15° Br.) breit und an 600 M. (45—50° Br.) von W. nach O. lang; wie von der Westküste Frankreichs bis zum Ural. Das Anwachsen dieser mächtigen Gebirgszone an Breite gegen O. entsteht, indem die parallelen Ketten ostwärts durch Ab-, Zu- und Fortsätze eine immer mehr divergirende Richtung annehmen, die ganze S.O.-Hälfte des trapezoidischen Hochlandes und einen großen Triangel des Erd-Sphäroids mit einer indischen und chinesischen Seite nach Außen und einer tübetanischen gegen das Innere des Hochlandes erfüllen; dessen äußerste Spitze im N.W. bei Kaschghar und Balkh (85° O. L.), im S.O. gegen Tung-king (130° O. L.) und Kanton im N.O. um den Blauen See (Khukhu-Noor 37° N. Br.) und obern Hoang-ho liegen. Dieser mächtige Triangel vom Gebirgslande nimmt wenigstens ein Areal von 100,000 O.-M. ein, also ⅔ von Europa, ⅛ von ganz Asien.

Man nimmt an, daß die Meridian-Ketten Hinter-Indiens, die es von N. nach S. durchziehen und die verschiedenen Fluß- und Ländergebiete trennen, und ebenso die Gebirge Chinas (Kan-sus, Sse-tschuans, Yun-nans) mit dem Himalaya zusammenhängen, und betrachtet ebenso die beiden Hauptketten, die China von W. nach O. durchziehen, die N.-Kette (Pe-ling) unter 34° N. Br. und die S.-Kette (Nanling) unter 26° N. Br. als Ausläufer von dieser Gebirgsmasse; nur darüber ist man zweifelhaft, ob auch die Gebirge Formosas damit zusammenhängen, die Humboldt vielmehr als eine Verlängerung der Berge Luçons betrachtet, die, wie die Taji-Ling-Kette im gegenüberliegenden Fu-kian, zu den Meridian-Ketten gehörten; aber es fehlen uns über diese Gebirge Hinter-Indiens und Chinas alle wissenschaftlichen genaueren Data über Zusammenhang, Höhe und geologische Beschaffenheit. In China ist in der Süd-Kette der Mei-ling-Paß auf dem Wege von Kanton nach Peking von Staunton zu 8000′ engl. (7500′ par.) geschätzt worden. Daß die Berge Formosas sich bis zu 1900′ T. (11,400′) erheben, vermuthet man nur, weil sie den größten Theil des Sommers Schnee behalten sollen. Einige Höhenbestimmungen, die wir über die Gebirge Hinter-Indiens haben, werden wir besser bei den Ghats erwähnen, da sie zu den Meridiangebirgen gehören.

Der Süd-Theil des großen asiatischen Plateaus zwischen dem Himalaya und Kuen-lun meint Humboldt sei nicht über 2000, vielleicht unter 1800 T. hoch. Wie hoch man sich aber das Plateau von Ladakh und der 3 Tübets zu denken habe, sei schwer zu sagen. Die Reisenden hätten nur die Paßhöhen, z. B. den Manerang-Paß von 2909 T., im Auge. Webb schätzte das Plateau von Tübet am Manasa-See zu 2266 T., Moorcroft das von Ladakh zu 2475 T. auf Montblancs Höhe; doch darf dieß nach Humboldt durchaus nicht als die Grenze betrachtet werden, zwischen welcher die Höhe des Plateaus schwankt.

Die beiden mittleren Ketten Hoch-Asiens sind ebenfalls, meist nur aus dürftigen chines. Nachrichten, nur wenig bekannt. Die nächste nach N. ist 2) die Kuen-lun- oder Kurkun- (Kulkun-) Kette, zwischen 37° u. 34° 19′ N. Br., 460 M. lang, begrenzt, wie gesagt, die 3 Tübets im N. Die Chinesen nennen das N.W.-Ende von einer wilden Zwiebel, die daselbst häufig ist, die Zwiebelkette, Thsung-ling daher bei den Bucharen Tartach-dabahn. Humboldt schätzt sie 3000 T. hoch. Die Richtung wird durch die Lage Khotans bestimmt (37° N. Br., 98° 13′ O. L.). Der Hauptkamm soll 240—280 Li (250 Li = 15 g. M.) südlich von dieser Stadt liegen. Weiter östlich nimmt sie die Richtung nach O.N.O. und erhält den Namen A-(O)neu-ta. Ueber die Pässe Keria und Tsatsa-dabahn soll man aus N.-Tübet (Ngari) in das Bassin von Khotan hinabsteigen. Alle Flüsse der beiden Abhänge des Gebirges verlieren sich östlich vom Khotanfluß in kleine Steppenseen, da

das Plateau der Gobi zwischen 100 u. 110° der L. von S.W. nach N.O. sich erhebt und das System des Kuen-lun im S. und Thian-schan im N. durchkreuzt. Wir kennen ihre Höhe nur weiter im O. zwischen 43—48° Br., wo sie schon nördlich vom Thian-schan bis 700 T. hoch ist. Die Richtung der Kuen-lun-Kette, die von Bolor im W. unter 36° Breite von W. nach O. ging, steigt allmählich bis 35° Br. hinab, später scheint der Gebirgsknoten um den Khukhu-Noor (36° Br.) die Richtung der Kette zu stören. Der Bain-Khara-Oola scheint eine nördliche Parallelkette des Kuen-lun zu sein, welcher letztere durch mehrere Kreuzungen von Meridianketten bis in den N.W. von China, westlich von Kan-su, sich fortsetzt. Die Hoch-Ebenen Tübets an ihren Anfängen im S. sind 16,800′ hoch; Gerard kam 1818 bis 18,210′ hoch; der Porkiul ist 21,300′, mehrere Schneeberge südlich vom Tsamru 22—23,000′, die Rambo-Berge 18—22,000′, den Tsambu im Meridian von Jigatzi schätzt Hooker 12—14,000′ hoch. Dieß sind einige Höhenbestimmungen. Merkwürdig, daß in dieser Kette 180 g. M. vom Meere eine Feuer-Grotte sein soll, im Berge Schin-khieu, die Flammen ausspeit; auch erwähnt die chinesische Geographie einen Berg mit Ammoniak-Salz.

3) Die dritte Kette, das Himmelsgebirge (chines. Thian-schan, türk. Tängri-dagh), streicht im Mittel unter 42° N. Br., seine Länge wird sehr verschieden angegeben, nachdem man verschiedene Bergketten als dazu gehörig betrachtet, was hier, wo fast alles Terra incognita, um so leichter ist, als Namen, die bei den Chinesen eigentlich nur einzelne Berge bezeichnen, von den europäischen Geographen willkührlich auf ganze Bergketten übertragen worden. Humboldt rechnet es mit den Fortsetzungen von den 1000 Quellen (mong. Ming-bulak) [1]) bis zur chinesischen Stadt Khukhu-khoton, 60—70 fr. See-M. (45—52½ d. M.) westlich vom Golf von Petschi-li, durch 42° Länge (89½—131½° O.), 8 mal so lang als die Pyrenäen; es begreift dann die Kette des In-schan, deren Zusammenhang mit dieser Kette aber wenig fest steht, zumal sie 2° südlicher 41½° streicht. Den Namen des Himmelsgebirges führe sie nur zwischen der Meridiankette von Bolor und der großen Anschwellung der Gobi in der Richtung von S.W. nach N.O., östlich von Barkul und Hami; von da bis zum West-Ende des In-schan (115—124° O. L.) sei sie wegen der Höhe des sie umgebenden Plateaus minder deutlich zu erkennen. Ritter dehnt sie gar bis zum Ost-Ende des langen weißen Gebirges (Tschang-pe-schan) nördlich von Korea, an dessen Grenze von La Perouse 6—700 T. hoch geschätzt, (90—147° O. L.) 57° Länge, hier jeder von 11 M., also 630 M. über, aus. Dieß muß wohl ebenso dahin gestellt bleiben, als wenn Humboldt im W. jenseits des Bolor sie bis zum Kaukasus sich fortgesetzt denkt, weil die allgemeine Richtung der Bergketten hier von S.O. nach N.W. zwischen 41 u. 43° Br. ist [2]), so daß die Trachyte und Porphyre des Kaukasus mit den Schlamm-Vulkanen Baku's in der Halbinsel Abscheron auf der einen und denen Tamans auf der andern Seite wie die vulkanischen Ausbrüche des Pe-schan bei Urum-tsi und Ho-tscheu im Thian-schan aus einer verlängerten Spalte hervorgegangen wären. Er bemerkt selbst, daß westlich von Bolor das System des Thian-schan nur durch die Längen-Erhebung des Asferah, eines Vorgebirges, das kaum bis zum Meridian von 85° gegen den Oxus vortritt und im Meridian von Samarkand den Namen Ak-dagh erhält und im N. in das Land von Urateppa sich erweitert, angedeutet wird. Reich an Steinkohlen, Naphtha, Ammoniak, Kupfer und Eisen, sieht er darin indeß eine Bestätigung seiner Annahme, daß es eine Fortsetzung der vulkanischen Kette des Thian-schan sei. Den Namen Temur-dagh, den das Himmelsgebirge südlich vom Issikul, d. i. türkisch „der heiße See", trägt, hat es von diesem See, der mongolisch „der eisenhaltige" (Temur-Noor)

1) Türk. Bin-gheul, chin. Thsien-tholnan bei Hiuan-thsang.

2) Kaukasus 41—44°; Akdagh u. Asferah 40⅔°; Aksu u. Kutsche 42 u. 42½°; Kutsche, Kharaschar, Turfan u. Barkul 43 u. 43½°; in der Gobi Thian-schan 44, 43 u. 42°; In-schan 41½°.

heißt, und von den Itinerarien 180 Werste lang, 50 breit (104⅓ Werste = 15 g. M.), Humboldt meint ⅙ zu groß, geschätzt wird. Von hier bis zum Terek-dagh im W. scheint das Himmelsgebirge den Itinerarien nach noch keine große Höhe zu erreichen, denn die Passagen sind ohne Eis, aber vom Meridian von Aksu (41° 9′ N. Br., 100° 27′ 30″ O. L.), beginnt wieder der ewige Schnee, so daß Humboldt seine Höhe über 1600 Toisen (3215 Mètres) schätzt, da er 7—8° Breiten südlicher liegt als der Altai, wo die Schneegrenze 11—1300 Toisen hoch ist. Wir kennen nur einzelne merkwürdige Punkte im Himmelsgebirge zwischen dem Ost-Ende des heißen Sees (Issikul, Thsing-tschi bei Hinan-thsang) und der Oase Hami: zuerst die Passage über den Gletscher Djeparlé (Mussur-Dabaghan, Ling-schan bei Hinan-thsang), zwischen Ili und Kutsche (Kiu-tschi), 41° 37′ N. Br., im Sommer, nach den Chinesen, auf der Höhe Eis, Schnee und Sumpf; 20 Li zieht man an der Seite hin, bis man den Gletscher erreicht, in den Stufen eingehauen sind. Aus seiner Seite ergießt sich ein Fluß in den Lop-See. Der ganze Kamm des Himmelsgebirges ist der Länge nach beeiset, der Breite nach von N. nach S. kommt man nur einige Li über Eis und Schnee.

Die zweite Merkwürdigkeit ist der Vulkan von Pe-schan, d. i. der Weiße Berg, auch der Feuerberg (chin. Ho-schan) genannt, im Meridian von Guldja (42° 25′ oder 35′ N. Br.). Es werden Lava-Ergüsse vom Jahre 89 bis zum 7ten Jahrhundert n. Chr. von den Chinesen erwähnt. Er soll beständig Feuer und Rauch ausgeworfen haben, an seinem Abhange brennten Steine, schmölzen und ergössen sich einige Dutzend Li weit; erkaltet erhärte die Masse; man sammle da Ammoniaksalz (chines. Nao-scha). Den Bogdo Oola, d. i. den hehren Berg, der das Gebiet Kur-Khara-Ussu vom Lande der Djulduz trennt, weiter im O. hält Humboldt für den Kulminationspunkt des Himmelsgebirges. Im N.W. verlängert er sich in der Kette zwischen dem Ili-Fluß und dem Balkasch-See. Durch diese Kette ist mit Pulver die große chinesische Nord-Heerstraße (Pe-lu) von Ili nach Pe-king gesprengt, während die Süd-Heerstraße (Nan-lu) durch das weidenreiche Land der Djulduz von Kutsche nach Tur-fan und Pe-king geht. Weiter östlich folgt die Solfatare von Urumtsi bei der Stadt gleiches Namens; 9 franz. M. weiter, zwischen dieser Stadt und Ili, ist der Boden weiß wie Schnee, man sinkt ein; wirft man einen Stein darauf, so entsteht ein Getöse und schwarzer Rauch, wenn einen brennbaren Stoff, eine Flamme; es heißt der Feuergraben. Aehnlich sieht man 180 franz. M. von Pe-schan bei der alten Stadt Turfan einen isolirten Vulkan, der nach den Chinesen noch Rauch und Dampf auswirft; man sammelt auch da Ammoniak. Diese vulkanischen Phänomene mitten im Festlande Asiens, so weit vom Meere, sind merkwürdig; leider beruhen sie nur auf unvollkommenen älteren chinesischen Nachrichten. Daß das Himmelsgebirge in der Gobi (95—104° O. L.) fast verschwinde, man aber in In-schan und dem langen weißen Gebirge weiter östlich eine Fortsetzung zu finden meine, ist schon erwähnt.

Die zweite und dritte Kette Hoch-Asiens, der Kuen-lun im S. und der Thian-schan im N., werden im O. durch eine Meridian-Kette, den Bolor oder Belur-dagh (sie heißt auch Muz-dagh bei Strahlenberg, während Arrowsmith 1818 und Purdy eine Kette des Thian-schan so nennen, Thomson den Kuen-lun) verbunden. Humboldt setzt sie 32½—45¼°, specieller von 36—40½° N. Br., 195 g. M., halb so lang als der Ural, betrachtet sie aber nur als Glied einer langen Reihe von Meridian-Erhebungen von S. nach N., die bei parallelen Achsen aber in ihrer Lage wechseln, so daß jede neue Erhebung in einer Breite anfängt, die die vorige noch nicht erreicht hat, vom Cap Kamorin gegenüber Ceylon bis zum Eismeer, zwischen 84—95° O. L., in einer mittleren Richtung von S.S.O. nach N.N.W. sich erstreckend, zu welchem System der Meridiangebirge außer dem Bolor der Ural im N., die Soliman-Gebirge, die Ghats und der Paralasa im S. gehören sollen. Die Kulminationspunkte der Bolor-Kette, jetzt die West-Grenze des chines. Reichs, die auf 3000 T. Höhe geschätzt werden, sind zwischen 35—40° N. Br., be-

sonders gegen die Knotenpunkte, wo sie sich mit den Ost- und West-Ketten kreuzt; sie sinkt in ihrer schwachen Verlängerung im S.S.O. von Kalabagh und der Salzkette, und auch nördlich vom Thian-schan, wo der Sir sie durchsetzt, herab. Der Kosyurt zeigt indeß wieder Gipfel mit ewigem Schnee. Weiterhin den Ebenen zu, die der Tschui durchströmt, der aus dem Tämurtu-See kommt, verliert der Bolor sich gänzlich. Der Kara-tau scheint sein Nord-Ende zu sein, aber da dessen Neigung nach N.W. ist, so bildet er vielleicht ein kleineres, besonderes System. Die Bolor-Kette ist leider nur in ihren Knotenpunkten bekannt, und wir wissen nicht, was ihr und den Ost- und West-Ketten angehört. Im Ost-Theile zwischen der Kreuzung des Bolor mit der Süd- und Nord-Kette des Hindu-khu (35° 25′ N. Br.) erhebt sich nach Elphinstone der Pik Tutucan-Mutcani, sehr unsicher zu 3200 T. geschätzt; unterm 37° N. Br. die Gruppe von Puschtikur, nur der Rand der viel bedeutenderen Anschwellung des Pamer-Gebirges (nach Burnouf der Name aus dem Sanskrit Upa-Meru, d. h. über dem Meru), nach Wood 37½—38° N. Br., ein Plateau von 15,600′ engl. (2440 T.) mit dem See Sir-i-kol, dem der Oxus entspringt. Daß der Bolor, wie die meisten Längen-Erhebungen, z. B. der Ural, aus parallelen Ketten durch Hochthäler oder Plateaux getrennt bestehe, schließt Humboldt aus den 3 großen Passagen über den Bolor zwischen Ost- und West-Turkistan, der nördlichsten von Yarkand und Kaschgar nach Khokand, dann zwischen Utsch und Andidjan, 41¼° N. Br., endlich der südlichsten von Pamir und Kartschu, 37°10′ N. Br., nach Yarkand.

Wenn der Zwischenraum zwischen dem Kuen-lun und dem Thian-schan im O. durch den Bolor geschlossen ist, so ist er im W., wo er in der Gobi sich verflacht, offen. Wir kennen die geognostische Beschaffenheit dieser erst weiter östlich, nördlich vom Thian-schan, wo die Randgebirge und Vorberge im N. bei Dschir-galantu 4620′ (770 T.) hoch, wilde, nackte Porphyr-Felsen, wie den Darchan-Oola zeigen, bei Olon-Baischin wagerecht geschichtete Syenitmauern sich von O. nach W. aus dem flachen Boden erheben, die die N.-Mongolei von der mittlern oder eigentlichen Gobi 3480′ hoch trennen. Der flache Boden dieser, mit Steintrümmern und Geschieben, meist von Porphyr, Jaspis, große Strecken auch mit Chalcedon, Karneol und Achaten bedeckt, oder fester nackter Lehmboden mit leichtem Salzanflug — die tiefsten Theile der Gobi von Ergi bis Scharaburdurghuna kaum über 2400′ hoch, mit vielen kleinen Salzseen — ist, wie man meint, ein ehemaliges Binnen-Meer. Von da bis Durma besteht die eigentliche Wüste aus Sand mit Salztheilen. Es hebt sich dann im S. die Gobi von Zakildakan wieder; bei Zsameinussu ist das südliche ehemalige Meeresufer, und es folgt ein ähnlicher Felsenstrich wie im N. Bei Zaghan-Balghassu, im Parallel etwa des Thian-schan, ist man schon 4200′ (700 T.) hoch angestiegen und erhebt sich weiter nach S., China zu, bis 5100′. Die Erhebung der Plateaux der Gobi und von Iran von S.W. nach N.O. hält Humboldt, wie die Depression des Balkasch-, Issikul- und Alaktugul-Sees und die des Kaspischen und Aral für früher als die Erhebungen am Rande.

Die vierte Kette Hoch-Asiens, das Goldgebirge, der Altai (chines. Kin-schan), in der westlichen mehr convergirenden Hälfte 4—6° oder 60—90 M., in der östlichen 10—12° oder 150—180 M. vom Thian-schan entfernt, das kürzeste der 4 Systeme, erstreckt sich nach Humboldt zwischen 50—52½° N. Br. u. 99½—128° O. L., von W. nach O., von den Minen vom Schlangenberge bis südlich vom Baikal-See durch 260 frz. S.-M. (195 d. M.) Man erstreckt den Namen aber verschieden weit: die Chinesen nur 2000 Li (150 d. M.), aber weiter nach S., mehrere Ketten darunter begreifend, während Andere, wie Pallas, ihn über die Maßen nach N.O. bis zum Ocean ausdehnen, da der Wechsel der Gänge und die Richtung des Khingan und Jablonoi-Chrebet von S.W. nach N.O. nach Humboldt ein anderes System von verschiedenem Alter anzeigen. In engerer Bedeutung gebraucht, wie oben, unterscheidet man dann den Altai Bielki mit der Sajanschen Kette, dann südlich die Tangnu-Kette und noch südlicher die Ulangom-Oolakette. Der Altai-Kolywan bildet blos ein großes Vorgebirge am West-Ende des Altai-Systems,

das in die sibirische Ebene zwischen dem Ob und Irtisch vortritt, von W. nach O. streicht, die Barabinskische Steppe im N., die der mittleren Kirgisenhorde in W. und S.W. hat, nach Humboldt 4400 frz. S.-M. (3300 g. M.) im Umfange, fast die Fläche von England, 3 mal so groß als Böhmen, 4 mal so groß als die Schweiz, außer im O., ganz von Ebenen umgeben. Barnaul hat nur 360' p. Höhe, die Steppe von Platowsk liegt nur 802', der Kolywan-See 950', Ustkamenogorsk 790' und Semipalatinsk 710' hoch, was um so auffallender ist, als 20 g. M. davon die Alpen von Tigerätzki und Korgon sich plötzlich 7000', und 40—45 M. davon die Gipfelpunkte des ganzen Altai, der Weiße Berg (Bielukha) mit Gletscher und alten Morainen am Süd-Abhange, dem die Katunja entspringt, und die Katunia-Säulen nach Gebler sich bis 10,300' oder 1720 T. über dem Meere (1090 T. über dem Plateau des weißen Berel), einige andere Gipfel 1250—1400 T. hoch erheben. Dieser Altai bildet also kein Randgebirge des Central-Plateaus von Hoch-Asien. Die Erhebung der Gobi zwischen ihm und dem Thian-schan beginnt erst unter 113° O. L. Bedeutende Plateaux gibt es im S. vom Altai zwischen ihm und dem Thian-schan nicht; die Ebenen, worin die Seen Dsaisang, Balkasch und Alaktugul zwischen beiden liegen, erreichen wahrscheinlich nicht die Höhe der Hoch-Ebenen um München, Madrid und Toledo.

Die Sajan'sche Kette trennt sich vom Altai im Parallel des Telezker-Sees und erstreckt sich, wo der Jenisei in die Niederungen Sibiriens tritt, unter dem Namen Schabina-Dola, im Mittel 51½—52° N. Br.; unter 110° 37' O. L. von Erman 1000 T. hoch geschätzt. Die Tangnu-Kette, mit ewigem Schnee bedeckt, trennt sich vom Altai 1½° südlich von der vorigen, begrenzt das Bassin des obern Jenisei und erstreckt sich 11° L. bis zum Kossugul-See, im Mittel von W. nach O. — hier die Ursitze der Samojeden. Bei diesem See, wo sie sich verliert, steht sie durch Meridiangebirge im N. mit der Sajan'schen und im S. mit der Ulangom- (Uriangbai) Kette in Verbindung, der südlichsten des ganzen Altai-Systems, die im Parallel von Kurtschum beginnt und von W.S.W. nach O.N.O. der Quelle des Orchon zu sich erstreckt. Vom Altai geht, wo die Meridian-Richtung vorzuherrschen anfängt, etwa 52° 30' N. Br., bis Tomsk 56° 29' N. Br. die Kette von Kusnetsk und Salairsk aus, fast eine Meridiankette, die von S.S.O. nach N.N.W. streicht, deren Ost-Abhang wie der Ural reiche Goldwäschen hat. Klein gegen den Ural, hat sie dennoch die Länge der Pyrenäen und Schweizeralpen. Man nennt sie auch die Alatau- oder Kette von Abakansk; sie scheint nur eine Wiederholung des Ural zu sein, ihre Höhe über den Tom nach Federow wie die von Riddersk über den Irtisch 8—900 T., der nördlichste Gipfel, der Taskül, nach Lessing 4250' über den Tom, 5130' über dem Meere.

Die geognostische Beschaffenheit des Altai ist wenigstens im russischen Antheile, den die Buchtarma vom chinesischen trennt, etwas bekannter. Die Kirgisensteppe und N.-Abdachung des Altai ist nach Engelhardt ein Fels-Ganzes, in dem Grünstein und Granit, die Hauptglieder, mit einander wechseln; von S.O. nach N.W. streichen, dem Grünstein untergeordnet, Schiefer, Thonschiefer, Grauwacke, Quarz, Jaspis und Kalkstein; dem Granit untergeordnet ist der Porphyr, der aus dem Grünstein als höhere Berggipfel hervorragt, während der verwitterte Granit die niedern zerrissenen Berge bildet, z. B. bei Kolywan. Wo Granit und Grünstein aneinander grenzen, sieht man Quarz, Hornstein, Porphyr, auch wohl Kalkstein, die in Klüften, Gängen und Nestern Kupfer, Silber und Blei führen. Zwischen dem Irtisch und Ob dringen von N.W. nach S.O. Sandstein und Steinkohlen tiefer in das Gebirge ein mit zahlreichen Koch- und Bittersalz-Seen, auch Gyps. Diese Angaben, immer von einzelnen Punkten ausgehend, sind daher nicht überall gleich. Nach Humboldt bildet Thonschiefer die größte Masse des eigentlichen Altai, und die Durchbruchfelsen, Diorite, Granite und Porphyre, spielen nur eine sehr untergeordnete Rolle; Talk- und Chloritschiefer ist nur im SO. — er hat den Altai-Kolywan vorzüglich im Auge, — Kalkbildung und Versteinerung sind da sehr selten. Wo Porphyr und Thonschiefer einander berühren, liefert nach v. Helmersen der Altai das goldhaltige Silber, jährlich an

1000 Pud, das Waschgold aber nicht der eigentliche Altai, sondern der erwähnte N.-Ausläufer desselben im Meridian des teletzkischen Sees, der sich im Parallel vom Tomsk verliert, der Ala-tau, und zwar vorzugsweise wieder die Ost-Seite. Wahrer Basalt fehlt im Altai wie im Ural. Der Kamm des Ala-tau scheint Granit, der an den Abhängen in Syenit, in N.O. und N.W. in Grünstein und Gabbro übergeht. Doch wurde im Altai eine Trachyt-Bildung gefunden, heiße Quellen von 34°,4 R. kommen bei Rakhmanovka im S.O.-Altai aus Granit hervor. Die Erderschütterungen des Baikal-Bassins gehen westlich bis Riddersk. Der Ural hat weder Trachyt noch heiße Quellen. In der Sajan'schen Kette von 1000 T. Höhe brechen vulkanische Felsen durch im Thale des Irkut und der Djida; Melaphyre, Basalte, schwefelhaltige Quellen im Baikal-Bassin von 45° R. aus Gneis- und Granit-Felsen. Die Nord-Seite des Sajan'schen Gebirges zwischen dem Jenisei und dem West-Ende des Baikal zeigt nach Erman Kalk, Glimmer- und Chlorit-Schiefer, Granit, Syenit, an der Uda hohe Wände von Steinkohlen-Sandstein, an der obern Uda Basalte zwischen Graniten. Tschihatscheff unterscheidet den West-Altai zwischen dem Ob und der N.-Katunja, von N.W. nach S.O., und den Ost-Altai zwischen den Sajan'schen Bergen und der S.-Katunja von N.O. nach S.W. gerichtet, und ebenso ist die Lagerung beider verschieden; wo beide Achsen sich kreuzen, ist der höchste Punkt des Altai: die Katunja-Säulen. Oestlich vom Jenisei treten Basalte, Phonolite, Trachyte, Obsidiane und Laven, z. B. in Kamtschatka, auf, die West-Sibirien fehlen, wie auch sekundaire Formationen, wie Kreide und Tertiär-Ablagerung dem Altai ganz fremd sind. Ost-Sibirien an der Lena von Jakutzk bis zu dessen Mündung mit den Inseln im Eismeer, meint er, habe sich später erhoben als West-Sibirien, namentlich der Altai. Als den südlichsten Zweig des Altai betrachtet Karelin den Tarbagatai, 200 Werste lang von W. nach O., 18 Werste breit, bis 7560′ hoch; 200 Werste südlich davon der Ala-tau bis über 10,000′ hoch; zwischen beiden ist ein Grauwacken-Bezirk, Thonschiefer von den Quellen des Tschui bis zum Saisan.

Früher setzte man eine imaginäre Kette [1]), die den Altai mit dem Ural verbinden sollte, die es aber nicht gibt; man meinte, die Wasserscheide zwischen 2 Wassern — hier dem Irtischbassin und dem Kaspischen Meere — müsse immer ein Gebirge sein, das man um so höher annahm, je größer die Flüsse. Aber an 22° der Länge, über die doppelte Breite von Frankreich, ist nach v. Humboldt das West-Ende des Altai (49—50° N. Br.) von der Meridiankette des Ural, den Mugodjarischen Bergen, entfernt, wie wir gleich näher erörtern werden, nachdem wir einige Worte über das Grenzgebirge des Ural gesagt haben.

Der Ural, an der Grenze Asiens und Europas — der Name soll Erdgürtel bedeuten, bezeichnet bei den Einwohnern aber nur eine einzelne Felsmauer — ist eine fast isolirte Meridian-Kette, deren Länge verschiedentlich angegeben wird, nachdem man sie nördlich und südlich ausdehnt, auf 250—444—525 d. M.; letztere Angabe ist jedenfalls zu groß, da der Ustsurt (41° 30′—48½° N. Br., 74° 25′ O. L.) zwischen dem Kaspi- und Aral-See mit der Richtung nach N.N.O. und einer Höhe von etwa 600′ nach v. Helmersen nicht dazu gehört, da er blos aus horizontalen Ablagerungen von Sand- und Kalkstein besteht, die dem Ural völlig fremd sind. Der wahre Anfang des Ural ist nach Humboldt am Airuk 48° 45′ N. Br., in der Steppe der Horde der kleinen Kirgisen. Da theilt sich der Ural in die Kette Mughodjar im O. von S. nach N. und Urkatsch im W., von S.W. nach N.O. gehend, jene nach Pansner nur 80—150 T. hoch; das N.-Ende ist 50° N. Br. 77° O. L. Da indessen hier erst die dioritischen und porphyrischen Felsen beginnen, die durch Talk- und Chlorit-Schiefer durchbrechen, die den Ural charakterisiren, so setzt v. Helmersen mit Eversman erst hier 76° 35′ O. L. den Anfang des Ural im S. Drei Ketten laufen dann statt der zwei, mehr oder minder parallel von 51—56° N. Br.: 1) Kara Edyr u. Ilmen im O., 2) Irendik in der Mitte, 3) Iremel (793 Toif.) und Groß-Taga-nai (55° 14′ N. Br., 547 Toif.)

[1]) Alghydin Chamo bei Rytschkow, Alginskoi-Chrebet bei Falk, der Wall des Gog und Magog auf Arrowsmith's Charte Asiens von 1818.

im W. Nördlich von Kyschtim hört die Dreitheilung nach und nach auf (55¾° N. Br.), die Ilmen- oder West-Kette verflacht sich. Wo der Ural am höchsten hier, ist er (die Bolschaya Gora) nicht über 380 T. — Auf der großen Straße von Moskau nach Tobolsk über den Ural (56¾° N. Br.) steigt man so wenig an, daß man um ⅓ niedriger als in München ist, man meint, die Bergkette sei zwischen Katherinenburg (126 T.) und Nischnei-Tagilsk (110 T.) ganz unterbrochen. Humboldt gibt die Höhe der einzelnen Berge, die Angaben variiren aber sehr, z. B. beim Magnetberg Blagodat (58° 17′ N. Br.) von 944′ nach Arschipoff, bis 1434′ nach Erman; der Kondschakowskoi-Kamen erhebt sich 844 Toiſ. nach Fedorow, 880 Toiſ. nach v. Helmersen. Dieß wäre der Kulminationspunkt, doch ohne ewigen Schnee, 59° 40′ N. Br. Da der Iremel 54° 22′ N. Br. sich 793 T. nach v. Helmersen und die Berge westlich von Obdorsk nach Erman 780 T. (4680′) hoch erheben, so erreicht der Ural im N. und S. wie in der Mitte einzeln eine ziemlich gleiche Höhe. Die mittlere Richtung der Achse des Ural zwischen 48° 45′ und 60° 20′ N. Br., 172 M. weit, bleibt mit einem Schwanken von nur 2° L. die eines Meridian-Gebirges. Die Breite der Kette entspricht aber nicht der großen Länge, da sie nur die der Pyrenäen (10—12 frz. M.) beträgt; doch ist die Grenze im W. schwer zu bestimmen, da sich mehrere Contre-Forts im W. vorlagern; der Abfall im O. ist im Parallel von Katherinenburg noch unmerklicher. Die Verlängerung der Bergkette bis zum Eismeere in den Obdorischen Bergen, deren 5 Gipfel Erman zwischen 66° 49′—67° 12′ N. Br. und 83° 55′—84° 39′ O. L. auf 780 T., den höchsten nördlichsten Pik, die anderen dann 622, 375, 349 und 201 T. (4680—1206′) schätzt, mit einer Achse von N. 35° O., fällt von N.O. nach S.W. plötzlich ab, verschieden streichend vom Ural (der N. 25° W.), aber übereinstimmend nach Erman in den geognostischen Verhältnissen: syenitischem Grünstein, Hornblendenschiefer u. s. w. Strajewsky, der 450 Werste nördlich von Bogoslowsk in ein fast unbekanntes Land vordrang, sah die Uralkette fast verschwinden und durch jurassische Formationen ersetzt, dann aber 64° N. Br. erschien der Ural in 3 Ketten wieder, wovon die westlichste höchste mit ewigem Schnee bedeckt ist, und nach seinen ostjakischen Führern sollen nördlich vom 64° N. Br. die Schneeberge keineswegs abnehmen. Nach v. Bär hatte die Expedition nach Nowaja Semla wahrscheinlich gemacht, daß der Ural in seiner ursprünglichen Richtung von S. nach N. durch die Insel Waigats bis 76° N. Br. sich fortsetzt. Nowaja Semlja, 90 M. von S.S.W. nach N.N.O., ist nach Lütke im S. bis 74° und die ganze Ost-Seite wenig hoch, während im W. die Mitte Berge von 398, 543 und nahe an 625 T. hat. Erman meint dagegen, daß es mit Waigats nicht zum Ural, sondern eher zum Skandinavischen System gehöre, da das Streichen ihrer Gebirge ganz verschieden, das Gestein von Waigats Grauwacken-Schiefer mit eingesprengtem Eisenkies sei. Wenn man diese Länge des Ural annimmt, so ist kaum die Hälfte davon hypsometrisch bekannt und durch den Bergbau von Bogoslowsk bis Orenburg (60—52° N. Br.) erschlossen; im Mittel nur 3000′ hoch, die höchsten Gipfel im S. 4000′, nur einige, wie der Kondschakowskoi-Kamen, 844—880 T. hoch. Er besteht aus Glimmer, Thonschiefer und Kalkstein mit Grünstein und Granit, wovon dieser gewöhnlich die Central-Kette, den Ost-Abhang und viele der höchsten Höhen einnimmt, der Grünstein diese am O.-Fuße in einem tiefern Niveau begleitet und bisweilen markirte Bergreihen bildet; nur südlich von Orenburg sind Glimmerschiefer und granitartige Massen zu bedeutender Höhe gehoben, sie gewähren aber keine interessanten malerischen Umrisse. Dagegen birgt das Innere des Ural reiche Mineralschätze, Feldspathkrystalle von ¾′ Durchmesser, Zirkone von ½ ℔ Gewicht, Smaragde und Berylle von nie gekannter Größe, die reichsten Metall-Ausbrüche am Ost-Abhange, unerschöpfliche Vorräthe der besten Eisenerze, ansehnliche Kupfergruben, reiche Goldlager. Die Menge und Schönheit der heterogenen Substanzen in kleinen Gruppen übertrifft nach Humboldt Alles, was das Zillerthal und das von Fassa zeigen. Die kleine Ilmenkette, meist aus Granit bestehend, zeigt nach Rose allein 28 Mineralien, darunter 4, die nirgends anders gefunden werden; im Alluvium außer Gold Platina, Iridium, Osmium-Iri-

dium und Diamanten. Humboldt meint, die Erhebung des Ural habe später als die Depression des Kaspischen Meeres stattgefunden, und wenn sich Mammuthknochen u. s. w. dort fänden, möchte ein Theil des Diluviums der angrenzenden Ebene mit der Kette 9—1200′ emporgehoben sein. Wie schon bemerkt, hängt der Ural nicht mit dem Altai zusammen, vielmehr trennte sie früher wohl ein Meeresarm, der den Aral- und den Kaspischen See mit dem Eismeere verband; eine Reihe Senkungen des Bodens mit zahlreichen Salzseen beurkunden noch den frühern Zustand. Wie im N.W. der Ural, bilden im S.O. die Vorberge des Altai die Ränder dieser merkwürdigen Furche. Von Helmersen meint, daß die Erhebung des Ural und Altai und das Verschwinden dieser Meeresscheide Wirkungen derselben Katastrophe waren.

In der Steppe der mittleren Kirgisenhorde sind von O. nach W. nur unbedeutende Höhen oder Eruptivfelsen, und zwischen den Bergen von Karkarali 49—49½° N. Br. und der langen Kette von Ildighis in der Mitte der Steppe (54° 52′ N. Br., 86° 46′ O. L.) ist 5 Längengrade weit beinahe gar keine Erhöhung, obwohl da die Quelle des Ischim ist. Jenseits des Ulu Dagh, der wohl mit der letztern Kette zusammenhängt, die dann über 3 Längengrade von O. nach W. sich erstrecken würde, beginnt die erwähnte große Depression oder Furche, durch die in vorhistorischer Zeit die Wasser des Aral vielleicht mit dem Eismeere in Verbindung standen, in der Richtung von S.S.W. nach N.N.O. an 40 g. M. breit. Das Ganze ist eine ebene Steppe mit isolirten Hügeln von 5—600′ und kleinen Bergen von 1000—1200, Höhe, die sich quer in einem Spalt erheben, der von O. nach W. über 14 Längengrade sich erstreckt und die Zuflüsse des Sarasu im S. und des Irtisch im N. scheidet, als ob die Natur versucht hätte, eine Bergkette von O. nach W. unter 49—50° N. Br. in der Richtung des Altai zu erheben. Der Aral-See und die lange Reihe kleiner Seen im N.O., wie der Aksakal-Barbi, bis zu den Sümpfen der Barabinsker Steppe trocknen nach Humboldt sichtlich aus, einfach wegen Mangel an Gleichgewicht zwischen Zufluß und Verdunstung. Die Tiefe der Depression des Kaspischen Meeres, die früher sehr verschieden angegeben, wurde erst 1839 von Sawitsch auf 80′, von Sabler auf 82′,8″, im Mittel 81′,4″ engl. oder 76,32 Par. F. (79 rheinl. F.) unter dem Niveau des Schwarzen Meeres gefunden, unsicherer der Aral-See 34 Par. Fuß über dem Schwarzen Meer. Das ganze Aralo-Kaspische Bassin von fast 5000 Q.-M. hat, wenn nicht diese Depression von 76′ Par., doch eine unter dem Niveau des Schwarzen Meeres; nach Struve erstreckt sich die Depression nach W. aber noch über 9 g. M. von der Küste des Kaspischen Meeres, nach N. und N.O. aber über 50, wenn aber auch nur auf 5000 Q.-M. Fläche, mit der des Kaspi- und ohne den Aral-See an 13.500 Q.-M., über 500 Q.-M. mehr als ganz Frankreich.

Verfolgen wir jetzt die Gestaltung des Bodens östlich vom Baikal, wo das System des Altai endet oder die dritte Kette des Ulangom einen großen Bogen macht, dessen Spitze 48½° N. Br., so zeigt sich hier der merkwürdige Bergknoten von Kentei' 48½—50¼° N. Br. u. 125—128° O. L.; der nördlichste Theil heißt Khin-gan, richtiger Hing-ngan, d. h. chines. „glückliche Ruhe". Zwei lange Bergketten gehen dann von S.W. nach N.O.; die eine, die Humboldt die Onon-Kette nennt (sonst West-Khin-gan), trennt das Becken des Onon von dem des Kerlon; sie streicht N. 52° O. und nähert sich bei Zuruchaitu am meisten dem Ost-Khin-gan. Die andere ist das Apfelgebirge (russ. Jablonoi) und der Stanowoi-Chrebet [1]) am linken Ufer der Ingoda, die in den Onon fließt. Ihre größte Erhebung ist im S. im Tschokondo (49° 28′ N. Br. u. 128° 30′ O. L.), nach Pansner 1290 Toisen hoch. Fuß, der 17 Höhenpunkte im Apfelgebirge bestimmte, fand den Paß auf dem Wege von Werchney-Udinsk nach Nertschinsk 572 T., das Plateau von den Quellen der Uda an schon 500—540 T., weiter südlich, 50° N. Br. zwischen den Quellen des Tschikoi und Onon die Wasserscheide 727 T., den Argun bei seiner Vereinigung mit dem Amur noch 207 T. hoch, wie Irkutzk. Zwischen der Lena im S. und ihrem Zuflusse,

[1]) So heißt der Nord-Theil, N. von der Schilka.

dem Wilui, liegt der Wiluiski-Chrebet, nördlich von der Olekma, von W.S.W. nach O.N.O.; die Amginsker Kette zwischen dem Aldan- und Amganfl., von S.W. nach N.W., nach Erman kaum 800′ hoch; die Kette Utskoi, der vorigen parallel, gegenüber dem Meere von Ochotzk. Die Aldan-Kette von S.S.W. nach N.N.O. — der Paß am Kapitanberge, wo Erman sie überstieg (60° 55′ N. Br., 157° 35′ O. L.), 630 T., die Gipfel in der Nähe 700 T. hoch, doch ohne Schnee im Sommer; der Bergpaß von Choinja 3444′ par. — hat die enorme Breite von 7—8 Längengraden (52 d. M.), während die Alpen zwischen Basel und dem Komersee nur 25 d. M. breit sind, und bildet meteorologisch einen bedeutenden Scheidepunkt, indem die Ost-Seite als Küste weit milder ist. Die Kette Omekonsk, in einem rechten Winkel mit der vorigen, erstreckt sich zwischen den Quellen der Indigirka und Ochota. Der Bergrücken zwischen der Jana und Indigirka ist nach Wrangel viel niedriger als der Werchojanskische; am Fuße Bruchstücke von Granit, die Bergkette schwarzer Schiefer, an den Zuflüssen des Alasej eine Menge Eisen. Die Kette von Orulgansk, von W.S.W. nach O.N.O., 3300′ hoch, scheidet die Quellen der Jana von dem Arm des Aldan, der von O. nach W. fließt, und der Lena, und besteht aus Thonschiefer, der nach N.N.W. streicht. Im W. schließt sie sich an die Werchojanskische Kette (64° 20′ N. Br.) an, wo der Thukulanskische Weg auf dem Wege von Jakutzk nach der Kolyma einer der gefährlichsten Bergübergänge in Sibirien ist; 3 Stunden stieg Wrangel eine Schlucht 2100′ hoch empor, der Gipfel des Berges ist noch 800—1000′ höher; das Gebirge besteht aus schwarzem Thonschiefer. Weiter östlich bestimmte er noch den weißen Felsen zu 2509½′ engl., den Pantelejew Ostgipfel zu 1739¾′, den Westgipfel zu 1167′, östlich von der Kolyma, nicht weit vom Eismeere, 68° 43′ 20″ N. Br. u. 179° 9′ O. L.; endlich fand er den Hauptberg des Cap Schelagskoi im Eismeere, 70° 6′ N. Br. u. 188° 44′ O. L., über 3000′ hoch.

Alle die 8 Gebirgsketten N.O.-Asiens jenseits des Altai zwischen 50—65° N. Br., die von S.W. nach N.O. oder stark nach N. gehen, haben durch ihre Ausdehnung und Höhe nur eine geringe Bedeutung im Vergleich mit jenen 4 großen Ketten Central-Asiens, die von O. nach W. laufen; sie sind nur merkwürdig im Gegensatze der Bodensenkung in ihrer Nähe, wegen der großen Flüsse, deren Bassins sie trennen, ihres Einflusses auf das Klima und wegen ihrer parallelen Richtung, die auf einen gleichzeitigen Ursprung hinweist. Die längste, der Jablonoi-Chrebet [1]), hat nach Humboldt nur 120 d. M., die Kette des Aldan 90 d. M. Länge, während der Altai nach seiner geringsten Erstreckung 195 d. M. hat. Mit Ausnahme des schneebedeckten Tschokondo und der Vulkane der Halbinsel Kamtschatka, wo der Klintschewsk sich 2465 T. (14,790′), der Schiwelutsch 1649 T. (9894′) hoch erheben, die mit ihren Trachyt-Massen eine besondere Welt bilden, die mit der großen Continental-Masse nur in geringem Zusammenhange steht, ist wohl keine dieser Ketten über 700 T. (4200′) hoch; dieß ist die Höhe des Kammes des Aldan. Dennoch zeigen diese Höhen, daß das ganze östliche Sibirien eine ziemlich bedeutende Bergmasse gegen das westliche Sibirien bildet. Wenn der Irtisch zu Tobolsk (58° 11′ N. Br.) höchstens 110′ hoch fließt, so liegt Kirenzk an der Lena (57° 47′ N. Br.) nach Erman 730′ hoch, und die Lena bei Jakutzk (62° N. Br.) fließt noch 290′ hoch, während der Ob im gleichen Parallel wohl nur 50′; Barnaul am Ob, obwohl ¾° südlicher als das folgende, ist nur 360′ hoch, während Tumenowsk an der Lena (54° N. Br.) 1068′ hoch liegt. Schon Gmelin bemerkte diesen Unterschied zwischen Ost- und West-Sibirien, der für die Flora und Fauna von der größten Bedeutung ist.

Jüngst ist am Taimyr im nördlichsten Sibirien durch Middendorf noch ein kleiner isolirter Gebirgszug näher bekannt geworden, das Taimyr-Gebirge genannt, in dem die Piasina und Chatanga entspringen. Die Gebirgskette von S.S.W. nach N.N.O. ist nicht ganz 1000′ hoch, ihrem Südabhange folgt der Taimyrfluß am N.W.-Ende des

[1]) Andere dehnen diesen Namen freilich wieder viel weiter aus; so rechnet Sievers den Jablonoi-Chrebet vom Baikal bis Swätoinoff am N.-Eismeere.

Taimyr-Sees bis er von S.O. nach N.W. geht und den Gebirgszug diagonal durchschneidend durch die einengenden Felsmassen zum Meere sich Bahn bricht. Von brennenden oder feuerspeienden Bergen, deren es hier nach Georgi geben soll, sah er nichts. Sonst ist wohl 3/4 der ganzen Nord-Küste von Asien blos ein mäßig gewelltes Terrain ohne anstehenden Fels, eine der ausgedehntesten Diluvial-Flächen der Erde. 1000 Werste weit fand Middendorf blos einen bräunlichen Lehm, thon-, kiesel-haltig, oder Diluvialsand mit keinen größern als Bohnen- und Hand- und Teller-großen Geschieben. Erst am Taimyr-Fluß beginnen wahre erratische Blöcke aus einer spätern als der Diluvialzeit, und bezeugen, daß vor Zeiten das Wasser einige 50′ höher stand als jetzt und wahrscheinlich in Folge eines Durchbruches durch den Felsen die Wassermassen abgeflossen sind. Die Mollusken in jenem Thon, dieselben, die noch das Eismeer bewohnen, bezeugen, daß er der Diluvial-Periode angehört. Die Kohlen des Taimyr-Landes, das Noah-Holz genannt, sind neuerer Bildung; Treibholz, das erst hier in bituminöses Holz, Braun-Eisenstein oder Pechkohle verwandelt wurde, ganz wie Laptef schon vor 100 Jahren es in Menge fand, wie die Holzberge auf Neu-Sibirien nach Anjou, wie Figurin es zwischen Olenek und Indigirka, besonders an der Jana, Hedenström ganze Lagen am See Tastach, auch auf der Insel Kotelnoi immer liegend man es fand. Das halbvermoderte Treibholz, das Laptef 30 Werste vom Meere an der Indigirka fand, zeigt eine bedeutende Niveau-Veränderung. Es sind Lärchen und Birken. Granit fängt nach Wrangel erst hier und beim Baranow-Felsen wieder an, die ersten Spuren beim Bären-Cap (69° 40′ N. Br., 162° 14′ O. L. v. Gr.). Aus Granit und Porphyr-Felsen bestehen alle Caps der Bären-Inseln. Die östlichste Insel (71° 58′ N. Br.) besteht im westlichen Theile aus Lagen schwarzen Schiefers, wie auch die Uferfelsen der Kolyma, diese mit Adern von verhärtetem Thon und Kalkgeröllen, dazwischen mandelförmigen Chalcedon, Amethyst, auch Bergkrystall. Die zweite Bären-Insel besteht nur aus Granitblöcken; die vierte, 70° 46′ 35″ N. Br. u. 161° 40′ O. L. v. Gr., ist ein niedriger Berg aus verwittertem Porphyr; auch die Insel Kolintschin begrenzen an der Seeseite steile Granitfelsen; überall finden sich Mammuthknochen auf den Inseln und der Küste des Eismeers.

Von Jakutzk bis an den Ujan hinaus herrscht nach Middendorf überall blos Kalk- und Sandstein der Kohlenformation des Lenabeckens mit Ueberbleibseln verkohlter Aeste, nirgends Petrefacten. Ueberall lagert der Sandstein auf dem Kalkstein. Den eigentlichen Kamm des Stanowoi bildet Granit, den auf dem Ost-Abhange Dolerit-Gänge durchsetzen, am Meere und auf den Inseln einförmiger Grauwacken-Quarz, in Wechsellagern von kieselhaltigem Thonschiefer von Granitgängen durchzogen. Der größte Theil der Küsten des Festlandes erhebt sich in schroffen, viele hundert Fuß hohen senkrechten Abstürzen aus dem Meere, jedes Cap tritt als Riff vor, die kleinen Inseln stürzen schroff ins Meer, das dort 100 Faden tief ist. Der Jablonoi-Chrebet, der die Zuflüsse des Großen Oceans von denen des Eismeers trennt, mit dem Nertschinsker Gruben-Distrikt ist nach Erman nur der höhere Nord-Rand einer mit dem Baikal parallelen und gegen S.O. bis zum Argun reichenden Zone krystallinischer und metamorphischer Gesteine, die, wie in allen Gold führenden Gebirgen Nord-Asiens, nur die Grauwacke durchbrochen haben. Das Nertschinsker Gebirge unterscheidet sich von dem am Süd-Ufer des Baikal durch Verbreitung von Thonschiefer und dolomitischem Kalk. Im oberen Lena-Thale sind devonische und silurische Schichten (rother Sandstein), die 70 Meilen weit die Lena abwärts bis Kirensk gehen; untergeordnet ist ein derber Kalk, der Kupferkies enthält; unterhalb Kirensk tritt ein älterer selbstständiger Kalk auf, näher an Jakutzk (141—145° O. L.) horizontale Schichten von Kalk und Mergel. Das Aldan-Gebirge, das durch Erman's Reise erst näher bekannt geworden ist, zeigt O. vom rechten Ufer des Aldan-Flusses, wo es sich zuerst nördlich erhebt, Kalkfelsen, immer steiler hervortretend, bei Garnastach (61° 49′ N. Br. u. 154° 66′ O. L.) in senkrechten Felswänden, 1100′ par. über der Bjelaja oder 2500′ über dem Meere, nur einmal durch kalkhaltigen Schiefer unterbrochen. Das breite Längenthal der Allachjuna trennt dies Kalkgebirge im W. von der Grauwacke; jenseits des

Flusses ist schon nur Thonschiefer, in dem die Pässe bis 4000′ hoch liegen, erst am Ost-Abhange anstehender Granit. Die dritte, Ost-Abtheilung des Aldan beginnt bei Ketanda (60° 66′ N. Br., 158° 45′ O. L.), wo bis 7 Meilen vor Ochotzk alle Felsen aus Feldspathporphyr bestehen, weniger mit Hornblende: an der W.-Seite 3000′ par. hoch, 8—900′ über der Sohle eines Längenthales, das sie von der letzten Grauwackenkette trennt. Wenn die geschichteten Ketten einen ebenen Kamm darstellen, so liegen diese wie Zähne an einer Säge neben einander. Am W.-Quellflusse der Ochota (der Arka) nimmt das Gebirge an Höhe schnell ab, am O.-Quellflusse derselben erscheinen Trachyte, an der Meeresküste vulkanische Gesteine. Oestlich von Ochotzk sind Granitfelsen und am O.-Abhange längs der Meeresküste ist das Gestein durch neuere vulkanische Einflüsse verändert. Wie Erman diese Gebirgsmasse zwischen 60 und 61° N. Br. kennen gelernt, so scheint sie sich ihm noch 140 M. gegen das Eismeer weiter zu erstrecken, da Slobin 70° N. Br. zwischen der Jana und Indigirka Thonschiefer und Grauwacke anstehen sah; 30 M. nördlich vom Ochotzker Wege ist das Gebirge noch breiter, als wo Erman es überschritt; seine mittleren oder Grauwackenketten reichen im W. bis an die Werchojansker Berge.

Die Kamtschatkischen Gebirge zeigen eine eigene Zusammensetzung: im W. flaches Tertiärland mit vorlagernder Kreide, dann Gebirgstheile mit Laven-Vulkanen, die die ganze Halbinsel von N. nach S. durchziehen und sich durch die Kurilen, die Philippinen, Japan, den ostindischen Archipel fortsetzen. Das Mittel-Gebirge besteht aus grauen trachytischen Massen in glockenförmigen Kuppen oder Rücken, die von Laven und losen Schlacken durchbrochen werden; an der West-Küste ist ein niedriger Porphyr-Zug; der Schiwelutscher und Kliutschewsker Vulkan erheben sich darüber wie 2 eigene Gebirgs-Systeme. Wir kommen auf seine Vulcane unten zurück.

Nachdem wir die vertikalen Verhältnisse Central- und Nord-Asiens verfolgt haben, bleibt uns noch der Süden und Westen zu betrachten. Südlich vom Himalaya in der Halbinsel Dekhan erhebt sich das kleine primitive System des Vindhya 22—25° N. Br., 200 g. M. von O. nach W., genauer nach Humboldt fast S. 75° W., also mit einer Abweichung nach S.W., während nördlich vom Himalaya die O.W.-Ketten immer nach S.O. abweichen, die Meridian-Ketten dagegen nach S.W. neigen. Die Höhe der Kulminationspunkte des Vindhya, weit entfernt auch nur die Höhe des Altai, des niedrigsten der 4 Systeme, zu erreichen, hat nur etwa die der Vogesen. In Mewar und im S.W.-Theile haben die Gipfel des Aravulli (22° 40′ N. Br.) und Abuda (26° 50′ N. Br.), eines Glimmerschiefers, nach Hardie nur 560 und 780 T. Höhe; das Plateau von Malva, mit Basalten bedeckt, das an jene Kette im N. sich anlehnt, hat nur die mittlere Höhe der Plateaux von Kastilien (ungefähr 2000′). Die Satpura-Berge, südlich von Vindhya (21—22° N. Br.), ihr fast parallel nach S.W., wie die Sehsa-Berge sind auch nicht höher. Neben diesen O.W.-Ketten sieht man eine kleine Anzahl Meridianketten in der Halbinsel Indiens. Die West-Ghats, 165 d. M. (nach Thornton 1000 e. M.) lang, sind 800—850 T. hoch; nur 12° 13′ N. Br. ist ein Berg, der Toddian-Damella, nach Lambton 890 T. hoch. Die Ost-Ghats, 300 M. von S.W. nach N.O. lang, erreichen kaum die mittlere Höhe des W.-Plateaus von Mysore (ungefähr 2900′), nach Thornton im Mittel nur 1500′ e. hoch. Nur wo die West- und Ost-Ghats sich zu vereinigen scheinen, in den Blauen Bergen (Nilgherry), ist der Dodabetta, der höchste Berggipfel in Süd-Indien, nach Baikie 8760′ e., Utakamund 7361′ hoch.

In den W.-Ghats besteht das N.-Ende nach Calder aus pyroxenischen Massen, Doleriten und Basalten, oder wie er sagt aus einer Trappformation, die von N.-Concan bis zur Tumbudra und Nagpur ganz Dekhan auf 3000 Q.-M. engl. (187 d. Q.-M.) erfüllt, ist selten über 3000′ hoch, je weiter nach S. desto höher. Da tritt auch der Granit wieder auf, der bis Cap Kamorin die Gipfel der Kette bildet. Die Trappformation wird 17° 50′ N. Br. durch eine Modification von Eisenthon oder Wacke (engl. Laterite) ersetzt, der bis zur S.-Spitze der Halbinsel die Basis der Gebirge überlagert und die schmale Küstenterrasse bildet und auf amphibolischen Massen

oder Urgebirgen, die hin und wieder zu Tage gehen, wie bei Malwa der Granit, ruht. Auch auf Ceylon geht jener Laterit über und lagert auf der Küste und den Plateaux im Innern 2—4000′ hoch; den Kern der Insel bilden aber Granit und Gneis, an die sich Kalk und andere geschichtete Massen anlehnen, im N. die Fläche angeschwemmtes Land, woran die Korallen gebaut zu haben scheinen. An der West- oder Malabar-Küste hört der Laterit auf, in der mit ungeheuren Platten des Urgebirges überschütteten Granit-Ebene von Travankore, 7 M. vom Cap Kamorin. Granit, Syenit und Glimmerschiefer herrschen auf dem Plateau von Mysore, wo der Siwaganga 4320′ hoch ist. Die Blauen Berge, die sich am S.-Rande erheben, 11° 10′—35′ N. Br. u. 76° 30′—77° 10′ O. L. v. Gr., nach Baikie 38—40 e. M. lang, von S.W. nach N.O. 15 M. breit, 6—700 Q.-M. engl. (37½—43¾ d. Q.-M.) Fläche, bestehen nach Benza nur aus primitivem Gestein. Kalk- und alle geschichteten Gesteine fehlen in den Blauen Bergen. Die Basis der Ost-Ghat scheint Granit und vorzüglich Syenit; Gneis und Glimmerschiefer bilden die Abhänge und den Fuß der Berge auch Thon- und andere Schiefer und Urkalk. Die Koromandel-Küste ist viel breiter und niedriger. Aus den Trümmern des Trapp ist eine schwarze Damm-Erde, der sog. Baumwollenboden, entstanden. Bei Pondichery ist Muschelkalk mit merkwürdigen Versteinerungen; im aufgeschwemmten Boden am Caveri kommen Edelsteine vor wie auf Ceylon. Bis zum Penar (14½° N. Br.) besteht die Küstenterrasse aus Granittrümmern mit Meer-Sand- und Flußanschwemmung, an Stellen Laterit. Bei Bancora wird zuerst der Granit und Glimmerschiefer von einer Kalkstein-Masse (Kankar) bedeckt; an beiden Ufern des Domoda ist das große Kohlenfeld, mit Sandstein und Schiefer, das nach N.O. bis Sylhet und Katschar sich fortsetzt. Die weiten Ebenen des Ganges sind angeschwemmter Boden, N. u. W. von Bancora und Domoda ist Granit bis zum Sone. An seinem linken Ufer beginnt Sandstein, der bis Agra im S. das Ganges- und Jumnathal begrenzt, nur in Bandelkhand streichen isolirte Granitketten von S.W. nach N.O., die höheren Landstriche sind mit Sandstein bedeckt; südlich davon streichen die Vindhya. Inner-Indien und Dekhan bestehen also aus Granit, Sandstein und dem überlagernden Gestein: von Malwa und Saugur im N. bis Nagpur im S. und Hyderabad im W., 12,000 Q.-M. e. (750 d. Q.-M.) weit dehnt sich die basaltische Trappformation aus. Zwischen Vindhya und Himalaya, den Induszuströmen und den dortigen Sandwüsten ist die fruchtbare Ganges-Ebene, 14 Längengrade und 2—4 Breitengrade weit fast ohne einen Hügel.

Oestlich von den Ost-Ghats in Hinter-Indien wie auch in Westen trifft man eine Reihe von Meridian-Gebirgen, die in Ober-Assam mit der N.W.-Kette sich kreuzen, daher dort am höchsten sind, z. B. die Langtan-Kette vom Brahmaputra bis Nan-kiang bis 13,643′, der Punghan-Bum-Paß in Assam 11,000′ engl. (10,323′ frz.), der Wanglo-Berg 7378′ e., dagegen Muntschi am Fuße jener erstgenannten Kette nur 2600′ engl. hoch. Die parallelen Ketten, die von Kochinchina, Siam, Malakka, Ava, Arakan, die aus jener Kreuzung entstehen, von ungleicher Länge, münden alle am Golfe von Siam, Martaban und Bengalen aus, der eine Art Binnenmeer ist, das zwischen den Ghats und hinterindischen Gebirgen eingebrochen und die Niederungen im O. verschlungen zu haben scheint, während das Plateau von Mysore mehr Widerstand leistete. Das Scheidegebirge von Ava erhebt sich bis 5000′ engl., in Cochinchina eine Kette 4000′ e., Cap Padaran 3000′ e., Cap Aravalla 2000′ e. hoch, so daß die Gebirge hier nicht höher enden als am Eismeere. Das siamesische Gebirge endet nach Leal im Parallel von 11° N. Br. und die Gebirge südlicher sollen nicht mehr damit zusammenhängen. Auf der malayischen Halbinsel ist der Paß der Landenge von Kra nach Tremerhere nur 450′ engl. hoch und von einem schiffbaren Flusse im O. zum andern im W. sind nur 6 g. M. Die beiden Meridianketten, die den bengalischen Golf begrenzen, sind an ihrem W.-Abfalle im Meere von einer Reihe Inseln begleitet in der Richtung von N. nach S., die Malakka-Kette von den Andaman- und Nikobar-Inseln, die W.-Ghats von den Lakediven-, Malediven- und Chagos-Inseln, lange Spalten, aus denen sich im Grund des Oceans plutonische und vulka-

nische Felsen erhoben haben. Ceylon mit seinem nach Marschall 8280′ engl. (1015 T.) hohen Pedro Tallagalla und Adams-Pik von 7420′ engl. (nach Davis 6152′), scheint mehr eine Fortsetzung der O.-Ghats.

Hinter-Indien wie Ost-Asien sind geognostisch wie orographisch noch wenig bekannt. An den Mündungen der großen Flüsse mit Deltabildungen ist fruchtbarer Alluvialboden. Das Arakan-Gebirge Yumadong, 2 – 8000′ hoch, besteht nach Crawfurd aus Granit und Schiefer; auch das Gebirgsland Birmas und das siamesische Gebirge, bis 5000′ hoch, gilt für primitiv; ebenso besteht die malayische Kette, im N. 6000′, im S. 3000′ hoch, aus Granit, darüber Thonschiefer und Grauwacke, über diesen Kalk und Sandstein, mitunter darauf oder gleich auf dem Granit Laterit.

China ist geognostisch wie orographisch fast unbekannt; in Sse-tschuan, Yun-nan, Kuang-si und Schan-si sind die berühmten Feuerbrunnen und Feuerberge, die ein brennbares Gas ausströmen, durch Imbert bekannt worden; auch Salz in der Nähe. An der Mündung des Perl-Flusses, Tschu-kiang, der bei Kanton mündet, zeigt die Insel Lang-tao, 3000′ und die Insel Lin-ting, 1200′ hoch, Porphyr. Am Hoang-ho und Kiang ist das chinesische Tiefland angeschwemmter fruchtbarer Boden, fast ohne einen Stein. Die O.W.-Ketten Chinas sind S. 14 erwähnt. Den bergigen Theil Chinas schätzt Humboldt 40,800 d. O.-M. groß, im Mittel 800 T. hoch.

Nordwestlich von den Ghats erheben sich die hohen Meridianketten, die Soliman- (bis 1900 T.) und Hala-Berge von S. nach N. zwischen 25° u. 33½° N. Br., und westlich und nördlich von jenen viele parallele Bergreihen von N.O. nach S.W., in der Richtung des Flusses Helmund, und weiter westlich jenseits des Hoch-Plateaus von Afghanistan, Khorasan und Kerman, 10° W. vom Meridian von Kandahar, parallel der mittleren Richtung des persischen Golfes und des Tigris, nach N. 40° W., das Bergsystem des Zagros oder die Berge der Bakhtiari und Luristans 30—35° N. Br. Die Soliman-Berge, im Takhti-Suleiman (31° 35′ N. Br.) bis 11,000′ ansteigend, sind nach Vigne im Gomul-Passe secundairer Formation aus Sandstein, Sand, Kalkstein mit vielen Seemuscheln. Die Bergreihen von Kelat bestehen nach Masson aus secundairem Kalkstein mit vielen Ammoniten, Korallinen und andern fossilen Ueberresten; primaire Formation will er in keinem Theile Beludschistans gefunden haben. Auch die Hala-Berge sind secundairer Kalkstein; der Bolan-Paß, höchstes West-Ende 29° 56′ N. Br. u. 67° 6′ O. L. v. Gr., 5795′ hoch, der das Gestein ziemlich tief aufdeckt, zeigt nach Hough nur neuere Formationen: Sand- und secundairen Kalkstein, Conglomerate, Muscheln.

Westlich von der Stelle, wo der Bolor den Kuen-lun durchsetzt, findet man mehrere O.W.-Ketten 33¼° und 36° N. Br. Die nördlichste geht nördlich von Chitral unter 36° N. Br. nach W.S.W., die zweite südlich von Chitral unter 35° N. Br mit Piks von 3000 T. Höhe von O. nach W. auf Herat zu (34° 20′ N. Br.). Zwischen dieser und der dritten Kette des Weißen Berges (Sufeid-koh), 33°½ N. Br., der höchste Punct 14,100′ e. hoch, liegt das schöne Thal von Kabul im Grunde 998 T. hoch. Die vierte Kette, unter 33° 5′ N. Br. bei Kalabagh am Indus, ist die Salzkette, 32° 30′—33° 20′ von W. nach O.; diese besteht aus neuerer Formation: Gyps, Thon, bituminösem Schiefer mit Kohle, Schwefel, Steinsalz, Naphtha. Das Ganze dieses Systems von Längen-Erhebungen von O. nach W., besonders die 1ste und 2te, bildet den Indischen Kaukasus oder Hindu-Khu. Die Hauptketten sind Urgebirge mit wechselnden Lagen neuerer Bildung, am Süd-Fuße viele Spuren von Vulkanen nach Lord. Beide Ketten nähern sich im Meridian von Ghizni, verflachen sich und breiten sich Herat zu aus. Der Hindu-khu steigt im Pik von Kohibaba 2800 T. (16,800′) hoch. Die Passagen über diese Ketten im Meridian von Bamian, nördlich davon, haben nach Burnes nicht unter 12—1400 T. Höhe. Dr. Lord bemerkt den Unterschied zwischen dem Himalaya und Hindu-khu: während jener im S. die weiten Ebenen Indiens hat und im N. das Hoch-Plateau von Central-Asien, hat dieser im S. die Hoch-Ebenen von Kabul und Ko-i-daman von 5—6000′ Höhe, im N. aber die Niede-

rungen Turkistans; Balkh liegt nach Burnes nur 1800′ engl. (280 T.), Kunduz nach Lord 500′ (78 T.), Bokhara 190 T., die Wüste der Großen Bucharei 300 T. hoch. Die Berge von Bamian sind neuerer Formation: Sandstein und Conglomerate, mitunter Thon, gelegentlich blickt der Granit durch. Die Niederungen W.-Turkistans, dem Kaspischen Meere zu, zeigen einen verhärteten Thonboden mit Sand gemischt, mit Salz geschwängert, an vielen Stellen mit Muscheln besäet. Dieß und die vielen Salzseen zeigen, daß es früher Meeresgrund war. Im W. bedeckt die Wüste ein harter Boden mit Hügeln beweglichen Sandes, worin einzelne fruchtbare Oasen. So das Land nördlich vom Hindu-khu, der es im S. begrenzt, bis in die Flächen Sibiriens am Irtisch im N. und von den Ausläufern des Bolor, Thian-schan — wo der Kulminationspunkt dieses Vorgebirges das Plateau von Pamer ist, — und Altai im O. bis westlich vom Kaspischen Meere und in die Steppen des südlichen Rußlands.

Das Tafelland Iran, 20,250 Q.-M., erhebt sich vom Meere und von allen Seiten terrassenförmig. Schwierige Gebirgspässe, nicht weniger als 7, zwischen Abuschehr am Persischen Meerbusen und Schiras führen zu einer mittlern Höhe von 3500—4000′. Der Boden des Tafellandes ist ein Gemisch von Thon und Kies, stark mit Salz geschwängert, mit vielen Salzseen; der Persische Golf, ein Bassin in Kalkformation, die Inseln darin, wie Fraser meint, auch die Berge von Kirmanschah im W. und Kandahar im O. meist aus Kalk bestehend. Zwischen Ispahan und Teheran nehmen die Berge einen primitiveren Charakter an: Thonschiefer, durchbrochen von Basaltdämmen, höher hinauf Granit, Quarz, Glimmerschiefer und Trapp-Porphyr, die Gipfel Feldspath-Porphyr, der auf Granit ruht. Im N., im Meridian des Kaspischen Sees, erheben die Berge, die vom Hindu-khu nach W. sich verflachten, im Demawend (35° 50′ N. Br.) sich wieder zu 14,700′ engl., so hoch wie der Mont-Cervin in den Walliser Alpen; er ist unzweifelhaft vulkanischen Ursprungs. Fraser findet eine der bemerkenswerthesten Formen der Geologie W.-Asiens, die Abwesenheit jedes Mittelgliedes zwischen Kalk- und der primairen Formation, in den Felsen Luristans, den Bakhtyari-Bergen, denen Kurdistans, dem Amanus und Taurus.

Nach W. fortgehend umgürtet der Elburs (35° 57′ N. Br.) mit der Zagros-Kette Aserbeidschan und schließt sich unmittelbar an das Plateau von Armenien, 2625 Q.-M., wo der große Ararat 16,069′, der kleine 12,232′ hoch ist, das Arasthal 2740′. Die Zagroskette ist wenig bekannt. Die Berglandschaft Süd-Kurdistans besteht nach Ainsworth aus Sandstein mit Kieselknollen, Gypsadern, Thonlagern, Mergel, Muschelkalk; die einzelnen Ketten sind mannigfaltig verschieden. Der Ararat zeigte Parrot eine einförmige plutonische Gebirgsbeschaffenheit mit trachytischem Porphyr. Plutonische Kräfte haben den überwiegendsten Antheil an der Bildung des armenischen Hochlands-Systems, aber der Ausbruch des alten Kraters in der Jakobs-Schlucht 1840 zeigt, daß sie wiederkehren können, wie auch der Vesuv bis 79 n. Chr. lange geruht hatte. Man erkennt noch 12 Vulkankegel längs dem Ost-Ufer des Goktschai-Sees.

Wie gegen S. so fällt auch gegen N. das armenische Plateau steil ab zum Kurthale. Auf dessen N.-Seite erhebt sich aber der Kaukasus, von W.N.W. nach O.S.O. 8900′ mittlerer Höhe — der Elburs 2800 T. (16,700′), der Kasbeck 2400 T. hoch — mit Armenien durch ein Bergland längs der Ost-Küste des Schwarzen Meeres in Verbindung; auf seinem Rücken nur 2800′, Tiflis 1100′ hoch. Genauer bestimmt, ist der Kaukasus nach Kolenati ein kettenförmiges Massengebirge, das zum Kaspischen und Schwarzen Meere abfällt, 813 Werste (128½ d. M.) lang, 282 Werste (44½ d. M.) breit [1]), aus 5 Ketten, im N. wie im S. mit einem Vorgebirge bestehend, die mittlere Hauptkette 1500—2570 T. hoch, 7 Werste breit aus krystallinischem Massengestein oder Schiefer durch unterliegende Porphyre gehoben, die höchsten Kuppen der Elburs aus Felsitporphyr, der Kasbeck aus trachytischem Porphyr und rothem Thonstein-Porphyr; N.O. davon erheben sich Grünstein aus dem Schiefer,

[1]) Die Angaben über die Länge und Breite variiren sehr, nachdem man Anfang und Ende setzt. Andere 145—200 d. M. L., 15—20 Br. 55—62° O. L. nach Ritter.

weiterhin Diorit. Zu beiden Seiten der Hauptkette die 2te und 3te Thon-, Glimmer- und Schiefergebirgskette, die im N. 5—7, im S. 10 Werste breit, 1400—2000 T. hoch ist; ihr zur Seite stehen die 4te und 5te Kalkgebirgsketten, die im N. 15, im S. 30 Werste breit, 600—1000 T. hoch, aus marmorartigem und oolithischem Kalkstein, im N. mit Beimischung von Dolomit, Mergel, Thon und Sandstein, im S. durch aufliegende vulkanische Trümmergesteine verdeckt. Zwischen der Haupt- und Schieferkette haben die Thäler 717 T., zwischen dieser und der Kalkkette 599 T. mittlerer Höhe. Zwischen dem Nord-Kalkgebirge und dem Vorgebirge ist eine thonige Ebene, 20—30 Werste breit, 80—480 T. hoch, das Vorgebirge aus Sandstein mit wenig Kalkstein. Zwischen dem Süd-Kalkgebirge und dem Süd-Vorgebirge ist ein ähnliches Thal, 25—30 W. lang, 40 breit von S. nach N., mit 80 W. auseinander stehenden Ausläufern des Vorgebirges aus kalkschüssigem Sandstein gegen das Kaspische und Schwarze Meer. Das N.-Sandsteingebirge verflacht sich auf 70 T. Höhe in die donischen und wolgaischen Steppen; beim südlichen fängt nach einer 15 W. breiten, 250 T. hohen Fläche schon das N.-Vorgebirge des Ararat an. Aus dem secundairen Gebirge ragen dann einzelne Trachytkegel hervor, wie der Schah-dagh im O. Der tertiäre Mergel u. s. w. zeichnet sich durch Gehalt von Naphtha und Salz aus. Der Kaukasus bildet also keine einfache Gebirgsmauer, sondern Haupt- und Nebenkämme durch Querjoche verbunden, die große Kesselthäler bilden, die wie Erhebungskrater von vulkanischen Ringgebirgen umgeben sind; die höchsten Gipfel sind nicht auf dem Haupt-, sondern auf dem Nebenkamme, so besonders in Daghistan. In Transkaukasien hat der untere Kaukasus bis 12,000′ hoch eine dem Kaukasus parallele Richtung und besteht aus einem Zuge zusammenhängender Plateau-Höhen aus Felsarten, die in feurig-flüssigem Zustande aus dem Schooße der Gebirge, die sie jetzt überlagern, hervorbrachen. Die flache Wölbung des Alagez ist 9970′ par., der höchste Felsgipfel über ihm 12,886′ hoch.

Das Pontische Gebirge, das sich auf der N.-Küste Kleinasiens dem Meere parallel hinzieht, besteht nach Koch hauptsächlich aus verschiedenen Porphyren, am N.-Abhange Augitporphyr, am S.-Abhange ist Melaphyr vorherrschend, am östlichen Gebirgsarme secundairer Kalk, Thonschiefer nur bei Artwin. Es ist aber noch sehr wenig bekannt. Wie das armenische Gebirge im N. mit dem Kaukasus, so steht es im W. mit dem Taurus und Antitaurus in Verbindung und es entstehen in Armenien die Bergketten, die Kleinasien durchsetzen. Der Antitaurus der Alten, jetzt in seinem Hauptheile Agha-Dagh genannt, theilt die Gewässer, die auf der S.-Abdachung der armenischen Hoch-Ebene entstehen, und läßt die einen nach W., die andern nach O. in den Euphrat fließen. Im Meridian der syrischen Küste schließt er sich an den Taurus an, der den S.-Rand von Armenien und westlich die S.-Küste von Kleinasien begleitet. Man hat den Namen Taurus oft willkührlich zu weit ausgedehnt; Humboldt beschränkt den Namen auf die hohe Meridional-Kette, die in Lycien, nördlich vom Golf von Makry entsteht, im Takhtalu-Dagh nach Callier zuerst 1150 T. ansteigt, längs der Küste von Karamanien kaum unter 1530 T. hoch sich hinzieht, bis zum Meridian von Eregli zwischen 36½—37° N. Br.; weiter östlich von da und von Tarsus jenseits des Golfes von Iskenderun gehe seine Haupt-Achse nach O.N.O. Der Alma-Dagh, der Amanus der Alten, an der Grenze von Cilicien und Syrien, ist noch bemerkenswerth wegen der syrischen Pforten, da er nur 2 enge Passagen, eine zum Euphrat, eine zum Meere, übrig läßt. Die angenommene Verbindung des Taurus mit dem Hindu-khu im O. ist wenigstens durch den großen Bergknoten und die Plateaux zwischen Bajazid, dem Wan-See und Kurdistan maskirt. Nach Berghaus, der den Begriff des Taurus weiter ausdehnt, schwankt seine Kammhöhe in den centralen Theilen zwischen 2700′ im Aklo-Dagh und 5454′ im Karabel, südlich vom Siwas, und die Gipfel erheben sich noch 1000′ über den Kamm. Einer der höchsten Berge des Taurus, der Asigur (Niphates), erhebt sich hoch über die Grenze des ewigen Schnees, der hier aber nicht so hoch als am Ararat liegt. Der Taurus besteht darnach aus mehreren Ketten, die die Ebenen und Thäler einschließen, die in der Richtung der Meridiane terrassenförmig über einander liegen:

auf der S.-Seite des Gebirges ist die Ebene von Diyarbekr am obern Tigris 2350′ Par., in der Mitte das Kulturthal von Alenda 4180′, auf der N.-Seite die Ebene von Siwas 3660′ und die von Baulus 3180′ hoch; von da senkt sich das Thal schnell zur Küste des Schwarzen Meeres hinab, das Thal des Kisil-Irmak bei Tokat hat nur noch 1300′, Amasiyah 1070′, Osmandschik an demselben Flusse 860′ Höhe.

Das Armenisch-taurische Gebirge ist 3—4 mal so breit als der Kaukasus. Das Armenisch-taurische Gebiet hat keine unübersteiglichen Schneeketten und hohe Riesen-Barrieren, wie der Kaukasus und Himalaya, sondern nur Päffe von mittlerer absoluter Höhe. Von den iranischen, anatolischen Plateaux und Stufen-Landschaften unterscheidet es sich durch die großen Strom-Durchbrüche in Tiefthälern und Engspalten aus den dahinter liegenden Tafelländern.

Der Taurus besteht nach Ainsworth aus einem Centralkern von Granit, Gneis, Glimmerschiefer mit Kalkstein und Diorit; die Seitenformationen bilden Serpentin, Talk- und Thonschiefer mit anliegendem Sand- und Kalkstein. Man findet hier Kupfer-Erze, z. B. in Maden-Kapur.

Das westliche Kleinasien besteht nach Hamilton besonders aus Glimmerschiefer, dem der schottischen Hochlande ähnlich, zur primairen oder Uebergangs-Epoche gehörend, Marmor mit wenigen Mineralien und Kreide, den Fossilen nach gleich dem Apenninen-Kalkstein Italiens, Dalmatiens, der ionischen Inseln und Griechenlands. Die Insel Rhodus besteht meist aus solchen, weniger aus tertiärer Meer-Ablagerung, eher aus Ablagerungen von Binnen- und von Süßwasser-Seen. Von plutonischen Felsen ist Granit, auch Grünstein und älterer Trapp in West-Kleinasien selten, neuerer Trapp meist in Contact mit tertiären Formen. Die einzige Gegend West-Asiens, die den jetzt noch thätigen Vulkanen streng analoge Phänomene zeigt, ist die Katakekaumene oder die verbrannte Gegend Lydiens, 18—19 M. lang, 7—8 breit, mit Basalten auf einem Plateau von Lacustrin-Kalkstein, 30 Kegeln aus Schlacken und Asche, die die Schieferketten bedecken, und 3 Kegeln mit Lavaergüssen, wie bei noch thätigen Vulkanen nach Hamilton. Im S.O.-Theile Kleinasiens erhebt sich auf der Ebene von Kaisaryeh von 3940′ Höhe der Argbi-Dagh 12,290′ hoch (Argäus der Alten 38° 33′ N. Br.) ganz aus vulkanischen Produkten mit 2 Kratern auf seinem Gipfel bestehend, und W. davon der Hassan-Dagh 7500′ (1250 T.) hoch, 38° 4′ N. Br., an seinem Fuße noch mehrere kleine Vulkan-Kegel, die nach der Bildung des Thales Ausbrüche gehabt haben müssen, da sich die Lava-Ströme noch verfolgen lassen. Humboldt rechnet beide, wie bemerkt, als Trachytberge weder zum Taurus noch zum Antitaurus.

Vom Taurus über den Libanon und das W.-Jordanland bis zur Südspitze der Sinai-Kalkinsel rechnet Berghaus das Syrisch-peträische Gebirge 150 g. M. lang von N. nach S. Es hat das Eigenthümliche, daß es an seinen beiden Enden, im N. im Libanon, im S. im Sinai-Gebirge, am höchsten, bis 9000′ aufsteigt, während das Plateau von Judäa oder S.-Palästina kaum eine mittlere Höhe von 2500′ hat (Jerusalem 2478′ (413 T.), Bethlehem 2538′) und in Galiläa es auf wenig über 400′ herab sinkt, so daß in der Ebene Esdrelon am Fuße des Tabor von 1757′ Höhe eine völlige Gebirgs-Unterbrechung stattfindet. Der Dschebel-Musa im Sinai ist nach Russegger 5936′, nach Schubert 6796′ hoch, der D.-Horeb 7097′ nach R. (6126 nach Sch.) und D.-Katharina nach Jenem 8168′, der Libanon 8796′ hoch in seinem höchsten Gipfel. Zwischen dem Libanon und Antilibanon, den Berghaus als eine Fortsetzung der westarabischen Kette betrachtet und dessen Kulminationspunkt der große Hermon, jetzt Dschebel-es-Scheik, mit ewigem Schnee unter 33½° N. Br., 13,500′ hoch ist, liegt das alte Cölesyrien, jetzt die Thalebene Bekaa, 3572′ hoch; er stürzt dann plötzlich hinab gegen S. und der Tiberias-See, und noch mehr das Todte Meer, wie das ganze Jordan-Thal sinken unter den Spiegel des Mittelmeers hinab; wieviel — darüber variiren die Angaben: der Tiberias-See nach Schubert 535′ (89 T.), (nach Andern 625′), das Todte Meer 1319′ (nach

Russegger 1341′) u. s. w. Die Schwelle im Wadi-el-Araba ist 954′ hoch, also 2273′ über dem Todten Meere. Das Küstenland besteht nach Russegger meist aus Kreide und buntem Sandstein mit vielen Versteinerungen, letzterer häufig von amphibolischem Massengestein, Diorit, Syenit und Porphyr, durchbrochen, bis endlich in der S.-Spitze der peträischen Halbinsel die ungeheuere Granit-Masse des Tor-Sinai aufsteigt. Die ganze Umgebung von Jerusalem ist dichter Jurakalkstein voll Höhlen; das Juragebilde mit localen Kreidebedeckungen herrscht auch dem 6 M. langen Libanon zu vor. Sein centraler Theil besteht nach Russegger aus Bergkalk, dem Kohlensandstein aufgelagert ist, von Diorit-Gängen häufig durchsetzt, sein Gehänge mit Kreidemergel und Braunkohlensandstein. Der Antilibanon besteht aus demselben Gestein, nur Kreide und Kreidemergel sind ungeheuer entwickelt, der Kohlensandstein ist aber fast ganz verschwunden. Dieser Jurakalk, zur Kreideformation gehörig, mit jüngeren Tertiärgebilden voll Versteinerungen von Fischen und Muscheln, herrscht im ganzen W.-Jordanischen Palästina und im O.-Jordanischen vom S.-Ende des Genesaret-Sees bis zum S.-Ende des Todten Meeres, hier und da mit Sandstein wechselnd. Im östlichen Gebirgslande von Dschebel-Hauran bis Dschebel-Kessor, wie in der Ebene Hauran herrscht dagegen eine Basaltformation in so ungeheuren Massen, wie Schubert sie nie gesehen. Der Mandhur ist nach Seetzen die Grenze zwischen der Basalt- und Kalk-Region. Das Galiläer Meer erscheint nur als ein Theil der 60 Stunden langen Depression des Jordans und des Todten Meeres — der Basalt reicht jedoch nur bis zur S.-Spitze des Galiläer Meeres — nach Russegger zweifelsohne die Wirkung einer gewaltigen vulkanischen Revolution.

Das Hochland Arabien von 48,000 d. O.-M. ist im Innern noch wenig bekannt. Die Bergkette, die längs der W.-Küste von der Straße Bab-El-Mandeb 12° N. Br. bis nach Syrien hinaufzieht, läßt Berghaus, wie gesagt, im Antilibanon nördlich von Damascus 34° Br. ihr Ende erreichen. Meist lange Ketten bildend, erhebt sie sich im N., wo sie dem Busen von Akaba und dem Rothen Meere zu abfällt, in zackigen Spitzen zuweilen bis zu 6000′, im S.W.-Winkel von Jemen bis 5000′, die Thäler 1500—2000′ hoch. An der O.-Küste erheben sich Bergreihen hinter Bergreihen, die arabische Kette zwischen Ras-al-Had und Ras-Mussendon (22° 23′—26° 25′ N. Br.), von S.O. nach N.W. im Durchschnitt 3—4 M. breit, nach Wellstedt 5—600 T. (3000—3500′) hoch, die Grünen Berge (Dschebel-Achdar), 23° 4′ N. Br., 10 M. von der Küste, über 1100 T. (6600′) hoch, nur in Folge einer Durchkreuzung von 2 Systemen. Die westarabische Kette zeigt Basalt, Laven und bei Mekka Granit. In S.-Arabien liegt ihr eine bald breite, bald schmale Küsten-Ebene vor, der Dschebel Sudli (43° 39′ N. Br.) 867 T., Dsch. Hamari (45° 17′ N. Br.) 827 T. hoch. Die Ost-Kette der arabischen Halbinsel besteht in Oman aus Urkalk, am Meere aber auch aus Höhenzügen von Glimmerschiefer, bei Ras-Mussendon am Eingange des Persischen Meerbusens auch aus Basalt. Die Küsten-Kette von S.-Arabien (Hadramaut), aus Kalk bestehend, zeigt Spuren von vulkanischen Ausbrüchen bei Makallah (14° 30′ N. Br. 66° 52′ O. L.), Aden, der Insel Perim, aus Laven bestehend auf der Insel Dschebel-Teir, wo noch ein rauchender Vulkan sein soll.

Die vulkanische Thätigkeit, die einst im Innern Asiens eine so große Rolle spielte, jetzt aber erloschen ist, zeigt sich noch im höchsten Grade wirksam in einer ganzen Kette von Vulkanen, die sich durch den Ostindischen Archipel, die Philippinen, Japan, die Kurilen bis Kamtschatka nach den Aleuten und N.W.-Amerika zu hinzieht. Hier nur einige Andeutungen. Wenn man die Vulkane S.-Arabiens nicht als den Anfang im W. betrachten will, so weisen die Schlamm-Vulkane der Inseln Tscheduba und Ramri (19° N. Br.), dicht an der Küste Arakans, die Erdölquellen und Schlamm-Vulkane in Birma, der Vulkan der Insel Narcondam (13° 24′ N. Br.) und auf Barren-Eiland auf diese vulkanische Thätigkeit hin. Sumatra hat mehrere noch thätige Vulkane, den Gunong-Dempo (3° 54′ S. Br.), 1877 T. hoch, den Gunong-Api (1° 30′ S. Br.), den Talang, 1568 T. hoch u. a. Auf Java werden über 40 aufgezählt, die zum Theil noch brennen, von 648

bis über 1664 T. Höhe. Dann geht die Vulkan-Kette durch die kleinen Sunda-Inseln, von welchen Bali mehrere, wie den Karang-Assam, Lombok, den Rinjani nach M. v. Carnbee 11,615' par. hoch, hat, Sumbawa den Tomboro; auch Flores, Sandelbosch, Lomblem, Pantar haben welche. Von hier geht die Vulkan-Kette nach den Molukken und Banda-Inseln, die ganz vulkanisch sind, so Gilolo, Ceram [1]), nach Ost-Celebes, wo in Menado Temminck allein 13 Vulkane aufzählt, der Klobat 6436', den Mahawu 4197' hoch. Von da zieht sich die Vulkan-Kette über Siao (2° 43' N. Br.), Sanguir, wo der Abu (3° 40' N. Br.), nach den Philippinen hin, wo die große Insel Mindanao wenigstens 3 Vulkane hat, dann die Insel Fuego oder Siquijor (9° 6' N. Br.) einen. Vor allen reich daran aber ist die Insel Luzon, wo wir 13 Vulkane kennen; die bekanntesten sind der Taal (14° N. Br.), der Albay, der 10,200' hoch sein soll, u. a. Durch die Vulkan-Insel (24° N. Br.) und die Schwefel-Insel, Tanao-sima (27° 48' N. Br.) und Iwo-sima (Volkano), 30° 45' N. Br., setzt die Vulkanen-Reihe fort durch die Japanischen Inseln, wo man noch an 15 Feuerberge zählt, auf Kiu-siu, Do-sima und besonders der Insel Niphon mehrere, aber auch nördlich noch auf der Insel Jesso. Die Kurilen haben mehrere Vulkane, die freilich nur oberflächlich bekannt sind, den Pic de Langle, einen von 5020' par. auf Iturup, Pic Sarytschew (48° 6' N. Br.) auf Matua, nach Horner 4227' (704 T.) hoch u. s. w. Buch zählte schon 10, v. Hoff 13 Vulkane auf den Kurilen auf. Sie schließen sich dann an die von Kamtschatka an, wo durch Erman, Postels u. A. schon an 21 brennende Vulkane bekannt sind, die Erman's Special-Charte verzeichnet, während v. Hoff nach v. Buch nur 13 hat. Die meisten liegen auf der Ost-Seite, 51° 25' — 56° 8' N. Br., bis auf einen fast in gerader Linie von S.W. nach N.O., — nur einer, der Apalskaja, auf der West-Seite, — der Schiwelutsch 56° 39' 39" N. Br., die rechte Spitze 8249' par., die linke, 55° 40' 32" N. Br., 9898' hoch. Diese von N. nach S. von einer sich nach S. erhebenden Kette von Urgebirgen durchzogene Halbinsel enthält nur in der Süd-Hälfte, wo eine von den westlichen Aleuten durch die Kupfer- und Berings-Insel gezogene Linie sie trifft, nicht nördlich von diesem Punkte, 56° N. Br. Vulkane und heiß aufsprudelnde Quellen. Sie hängen, obwohl mit ziemlich großer Unterbrechung, mit den Vulkanen der Aleuten und der Halbinsel Alaschka zusammen, von welchen unter den östlichen Aleuten die Fuchs-Inseln aus lauter Vulkanen bestehen; Unimak hat nach Lütke wenigstens 8 Essen — ein Vulkan ist 5167' par., der höchste 8400' hoch, — Unalaschka den Pic Makuschin von 5491' Höhe; Umnak (53° N. Br.) zwei. v. Hoff sieht den Anfang dieser Vulkanen-Reihe in N.W.-Amerika in dem bei Fair weather oder Buen-Tiempo, 58° 45' N. Br., 13,819' par., dann den St. Eliasberg (60° 17' 30" N. Br.), 16,971' par. hoch. Der Vulkan an der N.-Seite von Cooks-Einfahrt (60° N. Br., 152° 30' W. L. v. Gr.) soll noch höher sein. Auch an der Ost-Küste Sibiriens, 1 Werste vom Jugnei-See (66° N. Br.) gelten indeß 4 heiße Quellen in runden Bassins für alte Krater.

Doch wir müssen von den Inseln noch einmal auf das Festland Asien zurückkommen, um das Verhältniß des Hochlandes zum Tieflande zu bestimmen. Humboldt hat gezeigt, daß die frühere Vorstellung von einem fortlaufenden Plateau, das ganz Inner-Asien in bedeutender Höhe erfüllen solle, den Thatsachen widerspreche oder doch bedeutender Modificationen bedürfe. Es erstrecke sich zwar ein ziemlich bedeutendes Plateau in der Richtung von S.S.W. durch N.N.O. von der Kleinen Bucharei bis zu den O.-Khalkas und zur Kette Khang-khai, 99—136° O. L. u. 36—48° N. Br., das Plateau der Gobi, zu 42—43,000 frz. O.-M. (31,500 d. O.-M.) gerechnet, dazu das Hochplateau von Tübet vom N.-Abfall des Himalaya bis zum N.N.O.-Ende

1) Hier theilt sich die Vulkanen-Linie; während ein Zweig westlich durch Timor, Flores, Sumbawa, Java, Sumatra dicht mit Vulkanen besetzt nach den Andaman-Inseln geht, streicht der zweite östlich durch Neu-Guinea, Neu-Britannien, die Salomons-Inseln, die neuen Hebriden nach Neu-Seeland zu, Neuholland im N. und O. in einem Halbkreis umgebend, von der ersten Linie vielleicht ein Zweig nach den Marianen.

der Gobi, 62,000 frz. Q.-M. (46,500 d. Q.-M.), 4 mal so groß als Frankreich, aber doch kaum größer als die Fläche der Anden S.-Amerikas, obwohl in der Form — da die Achse des großen Plateaus von Asien von S.W. nach N.O. geht — sehr verschieden und immerhin die *größte Plateau-Erhebung*, die man in den verschiedenen Continenten kenne. Obwohl die absolute Höhe dieses Plateaus nur an seinen N.- und S.-Enden bekannt ist, muß man doch nach den klimatischen Verhältnissen und der Beschaffenheit der Vegetation und den wenigen barometrischen und anderen Bestimmungen annehmen, daß die Höhe sehr ungleich und weit geringer ist, als man früher annahm. Die der *Gobi* ist zum Theil nur von der Höhe Persiens zwischen Teheran und Ispahan, im Mittel 4000′ (660 T.), die doppelte des Plateaus von Spanien — die Data sind oben S. 7 bereits angeführt — in ihrer südlichen Depression ($42^3/_4$—46° N. Br.) nur 300′ höher als das Plateau von Kastilien. Wie nach Humboldt das Plateau zwischen dem Himalaya und Kuen-lun nicht über 2000, vielleicht unter 1800 T. hoch ist, ist auch schon S. 14 erwähnt. Nach S.W. verlängert sich die Achse der großen Ur-Erhebung Central-Asiens, die vor der der Bergketten stattfand, und man gelangt zum Plateau *Persiens* von 6—700 T. zwischen Teheran, Ispahan und Schiras, das, wenn es in Yezd und Kandahar zu herabsinkt, an der Küste von Beludschistan eine bedeutende Höhe behält und in Sarawan bei Kelat bis 1300 T. aufsteigt, im S.W. setzt es sich fort, im Hochlande *Arabiens*, im N.W. jenseits des Kaukasus und Ararat, in *Kleinasien* mit dem Taurus. So bedeutend aber auch die Ausdehnung dieser Erhebung Asiens im Vergleich mit den Anden ist, so verschwindet sie doch fast gegen die ungeheuere Oberfläche des ganzen Continents. Fast ganz N.-Asien, N. vom Thian-schan und von Bolor bis zum Kaspischen Meere und vom Balkasch-See durch die Kirgisen-Steppe bis zum Aral und südlich vom Ural gehören zur *Niederung*. Dieser Begriff ist freilich sehr relativ. (Vergl. Bd. I. S. 38.)

Bei dieser Unkenntniß der hypsometrischen Verhältnisse eines großen Theils von Asien und der Unbestimmtheit der Begriffe von Hoch- und Tiefland bleibt die Angabe des Verhältnisses der *Hoch-* und *Gebirgs-* zu den *Tiefländern* in Asien, so wichtig sie auch für die Gesammt-Anschauung der vertikalen, der klimatischen und anderer Verhältnisse ist, schwierig und die Schätzungen sind daher abweichend. Ritter rechnet bei einer Gesammtfläche Asiens von 800,000 Q.-M. auf *Hoch-Asien* im O. und W. weit mehr als $^1/_3$, etwa 340,000 Q.-M., und für die gesondert zu betrachtenden *Gebirgs-* und *Plateau-Länder* etwa 185,000, für das asiatische *Tiefland* 284,000, fast doppelt so viel als Europas Oberfläche, davon 240,000 für die continentalsten Depressionen, d. h. die gegen das Innere des Landkreises liegen — *Sibirien* 186,300 und das *bucharische Tiefland* 53,700 Q.-M. — nur 50,000 an der äußern, dem Ocean zugekehrten Seite, nämlich 20,000 auf das *chinesische*, 20,000 auf das *indische* am Ganges und Indus, 14,000 auf das *mesopotamische* am mittlern und untern Euphrat und Tigris, noch weniger auf das *siamesische*. Genauer scheint die Schätzung Denzlers bei Berghaus.

Hoch- und Gebirgsländer:

in Hinter-Asien.	Nord-Asien.	von Dekhan.	von Arabien.	ostsibirischer Höhenzug.	Gebirgsland Hinter-Indien.	Ural.	Plateau von Syrien.
266,400	73,600	50,000	48,000	37,000	33,000	14,000	3500 Q.-M.

Tiefländer:	Sibirien.	Turan.	Hindostan.	chin. Tiefland.	syr.-arab. Wüste.	Mesopotamien.
	186,300	53,700	20,800	10,000	8700	5000 Q.-M.

Zusammen:	Asiens.	Europas.	Afrikas.	N.-Amerik.	S.-Amer.[1]	Ganz Amerikas.
Hochland:	522,500	46,000	364,000	175,000	75,600	250,600
Tiefland:	281,500	114,000	168,200	167,000	245,400	412,400
Hochland:Tiefland=	1,8, : 1	1 : 2,5	2 : 1	1,05 : 1	1 : 4	1 : 1,8

[1]) Vergl. jedoch I. Bd. S. 243 u. 258.

Man sieht, daß, wenn Asien auch die andern Welttheile an Größe überragt, das Verhältniß der Hochländer zu den Tiefländern doch, sofern man diese als der Kultur günstiger betrachten muß, weit nachtheiliger als bei Europa, Amerika, besonders S.-Amerika, ist, nur Afrika kommt ihm nahe, indem in Europa das Tiefland zum Gebirgsland sich nach Ritter wie $3/4 : 1/4$, in N.-Amerika wie $1/2 : 1/2$, in S.-Amerika wie $3/4 : 1/4$, in Asien dagegen nur wie $1/3 : 2/3$ oder nach Denzler wie 1 : 1,8 und ähnlich in Afrika verhält.

Indeß wird in Asien der Werth seines Tieflandes durch die meist eisigen, unkultivirbaren Niederungen Sibiriens, die einen großen Theil seiner Fläche von 186,300 Q.-M. einnehmen, sehr verringert. Auch Asien fehlt es nicht an Wüsten und Steppen, doch kann man diese nicht zur Niederung rechnen. 8700 Q.-M. rechnet man auf die syrisch-arabische Wüste, jene zwischen Persien und dem Euphrat wohl 2000′ hoch, diese den größten Theil Arabiens einnehmend. In Persien sind die Wüsten von Irak-Adschemi, Kerman und Mekran 27—35° N. Br.; der Hilmend theilt sie in die nördliche und südliche; ein Bergzug von N.W. nach S.O. trennt davon die Wüste von Kerman, alle 3 zusammen, 100 M. von N. nach S.; 120 von O. nach W. nach Hassel. In Indien ist die Wüste von Adjimere, jenseits des Indus, 80 M. breit, 110 M. lang; in Turkistan sind die Wüsten von Kharizm, Khara-Kum und Kizyl-Kum; in Central-Asien die Gobi, im W. über 50, an einigen Stellen 32 M. breit, wohl 4000′ hoch. Neben der Kirgisen-Steppe sind auch in Sibirien noch die kleinere von Ischim zwischen dem Tobol und Irtisch, die Baraba zwischen dem Irtisch und Ob.

Was die einzelnen Theile, namentlich der fruchtbaren Niederungen Asiens betrifft, so erhielten sie durch ihre Lage eine sehr verschiedene Bestimmung. Das große chinesische Tiefland im O. längs dem Ost-Ocean bis zum Ost-Rande Hoch-Asiens, im N. und O. durch hohe Gebirge von der übrigen Welt abgeschieden, bei seinem reichen Boden aufs Beste bewässert, unter einem Klima vom Wendekreis bis 40° N. Br. sich selbst genügend, war es, nur nach O. und S.O. gegen den Ocean offen, auf die japanischen Inseln und den ostindischen Archipel verwiesen; wenn die Chinesen nach N. und N.W. sich zeitweilig ausbreiteten, so nöthigten nur die Einfälle der Tataren, die von ihren unfruchtbaren Höhen herabstürmten und sie bedrohten und die sie zurückschlagen mußten, sie dazu, ohne je daran zu denken, ihre Kultur, die sich für diese Länder nicht eignete, dahin zu verpflanzen. Von einem indo-chinesischen Tieflande zwischen dem Meerbusen von Tong-king und Siam kann man eigentlich mit Ritter nicht sprechen. Durch hohe Meridian-Ketten getheilt, zeigen die verschiedenen nicht sehr breiten Thäler Hinter-Indiens allerdings eine ziemlich ähnliche Sumpfkultur, die bis zum 10° N. Br. schon ganz den Tropen angehört; im O. participiren die erschlafften Einwohner an der chinesischen, im W. an der indischen Kultur, nur im S. ist die Halbinsel Malakka von Sumatra aus bevölkert. Das hindostanische Tiefland zwischen dem Bengalischen und Indo-persischen Golf, von dem Ganges und Indus durchschnitten, von den Plateauhöhen Tübets, O.-Irans und N.-Dekhans überragt, außerhalb der Tropen liegend, ihnen aber dicht benachbart, um alle Vortheile ihrer Naturfülle zu genießen, ohne ihre Nachtheile zu empfinden, breitete die indische Kultur über das ihr anheim gegebene Dekhan aus; eine Form ihres religiösen Glaubens eroberte, aber meist ohne ihr Zuthun, durch vertriebene Flüchtlinge ganz Ost-Asien im S. und das Hochland und verbreitete sich selbst über einige Inseln (Java, Bali). Vom Industhale schon durch große Sandwüsten geschieden, konnten die Inder ihre Einheit durch sich niemals behaupten, hohe Berge und kriegerische Völkerschaften ließen sie nicht viel über das Kabulthal hinaus nach W. sich ausbreiten, ihr meditativer Sinn war auch nich tauf weltliche Eroberungen gerichtet. Aber wie in China von N., so drangen in Indien von N.W. erobernde Völker ein und knechteten das zum Theil verweichlichte Volk. In Persiens öden Plateaux, nur im O. mit wenigen fruchtbaren Thälern, vom Meere durch die hohen, klippigen Ufer abgeschnitten, konnte nur durch künstliche Bewässerung der Ackerbau, aber weder Industrie noch Handel sich besonders entwickeln. Ein rüstiges Bergvolk ergoß sich in alter Zeit über den N.-Abhang in die Große und

Kleine Bucharei, später, mehr blos es beherrschend, über die Niederungen Mesopotamiens und ganz West-Asien, doch hier nicht bleibend. Diese Länder waren einer fortdauernden Einigung physisch zu ungünstig; die ausgebildeten Staats- und Religionsformen, die die Perser hier vorfanden, vermochten sie nicht zu überwinden, sie wurden bald wieder auf sich beschränkt, und nachdem Mahomeds Religions-Eifer den Islam dahin verpflanzt, ging nicht nur ihre Religion und eigenthümliche Kultur zu Grunde, sondern das Land wurde beim Eindringen türkischer und anderer Nomaden-Horden ein Tummelplatz beständiger Kriege und Zerstörungen, O.- und W.-Persien durch Stammes- und Secten-Verschiedenheit noch dazu getrennt. Das syrisch-arabische Tiefland vom Winkel des Persischen Meerbusens im O. bis zum syrischen Gebirgsparallele im W., im S. vom arabischen Nedsched, im N. vom S.-Rande Hoch-Asiens überragt, im N. vom Euphrat-System bewässert, im S. wasserarm, ist nicht so günstig gelegen wie das indische. Nur an den innern Meeres-Golf stoßend, herrscht nicht mehr die feuchte Meeres-Natur, wie im chinesischen und hinter-indischen; der S.-Theil, schon der Sahara gleich wie Arabien, bildet das Mittelglied zwischen der asiatischen und afrikanischen Landes-Natur. Während früher in Mesopotamien, Syrien, Palästina selbstständige Staaten bestanden, ist alles Land schon längst von den Arabern überfluthet. Das nordisch-sibirische Tiefland, das größte des Erdtheils, das nur in den kolossalen Depressionen der Neuen Welt seines Gleichen hat, hat nur im S. kulturfähigen Boden; die N.-Hälfte ist Morast, Sumpf, Felsfläche mit Polarklima, durch die Form der Niederung und die feuchte Meerestemperatur die trockene Kälte indessen gemildert. Es hat am wenigsten einen orientalischen Charakter. Das große Polarland der Erde zeigt keine Differenz der Erdtheile mehr. Tummelplatz armer verdrängter Volksstämme, gelangte es nie zu einer politischen Bedeutung, und wurde der Süden daher das erste europäische Colonialland in Asien. Das bucharische Tiefland in der Mitte, von den wasserärmsten Strömen, dem Gihon und Sir, theilweise durchzogen, im W. und N.W. vom Aral- und Kaspi-See begrenzt, zwischen den W.- und N.-Rändern der hohen Plateaux von Tübet und Iran, an keinen Ocean stoßend, erstreckt sich eigentlich noch weit gegen N.W. über die Wolga hinaus bis zum Don, zum Fruchtboden Europas, Uebergangsform von Asien nach Europa und seit Jahrtausenden das Thor der Völkerwanderung. Sein Steppenboden mit nur sporadischen fruchtbaren Stellen ohne Waldreichthum, ohne Ackerkrume, mit Salzschwängerung, wie ein trocken gelegter Meeresboden, oder eine Kies- und Sandfläche, bot bei innerer Armuth nur einzelne Stellen der Kultur dar; meist Tummelplatz und temporaires Asyl erobernder Horden.

Von den asiatischen Binnenseen verdient das Kaspische Meer hier vorzugsweise Erwähnung, obwohl es an der Grenze Asiens gelegen, ihm nicht ausschließlich angehört. Es ist merkwürdig zunächst wegen seiner Größe, nach Berghaus 7375 Q.-M. daneben der Aralsee von 2100 Q.-M.; Sommerville rechnet es zu 140,000 engl. Q.-M. (8750 d. Q.-M.) — so groß als Großbritannien und Irland zusammen — und den Aralsee zu 23,300 e. Q.-M. (1456 d. Q.-M.), Hassel zu 6862 Q.-M. und den Aral zu 1124; die Länge jenes über 150 M. von N. nach S., bei 50 M. Breite von O. nach W. Beide sind verhältnißmäßig salzig, ihr Salzgehalt soll aber zu-, ihr Umfang abnehmen. Die Tiefe des ersteren ist an Stellen 3000′, bei Baku nach Eichwald 150 Faden, in der Mitte nach Lepechin aber nur 6—7, bei Tak Karagan 8—9, nach Tarku zu westlich 15—18—20, bei Mazanderan 10, bei Ghilan 15½ Faden. Bitter nennt sein Wasser schon Ebn Haukal. Wenn Strabo, Plinius u. A. sein süßes Wasser rühmen, so meinen sie wohl das an den Mündungen der großen Flüsse, obwohl mit Abnahme seines Wassergehaltes seine Salzigkeit und Bitterkeit zugenommen haben mag. Merkwürdig ist das Kaspische Meer als größtes Beispiel, neben dem Titicaca, von einem See, der Zuflüsse und zwar außer von mehreren andern Flüssen von Europas größtem Strome, der Wolga, erhält, der in Europa allein 53,128 d. Q.-M. bewässert, ohne einen Abfluß zu haben oder sein Wasservolumen zu vermehren, weshalb Kircher unterirdische Abflüsse — was aber schon Olearius und Kämpfer bestritten — annahm; Parrot wenigstens zu

Zeiten unterirdische Schlünde, durch vulkanische Gewalten plötzlich geöffnet und später wieder geschlossen. Pallas erklärte es durch Verdunstung in dem heißen Erdstriche und Einsaugung durch den sandigen, lehmigen Boden. Eine andere merkwürdige Entdeckung der neuesten Zeit ist, daß das Kaspische Meer nach den Forschungen von Sawitsch und Sabler 81,4 engl. Fuß (12,7 T.) unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres liegt; früher waren die Angaben darüber sehr abweichend; die Tiefe des Aralsees ist nicht so ermittelt. Nach dem Barometer-Nivellement der russischen Schiffscapitaine Duhamel und Anjou soll es 117 engl. Fuß höher als das Kaspische Meer liegen und dieses 34′ (5—6 T.) über dem Niveau des Schwarzen Meeres. Eine andere Beobachtung neuerer Zeit ist das periodische Steigen und Fallen des Kaspischen Meeres. Nach Lenz war der Spiegel des Kaspischen Meeres bei Baku über dem von 1830

im Jahre	1400	1685	1700	1727	1732	1747	1770	1780	1820	1830
	15′	14′	0′	10′	10′	10′	10′	10′	7′	0′ engl.

Nach Monteith nahm 1811—1828 nicht nur das Kaspische Meer, sondern auch jeder andere See in Persien an Tiefe sichtbar ab; im Hafen von Enzelli entstanden 3 neue Inseln; das Haff von Genischhavan bei Lenkoran durchwatet man jetzt, was 1812 nicht möglich war. Abich unterscheidet dreierlei periodische Bewegungen: die eine durch die dort herrschenden Winde, die andere nach den Jahreszeiten, die dritte dunkelste und wichtigste durch das langsame Fallen und Steigen des mittleren Niveaus in langen Perioden bedingt.

Der Vergleich der Nachrichten der Alten, von denen Herodot und Aristoteles das Kaspische Meer als Binnensee erwähnen, während spätere, wie Strabo, Plinius, Mela, Plutarch, Arrian, es als einen Busen des Oceans betrachten, auch mit dem Indischen Ocean zusammenhängen lassen, alle ihm aber eine ungebührliche Ausdehnung von W. nach O. geben, hat, da die Alten vor Ptolemäus den Aralsee gar nicht erwähnen, den Jaxartes und Oxus, die jetzt in diesen münden, vielmehr dem Kaspischen Meere zufließen lassen, zu vielen weitläufigen Verhandlungen der Geographen Anlaß gegeben: über den früheren Zusammenhang beider, die Abnahme ihrer Wasser, überhaupt der auf der Erde und ihren früheren Zusammenhang einerseits mit dem Eismeer, andrerseits mit dem Schwarzen, mit dem es dieselben Fische und selbst Phoken gemein hat. Pallas, Gmelin und Falk meinten zeigen zu können, daß es sich einst bis zum Fuße des Ural oder doch bis zum erhabenen Steppenrande des Obschei-Syrt ausgedehnt habe. Tournefort, Choiseul-Gouffier und Olivier nahmen ein großes nordisches Binnenmeer einst an, das östlich und westlich vom Aral über das Kasp. Meer und den Pontus bis zum Balkan sich ausdehnte, in das der Kaukasus halbinselartig hineinragte, was Dureau de la Malle und v. Hof dann weiter ausgeführt haben. Wir können hier in diese Fragen nicht näher eingehen und bemerken daher nur, daß Humboldt eine Vereinigung des Kaspischen Meeres mit dem Aralsee, die beide nichts als ein Meeresarm des arctischen Oceans waren, und die Verbindung der großen Depression Asiens einerseits mit dem Pontus Euxinus, anderseits mit den Seen Telegul, Talas und Balkasch in vorhistorischer Zeit nicht für unwahrscheinlich hält, daß die Nachrichten der Alten in historischer Zeit aber nicht auf derzeitige entschiedene Verhältnisse schließen lassen dürften, da sie zu unkritisch, oft blos ältere Nachrichten copiren und ihre Kenntnisse dieser Gegenden zu beschränkt waren. Zur Zeit der Macedonier, meint Humboldt, möge der Aralsee einen bloßen Anhang des Oxus gebildet haben, der nur durch einen Arm des Karabogas-Golfs des Kaspischen Meeres mit diesem in Verbindung stand, in den der Oxus sich ergoß, welcher Golf später aber immer mehr beschränkt wurde, durch Verdunstung des Wassers oder Verschlammung oder plutonische Erhebung. Die Grenzen des Aralsees sind bis auf die neueste Zeit sehr wenig genau bestimmt gewesen. Die West-Küste desselben setzt Lemm unter 45° 16′ 15″ N. Br. — 76° 14′ O. L. und unter 45° 36′ 41′ N. Br. — 76° 19′ 15″ O. L.; die Breite des Isthmus, der ihn vom Kaspischen Meere trennt, Perowsky 4° 18′, um 33′ größer als Lemm und

Kolotschky; die Süd-Grenze des Aralsees Meyendorf 43° 8′, Lewschin 43° 32, Berowsky 44°. Abbott rechnet ihn 700 e. M. (152 d. M.) lang, 280 e. M. (61 d.) breit, zu 190,000 e. Q.-M., den Aral zu 25,200 e. Q.-M. Fläche. Bei einem Ergusse des Oxus von 2,648,294 Millionen Cubik-Fuß Wasser jährlich und 1900 Mill. Cub.-Fuß des Jaxartes müßte er ohne Verdunstung 1′ 7″ steigen, durch den Regen und Schnee wohl noch 9″. Burnes fand im Oxus-Wasser 1,40 % Schlick; wenn nur 1,80 und eben so viel im Jaxartes, so müsse das Bette des Aralsees sich jährlich 0″,23 erhöhen, in 1000 Jahren 19′; die mittlere Tiefe des Aralsees sei wohl aber keine 19′, ohne Convulsion der Natur könne er also das Wasser nicht dauernd fassen.

Nicht nur der N.-Theil des Kaspischen Meeres, sondern auch der Balkan-Golf gefriert im strengen Winter nach Eichwald haltbar, aber wohl nicht der ganze See nach Olivier. Es ist nach Eichwald sehr fisch- und muschelarm wegen seines starken Salzgehaltes von 42,80 % — 24,40 salzsaurer Bittererde, 10,60 salzsaurer Kalkerde und 7,80 salzsauren Natrons — nicht trinkbar, wie das Wasser des Pontus. Die Versteinerungen sind Bivalven, keine höheren Thierarten nach Eichwald, der meint, daß bei zunehmendem Salzgehalt sie jetzt aussterben.

Seicht an den Küsten, ohne eigentliche Steilküsten, hat das Kaspische Meer, wie schon Olearius bemerkte, nur wenig gute und sichere Häfen. Von Tarku bis Baku nirgends Ur- noch Uebergangsgebirge, nur Kalkstein. Die Halbinsel Baku erstreckt sich weit ins Meer hinein und bildet den Golf von Salian mit der Mündung des Kur und Aras. Flachküste ist an der Wolga — die hinterliegende Steppe Nogan war wohl einst vom Kaspischen Meere bedeckt, — Steilküste ist nur bei Ghilan und Magandenew. Die Ost-Küste ist zerrissener; da ist die Halbinsel Manghischlak — eigentlich Sommerlager (Kischlak) der Mangut-Nogaier — und das Vorgebirge Tuk-Karagan; hier sind Häfen in 80 Faden hohen Kalksteinmassen. Weiter südlich ist die Flachküste von Khowaresm, einst Meeresgrund nach Murawiew. Der Balkan-Golf nach Eichwald ist von Porphyr und Granitfelsen umgeben.

Asien, besonders Nord-Asien, hat einen Reichthum an größeren oder kleineren Binnenseen, worin nur N.-Amerika es übertrifft und nur in kleinerem Verhältnisse Europa einigermaßen ihm gleich kommt, während die südliche Halbkugel daran arm ist. Es hat früher offenbar viel mehr Seen in Asien gegeben, als jetzt; viele Quer- und Längenthäler im Innern der Gebirge waren früher Seen, bis die sie einschließenden Felsgebirge an einer Seite durchbrochen wurden; so wohl in Indien das Caschmirthal, wo der Wullersee von 10 e. M. Länge, 4½ Breite ein Ueberbleibsel zu sein scheint, der früher das ganze Thal einnahm. Aehnliche in Süd-Indien an den Ghats. Wegen des Mangels genauer Nachrichten über viele Seen ist eine kurze allgemeine Uebersicht nicht möglich. Zu den hochgelegenen Seen gehören im Himalaya, der sonst an Seen arm ist, der Surj-Baga in 15,785′ par. (16,206′ e.), der Chimorerel in 14,075′ par., der Manasorowara oder Cho-Mapan in 15,900′ und der Rhavanhrad oder Cholagan in Tübet in 15,250′ engl. Höhe; dann der Sir-i-kol auf dem Tafellande Pamer 15,630′ engl. hoch. Eine Reihe von Salzseen und Marschen zieht sich 200 e. M. längs dem N.-Fuße des Taurus hin auf dem Tafellande von Anatolien, z. B. der Tuzla-See, der flach, stark verdunstend, so salzig ist, daß kein Fisch darin leben kann, ebensowenig im Urmia-See an der Grenze Persiens und Armeniens, von 106 Q.-M. im Umfange. Durch Quellen, Regen und Schnee genährt, ohne Abfluß, verdunstet sein Wasser; ¼ seines Gehaltes ist Salz; eine niedrige Hügelreihe trennt ihn vom salzigen Wan-See von 110 Q.-M. im Umfange. Das sonst wasserarme Persien hat auf der Grenze Afghanistans noch den Zerah-See von 18 e. Q.-M. im Umfange. Sehr reich an Seen ist besonders Hoch-Asien und der N.-Abfall Asiens in Sibirien, wir nennen hier nur einige, z. B. den Baikal, nach Hassel 924 Q.-M., nach Berghaus nur 625 Q.-M. groß und halb so groß als Schottland, nach Sommerville in 1793′ engl., nach Ritter 1655′, nach Fuß nur 1242′ Höhe. Er nimmt die obere Angara und Selenga auf und führt durch die untere Angara sein Wasser dem Jenisei zu. Der Piasinskoi, demnächst der größte

See in Tomsk: ergießt sich durch die Piassina ins Eismeer. Der Balkasch (108—109° O. L.), nach B. 300 g. Q.-M. groß, nimmt den Ili und andere Flüsse auf, ohne einen Abfluß zu haben, so wenig als der Alak-Tugul. Der Telezkische See im Altai ist nach Helmersen 8½ g. M. lang, 1600′ hoch. Eine Reihe von mehr oder minder großen Seen zieht sich 45—45½ M. längs dem Abhange des Thian-schan hin, sie sind aber weder ihrer Größe noch Höhe nach genau bekannt. Durch den Saisan-See (99—102° O. L.), nach B. 56 Q.-M. groß, 1800′ nach R. 1500′ hoch, strömt der Irtisch; in den Lop-See in der Kleinen Bucharei verlieren sich mehrere Steppenflüsse. Der Ko-ko-Noor an der Grenze Tübets hat nach B. 96 Q.-M. Umfang. Auch Ost- und Süd-Asien haben manche bedeutende Seen, in der Mandschurei den Hinka-See von 40 e. M. Länge, den Hurun-See 200 engl. M. im Umfange, den Dalai-noor in der Mongolei, 8 d. M. lang, 5 breit, u. a. In China ist der größte See der Thung-ting von 110 Q.-M. in Hu-kuang, der Po-yang von 77 Q.-M.; in Kiang-nan sind der Kao-yeu, der Hung-tse u. s. w. Birma hat viele kleine Seen, in Bassein allein 127. In Indien betrachtet Lyell den Run von 7000 e. Q.-M. (437 d. Q.-M.) Fläche, ¼ von Irlands Fläche, nur während des Monsun überfluthet als das Bett eines ausgetrockneten Binnensees. Genauere Nachrichten bei den einzelnen Ländern.

Am Meeresufer haben sich aber oft auch durch den großen Wasserzufluß der Flüsse, wenn er stockte, solche Seen gebildet, wie, wenn sie dem Meere zu offen blieben, Meerbusen. Am Eismeere sind so nach Wrangel eine Menge Seen von verschiedener Tiefe, und der Reichthum Sibiriens an solchen Seen erklärt sich bei den dortigen Niederungen mit verschiedener Vertiefung und der geringen Verdunstung in diesen nördlichen Gegenden eben so leicht, als der Mangel daran auf der südlichen Halbkugel bei der starken Verdunstung im heißen Klima hier. Selbst im Binnenlande entstand so der Gänse-See (Gussino osero, mongolisch Kulleng-noor), der nach Sievers erst etwa 1750 aus einer kleinen unbedeutenden Pfütze durch einen Einbruch des Kemnikflusses entstand, seinen jetzigen Umfang von über 40 Werste (6 d. M.) aber besonders erst seit 1788 erlangte.

Alle Seen können nach Middendorf in der arktischen Region ausfrieren, die unter 8′ Tiefe besitzen, die übrigen frieren nie aus, selbst unter 74° N. Br. fand er das Eis nie über 8′ dick, zuweilen blos 4½′. Im arktischen Ocean scheinen sogar große offene Stellen (Polynjen) vorzukommen. Wir werden bei Sibirien darauf zurückkommen. Das Gefrieren der Flüsse ist von der Temperatur der jedesmaligen Oertlichkeit abhängig, das Aufgehen derselben mehr von der der Gegend, aus der die Hauptflüsse stammen. Die Bäche des N. versiegen im Sommer meist mit dem Abflusse des Schneewassers.

Flüsse. — Asien ist durch die centrale Stellung und eigenthümliche Verbreitung seiner Gebirgsmassen, die auch in den subtropischen Gegenden bis in die ewigen Schneeregionen aufsteigen und nach allen Weltgegenden hin den Tiefländern in die weitesten Fernen die aufgespeicherten Wasserschätze zuströmen lassen, reich mit Flüssen bedacht. Den Lauf und die Verzweigung der Flüsse Asiens im Einzelnen zu verfolgen, würden wir weit mehr in das Detail der Verzweigung der Gebirge haben eingehen müssen, als die Kürze der Darstellung erlaubte. Da nun die Hauptflüsse Asiens alle mehr oder weniger einzelnen Ländern angehören, z. B. der Hoang-ho und Kiang China, der Ganges und Indus Indien, so wird die einzelne Beschreibung diesen Ländern besser vorbehalten und hier nur einige allgemeine Data zum Vergleiche derselben unter sich und etwa mit denen anderer Welttheile angeführt werden. Auf dem Himalaya, dem Altai und den dazwischen liegenden Bergketten entspringen die Hauptströme Asiens, die nach den verschiedenen Weltgegenden, die S.-Asiens in das Indische Meer, die O.-Asiens in den Großen Ocean, die N.-Asiens in das Arktische Eismeer, die im W. sich in den Aral-See ergießen. Aber das Innere Asiens, wie ein Theil O.-Europas ist vom Meere ganz getrennt. Unfern des Schwarzen Meeres beginnt eine Reihe abgeschlossener Becken, die östlich durch ganz Inner-Asien bis zum Gelben Meere sich hinziehen und in gar keiner Gemeinschaft mit dem Ocean stehen, das Gebiet der Continentalströme. Diesem gehören Europas größ-

ter Strom, die Wolga, und ebenso in Asien der Kur, Sir, der Amu, Hilmend, Tarym, Ili an. Es hat sonst nur sehr kleine Steppenflüsse und eine Menge Seen, darunter der größte der Erde, das Kaspische Meer, auch der tiefste. Wenn die großen Ströme die Bahnen sind, die die Völkerstämme einander nähern, und die des Weltverkehrs beim Erguß ins Weltmeer, so ist S.- und O.-Asien hoch begünstigt wie Europa, nicht so N.-Asien, trotz seiner großen Flüsse; beeiset, wie deren Mündungen fast immer sind, kann es am Weltverkehr keinen Theil nehmen; eben so wenig Inner-Asien mit seinen Continentalströmen, 3 mal größer als das atlantische Europa; N.-Asien hat nach Berghaus 183,000 d. Q.-M., das Gebiet der Continentalströme beträgt 198,000 d. Q.-M.

Leider sind die Quellen und der Lauf mehrerer der größten Flüsse Asiens nach Lage und Höhe noch nicht von wissenschaftlichen Europäern erforscht, ihre Wassermasse ist noch nicht bestimmt. Ueber die Größe ihrer Strom-Entwicklung, den directen Abstand von der Quelle und ihr Stromgebiet haben wir zwar Angaben, die aber wenig sicher und zum Theil abweichend sind; doch wird eine Uebersicht, die später demnach aber mancher Berichtigung bedarf, nicht ohne Interesse sein. Wir geben die Angaben Denzler's bei Berghaus verglichen mit Ritter.

Von den 3 großen Strömen N.-Asiens entspringen nur der Ob — aus der Vereinigung der Katunja und Bija — und der Jenisei wohl im Innern des Altai; die Lena 340 T. hoch am W.-Abhange der Berge um den Baikal, der Irtisch östlich vom Saisang-See.

	Stromgebiet.	Directer Abstand von der Quelle.	Strom-krümme.	Stroment-wicklung.	Breite.
Ob	57,800 B.	319	261	580 B.	250—2500 Schritte
	63,800 R.			460 R.	
Jenisei	49,003 B.	307	393	700 B.	500—700 "
	47,000 R.			410 R.	2½-4 bis 15 Werst
Olenek	?	150 (?)	100	250	
Lena	37,150 B.	349	251	600 B.	4520—7200 Schr.
	36,600 R.			440 R.	
Indigirka	5400 (?)	140 (?)	87	227 (?) B.	
Kolyma	6700	148	52	200 B. [1]	

In den östlichen Ocean münden nebst dem Anadyr, nach B. mit 3960 Q.-M. Stromgebiet (?), die folgenden, der erste in der Mandschurei, die andern in China:

	Stromgebiet.	Directer Abstand von der Quelle.	Strom-krümme.	Stroment-wicklung.	Breite.
Amur	36,430 B.	305	290	595 B.	250—375—500
	38,300 R.			430 R.	Schritte
					3 fr. M. an d. Münd.
Hoang-ho	33,600			570 R.	338-500-1250-1675 Schr.
Kiang	54,175 B. Atl.	392	328	720 B.	1500—3000 Schr.
	34,200 R.			650 R.	20 M. von d. Münd.

Nach Süden ergießen sich, der erste in China, die 5 folgenden in Hinter-Indien, die beiden letzten in Mesopotamien:

	Stromgebiet.	Directer Abstand von der Quelle.	Strom-krümme.	Stroment-wicklung.	Breite.
Tschu-kiang	6200	118	122	240	
Mackaun	8500 (?)	398 (?)		520 (?)	500—1500 Schr.
	13,500 B. Atl.				
Me-nam	5000 (?)	155 (?)	80	235 (?)	
Irawaddi	21,200 (?)	293 (?)		550 B. [2]	30—80—150
	12,100 R.	200		460 R.	Yards.

[1] Zwischen dem Jenisei und der Lena sind noch die Piasina von 70 M. nach H., Katanga 74° N. Br.; Anabara 73° N. Br.; zwischen der Lena und dem Indigirka die Jana.
[2] Nach Wilcok nur 250 M.

	Stromgebiet.	Directer Abstand von der Quelle.	Stromkrümme.	Stromentwicklung.	Breite.
Brahmaputra	290,000 e. Q.-M.			240 H.	1—5 e. M.
Ganges	27,030 B.	206	214	420 B.	1-2-3-4000 Schr.,
	20,400 R.			290 R.	zuletzt 1—6 e. M.
Godavery	5800	97	90	187	
Kistna	5100	115	57	172	
Indus	15,500 (?) B.	274 (?)	216	490 (?) B.	335-1750-2500-
	18,900 R.			340 R.	2000 Schritte
					700-1900 Yards
Euphrat mit	12,230 B.	150	223	373 B.	
Tigris	11,200 R.			300 R.	
Nach Westen ergießen sich in den Aral-See:					
Sir (Jaxartes)	5660 (?) B.	190 (?)	112	302 (?) B.	
	14,870 B.			210 R.	
Amu (Oxus)	11,200	204	146	350 B.	435—1025—810
Beide zusammen	13,000 nach R.			230 R.	Schritte.
Ins Kaspische Meer münden außer der Kuma, dem Terek, Kisil-Uzen, der Ural von 280 M. Länge nach Hassel,					
Kur	4040	80	80	160	

Unbedeutend sind, die sich ins Schwarze und Mittelländische Meer ergießen; in jenes der Saukara, Kisil-Irmak, Halys, Jekil-Irmak, Rion (Phasis); in dieses der Aasi, einst Arius oder Orontes, der am Libanon entsteht, und der jetzt unbedeutende Meïnder, einst Mäander, ein Küstenfluß des Aegäischen Meeres.

In das Todte Meer verliert sich der Jordan; in den Telegul-See der Sarasu; in den Aksakal-See der Tungai, beide in der Kirgisensteppe; in den Zerah-See der Hilmend, der in einem Vorberge des Hindu-Khu entspringt, angeblich von 4470 (?) Q.-M. Stromgebiet, 150 M. directem Abstand, 250 M. Stromentwicklung; in den Lop-See der Tarym von angeblich 11,070 Q.-M. Stromgeb., 173 M. direct. Abst., 270 M. Stromentwicklung.

Wir haben bei dieser kurzen Uebersicht die vielen Zuflüsse, die Höhe, von der sie herabstürzen, was für die Vergleichung unter sich wesentlich ist, so wie die Schnelle des Laufes, nicht berücksichtigen können. Das Resultat der Länge der Hauptflüsse zusammenfassend, bemerken wir nur noch, daß Rennell, die Themse = 1 setzend, den Rhein = 5,2, Indus 5,5, Euphrat 8,5, Ganges 9,5, Jenisei 10, Amur 11, Lena 11,5, Hoang-ho 13,5 findet. Hoang-ho und Kiang, Ganges und Brahmaputra, Euphrat und Tigris, Amu und Sir bilden Brüder- oder Zwillingsströme, die, aus nahen Quellen in ziemlich gleicher Höhe herabstürzend, erst, als fliehen sie sich gegenseitig, mehr oder weniger divergirende Thalsenkungen durcheilen, dann plötzlich convergirend werden, parallel neben einander fließen und sich fast oder ganz vereinigen. Im N. wiederholen Ob und Irtisch, Jenisei und Angara nur unvollkommen diese Naturform, wie die kolossalen Ströme S.-Amerikas sie ebenfalls zeigen. Selbst das Flußgebiet des Rheines und der Elbe zu einem System vereinigt, würde, da jenes nur 4300 g. Q.-M., dieses nur 2800 enthält, erst wenn 10 mal so viele vereint genommen würden, ein Stromsystem wie das der chinesischen Zwillingsströme von 67,000 g. Q.-M. bilden. Die Russen, welche die sibirischen Ströme gesehen, sagen daher, der Anblick der Elbe, Oder, des Rheins u. a. europäischer Gewässer gebe von einem großen Flusse gar keinen Begriff: die dortigen Ströme seien Meere, schon im oberen Laufe habe die Angara z. B. 7000′ e. Breite und ein 35′ e. tiefes Fahrwasser, und die ergieße sich erst in den Jenisei und der in das Eismeer. Wenn der Rhein nur auf 70 Werste, so hätten die sibirischen Ströme auf 3—4000 überall malerische Ufer. Dennoch wird Europa im Ganzen Asien nicht beneiden um seine Flüsse.

Bei der Breite der hohen Plateauländer bleiben ganze Länder, wie in der hohen Mongolei die Gobi von 23,632 g. Q.-M., Persien mit 15,177 g. Q.-M., Arabien mit 50,000 g. Q.-M. u. a., fast flußleer, auch Kleinasien ist flußarm. Die Größe der sibirischen Flüsse kommt bei dem nördlichen Klima, das sie, die kurzen Sommermonate ausgenommen, unter einer Eisdecke verschließt, dem Lande wenig zu Gute; bei dem niedrigen Boden, dem geringen Falle wird die Wassermasse, die ungeheuere Ueberschwemmungen und Sümpfe erzeugt, die bei fehlender Wärme nicht austrocknen, eher nachtheilig. Die Kolyma z. B. hatte nach Wrangel bei Sredne Kolymsk im Juni sich so ungeheuer ergossen, daß die Einwohner auf den Kirchthurm sich retten mußten. Auch der große Amur war für den Verkehr der Mandschurei bis auf die ganz neuesten Versuche der Russen fast ohne Bedeutung. Hinter-Indien hat bei der geringen Breite seiner Thäler und der Höhe, von der die Flüsse sich herabzustürzen scheinen, weniger Nutzen von ihnen, als ihre Größe erwarten ließ. Ihre periodische Anschwellung wirkt nur mehr zerstörend, und in großen Längenthälern neben einander herfließend, sind sie ohne Verbindung mit einander, außer der Mündung zu etwa. Dekhan hat nur an seiner Ostseite etwas bedeutende Flüsse, die bei der Kürze ihres Laufes auf dem Tafellande von 2500—4000′ Höhe, von dem sie dann herabstürzen, nur der Bewässerung, wenig oder gar nicht der Schifffahrt dienen, die die Engländer indeß beim Godaveri und Nerbudda versuchen. Sie stehen weder mit dem Ganges noch Indus, noch auch diese beiden unter sich in Verbindung, durch eine Wüste vielmehr beide getrennt. Auch der Indus in seinem untern Laufe, zwischen Felsgebirgen und einer Wüste dahinziehend, hat bis jetzt nicht die Bedeutung gehabt, die man seiner Größe nach erwarten sollte. Selbst die großen Ströme Asiens erscheinen nicht so vortheilhaft, wenn man ihre Fallhöhe, Flußgefälle im Einzelnen vergleicht, da sie natürlich in ihren gewaltigen Höhen weder zur Schifffahrt noch zur Bewässerung dienen können, unten zu es ihnen aber oft an Gefälle fehlt. Einige Angaben über die Höhen, von denen sie herabkommen, mögen dieß veranschaulichen:

Bhagirathi-Ganga 13,699 oder 12,830′, Baira-Ganga 13,087′, Jumna 12,789′, Chinaub über 13,000′, Beja 13,300′, Sutletsch 15,187′, Indus bei Gertope noch 13,000′, Brahmaputra 10,000′, eine Oxus-Quelle im Tir-i-koe 15,600′, Lena-Quelle 2040′, Großer Kokfun 5262′, Tschuja 5757′, Kleiner Kokfun 9692′.

Dieß näher zu zeigen, vergleichen wir das Gefälle des Ganges mit dem des Rheins u. A. Jener empfängt 12—20 Flüsse, wovon 12 größer als der Rhein. Seine Fallhöhe ist 12,830′ auf 420 M. Stromentwicklung, während die des Rheins 7240′ auf 150 M., die der Elbe 4260′ auf 171 M. ist, aber man beachte die Vertheilung

	vom Ursprung bis Gangotri.	von da z. Mündg. des Dschanavi.	v. da z. Mündung des Bhilung.	v. da z. Verein. der Alikananda.	bis z. Verein. des Nyar.	bis zum Austritt a. dem Gebirge.	Mittellauf zw. Hurdwar u. Allahabad.	Unterlauf bis zum Meer.
Ganges: Fall	3150′	1700′	5840′	760′	150′	280′	625′	325′
Strecke	2 M.	1,5 M.	15,5 M.	4,5 M.	1 M.	8 M.	83 M.	304,5
per M.	1575′	1130′	377′	170′	150′	35′	7′,5″	1′,6″

	bis Dissentis.	bis zur Verein. mit d. Hinterrheln.	bis Friedrichshafen.	bis Laufen.	bis Basel.	bis Bingen.	bis Königswinter.	bis Emmerich.	bis zur Mündung.
Rhein: Fall	3690′	1720′	575′	175′	310′	524′	106′	100′	40′
Strecke	2,5 M.	6,3 M.	14,5 M.	9 M.	13 M.	45 M.	14 M.	25,7 M.	19 M.
per M.	1476′	273′	40′	20′	24′	11′	7′	4′	2′

Man sieht, daß, wenn der Ganges die ersten 2 Meilen sich je 1575′ herabstürzt, der Rhein mit 1476′ ihm wenig nachgibt. Der Ganges setzt dieß aber noch 1½ M. mit je 1130′ Fall fort, stürzt dann noch 15½ M. je 377′ — der Rhein nur 6,3 M. je 273′ — und noch 4,5 M. je 170′ und 1 M. 150′ herab, während der Rhein

nichts Entsprechendes hat. Aber nun nimmt das Gefälle des Ganges plötzlich ab, er fällt nur noch 8 M. je 35′ — während der Rhein 14,5 M. noch je 40′; 9 M. je 20′; 13 M. je 24′ und 45 M. je 11′ Fall hat. Wenn der Rhein dann noch 14 M. 7′ fällt, behält der Ganges 83 M. je 7,5′ Fall, schleicht zuletzt dann aber 304,5 M. weit mit nur 1′,6″ Gefälle indisch indolent zum Meere [1]), während der immer lebendige Rhein noch die letzten 25,7 M. je 4′ und 19 M. je 2′ Gefälle hat, obwohl der Hughly-Arm des Delta in 1 Secunde 183,970 par. Cubf., der Rhein unterhalb Emmerich 64,160 par. Cubf. Wasser ergießt.

Um einen kleinen Begriff von der Wassermasse zu geben, die diese Flüsse dem Meere zuführen, erwähnen wir, daß der Ganges-Arm, der sich mit dem Brahmaputra vereinigt, nach Rennell in der trockenen Jahreszeit jede Stunde 248 Mill. Cub.-Fuß Wasser, bei hohem Wasserstande wohl das 3-, selbst das 5fache, der Hoang-ho nach Staunton jede Stunde 418 Mill., der Indus jährlich 5,383,600,934,400 Cub.-Fuß oder 150,212,079,642 Tonnen, der Oxus nach Abbott jährlich 2,648,294 Mill. ergießen, der Rhein nach Berghaus jährlich 1,679,030,511,900 Cub.-Fuß

Die klimatischen Verhältnisse betreffend, fällt von dem Areale Asiens ungefähr 0,125 auf die heiße Zone, 0,75 auf die nördliche gemäßigte und 0,125 auf die kalte. (Vgl. Bd. I. S. 33.) Vor Europa ist es im Vortheil durch seinen Antheil an der heißen Zone, im Nachtheil durch geringern Antheil an der gemäßigten und größern an der kalten; vor Afrika im Vortheil durch geringern Antheil an der heißen, größern an der gemäßigten und Antheil an der kalten. N.-Amerika theilt die Vorzüge und Nachtheile Europas, S.-Amerika die Afrikas.

Sehen wir von den Tropen und den Polargegenden ab, so charakterisirt besonders Ost-Asien im Gegensatz von West-Europa die größere Kälte und Excentricität des Klimas. (Vgl. Bd. I. S. 76 ff.) Der Grund davon liegt in der continentalen Form Asiens und seiner Stellung zu den großen Oceanen — eine große Landmasse mit wenigen Einbuchten — in der Stellung dieses Continents zum Aequator, zum Polar-Eise und in dem Einflusse der West-Winde. Wenn diese für Europa Seewinde sind und die Temperatur des Meeres unter 45—50° der Br. selbst im Januar nicht unter 10°,7 und 9° C. herabgeht, und Europa außerdem auch im Meridian von Lissabon und Kasan aus der breiten Zone des tropischen Afrika und Arabiens eine Menge erhitzter Luft von S. erhält, während der Golfstrom von Amerika es durch ein freies Meer vom Eisgürtel am Pole trennt, dehnt Asien von O. nach W. jenseits des Parallels vom 70° sich 13 mal weiter als Europa aus, zwischen den Mündungen des Jenisei und der Lena selbst bis 75°. Ueberall berühren seine N.-Küsten die Wintergrenze des Polareises; nur auf einigen Punkten entfernt die Sommergrenze desselben sich auf eine kurze Zeit von den Küsten. Die N.-Winde, deren Wuth keine Bergkette in den offenen Ebenen westlich vom Meridian des Baikal bis 52° und westlich vom Meridian von Bolor bis 36 u. 38° N. Br. mäßigen, wehen über eine Eis- und Schneedecke, die gewissermaßen das Festland gegen N. bis zum Pol, und in N.O. bis zum Kälte-Pol, den Brewster unter 78° O. L., Erman bei Cap Taimura 9° mehr östlich setzt, ausdehnen. Asien bietet der Einwirkung der Sonne nur eine kleine Strecke Landes in der heißen Zone gelegen; mit Ausnahme eines Theils der Inseln Sumatra, Borneo, Celebes und Gilolo liegt zwischen den Meridianen von Cap Tschukotschkoi und dem Ural auf 121° der Länge kein Land unter dem Aequator; Afrikas, Europa so wohlthätige Hitze geht ihm also ab. Wenn man alles Land zwischen den beiden Tropen durch die Zahl 1000 ausdrückt, so kommen auf Afrika davon 461, auf Neuholland und den indischen Archipel 124, auf Asien nur 114, auf Amerika 301 Theile; $^4/_5$ aller Aequatorial-Länder oder 762 Tausendtheile (Afrika u. Amerika) sind auf dem engen Raume von $132^3/_4$° L. concentrirt, das übrige $^1/_5$ zerstreut auf dem unermeßlichen Raume von $227^1/_4$° L. von der O.-Küste Afrikas bis zur W.-Küste Amerikas.

1) Genauer nach Prinsep von Allahabad bis Benares 83 e. M. (d. Stunde 6″), von da bis Colgong 326 e. M. 5″, bis Jellinghy 97 e. M. 4″, bis zum Meere 1—2″.

Asien im Gegensatz von Europa zeigt außerdem eine Anhäufung von Continental-Massen ohne Meerbusen oder bedeutende Verlängerungen zu Halbinseln nördlich vom Parallel des 30°. Seine großen Gebirgs-Systeme, die von O. nach W. laufen, die höchsten Ketten der heißen Zone am nächsten, hindern den Zutritt der südlichen Winde im N. Hohe Plateaux vom Knoten der Gebirge von Kaschmir und Ladakh bis zu den Quellen des Orchon von S.W. nach N.O. häufen den Schnee bis tief in dem Sommer auf und ergießen Ströme, die die Temperatur herabdrücken. Die ganze Länge Europas trennt Asien von einem Meere an der W.-Küste, die immer wärmer in der gemäßigten Zone ist, als die O.-Küste eines Continents. Die Breite Europas in der Richtung der Meridiane trägt zu der abkühlenden Wirkung der herrschenden W.-Winde, die für Asien Landwinde werden, bei. Alle diese Ursachen wirken zusammen, die Beugung der isothermen Linien und die ungleiche Vertheilung dieser geringern Wärme unter die verschiedenen Jahreszeiten zu verursachen. Der Osten Europas und ganz Asien nördlich vom Parallel des 35° haben ein ganz continentales Klima im Gegensatze des Klimas der Inseln und des der W.-Küsten, und durch ihre Form und Lage in Bezug auf die W.- und S.W.-Winde ein excessives Klima, wie die Vereinigten Staaten von N.-Amerika, d. h. einen sehr heißen Sommer und übermäßig strengen Winter. Zu Kisljar, in der Breite von Avignon und Rimini, sinkt das Thermometer oft bis —25° und —30° C.

Asiens O.-Küste ist viel kälter als Amerikas W.-Küste. In Ustjansk an der Mündung der Jana (70° 55′ N. Br.) und zu Jakutzk (62° 1′ N. Br.) haben die kältesten Monate eine mittlere Temperatur unter —40° C., mehrere Tage hier nach Erman — 53 u. 54°, den 25. Januar 1829 gar —58°. Der Kältestrich und magnetische Pol fällt zusammen; 60 Tage friert das Quecksilber im Jahre und in Ustjansk ist die mittlere Jahrestemperatur nach Humboldt noch 9° kälter, nämlich —16°,6 — es hat mit Turuchansk am Jenisei die niedrigste mittlere Jahrestemperatur — während das Inselklima Nowaja Semljas, obwohl dieses 10° der Br. nördlicher als Jakutzk, statt —30° od. —40°, wie in Jakutzk, nur eine mittlere Winter-Kälte von —16 bis —19° zeigt, das Quecksilber selten, an der W.-Küste vielleicht nie friert. Während aber in Ustjansk die mittlere Sommer-Wärme +9°,2, beträgt sie fast unter demselben Parallel auf Nowaja Semlja nur +2°,1 (70° 37′ N. Br.) bis +3°,6. Ebenso haben auch die Sommer in Jakutzk Juni bis August +16°,2 mittl. Temperatur, 44 Tage bis +25° C. und auch 128 Tage ohne Frost, trägt Sommer-Weitzen und Roggen mitunter 15fältig, obwohl der Boden nach Erman 3′ tief immer gefroren bleibt. An der Kolyma (68° 21′ N. Br.), wo im Januar das Thermometer bis —53° sinkt, sah Wrangel bei warmem O.S.O. es plötzlich 24 Stunden über von —43° auf +1°,3 steigen.

Zwischen der untern Indigirka und dem Aralo-Kaspischem Bassin findet man von N.O. nach S.W. mit ungleicher Vertheilung der jährlichen Wärme auf die verschiedenen Jahreszeiten bei einer außerordentlichen Winter-Kälte, namentlich in den Steppen, eine solche Abweichung des Klimas, daß man sie aus der Boden-Gestaltung, der Entfernung von der Küste, dem Mangel an Schutz gegen Winde nicht genügend erklären kann; in den Steppen zwischen dem Aral- und Kaspi-See ist sie im Winter nach Kupffer —25 bis 32°, zwischen 46—51° N. Br. u. 72—76° O. L. bei der russischen Expedition gegen Chiwa 1839 den 17. bis 26. December war die mittlere Temperatur —30°,9 C., die größte Kälte —43°,7 C., die geringste —23° C., vom 27. Decbr. bis 6. Januar med. —18°,8 C., max. —36°,2 C., min. —11°,8 C.; 32 Stunden war das Quecksilber gefroren, die Chronometer standen still. Die größte Kälte war zu Ak-Bulak, 500′ über der Steppe, vom 4.—20. Februar med. —25°,2, max. —40°,7, min. —12°,5 C., 79 Tage vom Dec. 1839 bis April 1840 der heftigste N.O.-Sturm, 29 mal Schneestürme (Burane). Von 12,800 Kameelen, die die Expedition von 7000 Mann begleiteten, kamen 12,600 um. Bei der Rückkehr stieg dagegen in der Kirgisensteppe das Thermometer Ende August auf 46° C., Mitte Juni 1840 an der russischen Grenze 35¾° C. Wenn von Rom bis Petersburg zwischen den isothermen Curven von 15½°—4° der Unterschied der Temperatur von März und April oder April und Mai nur von 3°,7 auf 6° und alle folgenden Monate noch

weniger steigt, so steigt sie in N.O.-Europa und N.W.-Asien, in Kasan und am Ural dagegen von April bis Mai um 10—12°, während in Europa erst im Juni oder Juli die Hitze besonders zunimmt, daher die bewunderungswürdige Frühlingsblüthe der Rosen-, Tulpen- und Irisartigen Blumen in den Ebenen Sibiriens. Vom März bis April nimmt die Hitze plötzlich zu, vom October auf November plötzlich ab; die heißen S.- und S.W.-Winde aus den dürren Steppen Central-Asiens erklären diese heißen Sommer zu Tobolsk, Barnaul u. s. w.

In Pe-king (39° 54′ N. Br. u. 134° 6′ O. L.), wo 12°,7 mittlere Jahres-Temperatur, ist die Sommer-Temperatur +25° C., um +1°,2 heißer als zu Neapel, die der 3 Winter-Monate aber —1 bis 2°, wie zu Kopenhagen, obwohl dies 16° nördlicher liegt und die mittlere Jahres-Temperatur um 4 1/2° kleiner ist, während in Neapel die mittlere Winter-Temperatur +9°,8 ist. So groß ist der Unterschied zwischen O.-Asien und W.-Europa, daß man an der französischen Küste zwischen Nantes und Saint Malo (47 bis 48 1/2° N. Br.), obwohl 7 bis 8° nördlicher, dieselbe jährliche Wärme wie zu Pe-king, die Winter aber um 6 bis 7° wärmer findet. Unter 55° N. Br. hatte Middendorf Mitte Juli mit Eis zu kämpfen, das Meer war weit unter der Temperatur des Lappländischen Eismeers; vom 28. Juni bis 1. August nur 8 regenfreie Tage, die dichtesten Nebel lösen sie ab. Die Wärme ist im Juli nur +4 bis 6° C., nur hinter mächtigen Felswänden blos in lichten Momenten +22 1/2°; der August ist nicht besser, selbst die Quellen haben blos +0°,5 bis +1°,9, daher kein Korn gedeiht.

Gehen wir nach S.-Asien, so werden, wie in der Neuen Welt, nach und nach die isothermen Linien dem Aequator parallel. In Macao (22° 12′ N. Br.) ist die mittlere Jahres-Temp. +22°,5 C., wie in Rio Janeiro (22° 54′ S. Br.) 23°,5 C., der kälteste Monat aber dort +14°,6, hier 19°,6; der wärmste dort +28°,6, hier +26°,7; December bis Februar dort +18°,2, hier 26°,0; Juni bis August dort 28°, hier 20°,3 C. Besonders bei W.- und N.W.-Winden fühlt man den abkühlenden Einfluß der Gestaltung und Lage Asiens, selbst in Macao und Kanton, obwohl die Contraste in den verschiedenen Jahreszeiten hier weit weniger bemerklich als in Pe-king sind. In Macao sah Richenet 1806—14 das Thermometer einzeln bis +3°, +3°3, oft bis +5° C. fallen, in Kanton fast bis zum Gefrierpunkt und dünnes Eis unter Palmen und Bananen. In Benares (25° 20 N. Br.), 50 T. hoch, wo die Hitze im Sommer oft bis +44° C. steigt, sinkt sie im Winter bis +7°,2, obwohl der kälteste Monat im Mittel noch +15°,2 mittlere Temperatur hat.

Weiter südlich zwischen 0° und 15° Breite sind die mittleren Temperaturen in beiden Welten ziemlich dieselben, nur Pondichery hat eine höhere, die aber früher irrig als maßgebend für diese ganze Aequatorial-Zone angenommen wurde; sie ist nach Humboldt in Manilla 25°,6, Malakka 25°,7, Singapore 26°,5, Prinz Wales-Inseln 26°,3, Bombay 26°,7, Madras und Trincomale 26°,9, Point de Galle 27°,2, Batavia 27°,7, Pondichery 29°,6, Küste zwischen Panama und Payta 26°—27°,2 Cels.

In der nördlichen Hemisphäre sind die heißesten Zeiten nicht unterm Aequator, sondern unterm Wendekreise des Krebses; in Abuschir (28 1/2° N. Br.) ist die mittlere Temperatur des Juli +34° C., während in Kumana nur +29°,2, an der Küste von Guinea nur 28°,8; im Rothen Meere steigt das Thermometer Mittags bis 44°, Nachts bis 34 1/2° C. wegen der wenigen Zeit, die unter dieser Breite zwischen den beiden Durchgängen der Sonne durch den Zenith verläuft, und der Dauer der Tage, die mit den Breiten wachsen; die Dürre der Umgegend, die Durchsichtigkeit der Luft, die fast ohne Wasserdampf ist, die Menge des erhitzten Staubes tragen auch dazu bei.

Zwischen den Wendekreisen, wo die Mittagshöhe der Sonne sich im Laufe des Jahres weit weniger ändert als bei uns, sind es vorzüglich die Regen, die einen von den unsrigen völlig abweichenden Gang der Wärme hervorrufen. Ist nämlich die Sonne am weitesten vom Scheitel entfernt — in der nördlichen Halbkugel im Decem-

ber und Januar — so ist die Wärme am kleinsten. Sie nimmt zu, je höher sie steigt, und würde es thun, bis sie im Scheitel stände, aber noch ehe dieß geschieht, beginnt der Regen: die Temperatur nimmt ab, und erst wenn die Sonne bei ihrer Rückkehr in die andere Halbkugel sich vom Scheitel entfernt, erfolgt eine neue Zunahme der Wärme, die am stärksten ist, wenn der Regen aufhört, worauf dann später die Abnahme der Temperatur wieder erfolgt. Statt eines Maximums und Minimums, wie bei uns, gibt es daher zwischen den Tropen je 2 Maxima und Minima, jene zu Anfang und zu Ende der nassen Jahreszeit, diese in der Mitte der trockenen und nassen. Nachdem der Regen mehr oder minder stark fällt, hat daher jeder Ort unter den Wendekreisen einen andern Gang der Wärme. Kämtz erörtert dieß durch Zusammenstellung der Regen-Menge und der Temperatur in den einzelnen Monaten in Anjarakandy auf der Küste Malabar (12° 13′ N. Br.), Madras an der O.-Küste (13° N. Br.) und Kalkuttas (22½° N. Br.). Alle haben ihre niedrigste Temperatur im December oder Januar, Kalkutta die geringste, weil der Abstand der Sonne vom Scheitel da am größten ist. Wie die Sonne höher steigt, nimmt die Wärme zu, beim Wechsel der Monsuns, wo der S.W.-Monsun im April Malabar heftigen Regen bringt, sinkt die Temperatur, die in Anjarakandy im April am höchsten +29,°8 ist, im Juli — wo die Regen-Menge auf 29′ 10″ steigt, wie schon im Juni auf 29′ 4″ — auf das Minimum von +25°,8 — weniger als im Januar (+26°,5). In Kalkutta, wo nicht so bedeutende Regen fallen, steigt die Wärme bis Ende Mai und sinkt im Juni und Juli — bei 21″,3 und 12″,6 Regen — von +29°,7 im Mai auf 29°,3 und 28°,1. Bei abnehmendem Regen steigt auf der Malabar-Küste die Wärme bis Ende October wieder bis +26°,6, während Kalkutta, wo die Sonne sich schneller als im S. vom Scheitel entfernt und die Nächte daher etwas mehr zunehmen, kein solches Maximum mehr zeigt. In Madras, wo während des S.W.-Monsuns weniger Regen fällt, steigt die Temperatur bis Juni auf +31°,2 — da die Regen-Masse jener Monate da nur 0″,10 — und sinkt erst, wenn im October und November größere Regen-Massen — 11″,6 und 13″,1 — herabstürzen, auf +27°,7 und +25°,9.

Einen Gegensatz gegen diese tropische Regenmenge, die in Anjarakandy im Jahre 109″,2, in Kalkutta 71″,3, in Madras 45″,9 beträgt — und dieß ist noch nicht die größte Regenmenge, im Mergui-Archipel fällt Mai bis Ende September 180—200″, am meisten wohl in Mahabuleshwar in den W.-Ghats (17° 45′ N. Br.), 4220′ hoch, nämlich 283″5 (vgl. Bd. I. S. 104) — bildet die ungemeine Trockenheit in N.-Asien, die nach Humboldt auf die Erhaltung der fossilen Gebeine in Sibirien von bedeutendem Einflusse war. — Arabien und Iran, wie die Plateaux-Länder von Mexico haben auch sehr wenig oder fast gar keinen Regen; ebenso die hochgelegene Gobi, wie die Sahara.

Unter den Producten Asiens ist das Gold nicht unerheblich, im russischen Asien nach Humboldt 48½—61° N. Br., besonders 54½—56°, vor allem 56° N. Br. 123—137½° O. L. Es findet sich nie anders als gediegen, immer mit Silber legirt, auf Gängen bis zu bedeutender Tiefe; in überwiegender Menge auch Silber. Nur als Nebenproduct der Silber-Erze gewonnen, muß es durch Amalgamation und andere chemische und mechanische Mittel davon getrennt werden; der Bau ist mühsam, aber oft auch Jahrhunderte lang gleich ergiebig. Leichter ist der Gewinn des Waschgoldes, wie es in neuerer Zeit in den Neben-Ketten des Altai entdeckt ist. Solche Lager erschöpfen sich aber mit der Zeit und wie am Paktolus in Lydien die reichen Goldseifen für die Vernachlässigung der Aecker und des Weinbaues keineswegs entschädigten, so hat auch in Sibirien die Vernachlässigung des Ackerbaues über das Goldsuchen den Preis des Getreides auf das Vierfache, den der übrigen Lebensmittel auf das 25fache gesteigert; und wenn einzelne Goldsucher bedeutenden Erfolg hatten, so kosteten 350 mißglückte Unternehmungen im Jahre 1842 allein 3 Millionen Rubel. Ueber den Ertrag des asiatischen Bergbaues haben wir nur von Rußland genauere Data; das Nähere da. Hier nur, daß 1841 an Gold im asiatischen Rußland gewonnen wurden 1546,98 Pud, 1850 1516,87 Pud à

32 ℔ preußisch, überhaupt von 1751 bis Anfang 1851 nach Tschewskin und Osersskji 21,269 Pud reines Gold, davon 18,460 Pud in der zweiten Hälfte der Periode. Die Seifen erschöpften sich aber schon, der Gehalt nahm ab, keine neuen wurden entdeckt. Silber-Erz kommt in Sibirien mit Blei-Erzen vor und wird meist mit diesen zusammen verhüttet, jetzt nur am Altai seit 1743 und im Nertschinsker Kreise; am Ural ist es seit Entwicklung der Gold-Industrie aufgegeben. Der ganze Silber-Gewinn des asiatischen Rußlands betrug bis 1851 108,719 Pud = 4,358,716 russische ℔, keiner der bedeutenden, aber erheblich durch die Dauer. Die Angaben über die Goldproduction der übrigen Länder Asiens, z. B. die des Indischen Archipels 154,865 engl. Unzen oder 20,442 Kölner Mark nach Crawfurd, die der Malayschen Halbinsel von 19,800 Unzen nach Newbold, Assams zu 30,000 Unzen, sind zu unsicher und widersprechend. In Montradok auf Borneo läßt Raffles 1812 z. B. 32,000 Chinesen 1 Million Pfd. Sterling Gold, Brooke 1830 1,237,500 L. Sterl., jetzt aber nicht mehr erndten. Ebenso unsicher ist die Angabe von 213,600 Unzen oder nach Andern 1 Mill. Tael, die in Tong-king gewonnen werden. 2 Silberminen, eine an der Grenze Birmas, eine an der Kuang-sis, angeblich von 20,000 Chinesen bearbeitet, sollen nach Haussmann 2 Mill. Tael (15,260,000 Francs) ertragen. Wie verschieden das Verhältniß des Goldes zum Silber in den einzelnen Theilen Asiens ist, zeigt, daß, wenn es Anfangs dieses Jahrhunderts in China wie 1 : 12—13, in Japan wie 1 : 8—9, in Yun-nan es jetzt wie 1 : 6, nach Kowalewski in Pe-king jetzt wie 1 : 11, wie bei uns 1599, in Urumtsi wie 1 : 12, wie 1623, in Birma wie 1 : 17 sich verhält, hier also wenig Gold, in Yun-nan viel sein muß. Platina, das sonst nur an 2 Punkten des spanischen Süd-Amerikas 2—6° N. Br., in Brasilien und Birma, auch auf den Molukken und Borneo gefunden, wurde 1825 im Ural in Nischnei-Tagilsk in goldführenden Schuttlagern, ausschließlich an der W.-Seite, bis 1851 2061,7 Pud, bis 200 Pud im Jahre, gewonnen, die Wäsche aber aufgegeben, als 1845 die Vermünzung aufhörte. An Kupfer, das sich auch gediegen findet, ist der Ural reich; 1850 stieg der Ertrag bis 338,000 Pud, im Altai wurden jährlich 18,000 Pud Kupfer ausgeschmolzen; Japans Kupferwerke gelten für die reichsten der Welt, und man bezahlt den Pikul (133 1/3 ℔) in Kan-ton mit 18—20 Dollars, wenn das Chili-Kupfer nur 15—16 gilt. Der Ertrag ist unbekannt. China gewann 1812 10,902,500 Kin oder 396,454 1/2 Pud und vermünzte 422,000 — noch aus England, Ostindien, Chili einführend; Eisen findet sich in Asien an vielen Orten. Das meiste Roheisen wird westlich vom Ural gewonnen. Vom übrigen Asien fehlen alle statistischen Data. Zinn, wovon nur England in Cornwall und Devon reiche Minen hat, das übrige Europa arm ist, findet sich in China, vornämlich aber auf der Malayschen Halbinsel an der W.-Seite bis 14°, an der O.-Seite bis 11° N. Br., dann aber auf mehreren kleinen Inseln, Java zu bis 30° S. Br. auf einer Strecke von 300 d. M., besonders in Banka, Billiton, aber auch in Borneo. Mac Culloch rechnete den Ertrag der W.-Seite der malayschen Halbinsel zu 17,000, der O.-Seite und der Inseln zu 53,000 (davon Banka 1817 nach Crawfurd 35,000), zusammen 70,000 Pikul, etwa 93,300 Ctr. jährlich, so viel als Großbritannien; an Werth 1,680,000 Thaler. Nach Epp producirte aber Banka allein schon 1844 70,289 Pud; die einheimischen Fürsten auf Malakka nach Logan 30—40,000, Malakka selbst 1848 5—7000, Siam führte nach Crawfurd 8000 Pud aus. Zink, wovon China 50,000 Ctr. jährlich nach Hindostan, dem malayschen Archipel u. s. w. ausführte, ist da durch schlesisches verdrängt. Es gewann 1812 Zink 284,793 1/3 Pud; Blei 46,250 1/4 Pud. Quecksilber, dessen Verbreitungsbezirk auch beschränkt ist, liefern verschiedene Provinzen Chinas und Borneos, schönen Zinnober die Philippinen. Die Steinkohlen, welche in der europäischen Industrie eine so mächtige Rolle spielen, wandte China schon lange an, aber nur im Kleinen. Indien war der Gebrauch völlig unbekannt, aber seit die Engländer Dampfschiffe und Eisenbahnen nach Asien verpflanzt haben, suchen sie sie überall auf und beuten die Burd-

wan-Kohlen für die Ganges-Dampfschifffahrt schon aus. In Tenasserim (11—14° N. Br.), auch in Birma wurden große Lager entdeckt, aber sie entzündeten sich selbst; besser sind die in Borneo. In Persien haben die Russen 1843 sie zuerst aufgesucht; Woskoboinikow fand sie in Asterabad und Mazanderan, sie sind ihnen wichtig für die Dampfschifffahrt auf dem Kaspischen Meere. Die Russen haben ihre eigenen Schätze noch wenig benutzt, obwohl sie im Steinkohlengebirge, den Permischen Schichten und der Juraformation vorkommen, am Ural, im Salaiersker Gebirge auf seltene Weise entwickelt, zwischen diesem und dem Alatau findet sich eines der großartigsten Kohlenbecken, auch in S.O.-Sibirien und Transkaukasien. Der Waldüberfluß aber und die schwache Bevölkerung wird sie noch lange unbenutzt liegen lassen; regelmäßiger Steinkohlenbau ist nur in S.-Rußland, wo etwa 3,160,000 Pud jährlich gewonnen werden. Von Naphtha sollen in Birma 3—4, nach Andern 7—8 Mill. Ctr. gewonnen werden. In Transkaukasien bei Baku nach Hagemeister 1843 229,205 Pud; weniger in Taman, 400—3000 Wedro à 0,359 par. Cub.-Fuß. Den Ertrag der Erdölbrunnen (Petroleum) auf den Inseln Ramri und Tscheduba an der Küste Arakans gibt Foley nicht an. Mit Alaun versieht China W.-Asien; 1845 mit 1,875,884 Kilogr. Salpeter führte Indien 1851—52 für 4,109,903 Rupien aus.

Edelsteine hat Asien mancherlei, z. B. rothen Spinell Ceylon, violetten (orientalischen Amethyst) Persien, Indien, Siam; spargelgrünen Chrysoberyll Ceylon und Sibirien, wie Brasilien und N.-Amerika; den orientalischen Rubin (rothen Corund) Smaragd, Topas, Saphir Ava bei Mogaut und Kyat-pean, 5 Tage O.S.O. von der Hauptstadt; schmutzig grauen Corund Carnatik; den Diamant die fünf Diamant-Districte Dekhans (14—25° N. Br.), der Ural, wo Humboldt sie 1823 vermuthete und 1829 fand, Borneo nach Horner; auch in Siam im Gebirge von Tschautabon (12° N. Br.) sollen welche ausgewaschen werden. Topase hat auch der Ural, Altai, Kamtschatka; Berylle die beiden ersten und das Nertschinsker Gebirge; die besten Amethyste Ceylon, Indien, Persien, weniger reine Sibirien. Bernstein findet sich in Sibirien und Syrien, wie an der Ost-See.

Der Plan dieses Werkes erlaubt von den Producten des Pflanzen- und Thierreiches nur einige noch kurz zu erwähnen. Wir werden besonders hervorheben, die Asien Europa geliefert hat, und einige, die ihm eigenthümlich sind und die nicht ein einzelnes Land daselbst für sich producirt. Von Getreidearten wird Reis, den der Missionair Klein nach Willdenow wild in der indischen Halbinsel fand, in S.-Asien, S.-Japan, Hinter-Indien, Persien, Kleinasien, dem Archipel vorzugsweise gebaut und consumirt, einiger auch nach Europa ausgeführt. Man rechnet seinen Anbau vom Aequator bis 40° N. Br. bei einer Sommer-Temperatur von +23°, er nährt wohl die meisten Menschen, enthält im Verhältnisse zu seinem Gewichte das meiste Mehl, fordert aber Wasser zum Anbau, mißräth daher bei Dürre leicht; Bergreis findet man im Himalaya bis 780 T. hoch. China führt welchen ein, auch Ceylon aus Dekhan, seit der Kaffeebau dort besonders betrieben, 1841—46 f. 2,116,189 Pf. St. Indien führte aus 1851—52 für 3,538,136 Rup.; Java producirte 1841 23,810,573 Pikul; die Philippinen führten 1850 eine Million Pikul aus; Persien nach Rußland 1833 45,000 Pud, 1837 schon nur 10,630 Pud. Nächstdem ist Hauptkorn Waitzen (triticum vulgare). Die Grenzen seines Anbaues in Asien sind nicht ermittelt; beim Winter-Waitzen kommt es auf die Temperatur der kalten Jahreszeit an, in der man ihn in Indien zieht, in wärmeren Gegenden kommt er nicht fort, wenn die Lage nicht höher ist. Link meint, daß er in Asien in der Nähe des Spelzes (triticum spelta) zu Hause sei, den Michaux einige Tage von Hamadan in Persien wild gefunden haben will. Roggen, den Alten unbekannt, nach Marschall von Bieberstein wild in der kaspisch-kaukasischen Steppe, kam nach Link erst durch die Mongolen im Mittelalter nach Europa mit der Kunst des Distillirens — bei den Mongolen schon vor Alters; im Occidente nicht vor den Eroberungen der Araber bekannt, — Hafer, wie er meint, durch die nördlich asiatischen Völker. Der Anbau von Roggen, in Mittel- und Nord-Europa Hauptbrod, kommt in Asien weniger vor, ebenso

wenig baut man Hafer, obwohl er in Bengalen bis 25° N. Br. wächst. Gerste wächst wild in Armenien, am Kur nach Moses von Chorene, dem Link folgt. Sie gedeiht in N.-Asien nach Decandolle am Ob bis 60—61°, am Jenisei bis 58—59°, in Kamtschatka bis 56—57°, Jakutzk bis 62° N. Br.; im Himalaya geht ihr Anbau am weitesten hinauf. Mais, wie die meisten meinen, aus Amerika eingeführt, wird auch in S.-Asien gebaut, aber mehr noch gegessen. Der Buchweitzen (Polygonum Fagopyrum), in China viel gebaut, nach Beckmann den Alten unbekannt und 1530 zuerst genannt, ist aus Griechenland und Asien erst nach Europa gekommen, wahrscheinlich durch die Tataren. In S.-Sibirien ist das verwandte polygonum tataricum wild und angebaut. Die kleine Hirse (Panicum italicum) wird durch ganz Indien bis zu den Molukken gebaut, auch die große Hirse (Panicum miliaceum) in Ostindien, Panicum crus galli in China, ebenso die Mohr-Hirse (Holcus sorghum oder Sorghum vulgare) — saccharinatum in China — im ganzen Orient. Einige Getreitearten, wie Eleusine Coracana, Paspalum frumentaceum Roxb. u. a., auf der ganzen Indischen Halbinsel und Panicum colonum auch im N.O. in Nepal gewöhnlich, haben sich nicht über die Grenzen Indiens verbreitet. Die Luzerne. (Medicago sativa), nach Plinius Griechenland fremd, wurde von Medien aus unter Darius eingeführt, daher herba medica. Der Kleebau, den Alten unbekannt, geht nach Link nicht über die Völkerwanderung, vielleicht nicht so weit hinauf.

Von Hülsenfrüchten wird die Linse im Oriente durch ganz Kabul bis nach N.-Indien gebaut; sie gehört dem gemäßigten Klima wie Mittel-Asien an. Die Erbse, den Alten nach Link unbekannt, gehört den nördlichern Gegenden an und wird durch Asien bis China und N.-Indien gebaut; wie Roggen und Buchweitzen nach ihm erst seit der Völkerwanderung in Europa verbreitet. Die Schmink- oder türkische Bohne (Dolichos oder Phaseolus) war dagegen nach ihm den Alten bekannt, aber nur die große, nicht die Kriechbohne; er glaubt nicht mit Linné, daß sie aus Indien stammt, das andere Arten von Schminkbohnen bis in Nepal baut, eher aus Jemen. Die Kicher-Erbse (Cicer Arietinum) baut dagegen der ganze Orient bis N.Indien und sie war schon den Alten bekannt; auch die Platt-Erbse (Lathyrus sativus) wird bis N.-Indien gebaut; den alten Namen Cicer leitet Link vom Sanscrit „Kesari" ab. Je mehr bessere Hülsenfrüchte bekannt wurden, desto mehr nahm der Anbau der schlechtern Platt-Erbse in S.Europa ab. Die ägyptische Bohne der Alten ist nach Link die Frucht der Lotusblume (Nelumbium speciosum), die noch in Ostindien und China bis Pe-king gezogen, von welcher Pflanze die Frucht und Wurzel gegessen wird. Die Zwiebelarten hatten die Alten schon früher aus dem Orient erhalten, nur die Schalotte kam aus Askalon — daher der Name — später Europa zu, wie auch das Schnittlauch. Kürbisse, Gurken und Melonen, die wenig Frost vertragen, scheinen Link aus Syrien, Arabien, dem Ausfluß des Euphrat, Tigris und Indus herzustammen. Wassermelonen sollen nach Elphinstone in der Indischen Wüste überall wild wachsen. Unsere Kartoffeln (Solanum tuberosum), die aus Peru oder Chili stammen, haben wir nach Asien hin verpflanzt, nach Bengalen seit 60—70 Jahren, nach Madras, China, Java und den Philippinen; im heißen Klima aber arten sie aus; man baut dort dafür die Batate (Convolvulus Batatas), Yams (Dioscorea alata), Maniok (Jatropha Manihot) und andere tropische Gewächse.

Unsere Obstbäume stammen alle aus Asien, wenn wir auch den wilden Holzapfel und die Holzbirne gehabt haben. Als Tournefort von Kars in Armenien nach Tiflis in Georgien reiste und die Grenze betreten hatte, fand er das Land voll natürlicher Weinberge und Obstgärten, Nußbäume, Aprikosen, Pfirsiche, Birnen- und Apfelbäume von selbst wachsen, und Link theilt mit ihm die Meinung, die auch schon Strabo hatte, daß von dort viele unserer Fruchtbäume ausgegangen seien. Sie werden allerdings gerade nicht auf eine Stelle beschränkt gewesen sein. Der Weinbau, schon zu Noahs Zeit am Ararat und zu Abrahams und Josephs Zeiten in Palästina, ist durch den Muhamedanismus in Asien, wenigstens was die Berei-

tung des Weins betrifft, sehr beschränkt worden. Marschall von Bieberstein fand Weinstöcke auch im Kaukasus wild und Elphinstone im Lande der Guckers; auch im nördlichen China wächst er, aber man bereitet keinen Wein daraus, sondern macht geistige Getränke aus Reis, Hirse u. s. w., wie im S., wo er nicht mehr gedeiht, aus dem Safte der Palme. Den Oelbaum fand Tournefort wild in den Bergen von Kreta, Elphinstone in den Gebirgen Kabuls; er gehört W.-Asien mehr an, wo er früh vorkommt, im südlichen und östlichen Asien durch andere Oelpflanzen ersetzt. Feigen fanden Moses Kundschafter auch schon, wie Granaten in Palästina. Mandeln und Datteln brachten Jakobs Söhne aus Idumäa nach Aegypten. Vom Feigenbaum nennt Marschall von Bieberstein die steinigten Gegenden Georgiens als Heimath, den Granatbaum fand er in Armenien und am O.-Kaukasus wild; der hebräische Name Rimon tönt im Griechischen wieder und hat sich im Spanischen und Portugiesischen erhalten. Die Römer erhielten ihn wohl von den Karthagern, daher Malus punica. Der Mandelbaum (Amygdalus communis) wächst nach M. v. Bieberstein wild im östlichen Georgien. Die Citrone (μῆλον μεδικόν) wuchs wohl in Medien wild und kam durch die Perser nach Europa. Apfelsinen und Pomeranzen waren den Alten nach Link unbekannt und sind erst in neuerer Zeit aus China nach Europa gekommen. Die Pfirsiche und Aprikosen stammen ihrem lateinischen Namen nach (Malum persicum und M. armeniacum) aus Persien und Armenien, nach Tournefort aus Georgien; nach Sickler waren die Pfirsiche in Persien indeß eine unschmackhafte Frucht, die erst in Aegypten veredelt wurde. Der Name der Quitten (Cydonia) weist auf Kreta hin. Die Pflaume ist nach Marschall im östlichen Kaukasus und Taurien einheimisch. Die Mispel soll aus Kleinasien stammen; die Kirschen soll erst Lucull aus Kerasunt am Pontus nach Italien gebracht haben; den sauren Kirschbaum (Prunus cerasus) fand Tournefort in der Nähe wild. Die Haselnuß und die Kastanie sollen aus dem Pontus eingeführt sein, beide heißen daher die pontische Nuß. Die welsche Nuß wuchs auf dem Olymp. Aber alle diese und andere Früchte, die wir aus Asien haben, haben erst durch die Kultur in Europa, namentlich unter den Römern, die Vortrefflichkeit erlangt, die sie in Asien noch jetzt nicht haben, wie auch in Europa erst die vielen Varietäten erzielt wurden.

Asien ist dafür reich an eigenthümlichen Früchten und Bäumen, von denen wir nur einige nennen, so die Mango, Banane (Musa sapientum), die 19—21° mittlerer Jahrestemperatur und 26° mittlerer Sommer-Temperatur fordert; vor allem die verschiedenen Arten Palmen, die Cocospalme, so weit der tropische Regen reicht, in Ceylon ist ein Wald von 26 g. M., sie fordert nach Marschall eine mittlere Jahrestemperatur von 22°,2, ihre Grenze ist die Südgrenze der Cerealien; die Dattelpalme, mehr im dürren Boden — die Dattel reicht nach Decandolle in Syrien und Mesopotamien bis 34—35°, in S.-Persien bis 29—30°, am Indus bis 30—33°, wo 9 Monate, vom Februar bis Herbst, eine gleichmäßige Temperatur ist. Die Sagopalme (Metroxylon sagu), von Borneo bis Mindanao, erreicht Hinter-Indien und Indien nicht; dafür findet sich die mehlgebende Zwergpalme (Phoenix farinifera) hier. Diese gibt Nahrung, die andern Palmen, die Fächerpalme (Elate), die Schirmpalme, geben Saft oder dienen zu allerlei häuslichen Zwecken. Der Brodbaum reicht kaum bis 22° N. Br.

Unsere Blumen haben wir auch zum Theil aus Asien; zuerst die Tulpe, die am Kaspischen Meere wächst, 1559 und auch die Hyacinthe aus Constantinopel, wie in neuerer Zeit noch die Hortensien, Kamelien u. a., Hortensia japonica, Hydrangea hortensis, Camelia japonica, Corchorus japonicus, Kerria japonica, Volkameria japonica, Clerodendrum fragrans, Chrysanthemum indicum, Anthemis artemisifolia, die gemeine Aster (Aster chinensis), die baumartigen Päonien aus China und Japan erhalten. Rosen werden in Indien und Persien behufs des Rosenöls und Rosenwassers besonders gebaut. China hat in Asien wohl am meisten Blumenzucht, doch ist diese nirgends so ausgebildet wie in Europa. In

der Kälte entwickelt sich das ätherische Oel nicht, in der Hitze verflüchtigt es sich zu schnell. Die Süd-Asiaten lieben auch Blumen mit grellen Farben und starkem Geruche, zum Theil von Bäumen. Unsere gefüllten Blumen, Hyacinthen, Nelken, Levkojen, waren den Alten unbekannt, nur Rosen in Macedonien.

Von unseren *Kleidepflanzen* wird *Lein, Flachs* und *Hanf* in Asien wenig gebaut; *Hanf*, wild am Kaukasus nach Marschall, zwar in Bengalen bis 25° N. Br., aber mehr als Berauschmittel des Saamens wegen gezogen, wie nach Herodot (4, 74) bei den Scythen, in China eine Art *Nessel* (urtica nivea) statt Flachs. Dafür sind *Baumwolle* und *Seide* die Hauptproducte Süd-Asiens. Man rechnet den Verbrauch der Baumwolle in China auf 830,000 Ballen, wovon 500,000 eigenes Erzeugniß, 330,000 eingeführt werden, besonders aus Indien; diese Data aber sind sehr unsicher. Mit der Erzeugung der Baumwolle N.-Amerikas zur Ausfuhr — nach England 1849 allein 674,500,050 ℔ — kann Asien keinen Vergleich aushalten, doch für den innern Verbrauch, den wir aber nicht schätzen können, muß Asien dasselbe weit übertreffen. Die Gesammt-Ausfuhr der Baumwolle aus Indien betrug nach Kaye 1849—50 nur 165,665,220 ℔, davon 110,690,357 nach Großbritannien und 54,974,863 ℔ nach China und andern Häfen; Java führte 1843 nach China und dem Archipel 204,000 Kilogr. aus, nach Holland 1854 nur 22,388 holl. ℔, der Bau hatte aber seit Einfuhr der Baumwollenzeuge sehr abgenommen; die Philippinen 1844 129,000 Kilogr., mehr *Manilla-Hanf*, 7,021,000 Kilogr., 1850 124,367 Pekul. Aus Persien, der Bucharei, Chiwa u. s. w. bezog Rußland 1841 32,835 Pud von 700,000, die es verarbeitete, 1842—46 durchschnittlich 29,053 Pud. *Rohe Seide* wurden aus China 1853—54 61,984 Ballen ausgeführt; aus Indien 1851—52 für 7,785,384 Rupies (1834 nach England 1,203,658 [1]) ℔). In Persien erzeugt Ghilan besonders Seide auch zur Ausfuhr, doch betrug die Ausfuhr der *rohen Seide* aus Persien nach Rußland 1833 nur 4593 Pud, 1837 nur 2568 Pud, während der Kaukasus 1845 20,000 Pud lieferte von den 30,000, die Rußland überhaupt verarbeitete. Rußland bezieht mehr Baumwollen- und Seidenzeuge aus Asien. Wir erwähnen noch einige Colonialproducte, die Asien zur Ausfuhr baut, obwohl es sonst mehr nur für sich die Producte zieht, auch zu diesen Ausfuhr-Artikeln zum Theil nur durch Europäer angestachelt. *Thee*, das verbreitetste Getränk im ganzen O. und Hinter-Asien, — mehr in der Form des Backstein-Thee auch in Central- und N.-Asien, — und von da aus verbreitet durch Persien, Rußland, Europa und Nord-Amerika, wird in China fast ausschließlich noch gebaut, obwohl der Anbau von den Engländern in Assam (1853 14,557 Pfund) und im Himalaya (1850 237,000 Pfund), von den Holländern in Java (1844 167,875 Kilogr.) versucht, dem Klima und der Bodenbeschaffenheit nach dort vielleicht möglich ist, wenn die Arbeit des Pflückens so billig herzustellen wäre als in China. Nach den übereinstimmenden Schätzungen von Winch und Nebolsin wurde 1841—49 im Durchschnitt jährlich 95—96 Millionen ℔ aus China ausgeführt; dieß ist aber nichts gegen den einheimischen Verbrauch, den Fortune auf 1800 Millionen ℔ schätzte, daher bei einer seit 1833—46 um 24 Mill. ℔ gesteigerten Ausfuhr doch kein Preis-Aufschlag stattfand; 1850—51 bezog Großbritannien 64,020,100, N.-Amerika 28,760,800 ℔. *Kaffee* ist mehr das Getränk des muhamedanischen W.-Asiens; in Europa ist er seit 1513 bekannt, in Frankreich 1640—60 eingeführt. Obwohl er aus Aethiopien (*Kaffa* und Enarea — von ersterem hat er den Namen) nach Arabien zunächst verpflanzt wurde, und ursprünglich von Fakhirs gebraucht, um wach zu bleiben für die Gebetstunden, wie der Thee von den chinesischen Bonzen, und von da sich über Europa verbreitete, und

[1]) Die Einfuhr nach England wechselte sehr

	1833.	1837.	1840.	1841.	
aus Indien mit Ceylon	989,618	1,298,037	4,108,465	1,175,308	Pfd.
nach Mac Culloch aus China	22,181	1,760,212	247,755	277,093	"
aus der Türkei	368,669	383,855	725,189	732,626	"

obwohl der Mokkakaffee auch noch der berühmteste ist, wird doch am wenigsten selbst im türkischen Asien arabischer Kaffee getrunken. Mac Culloch rechnete die Kaffee-Ausfuhr aus Arabien 1843 10,000 Tonnen, aus Java 65,000, aus Indien und Ceylon 12,000 Tonnen. Frankreich führte in die Türkei sogar für $3\frac{1}{2}$ Mill. Francs Kaffee ein. Den meisten Kaffee zur Ausfuhr producirt in Asien wohl Java, wohin 1680—90 der erste Kaffeebaum aus Mokka kam (vgl. auch Bd. I. S. 146 ff.), wo 1841 453,289 Familien gezwungen wurden zu frohnden, um von 337 Millionen Kaffeebäumen 877,444 Pekul Kaffee zu erzielen, die Schulden Niederlands damit zu decken; und während es 1830 nur 40 Mill. ℔ ausführte, berechnete man die Kaffee-Production Javas 1843—44 schon auf 130 Mill. ℔ bei einer Gesammt-Kaffeeproduction auf Erden von 425 Mill. ℔, davon 160 Mill. ℔ auf Brasilien kommen. In Ceylon war die Ausfuhr in Folge einer ungeheuern Speculation von 60,309 Cwts 1836, im Jahre 1849 auf 373,368 Cwts gestiegen, aber im Ganzen ging viel Capital verloren, indem von 287,360 Acres, die dazu 1841—46 angekauft, bis Ende 1847 nur 50,070 Acres mit einem Kostenaufwande von 5 Mill. Pfd. St. bepflanzt wurden, 70,000 Kulies von der malabarischen Küste bei der unsinnigen Speculation, bei der sich englische Beamte, Geistliche u. s. w. betheiligten, zu Grunde gegangen waren und Hunderte von Pflanzern, die 1841—44 ankamen, 90 % oder alles verloren. Die Philippinen führten aus an Kaffee 1844 933,000 Kilogr., 1850 14,801 Pekuls. Von andern Colonial-Producten wird Zucker, der in Indien heimisch und von da erst nach China und dem Westen eingeführt ist, in dessen Manufactur Asien im Ganzen zurück ist, mehr für den einheimischen Bedarf als für den europäischen Markt gewonnen; nur aus Java nach Mac Culloch 1842 62,000 Tonnen, 1854 87,133,098 holländ. ℔ ausgeführt; aus den Philippinen 1842 18,000 Tonnen, 1844 21,060,000 Kilogr., 1850 459,927 Pekuls; aus Siam ꝛc. 10,000 Tonnen; aus China 1845 nur 8,454,356 Kilogr. und 2,579,522 Kilogr. Kandis. Indiens Zucker-Ausfuhr stieg 1851—52 auf 15,138,513 Rupies Werth [1]). Es hätte die ganze Welt mit Zucker versehen können, hätten die früheren Zölle in England, auf den groben bengalischen Zucker gelegt, 120 %, mit Fracht und andern Kosten 200 %, nicht bewirkt, daß bei einer Consumtion von 4 Mill. Cwts in dem vereinigten Königreiche 1834 nur 76,617 aus dem britischen und 64,673 Cwts aus dem übrigen Indien eingeführt wurden. Die Zuckerproduction und Consumtion in Indien selbst ist übrigens sehr groß. Taback, den die Portugiesen 1617 nach dem Ayeen akberri nach Indien brachten, producirt Asien für Europa verhältnißmäßig auch nicht viel; die Philippinen exportirten 1844 1,563,000 Kilogr. Tabacksblätter und 90,000 Kilogr. Cigarren, 1850 42,629 Ctr. Tabacksbl. und 73,439,000 Cigarren. Java baut mehr nur für eigenen Bedarf, die Ausfuhr betrug 1854 nach Holland 2,217,489 ℔. Auch in Indien ist es kein Haupt-Ausfuhrartikel mehr; eben so wenig in China. Indigo war lange ein Indien eigenthümliches Product, daher der Name; man erzielt ihn in Bengalen 20—30° N. Br., in Tinnevelly (Madras), Manila; der Ertrag ist sehr wechselnd, 1827—28 42,000, 1828—29 nur 26,500 Kisten; die Preise sind sehr gefallen, die Kiste kostete in London 1825 140 Liv., 1831 nur 45 Liv.; vor der Eröffnung des Handels mit Indien 1814 war die durchschnittliche Ausfuhr 5,600,000 ℔, 1826—27 schon 9 Mill. ℔, 1842 von Bengalen 9 Mill. ℔, Madras 1,334,000 ℔, Manila 250,000 ℔, Batavia 950,000 ℔, ganz Asien 12,440,000 ℔; die Erndte Bengalens wurde 1854 auf 25,000 Kisten geschätzt; Madras Ausfuhr an 8000 Kisten. In Java erzielten 1841 192,159 frohndende Familien 1,663,427 ℔; die Ausfuhr, 1823 nur 17,000 ℔, war 1843 auf 1,890,429 ℔ gestiegen, 1854 2,217,489 holl. ℔. Die Philippinen führten 1844 aus 619,000 Kilogr., 1850 4225 Ctr. Opium ist ein Haupt-Ausfuhrartikel der

[1]) Die ausgeführte Quantität wechselte sehr

	1834.	1841.	1842.
nach Mac Culloch	76,617	1,239,738	940,452 Cwts.

Engländer aus Indien nach China geworden. 1767 wurden nur 200 Kisten ausgeführt, 1853 39,463 Kisten, 38,348,033 Rup. (à 20 Silbergr.), 1854 48,463 K., 1855 53,321 K., 35,031,887 R. Werth. Man rechnet 1853 27 Mill. Rup. reinen Gewinn der Engländer. Der Betrag des türkischen — 1000 Kisten nach Mac Culloch in China 1842 eingeführt — und andern Opiums dagegen ist unerheblich. Doch sollen nach Huc's neuesten Nachrichten die Chinesen jetzt anfangen, in den S.-Provinzen den Mohn selber zu bauen, und die Engländer wegen Einbuße ihres großen Gewinnes besorgt werden. Von Arzneipflanzen ist u. a. der Rhabarber (Rheum undulatum) von Bedeutung. — Die Russen suchten die ächte Rhabarber-Wurzel in Sibirien, namentlich Sievers 1791 im Jablanoi Chrebet und um den Baikal, und meinten sie oft gefunden zu haben, es war aber immer Rheum Sibiricum. Saunderson bei Turner will die ächte in Hoch-Tübet am oberen Tsampu (29° 5′ N. Br.), Moorcroft 1812 bei dem Niti-Ghat-Passe im Himalaya 16,895′ hoch und weiter Tübet zu, Fraser Arten des Rheum an den Quellen der Dschumna (30° 59′ N. Br. 78° 26′ O. L. v. Gr.), Royle noch weiter westlich am Chur-Pik (30° 50′ N. Br. 77° 28′ O. L.), Andere auch in Ladakh gefunden haben. Wallich zog 1827 den ersten Samen im botanischen Garten von Seheranpur und nennt ihn Rheum australe. Don fand ihn in Nepal am Gosaingsthan, er wächst also, wie es scheint, 31—40° N. Br. 12—16,000′ hoch. Von Gewürzen ist der Zimmet Ceylon vorzugsweise eigen; früher Monopol, das 30,000 Menschen beschäftigte, betrug die Ausfuhr nach Dunedwelle 1830 644,857, 1841 nur 317,919 ℔. China zieht den von Cochinchina (15—16° N. Br.) vor und führte davon nach Crawfurd 250—300,000 ℔ jährlich ein. Den Molukken waren von den Holländern einige Gewürze reservirt, Muskatnüsse rechnete man etwa 500,000 ℔ und 125,000 ℔ Muskatblüthen 1786 von 660,000 Bäumen. Die Holländer ziehen sie jetzt auch auf Java, Benkulen (Sumatra), Celebes und Palembang, aber der Ertrag in allen diesen war zu dem der Molukken nach Low nur wie 11 : 100, bis 1851 nur 71,820 ℔, mit dem der Molukken 626,386½ ℔, der größte Gesammt-Ertrag in einem Jahre 1825—45 1,101,330 ℔, der geringste 158,085 ℔. Die Engländer hatten in Pinang und Wellesley 1845 70,000 Bäume gepflanzt, der Ertrag war 1847—48 276,000 ℔ Muskatnüsse und 88,133 ℔ Muskatblüthen, in Singapore 25,200 ℔ Muskatnüsse und 8400 ℔ Muskatblüthen. Der ganze Ertrag war 901,200 ℔ Muskatnüsse und 246,513 ℔ Muskatblüthen. Gewürznelken rechnet Müller etwa 250,000 ℔ jährl. Ertrag, nie unter 200,000, nie über 500,000 ℔. Der Versuch, Gewürznelken in Singapore anzubauen, mißlang, wie auch der Kaffeebau. Schwarzen Pfeffer erzielte man dagegen in Singapore 1848 schon 30,923 Pekul oder 1784 Tonnen. In Indien, das 1815—16 17,863,847 ℔ ausführte, war die Ausfuhr 1827—28 schon auf 14,045,568 ℔ gesunken in Folge der hohen Abgaben, die England darauf legte. Die Einfuhr aus Indien mit Ceylon in England war sehr wechselnd, 1835 2,807,014, 1841 14,784,497, 1842 5,788,505 ℔; aus Java u. a. ostindischen Inseln 1837 652,858 ℔, 1841 nur 14,253 ℔ nach Mac Culloch, 1854 411,343 holl. ℔ nach Holland. Noch viele andere Producte sind für den Verkehr der Süd-Asiaten unter sich besonders oder der Europäer in Asien von Wichtigkeit, wie die Areka und Betelnuß — Einfuhr z. B. von dieser in Calcutta 1841—42 53,633 Maund (oder 1966 Tonnen), in Canton 1837 blos in britt. Schiffen 25,978 Pikul oder 1502 Tonnen — unter jenen das Teakholz in Malabar, Birma, Siam u. s. w. und viele andere Bauhölzer zum Schiffsbau, Sandel-, Sapan- (auf Malabar, Timor, Siam, Pegu, den Philippinen) und Räucherhölzer und viele andere Producte, die einzeln hier aufzuführen zu weit führen würde. Ebenso müssen wir den Kautschuk u. a. übergehen.

Die Producte des Thierreichs gehören außer dem Pelzwerk, welches Sibirien liefert, wovon dort specieller die Rede sein wird, meist den Thieren an, die Asien mit Europa gemein hat und deren Vertrieb bis auf die Pferde und Schaafe größtentheils auf das Inland oder die nächsten Nachbarländer sich beschränkt. Bedeutenden Viehhandel treiben die Nomaden; z. B. die Kirgisen sollen früher 2 Millionen

Schaafe, 100,000 Pferde, 7 Mill. Rubel an Werth, verkauft haben. In der Pferdezucht sind besonders die Araber und Turkmanen berühmt, doch werden auch die vom Bima gesucht; in Indien sind sie schon schlechter, in China ganz schlecht. Pallas glaubt, daß die großen Steppen Asiens, wo sie noch wild sind, die Heimath des Pferdes seien. Es gehört zu den später gezähmten Thieren, das Reiten kommt erst später vor. Rindvieh wird verhältnißmäßig in Asien weit weniger genossen, als in Europa, zum Theil in Folge religiöser Vorurtheile der Buddhisten und der Inder; das Rind dient mehr als Lastthier und beim Ackerbau; in China beschränkt die übergroße Bevölkerung schon das Halten der großen Säugethiere; in Persien, Arabien, Indien hat man den kleinen Buckelochsen (Zebu) seit lange gezähmt; in den Niederungen Indiens den Büffel, der auch wild da vorkommt, der zahme ist den Alten unbekannt nach Link. Die Kukies, ein Bergvolk in N.O.-Bengalen, haben einen andern Ochsen, den Gayal, gezähmt. In den höheren Gegenden des Himalaya tritt an dessen Stelle der Grunzochse oder Yak. Der Schweinezucht tritt in W.-Asien der Islam entgegen, die Chinesen dagegen, die übrigens auch Hunde zum Verzehren ziehen, nähren vorzugsweise das siamesische Schwein aus dem östlichen Asien, eine eigene vorzügliche Raçe. Hammel werden zwar von den Nomaden Asiens, den Arabern, den Mongolen vorzugsweise gezogen und sind Hauptkost, doch ist die Schaafzucht in Asien lange nicht so ausgebildet wie in Europa; die südlichen Gegenden eignen sich nicht dazu; Central-Asien, auch Persien hat das Schaaf mit dem Fettschwanz. Ob unser zahmes Schaaf von Argali oder Musimon abstamme, ist wohl sehr die Frage. Die bergigen Gegenden W.-Asiens haben die Angora-Ziege, Tübet die Shawl-Ziege und in den höchsten Höhen des Himalaya dient das Schaaf als letztes Lastthier. Esel und Maulthiere, in wärmeren Gegenden größer, schöner und munterer, sind besonders in Persien gut. Das ein- und zweihöckerige Kameel dient besonders den Nomaden und den Handels-Karavanen; jenes mehr im ebenen, sandigen, heißen Arabien, Persien, Indostan, dies im kälteren Norden. Der Elephant ist Vorder- und Hinter-Indien und wenigen Inseln vorzugsweise eigen; sein Stammland meint Link seien die großen Wälder von Tipperah. Das Rennthier ist der Gefährte mehrerer sibirischen Stämme, namentlich der Samojeden und Tungusen, die es reiten, wie andere Stämme daselbst Hunde vor den Schlitten spannen, sich aber auch nicht entbrechen, den armen Mäusen ihre Wintervorräthe zu stehlen und sie zu verzehren. Das Huhn, erst durch die Perser nach Griechenland gekommen, soll von Gallus bankiva Tem. abstammen; der Pfau kam zu Perikles Zeit nach Plutarch aus Persien nach Athen. Auch die Taubenzucht, Homer und Hesiod unbekannt, war im Oriente alt. Die Zucht von Enten und Gänsen ging wohl mehr von N. aus. Ganze Völkerstämme Sibiriens leben vom Fischfange. Die einzelnen Flüsse haben ihre besondern Fische und Zeiten: während alle nördlichen und östlichen Ströme reich an Forellen sind, fehlen diese den Flüssen, die ins Indische Meer münden und werden durch Karpfen (cyprinus Arten) ersetzt. Während die buddhistischen Völker aus religiösen Vorurtheilen dem Fischfange abgeneigt sind, wird dieser von den Russen im Kaspischen Meere und den darein mündenden Strömen zur Nahrung, dann zur Gewinnung des Kaviar und der Hausenblase, aber auch in den andern sibirischen großen Flüssen und Seen im großen Maaßstabe betrieben, oft durch zu starke Verfolgung sie erschöpfend; so hatte der Fang in der Selenga von 7 Millionen Stück sich 1836 auf 700,000 verringert, die Russen gewannen dafür in der Angara in 2 Wochen 10 Millionen Stück. Die Fischerei im Kaspischen Meer und dessen Zuflüssen betrug nach Bulgarin 1830 9,403,170 Rubel. Das Detail bei Rußland. Die Fischerei der Insulaner ist dagegen unerheblich. Erwähnung verdient nur noch etwa der Cachelotfang in dem Meere zwischen den Molukken, Timor, Timorlaut, den Aru-Inseln und N.-Australien. Crawfurd rechnete, daß 3210 Mann (23—27 per Schiff, also in 120—140 englischen und nord-amerikanischen und einigen französischen Schiffen) damit jährlich beschäftigt waren. Capt. Hammat bei Freycinet rechnet 80 englische und 100 nord-amerikanische im Mo-

lukken-Meer und im Großen Ocean. Er brauchte 20 Monate bei Celebes und Timor, eine Ladung mit 85—100 Caschelots vollständig zu machen; 190 Schiffe zu 90 gerechnet, würden 17,100 Thiere jährlich das Opfer; die größten sind 64′ frz. lang, 100 Fäßchen (Barrils) Oel gebend und 24 ℔ Spermaceti. Die Perlenfischerei wird besonders bei Ceylon und im Persischen Meerbusen betrieben. Jene beschäftigte im Frühjahr 1804 30 Tage noch 150,000 Menschen auf 600 Schiffen, hat aber so abgenommen, daß die Pachtsumme, 1798 noch 192,000 Pfd. St., 1837 nur 10,500 Pfd. St. betrug, 1835 10,000 Pfd. St. Brutto bei mehr als 2000 Pfd St. Auslagen, da die Bänke erschöpft sind. Der Gesammtwerth der Perlenfischerei im Persischen Golf, wo man in der kühleren Jahreszeit des Juni nur im seichteren Wasser, in der heißen, Juli bis Mitte September, die tieferen Bahreinbänke (26° 30′ N. Br. u. 51° 10′ O. L. v. Gr.) besischt, schätzt Wilson auf 1/2 Mill. Pfd. St., in Bahrein allein 200,000 Pfd. St. mit 1500 Booten. Der Absatz der Perlen nahm indeß immer mehr ab, Whitelock rechnet 3230 Boote, die meisten aber klein, zusammen mit 29,070 Tauchern, den Gewinn ohne Bahrein auf 80,000 Pfd. St. Die Seidenzucht, besonders in China, Indien, Persien, ist schon erwähnt. Aus China erhielten die Römer über die kleine Bucharei von den Seidenhändlern — Ser heißt coreanisch Seide, chines. Sse, daher die Seres genannt — die erste Seide, bis unter Justinian 550 n. Chr. 2 persische Mönche den Seidenwurm nach Europa verpflanzten. Die Chinesen haben mehrere Werke über den Seidenbau geschrieben, deren eines Professor Julien in Paris übersetzt hat. Es gibt auch noch verschiedene Arten wilder Seidenraupen. Die Cochenille ist neuerer Zeit (1830) erst aus Mexiko in Java mit dem Nopalbau eingeführt; 1843 erwartete man eine Erndte von 40,000 ℔ Cochenille; Roorda's Angabe, daß 1 Million ℔ jetzt geerndtet werde, ist gewiß übertrieben. Die Bienenzucht ist in Asien nicht so cultivirt wie in Europa, obwohl die Bienen in neuerer Zeit auch in Sibirien eingeführt sind. In China bereitet ein eigenes Wachs-Insect (cicada limbata) eine Art Wachs aus dem Mark des weißen Wachsbaumes (ligustrum lucidum), wie man auch die Talgbäume da benutzt.

Die Bevölkerung Asiens rechnet man, wenn man 5 Racen der Menschen mit Blumenbach annimmt, ziemlich alle zu den 3 der kaukasischen, mongolischen und malaischen. Eigentliche Neger gibt es in Asien nicht, obwohl man die s.g. Austral-Neger der ostindischen Inseln, wie Berghaus, zu den Negern gezählt hat, wenn man nicht eine besondere Race daraus machte. Andrerseits zeigen die ansäßigen Tschuktschen im äußersten N.O. Asiens eine offenbare Verwandtschaft mit den Eskimos N.W.-Amerikas; sei es, daß man diese mit Morton, Chamisso u. A. aus N.O.-Asien nach Amerika, oder jene mit Gallatin aus N.W.-Amerika nach N.-Asien einwandern läßt.

Betrachten wir kurz die Hauptvölker Asiens, so erscheinen zunächst die 415 Millionen Chinesen als ein Mischvolk. Zu den ursprünglichen Bewohnern Chinas, von denen unter dem Namen der Miao-tsu, Lo-loo u. s. w. noch Reste in den Bergen sitzen, über welche leider noch nähere Nachrichten fehlen, und deren verschiedene Sprache sich noch in den abweichenden Dialekten des S. kund gibt, drangen vor 2300 v. Chr. von N.W. zunächst nach Schen-si die „100 Familien“ [1]) des schwarzköpfigen Volkes (Ly-min) der eigentlichen Chinesen ein, die in China sich mehrten und mit ihnen vermischten, wie im N.W. mit tübetanischen, im S.W. später wahrscheinlich mit hinterindischen Stämmen. Dazu kommen besonders im N. die Mischungen mit Mongolen, Türken, Tungusen, den jetzt aus der Geschichte verschwundenen Siän-pi u. a. Charakteristisch ist die Einsilbigkeit ihrer Sprache und daß sie von jeher Ackerbauer waren, durch beides scharf unterschieden von den Mongolen. Zu diesen Chinesen in China kommen nun noch die zahlreichen Colonien derselben in der südl. Mongolei, in der Songarei (Ili), in der Mandschurei, beson-

[1]) Pe-sing, die 100 Familien, ist der stehende Ausdruck für die Chinesen in den alten classischen Schriften, und ihrer Familien-Namen sollen ursprünglich auch nicht mehr gewesen sein.

ders in Leao-tong — hier nach P. Hyakinth allein 1,249,784 — so wie in Hinter-Indien und dem ostind. Archipel, auf 3 Millionen vielleicht noch zu niedrig geschätzt, da Pallegoix ihre Anzahl in Siam allein auf $1^1/_2$ anschlägt. Sie wandern jetzt nicht blos nach Singapore, sondern auch nach Californien und werden selbst nach Peru verführt. 1852 gingen 50 Schiffe mit 15,000 chines. Auswanderern nach Californien, 1854 die ersten 6 Monate allein 13,120 von Victoria (Hongkong), andere nach Callao, Jamaica u. s. w. ab. Da Frauen nicht auswandern dürfen, so entstehen ganz neue Mischungen der Chinesen mit Malaien, Hinter-Indiern.

Den Chinesen zunächst stehen die Völkerstämme Hinter-Indiens, von denen wir nur die größeren, immer gemischten nach der Zahl angeben: die Annamesen (12—20 Mill.), die Siamesen [1]) (Thai) (3—7 Mill.), die Laos ($1—1^1/_2$ Mill.), die Birmanen (Mran-ma) (2—6 Mill.) und in Arakan $^1/_2$ Million; dann die Karian (11—25° N. Br.), die Khyän, die Kukis, Garos, Nagas, Singphos, Mischmis, Abors, Miris u. a. So verschieden im einzelnen Wortausdrucke ihre Sprachen, so übereinstimmend sind sie unter sich und im Allgemeinen mit den chinesischen Provinzialdialekten, in dem Charakter ihrer Sprache, sofern nicht bei den westlichen durch den Einfluß von Indien und die Palisprache sie alterirt sind; alle sind auch Ackerbauer. Durch die Buddhisten aus Indien haben sie bis auf die Anamesen, die die chinesische Wortschrift haben, aus dem Indischen entlehnte Alphabete bekommen. Man kann vielleicht auch hier 2 verschiedene Classen unterscheiden, die älteren, in die Berge zurückgedrängten Stämme, wie die Mon in Pegu, die Khomen oder Kambodjer und die Bewohner von Tsiampa, die Karian, Khyän u. s. w. und die jetzt sie beherrschenden Birmanen, Siamesen u. s. w.

Diesen Chinesen und Hindu-Chinesen schließen sich zunächst an die Tübetaner ($1^1/_2$ Mill.) und alle die dazu gehörigen Stämme in Bhutan, Ladakh, Balti – die Ladakher sind durch caschmirsches Geblüt veredelt, die in Balti mit Hindu- und Perserblut vermischt, die in Si-fan mit mongolischen Stämmen — und dem ganzen Subhimalaya, sofern sie nicht mit Hindu sich vermischt haben, z. B. im Sikkim, Nepal, Kunawar, Kumaon. Hodgson hat die tübetanische Abkunft dieser Stämme des Subhimalaya jüngst nachgewiesen. Nach Latham gehörten die Sprachen von Der, Lughman und Tirhai im Berglande (Kohistan) von Kabul auch wesentlich zu den einsilbigen Sprachen Tübets und Nepals; so weit westlich hätte sich also ursprünglich der einsilbige chinesische Stamm ausgedehnt. Denn auch die Sprache der Tübetaner, obwohl als Bergsprache viel rauher als das abgeschliffene Chinesisch, zeigt, was nicht durch den Buddhaismus Zuthat Indiens ist, von wo sie auch ihre Schrift haben, denselben einsilbigen Charakter, einzeln dieselben Wörter wie das Chinesische und die hindu-chinesischen Sprachen. Sie treiben auch Ackerbau, selbst die kleinen Stämme, wenigstens einen erratischen. Wenn Vivien St. Martin die älteste ganze Bevölkerung Indiens mit Einschluß der Bewohner Dekhans tübetanischen Ursprungs sein läßt, so verwirft dies Lassen, wie ihr weiteres Vorkommen im W., obwohl er mit ihm gegen seine frühere Ueberzeugung die Jat im Pendjab von den Indo-Scythen, den Jue-tschi der Chinesen, ableitet und weil die Chinesen der kleinen Horde diesen tübetanische Sprache zuschreiben, sie Tübetaner sein läßt, was wohl eben so unsicher ist, als wenn Ritter mit A. Remusat und Klaproth in ihnen Geten oder Gothen erkennen wollte.

Die Koreaner (8 Mill.) und Japanesen (34—50 Mill.), obwohl beide chinesische Kultur und zum Theil Sprache und Schrift angenommen, diese aus derselben ein Syllabar, jene gar ein Alphabet entwickelt haben, gehören doch nicht zum chinesischen Stamm; die vielsilbige Sprache ist gänzlich verschieden von der einsilbig chinesischen, aber auch von den tatarischen und auch ihre ursprüngliche Physiognomie wohl, obwohl beide mit Chinesen, und auch Tataren sich stark gemischt haben. In Nord-Japan haben vielleicht den Kurilen verwandte Stämme ursprünglich gesessen

[1]) Dieß sind aber nicht reine Siamesen, darunter auch die Chinesen u. s. w. Dasselbe gilt von den andern hinter-indischen Ländern.

und in Korea lassen sich wenigstens 2 verschiedene Stämme ursprünglich unterscheiden. Sie stehen den Tataren oder sibirischen Racen verhältnißmäßig näher als der chinesischen; und obwohl Japan noch wenig durchforscht ist, so unterschied Siebold doch schon verschiedene Physiognomien. Nach Middendorf weisen die Giljäcken mit der Sprache Fiatta am Ost-Rande der Mandschurei zum Theil auf Japan hin.

Wenden wir unsern Blick nach Mittel-, Ost- und Nord-Asien, so haben wir da die Mandschurei, einschließlich Leao-tung mit $1^1/_4$ Mill., die Mongolei mit 2—3 Mill., Sibirien mit $2^1/_2$ Mill. Einwohnern. Wir können die Völker da unter dem Namen der tatarisch-finnischen etwa zusammenfassen, den allgemeinen Charakter der Sprachen und Völkerstämme im Auge, ohne gerade die ursprüngliche vollkommene Einheit derselben behaupten zu wollen. Im Gegensatze der ackerbauenden einsilbigen Chinesen sind es ursprünglich nur Nomaden, Jäger- und Fischervölker, früher allgemein und zum Theil noch mit Schamanen-Kult, die Sprachen mehrsilbig, grammatisch mangelhaft ausgebildet, die grammatischen Formen mehr agglutinirt, sie zeigen mehr oder minder die sogenannte mongolische Physiognomie. Die Hauptsprachen, wo nicht Mischungen stattfanden, sind dem Wörterschatz nach verschieden, in mancher Beziehung auch die Physiognomien; so zeichnen sich z. B. die Ainos auf den Kurilen vor der fast bartlosen s.g. mongolischen Race durch ihre Behaartheit aus. Ihre Sprache ist nach Pfitzmaier durchaus selbstständig und steht dem Charakter nach zwischen dem Chinesischen und Mandschu. Andere solche, zum Theil dem Erlöschen nahe kleine Stämme N.-Asiens sind die Kamtschadalen (Itelman), Jukagiren an der Indigirka, Tschuwanzen an der Kolyma und die Korjäken östlich von den Jukagiren u. s. w. [1]). Daß die seßhaften Tschuktschen (Namollos) zu den Eskimos und Kaloschen Amerikas gehören, ist schon bemerkt. Die nomadischen Tschuktschen gehören zu den Korjäken, die wohl nicht den Amerikanern verwandt sind, wie Prichard meint.

Zu den sog. Tataren gehören dann von den größern Völkern die Tungusen vom Japanischen bis zum Eismeer, darunter das Stammvolk der Mandschu, die seit 1644 China beherrschen, wie schon früher N.-China ihre Vorfahren, die Kin, 1125—1235 und vielleicht die Khitan, deren Vorgänger, 907—1125. Halb zu China, halb zu Rußland gehörig [2]), bilden sie keine Einheit, zerfallen in verschiedene Stämme, die am Meere Lamuten von Lamu das Meer, andere die Rennthierhalter, Orotschon genannt, die Tschapogiren u. s. w.; man unterscheidet 4—6—12 Dialekte. Die Mandschu in China, deren Sprache zur Schriftsprache ausgebildet ist mit einer Uebersetzungslitteratur aus dem Chinesischen und Tübetanischen und einer Schrift der mongolischen entlehnt, bilden dort gewissermaßen die Kriegerkaste, obwohl nicht ausschließlich (Pater Hyakinth rechnet im Ganzen 172,650 streitbare Männer von 16—60 Jahren, mit Weibern, Greisen und Kindern 1,726,500). Die russischen Tungusen sind schwache Jägerstämme, einige am Meere Fischer, keine eigentliche Nomaden, in der Mandschurei einige Ackerbauer vielleicht; da dem Lamaismus zugeneigt, die übrigen dem Schamanen-Kult ergeben.

Die Mongolen dagegen, Nomaden, erfüllen die Steppen und Wüsten des innern Hoch-Asiens zu beiden Seiten der Gobi — in der Mongolei, meist ungemischte Mongolen, nur 2—3 Mill. — von den Grenzen Chinas und Tübets bis über die Sibiriens hinaus in Irkutzk, am Baikal, den Quellen der Lena und Angara, am obern Irtisch bis zur Katunja, dem Quellflusse des Ob, ein Vorposten selbst in den Steppen der untern Wolga dem Don zu. Sie sind jetzt ziemlich alle Lamaiten. Unter Tschingiskhan Welteroberer — noch jetzt ein militärisch organisirtes Reitervolk — haben sie, wenn auch getheilt, zum Theil unter China — die eigentlichen Mongolen südlich der Gobi, die Chalchao im N., die Oelöt (Dsongaren) — zum Theil unter Rußland — die Kalmuken, Buriäten (Brazken) am Baikal, die bei Nertschinsk

[1]) Kamtschadalen 1795 nur noch 1782 Männer, Jukagiren 1139, Korjäken 1224. Tschuktschen (?) 10,000 M. nach Köppen.

[2]) In Irkutzk 1783 13,264 Männer und 11,014 Weiber, 1796 in Tomsk 1993 M.

Chorinzen genannt [1]) — und unter den Usbeken in der Buchareï, doch in Sprache, Sitte, Physiognomie weit mehr den Charakter der Einheit behauptet, als Tungusen und Türken. Sie haben eine reiche buddhistische Litteratur, ihre Schrift ist von den Ost-Türken (Uiguren) überkommen. Ueber den Ursprung der Mongolen wie der Türken herrschen sehr verschiedene Meinungen. Niebuhr hielt die Scythen für Mongolen, aber der dünne Haarwuchs, der aufgedunsene Körper u. s. w. kommt auch andern nordischen Stämmen, wie den Finnen, zu; daher erklären sich Grimm, A. v. Humboldt u. A. dagegen. Heeren, Eichwald u. A. wollten in Herodots kahlköpfigen Argippern — das griechische Wort bedeutet blos „Weißpferde" — mit eingedrückten Nasen u. s. w. die Kalmuken erkennen, Erman die Baschkiren (Türken). Viele, wie noch Bergmann, sahen in den Hunnen die Mongolen und da die Chinesen in der Mongolei vor und nach Chr. Geb. die Hiun-ju (1736 v. Chr.) und späteren Hiung-nu (256 v. Chr. — 263 n. Chr.) als herrschendes Volk setzen, identificirten schon De Guignes u. A. diese mit den Hunnen und nahmen sie für Mongolen. So noch die Petersburger Gelehrten P. Hyakinth, Schmidt u. A., während die französischen A. Remusat, Klaproth und nach ihm Ritter die Hiung-nu für Türken halten, auf einige von den Chinesen überlieferte Hiung-nu Wörter, die mit türkischen stimmen, sich stützend; entscheidende Sprachproben und andere Beweise fehlen.

Der Name Türken (Tu-kiu) kommt bei den Chinesen am Altai 545 n. Chr. vor und Justinus der Jüngere schickte 569 eine Gesandtschaft an den Großkhan der *Toῦρκοι*. Die Erwähnung der Turcae bei Plinius 6, 7. und P. Mela 1, 19. scheint falsche oder doch unsichere Lesart zu sein. Es scheint dieser Stelle Herodot 4, 22. zum Grunde zu liegen, wo *Ἰύρκαι* steht. Darnach will denn auch Klaproth bei jenen so lesen, während v. Hammer, Potocki, Eichwald die Türken schon in Herodot hinein corrigiren wollten. Die Türken bieten das merkwürdige Phänomen, daß, während ihre Sprache, so weit sie nicht bei den Osmanen mit persischen und arabischen Wörtern stark versetzt ist, den allgemeinen Charakter der tatarischen Sprachen theilt, und auch die östlichen Stämme in der Physiognomie der mongolischen Race ähnlich sind, die westlichen, namentlich die Osmanen, dergestalt der kaukasischen Gesichtsbildung sich nähern, daß Cuvier, Bär, Berghaus u. A. sie nicht zu der mongolischen Race, sondern zu den Kaukasiern, wohl mit Unrecht, haben rechnen wollen. Man hat diese veränderte Physiognomie aus der fortwährenden Vermischung mit griechischen, georgischen, tscherkessischen und andern Weibern bei den Osmanlis erklärt; Prichard bemerkt aber, daß diese nur bei den Vornehmern stattgefunden habe. Es mögen aber schon früher vielfache Mischungen mit Indo-Germanen vorgekommen sein. Obwohl seit lange ohne politische Einheit, verständigen sie sich doch noch so ziemlich alle. Mit Ausnahme der unter russischer und chinesischer Botmäßigkeit, sind sie selbstständig und unabhängig und haben sich meist andere Völker unterthan gemacht, wie die Usbeken die ursprünglich persischen Bewohner (Tadjik) der kleinen und großen Bucharei, die Kadscharen Persien. Sie sind Muhamedaner bis auf die Jakuten in Sibirien, die noch Schamanen-Anhänger sind, haben die arabische Schrift, nur die Ost-Türken (Uiguren) haben die uigurische aus dem syrischen Estrangelo entlehnt. Ursprünglich Nomaden, sind nur einige verkommene Stämme in Sibirien zu Jäger- und Fischer-Völkern herabgesunken, in den eroberten Kulturländern sind sie Ackerbauer, Handelsleute, Soldaten u. s. w. geworden. Die Osmanen, die berühmtesten, deren Herrschaft sich über Europa, Asien und Afrika ausgebreitet hat, haben ihren Hauptsitz in Kleinasien, wo sie fleißige Ackerbauer sind, und erstrecken sich östlich bis Armenien und die Ebenen des Euphrat und Tigris und das syrische Plateau; in Europa sind sie wenig zahlreich, meist

[1]) Buräten am Baikal nach Bulgarin 190,000, nach Speranski 1820 73,000 Bogen, wohl 200,000 Seelen, in Nertschinsk nach Sensinow noch 18,000, in Cis-Kaucasien nach Köppen, Kalmüken 19,223 b. G., an der Wolga 100,000!, in Buchara nach Meyendorff 20,000, in Chiwa nach Abbott 30,000 Kalmüken.

Handwerker und Kaufleute; in Afrika sind nur wenige, meist Beamte und Soldaten. Von den 16—17 Millionen Einwohnern in der asiatischen Türkei rechnet Ubicini 10,700,000 osmanische Türken. Die andern bekannteren türkischen Stämme sind die Ost-Türken oder Uiguren (chines. Hoei-thseu) unter China in der Kleinen Bucharei und Ili, früher da die Herrscher [1]), die Turkmanen (Truchmenen) an der O.-Seite des Kaspischen Meeres bis Khokand, aber auch in Persien, Kleinasien, Schirwan, Daghestan, einzelne Stämme in Syrien und im Kaukasus — Karelin rechnet östlich vom Kaspischen Meere 195,000 Kibitken zu 6 Seelen = 1,170,000, Ubicini in der asiatischen Türkei 90,000, in Chiwa Abbott 91,700 Familien, Basiner aber nur 5—7000, Köppen in Cis-Kaukasien 5271 Turkmanen und Nogaier und Truchmenen 38,581 Männer. Zu den Turkmanen gehören noch in Afghanistan die Kizilbaschen, d. i. Rothköpfe, 10—12,000 nach Elphinstone, die unter Nadir und Achmed Schah in Kabul und Herat sich niedergelassen. Die Usbeken, die sich von ihnen am Ende des 15. Jahrhunderts trennten, beherrschen noch die große Bucharei bis zum Bolor. Man rechnet in Khokand 1—1½ Mill. Einwohner, in Buchara 2½ Mill., in Chiwa 1—2 Mill.; diese Zahlen begreifen aber auch die unterworfenen persischen und andern Stämme mit: Usbeken rechnet Meyendorff in Buchara 1½ Mill., in Chiwa Abbott 100,000 Familien, Basiner aber nur 18—23,000. Beide, ursprünglich Nomaden, sprechen den Dschagatai-Dialekt. Die Nogaier, westlich vom Kaspischen Meere und nördlich vom Schwarzen sind schon auf europäischem Boden, wie auch die kasanischen und wolgaischen Türken, die die Mongolen-Horden mit fortrissen. Die Kirghisen unterscheidet man in die schwarzen oder Buruten im O. und S.O. vom obern Irtisch bis zum Bolor unter russischer, chinesischer und Khokands zum Theil nur nomineller Herrschaft — ihre Zahl ist unbekannt, 4 Geschlechter sollten 1847 50,000 Jurten stark sein — und die Kirghis-Kasaken im W. frei oder unter Rußland und China; Lewschine rechnet 400,000 Familien zu 6 Seelen = 2,400,000. Es begreift dies wohl die 234,528 in den äußern Bezirken Sibiriens nach Köppen, der außerdem in Tobolsk noch 19,766 und in Tomsk 31,543 hat. In Chiwa rechnet Abbott noch 100,000 Familien Kirghisen, Basiner aber nur 5—600, Karakalpaken jener 40,000 Fam., dieser 8—10,000; in Buchara Meyendorff 6000 Kirghisen und Karakalpaken; auch in Pamer sind noch Kirghisen; in Afghanistan rechnete Elphinstone 1,000,200 Tataren, Thornton der Huzareh und Aimak 200,000. Zu welchem Stamme diese gehören, ist indeß zweifelhaft, nach Elphinstone zu den Mongolen, nach Moorcroft eher zu den Tübetanern, Nepalesen, Rugs, nach Wood aber gleichen sie den Kirghisen in Pamer. In den N.O.-Vorbergen des Kaukasus sitzt der alttürkische Stamm der Kümüken. Köppen rechnete, 1838, Tataren in Trans-Kaukasien 319,230. Unter den Wanderstämmen (Iliat) Persiens nehmen die Türken eine bedeutende Rolle ein, die jetzigen Beherrscher Persiens, die Kadscharen, gehören dazu, sie scheinen aber nur schwach, 3800 Familien; zahlreich sind die Afscharen, zu welchen Nadir Schah gehörte, vielleicht 166,000 Familien; außer diesen aber auch andere noch, über welche statistische Angaben fehlen, ungerechnet die Turkmanen in N.-Persien, die schon erwähnt sind. Den ganzen S.Westen Sibiriens nehmen als die ältesten Bewohner mit die sibirischen Türken ein in 15 Abtheilungen unter eben so vielen Namen. Die Teleuten am Altai haben viele mongolische Wörter in ihre Sprache aufgenommen; die ganz isolirten Jakuten an der mittlern und untern Lena sind merkwürdig, weil sie uns Türken, zu denen der Muhamedanismus noch nicht eingedrungen ist, zeigen. Köppen rechnet Tataren in S.-Sibirien 20,774, Jakuten 1784 in Irkutzk 42,956 Männer und 41,607 Weiber, in Tomsk 299 Männer, Tschukin an der Lena 72,369 Seelen. Die Baßianen im nördl. Kaukasus, die Baschkiren am Süd-Ural, wie die Metscherägen in

[1]) Ueber die Bevölkerung der Kleinen Bucharei haben wir die wenigsten Nachrichten, vielleicht zählt sie 4 Millionen Seelen, aber über die Zahl der einzelnen Bestandtheile fehlen alle sichern Data. Neben den Türken sind da persische Urbewohner (Bucharen), Chinesen u. s. w.

Perm und Orenburg sind Finnen, Stammgenossen der Ungarn, die die türkische Sprache und Sitte erst später angenommen haben. Auch die Sprache der Tschuwaschen ist, wie W. Schott gezeigt, türkisch.

Eine Verwandtschaft mit den s.g. tatarischen Sprachen zeigen nach Schott's und C. Castren's neueren Forschungen, doch in entfernter Weise, auch die finnischen Sprachen; doch muß man viele Eigenthümlichkeiten dieser Sprachen kennen, um die Verwandtschaft vieler Wörter finnischer Sprachen unter sich und nun gar mit mongolischen und türkischen zu begreifen. Da die meisten finnischen Stämme Europa angehören, so können wir ihrer nur kurz gedenken. In Asien gehören dazu nach F. H. Müller die Ostjaken am Ob und seinen Nebenflüssen — man rechnete 1784 in Tomsk und Tobolsk 30,981 Männer, Bulgarin am Ob und Irtisch 110,000 Seelen, Köppen 1838 in Jeniseisk und Tobolsk nomadisirend 2981, herumirrend 15,859 b. G.; dann die Wogulen zu beiden Seiten des Ural von der Kama bis zur Sosswa — Köppen rechnete in Tobolsk 1648 b. G. ansäßig, 2879 b. G. nomadisirend. Die Finnen erstrecken sich aber westlich in Europa bis zum Weißen und Baltischen Meere und zum Kaukasus im S., wie im O. bis zum Irtisch und untern Ob. Die alle Hauptracen von einem Gebirge herabsteigen lassen, wie Müller und Berghaus, betrachten den Ural als die Urheimath der Finnen. Der Name Finne ist deutsch, man nennt sie auch Tschuden od. Ugoren. In Europa sind die interessantesten unter ihnen mit die Ungarn, die im 9. Jahrhundert erst vom S.-Ural einwanderten, der Sprache nach die nächsten Verwandten der Baschkiren, Ostjaken und Wogulen, denen sie jetzt in der Physiognomie so wenig ähnlich sind, als die osmanischen Türken denen des östlichen Asiens. Bär findet die ost-finnischen Stämme ganz allmählich in die türkischen Völker übergehend und will sie mit diesen, wie Cuvier, nicht zu der mongolischen, sondern zur kaukasischen Race rechnen, die Samojeden, die er von den Finnen trennt, dagegen der Schädelbildung nach zur mongolischen Race. Castren, der diese Völker jüngst am sorgfältigsten im Lande erforscht hat, rechnet die Samojeden, westlich von den Tungusen und nördlich von den Mongolen und Finnen, der Sprache nach indeß zu der finnischen, obwohl sie ihr schon ferner stehe und bedeutenden Consonantenwechsel zeige. Castren theilt daher ganz N.W.-Sibirien in das ugrische (Ostjaken und Wogulen) im W. und das samojedische im O. zwischen dem Ob und Jenisei. — Samojeden rechnet Bulgarin mit denen in Europa überhaupt 70,000 Seelen. Die kleinen Völkertrümmer von ihnen im S., die Sojoten im Kemtschik-Thale, die Motoren in Krasnojarsk, die Koibalen in Tomsk, die Kamaschen oder Kamatschinzen im Altai am obern Jenisei, den N.-Abhängen des Tägnu- und sajanischen Gebirges, lassen ihn, wie Sjögren und schon Klaproth, die Samojeden als Auswanderer von S. aus dem Altai betrachten, obwohl sie schon seit 800 Jahren am untern Ob und Weißen Meere hausen und durch sie treten auch die verwandten finnischen Völker nach ihm mit den altaischen in Verbindung. Tacitus kennt schon die Finnen, und sie ergossen sich wohl schon vor Ankunft der Germanen und Slaven mit den verwandten Lappen über den Norden Europas, Prichard meint, aus Hoch-Asien durch die Hiung-nu vielleicht vertrieben. Alle diese Stämme sind ohne Schrift und die nicht zur russ. Kirche bekehrt sind, Schamanen-Anhänger. Ein merkwürdiges altes untergegangenes Volk sind die Tschuden, deren alte Grabmäler und Erdschürfe man in Sibirien noch sieht. Waren es Finnen? Auch die altsibirischen Inschriften, die Strahlenberg und Spazki bekannt gemacht haben, harren noch ihrer Deutung.

Wenden wir uns vom äußersten Norden Asiens nach dem äußersten Süden, so begreift man die Völker des Indischen Archipels gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der malayischen Race, wie alle vorigen unter dem der mongolischen und rechnet da $18^1/_2$—$20^1/_2$ Millionen Einwohner, ohne die Philippinen mit 5—6 Mill., die Halbinsel Malakkaa mit $^1/_3$—$^1/_2$ Mill.; die Malayen unter Siam nach Pallegoir 1 Mill. Man hat auch alle Sprachen des Archipels, selbst die Australiens und Madagaskars auf eine gemeinsame Grundsprache zurückführen wollen, wird dieß aber, je genauer man die einzelnen Stämme kennen und unterscheiden lernt, wohl mehr und

mehr aufgeben müssen, und ebenso erkennt man, je mehr man mit den einzelnen Stämmen bekannt wird, die Unterschiede unter ihnen. Im Allgemeinen nähern sie sich etwas der sog. mongolischen Race; die vielsilbigen Sprachen stehen dem ganzen Baue nach dem s.g. Tatarischen näher, als dem einsilbigen Chinesischen und Hinter-Indischen. Zwei verschiedene Racen nehmen ziemlich Alle jetzt an, pelagische Neger oder Negritos, die man geneigt ist für die Urbewohner zu nehmen und die durch die Malayen in die Gebirge zurückgedrängt wurden. Aber welche Stämme zu jenen zu rechnen seien, z. B. ob die Alforen oder Haraforas, ob sie eins mit den Papuas oder ob diese eine Mischung von jenen mit Malayen seien, wie Prichard mit Quoy und Gaimard meint, darüber, wie über viele andere Punkte der Ethnographie des ostindischen Archipels herrscht große Verschiedenheit. So viel scheint gewiß, daß die eigentlichen Malayen erst spät von Menangakabao auf Sumatra sich über die Halbinsel Malakka und die Küsten der andern Inseln verbreitet haben, und wenn die Sprachen der Insulaner malayische Wörter haben, so scheinen diese erst durch die Malayen und ihre Herrschaft eingeführt; sie nehmen ab an Anzahl, wie Crawfurt gezeigt, je weiter sie von ihrem Ausgangspunkte entfernt sind. Mehr oder minder selbstständig erscheinen ihrer Sprache nach die Battas auf Sumatra, die Dajaks auf Borneo, die Alforen oder Haraforen auf den Molukken, Celebes, Magindanao, die Tagalen auf den Philippinen mit 7—8 Töchtersprachen, darunter das Bisajische auf den Inseln südlich von Luçon bis Mindanao und Sulu und das Chamori auf den Marianen, das fast erloschen ist. Viele Stämme und ihre Sprachen sind erst sehr mangelhaft bekannt. Junghuhn betrachtet die Battas, Dajaks und Alforen als eine besondere Race, von den Malayen verschieden. Logan will sie mit den Bergbewohnern Hinter-Indiens, den Mischmis, Singphos u. a. zusammenbringen, Lesson die Philippiner und Mikronesier von Malayo-Polynesiern trennen und jene von den Mongolen Mittel-Asiens ableiten. Wenn Bopp den malayisch-polynesischen Sprachzweig als eine Tochter des Sanskrit betrachten wollte, „aus den Trümmern des Sanskrit entstanden, wie die romanischen Sprachen aus dem Material der unter ihrer Last zusammenbrechenden Römersprache“, so scheint der Versuch ganz verunglückt. Gewiß ist nur, daß außerdem Inder früh in Java, später Bali, in späterer Zeit auch Araber, auf den Philippinen und sonst auch Chinesen eingewandert sind, und sie werden neue Mischungen erzeugt haben. Den Unterschied zwischen den Javanen und den Sunda's schreiben Einige der Mischung mit Indern zu, auch die Bugis auf Celebes scheinen fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen zu sein. Die Igorotes auf Luçon und den Philippinen sollen Mischungen von Negritos und Malayen sein, die Tinguianes ebenda Nachkommen von Chinesen, die sich mit Negritos vermischt haben; in den Mandayas auf Mindanao will man Mischungen mit Japanern sehen; die Bisayer sollen Tagalen sein, die sich mit Malayen stark gemischt hätten. Es ist hier noch Vieles zu untersuchen. Die Malayen sind Muhamedaner. Auf Bali und zum Theil Lombok hat sich indische Religion (Siva-Cult) erhalten, die Bewohner der Philippinen sind zum Theil von den Spaniern zum Katholicismus, auf den Molukken viele, auf Java einige Einwohner von den Holländern zum Protestantismus bekehrt; die menschenfressenden Battas, Dajaks, Alforen haben ihre besondern Religionen. Mehrere Schriftarten, die wohl mit der indischen zusammenhängen, haben sich in sehr beschränktem Gebrauche erhalten, die Malayen die arabische angenommen. Fast ausschließlich Insulaner, haben namentlich die Malayen, sich daher vorzugsweise auf Schifffahrt, Handel und Seeräuberei geworfen. Merkwürdig ist der Unterschied in der Farbe und dem Haare. Die Orang Benua, d. i. Männer des Bodens, im Innern der Halbinsel, auch unter anderm Namen als Jakun bekannt, sind dunkel mit krausem Haare, ebenso die Samang, deren Sprache aber zur malayischen gehören soll, wie auch die der Negritos auf den Philippinen von der der andern Einwohner nicht viel verschieden ist, während die Dajaks im Innern Borneos weit heller als die Malayen sind.

Gehen wir von den ostindischen Inseln zum Festlande Indiens mit 141—155

Mill. Einwohnern, ohne Ceylon mit $1\frac{1}{2}$ Millionen, über, so müssen wir hier wieder 2 Hauptstämme unterscheiden: die Urbewohner Indiens, von Latham Tamulier, von Berghaus Drawidas genannt, und die von N.W. eingedrungenen, Sanskrit redenden Arier. Hodgson charakterisirt jene als minder groß und symmetrisch gebaut, fleischiger, das Gesicht rautenförmiger, breiter, die Backenknochen mehr vortretend, die Nase kürzer, breiter, oft dicker, das Auge kleiner, weniger offen, die Ohren größer, die Lippen dicker, mit wenigem Bart, kurz dem mongolischen Typus sich nähernd. Sie treiben, wo sie selbstständig sich erhalten, einen erratischen Ackerbau, ihre Sprache ist nicht einsilbig, wie die chinesische, sondern vielsilbig mit Agglutination, d. h. Anfügung von Zeit-Adverbien, Präpositionen, persönlichen Fürwörtern, aber so lose zum Theil, daß die ursprüngliche Trennung zu erkennen ist. In S.-Indien rechnet man dazu 5 Sprachen: das Malabarische, Tamulische, Tulava, Kanara und Telegu oder Telinga, jede mit eigener Schrift, der indischen entlehnt, und eigener Litteratur. Das Malabarische wird nach Fox von 1 Million, das Tamulische von 8, das Telingische von 10 Millionen gesprochen. Wenn diese Stämme durchweg den Brahmanismus angenommen haben, so sind mehrere Stämme im Innern, ohne Schrift, davon mehr oder minder unberührt geblieben. Nur die bedeutenderen zu nennen, gehören dahin die Kols (Kulies), Khonds und Surs in den Bergen Orissas, die Tudas und noch 4 andere Stämme in den Nilgherries, die Bhils in den Satpura- und Vindhya-Bergen, die Puharris in den Vorsprüngen des Vindhya, die Mewars und Minas und vor allen die Gonds in Gondwana. Man nimmt an, daß alle diese Stämme und nach Hodgson auch die Sprachen des Terai oder der niedern Vorketten des Himalaya, wie die der Kotsch Bodo, Dhimal, Lassen meint auch die der Rawat und Doms in Kamaon, sowie die der Brahui im alten Gedrosien zu diesem dekhanischen oder tamulischen Sprachstamme gehören. Der Beweis von mehreren einzelnen ist noch zu führen, und wenn man diese zersprengten Völkerreste erwägt, möchte man wohl eher eine größere Verschiedenheit finden als die erwartete Einheit, die nur bei einer größern politischen Einheit und innigerem Verkehr zu erwarten ist. Dasselbe gilt von ihren religiösen Vorstellungen. Ob die Singhalesen zu diesen Tamuliern gehören, wie Rask meinte, ist auch noch die Frage, zu den Sanskrit redenden Indern gewiß nicht, obwohl sie den Buddhaismus aus Indien erhalten und allein bewahrt haben. Nach Davy kommen blaue und graue Augen und braune und helle Haare, wenn auch nur einzeln, vor. Prichard unterscheidet sie von den Tamuliern in Nord-Ceylon, diese aber auch von den Bergbewohnern Indiens, den Parbatijas, wie er sie nennt.

Das zweite Hauptvolk Indiens sind die von N.W. eingewanderten Sanskrit redenden Arier, die jene nach und nach in die Berge zurückdrängten, sich mit ihnen verschiedentlich mischten, in Hindostan aber durch den verschiedenen Grad der Mischung mit den nur eingewanderten Arabern, Mongolen, Afghanen (Patanen) unter sich verschieden wurden. Ihre Sprache, das Sanskrit, ist jetzt todt; aus diesem gingen das Pali, die Religionssprache der Buddhisten, und die Prakrit-Dialekte, zunächst das Hindi, hervor, daraus durch geringe Beimischung von persischen und arabischen Wörtern noch mit Devanagari geschrieben das Hindui, stärker damit gemischt das Hindustani, mit arabischen Buchstaben schon geschrieben, vom Indus bis Ganges verstanden; daneben aber noch mehrere Dialekte ohne solche Mischung, die Sprache von Orissa (Urija), das Bengali in Bengalen, die Sprache der Mahratten in N.W.-Dekhan, das Guzerati in der gleichnamigen Landschaft, das Scindi, Multani, Pendjabi u. s. w. Die Bengali-Sprache soll von 30 Millionen, die Orissa's von 2, die Hindustani von 40 Millionen gesprochen werden. Alle diese Sprachen unterscheiden sich vom Sanskrit, wie die romanischen Sprachen vom Latein und das Neugriechische vom Altgriechischen etwa, durch den Verlust an grammatischen Formen und Ersatz derselben durch Hülfspartikeln und Hülfswörter. An diese Sanskrits-Sprachen und Stämme schließen sich außer Indien, wie es heißt, am nächsten die s.g. Schwarzröcke (Siahposch) oder Ungläubigen (Kafirs) in den unzugänglichen Thälern

des Hindu-Khu an. Auch in Afghanistan und Beludschistan sitzen noch Reste von Indern, die früher dieses Land besaßen oder die die Industrie oder der Handel hinführte, die Hindki und Hindu. Wilson meint, daß zu Alexanders Zeit die Einwohner von Kabul Hindu gewesen seien, denen später die Indo-Scythen folgten, und auch Lassen meint, daß die Süd-Gehänge des Hindu-Khu wie der Kabul ursprünglich von arischen Indern bewohnt gewesen seien, die erst von den Afghanen verdrängt wurden. Elphinstone rechnete gar in Afghanistan 2,500,000 Inder, freilich mit dem damals dazu gehörigen Kaschmir, den Jats u. s. w., die Bevölkerung Afghanistans überhaupt zu hoch zu 10 Millionen anschlagend. Als alte Auswanderer aus Indien, die noch theilweise indische Sprache und Sitte erhalten haben, müssen die Zigeuner in Europa nach Pott's Forschungen noch genannt werden.

Zu den indo-germanischen Sprachen und Stämmen gehören in Asien zunächst die persischen, die Beludschen, irrig aus Arabien abgeleitet, die Afghanen oder wie sie sich nennen Patanen, deren Sprache das Puschtu ist, die Stämme Persiens, wo aus dem Zend das Pehlevi, Parsi und zuletzt das Neupersische, das viel Arabisches und Semitisches aufgenommen, sich entwickelten. Ihre Sprache, lange die des Hofes und der Gebildeten, Gerichts- und Geschäftssprache auch in Indien, ist jetzt besonders in N.W.-Persien beim Eindringen türkischer Stämme durch die türkische Sprache verdrängt. Zu ihnen gehören auch noch die Kurden in Kurdistan und zerstreut in West- und Nord-Persien, Mesopotamien, Syrien, Kleinasien unter persischer und türkischer Herrschaft und dann die Luren in W.-Persien, ferner die Tadschiks oder Sarten in der Großen und Kleinen Bucharei, dort unter der Herrschaft der Usbeken, hier der Chinesen; Colonien von ihnen finden sich unter dem Namen der Bucharen auch in Kasan, Tobolsk, Tara und Tomsk. Hier in Sibirien sprechen sie aber schon türkisch und haben nur für eine Menge Lebensbedürfnisse den alten persischen Ausdruck beibehalten. Die Perser sind Muhamedaner und schreiben mit arabischer Schrift; nur unter den Kurden existirt eine eigene Religions-Secte. Ihre Zahl ist schwer zu bestimmen, in Afghanistan rechnet man 5 Mill. Einwohner, in Beludschistan 1/2, in Persien 5—10 Mill., dieß sind aber natürlich nicht alles Perser und nicht die Perser alle. Die Zahl der eigentlichen Perser in Persien zu bestimmen, ist bei den mangelhaften statistischen Daten nicht möglich. Elphinstone rechnete in Afghanistan 4,300,000 Afghanen und 1 Mill. Beludschen; seine Angabe über die Bevölkerung ist aber überhaupt zu hoch. Pottinger rechnete in Beludschistan 89,555 streitbare Beludschen, Masson überhaupt nur 450,000 Einwohner, davon 50,000 Städter. Ueber Persien haben wir gar keine zuverläßigen Angaben der verschiedenen Völkerstämme, nur sehr abweichende statistische über die verschiedenen Wanderstämme, z. B. die Luren und Kurden. Dieser rechnete man in Chorasan 50,000, Jouannin überhaupt 94,000, Russegger Kurden überhaupt 3 Mill. Luren rechnet Ubicini im türkischen Asien 1 Mill. In Indien rechnete Hamilton 1 Mill. Afghanen (Patanen) und Rohillas; dazu kommen dann noch die Parsis, seit 766 in Indien, in Bombay, Surate und Peroach, einige in Calcutta und Hong-kong, 150,000 Familien, E. Perry sagt nach dem letzten Census 1/4 Million. In Buchara rechnete Meyendorff 4000 Afghanen und 40,000 Perser, Tadjiks aber 650,000; in Chiwa Abbott 100,000 Sarten; in Tobolsk Bucharen Köppen 1647 Männer, in Tomsk 129, Taschkender hier 2676, dort 8243 b. G. Die Zahl der persischen Urbewohner in der Kleinen Bucharei läßt sich nicht angeben.

Ein buntes Völkergemisch birgt noch der Kaukasus mit 3—3 1/2 Mill. Einwohner in den kaukasischen Provinzen. Wir erwähnten schon die finnischen und türkischen Stämme der Bassianen u. Kümüken. Zum indo-germanischen Stamme gehören die Osseten oder Ossen (nach Köppen 20,000, nach Bulgarin 35,750) im mittleren Kaukasus, im N. von Georgien — die Klaproth für eine medische Colonie ansehen wollte, nach Diodor im 7. Jahrhundert v. Chr. aus Medien von den Scythen in die Steppen zwischen Don und Wolga übergesiedelt, die Alanen des Mittelalters, die sich selbst Iran nennen; ihre Sprache wird mit grusischer oder russischer Schrift geschrieben;

dann die Armenier (Haikan) zwischen den Tafelländern von Iran und Kleinasien und zerstreut als Handelsleute von Wien und Moskau bis Calcutta und Singapore. Man rechnet überhaupt 2, Eli Smith 3 Millionen, 3/4 unter Türken-Herrschaft, 200,000 in den russisch-persischen Provinzen, in Indien nach Hamilton 50,000. Die Grundlage des Armenischen im arischen Sprachstamme hat Windischmann nachgewiesen; es war erst möglich durch die fortschreitende Kenntniß des Zend und der Keil-Inschriften, und sie ist nach ihm ein altes Beispiel jener Sprachbildung, die der romanischen Zunge zum Grunde liegt. Die Sprache als ursprüngliche Gebirgssprache ist rauh, voll Consonanten-Häufung; sie haben eine eigene Schrift von Mesrob im 5. Jahrhunderte n. Chr. erfunden und eine ziemliche Litteratur. Ebenso die Georgier an der S.-Seite des Kaukasus im Phasis- und Kur-Thale. Es gehören dazu die eigentlichen Georgier oder Karthli mit den Pschawi und Tuschi im hohen Kaukasus, die Mingrelier in Mingrelien, Imerethien und Guriel, die Lasen am Schwarzen Meere, von da bis Trebisonde, und die Suanen, in der Sprache schon abweichender, wie überhaupt die Georgier in den Wurzeln und in der Grammatik schon vom Indo-Germanischen mannigfaltig abgehen. Doch haben Bopp und Rosen ihren Zusammenhang mit dem Indo-Germanischen nachgewiesen. Sie haben eine eigene Schrift und sind wie Armenier orientalische Christen. Bulgarin rechnete 500,000 Georgier, Koch mit den andern Einwohnern Georgiens nur 400,000.

Viele andere Stämme des Kaukasus mit mehr oder weniger eigenthümlichen Sprachen sind noch zu wenig bekannt, um sie genau classificiren zu können. Alle werden sich auch wohl kaum einem der Haupt-Sprachstämme anschließen. Im West-Kaukasus vom obern Kuban bis zum Schwarzen Meere sind vor allen die Tscherkessen (Adige) und die verwandten Abasen oder Abchasen, eigentlich Absne, die durch den suanischen Dialekt mit dem georgischen Stamme in Verbindung stehen sollen, zu erwähnen. Im Ost-Kaukasus nennen wir die Lesghier mit 4 Hauptsprachen: Avarisch, Akuschinisch, Kasikumukisch und Kuränisch und im mittleren Kaukasus die Kisten oder Mizdschegen, bei den Russen Tschetschenzen genannt, nach dem Namen eines der 4 Stämme; die 3 andern sind die Inguschen, Karabulaken und Chewsuren. Tscherkessen rechnet Bulgarin 300,000, Köppen 501,000; Abchasier B. 100,000, K. 95,090; Lesghier B. 50,000, K. über 530,000 u. s. w.; Subow überhaupt über 2 Mill. Kaukasier.

Zum indo-germanischen Stamme muß man dann noch die früher in Asien Eingewanderten rechnen, besonders im türkischen und russischen Asien. Griechen rechnet Ubicini im türkischen Asien 1 Million, Lateiner 640,000. Die Zahl der Europäer in Asien ist merkwürdig, fast fabelhaft schwach, obwohl die Britten in Ostindien über 140 Millionen, die Holländer im ostindischen Archipel wohl an 20 Mill., die Spanier von den 5—6 Mill. Einwohner auf den Philippinen an 3 Mill., die Russen in Sibirien $2\frac{1}{2}$ Mill. und in den kaukasischen Provinzen $3\frac{1}{2}$ Millionen beherrschen. Die ganze Zahl der Britten in Indien betrug nämlich 1851 nur 49,408 europ. Soldaten — außer 4 Regimentern in Ceylon — 3276 Civildiener und den officiellen Angaben nach etwas über 10,000 (5729 M. und 4277 W.) nicht angestellte ansäßige Engländer, — wenn die Zahl nicht zu gering angeschlagen ist, da in Calcutta 1837 allein 3133 Engländer, 4746 Eurasianer, d. h. Kinder von Europäern und Eingebornen, und 3181 Portugiesen gerechnet wurden, welche Zahl freilich auch wohl die nur zeitweilig des Handels wegen sich Aufhaltenden begreift. Dazu kommen dann noch auf Ceylon nach Knighton 1842 7500 Weiße, durch die Kaffee-Plantagen jüngst meist herbeigezogen. Hamilton scheint die Zahl der Europäer und ihrer Nachkömmlinge in Indien überschätzt zu haben. Er rechnete daselbst 80,000 Britten, 760,000 Abkömmlinge derselben, 500,000 Portugiesen und deren Abkömmlinge (Topassis), 5000 Franzosen, Dänen, Niederländer und 20,000 Abessinier und Ost-Afrikaner. Im ostindischen Archipel rechnete man auf Java 1852 nur 17,285 Europäer, auf den Philippinen nach Mallet 1839 nur 1500 europäische Spanier, 3500 dortgeborene Spanier (Hijos del Pais) und 20,000 spanische Mestizen. Am zahlreichsten sind verhältniß-

mäßig wohl die Russen in Sibirien, obwohl wir keine positiven Angaben über ihre Anzahl haben, da sie meist aus den Verbannten — 1822—1832 83,601 — und etwa den Kosaken — Bulgarin rechnet in Sibirien 200,000 — sich rekrutiren, die sich aber mit den Eingeborenen bald vermischen. In den übrigen asiatischen Ländern sind, wenn man Ost-Asien ausnimmt, nur wenig Europäer. In Singapore 1849 360, in Pinang 789 Europäer und deren Nachkommen, in Macao unter 500 Portugiesen und andern Ausländern nur 60 europäische Portugiesen, in Hong-kong etwa 6—700, in Schanghai (China) 1844 nur 50, jetzt 2000 Engländer u. a. Die Europäer, die im türkischen Asien und sonst nur vorübergehend des Handels wegen oder auf Reisen, Wallfahrten sich aufhalten, kommen hier natürlich nicht in Betracht.

Es bleiben uns nur noch in S.W.-Asien die sog. Semiten übrig, die auch über Malta und noch zum Theil Nord- und Ost-Afrika sich erstreckt haben. Berghaus will sie vom S.-Ararat, O.-Taurus und Elwend und dem Gebirge des Hedschas herleiten. Der mächtigste Stamm ist der der Süd-Semiten oder Araber, nicht nur in ganz Arabien, sondern auch in Syrien bis zum Euphrat, in Iran, Turan, ganz N.-Afrika, Malta, früher selbst in Spanien und Portugal, in geringerer Menge auf den ostindischen Inseln, Java, Sumatra u. s. w. als Krieger- und Reiterschaaren der Fürsten auch in Indien, ihre Sprache und Schrift als die der heiligen Schriften der Muhamedaner noch weiter verbreitet, mit einer reichen Litteratur. Die Zahl der Araber ist schwer anzugeben. Wenn Ubicini nur 900,000 in Arabien rechnet, so kann er nur wohl die den Türken unterworfenen meinen; Schimper rechnete in Nedschd 1823 allein 956,000 Einwohner. In Indien rechnete Hamilton 150,000 Araber, in Buchara Meyendorff 50,000; in Persien bilden die Iliat arabischer Zunge eine eigene Abtheilung, die östlichen haben schon persische Sprache angenommen; Morier rechnete 6000 Zelte, die unter den Chalifen eingewandert sind; Jouannin nennt 8 Stämme mit 88,000 Seelen. Zu diesen kommen dann aber noch die an der Küste in den Niederungen zwischen den Bergen und dem Persischen Golf, die Ali Kebhir, nach Kinneir 40,000 Seelen, nach Layard 14—15,000 Familien, die Schab-Araber n. K. 12,700 M., nach Layard 20,000 M. Infanterie, 5000 M. Kavallerie, und die Beni-Lam-Araber, nach Kinneir 48,000 Seelen, nach Layard 30,000 Familien stark. Niebuhr hat schon bemerkt, daß die Bewohner des Germsir von Kerman durchaus Araber sind, und verwandte Stämme von jeher bis Indien hin gewohnt zu haben scheinen. Von Hamadi bis Bassora sind nach Flandin Araber mit Persern gemischt, sprechen arabisch und Farsi. Ueber die Anzahl der Araber im Indischen Archipel fehlen genauere statistische Angaben. Auch in Arabien zeigen sich ursprünglich 2 verschiedene Sprachen und wohl auch Stämme neben den jetzigen, später zur Herrschaft gelangten N.-Arabern, die Himyariten (Homeriten) im S., deren Sprache (Ekhkili nach Fresnel) und Schrift nach Afrika übergegangen, sich in den Abessiniern und ihrer Schrift dort einigermaßen erhalten hat. Von den Mittel-Semiten bilden die Juden, über die ganze Erde zerstreut, keine selbstständige Nation mehr, obwohl sie ihre Sprache und Schrift in geringem Maße noch erhalten haben. Ihre Zahl ist in Asien verhältnißmäßig gering, die statistischen Data über ihre Anzahl aber sind sehr unvollkommen. Im türkischen Asien, wo wohl die meisten sind, rechnet Ubicini 100,000, im russischen nach Köppen im Kaukasus sind höchstens 3000, in Jeniseisk nur 8 Männer; in Calcutta waren 1837 307, in Malabar weiße Juden nach Wish nur noch 223 Familien, schwarze Juden — wohl aber bekehrte Hindu — 1529 Familien. Hamilton rechnete in Indien wohl übertrieben 100,000 Juden, Meyendorff in Buchara 4000, ein Paar sind auch in Kai-fung-fu in Ho-nan (China). Die N.-Semiten oder Aramäer, südlich von Kleinasien und Armenien bis Palästina und vom Mittelmeer bis Persien, haben sich nur in kleinen Völkertrümmern mit mehr oder minder verwandter Sprache und Schrift erhalten: die Ost-Aramäer oder Chaldäer am Euphrat und Tigris, Kurdistan zu, die West-Aramäer oder Syrer in Syrien, in den religiösen Secten der Drusen, Maroniten,

Ismaëliten auf dem Libanon, Zabiern an der Mündung des Euphrats u. s. w. Ubicini rechnet im türkischen Asien 140,000 Maroniten, 70,000 Jakobiten, 25,000 Chaldäer und 25,000 Drusen. In Indien ist auch eine Anzahl Nestorianer und ebenso in N.W.-Persien. Pat. Ephraim rechnet überhaupt 101,932 Familien Jakobiten, 41,932 Familien in der Türkei, 45,000 in Indien, 15,000 in Rußland.

Nach dieser ethnographischen Uebersicht Asiens, wobei wir die statistischen Data der Kürze halber gleich beigefügt haben, ergibt sich ein ungefährer Ueberschlag der ganzen Bevölkerung Asiens von 691—746 Millionen Einwohnern, wobei freilich die Bevölkerung von China zu 415 Millionen den neuesten einheimischen Angaben nach als richtig vorausgesetzt wird. Berghaus, der von der früheren Angabe der Bevölkerung Chinas von 1812 zu 362 Millionen ausging, schätzte die Bevölkerung Asiens auf 654 Millionen. Wenn Fränzl nur 540, Hassel, mit Kasan und Astrachan (8 Millionen) nur 490 Millionen, früher von Roon 454, Balbi nur 390 Mill. rechneten, so gingen sie von den früheren weit geringeren Angaben über die Bevölkerung Chinas bei Klaproth u. A. von 143—146 Mill. Einwohnern aus. Wenn indessen der Bürgerkrieg, wie jetzt, noch Jahre in China fortwüthen sollte, so könnte die ungeheure Bevölkerung dort, wie schon öfter geschehen, leicht nicht blos decimirt, sondern vielleicht gar halbirt oder gedrittelt werden. Wie die Natur die Raubthiere geschaffen hat, um der übergroßen Productivität der niederen Gattungen Maaß und Ziel zu setzen, so sendet die Vorsehung zu Zeiten ihre Todesengel, Revolutionen, Bürgerkriege, Pest, Cholera, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Dürre, Hungersnoth aus, um die gar zu prolifiken, gesunkenen Racen etwas zu beschränken und im Zaume zu halten, sonst könnte die ganze Erde schier gar zu einem China werden.

Was die Vertheilung dieser Menschenmenge unter die einzelnen Racen betrifft, so ergibt sich die überwiegende Anzahl der s.g. mongolischen Race in Asien und unter dieser des s.g. einsilbigen Sprachstammes, vor allem der Chinesen aus unserer Darstellung; demnächst folgt die kaukasische Race, unter welcher die Inder am stärksten sind, wenn man die S.-Inder alle dazu rechnen kann; am schwächsten ist die s.g. malayische Race. Es bedarf keiner nähern Angabe, da, so weit wir statistische Data haben, sie im Obigen schon enthalten sind.

Was die räumliche Vertheilung dieser großen Bevölkerung über die einzelnen Theile Asiens betrifft, oder das Verhältniß der Bevölkerung zum Areal, so haben wir dieses nicht hinzugefügt, da bei der ungleichen Vertheilung der Einwohner, z. B. in den einzelnen Theilen Chinas, ohne ein specielleres Eingehen in ein größeres Detail, als hier gestattet ist, nur irrige Vorstellungen hervorgerufen worden wären. Wir beschränken uns daher auf einige allgemeine Bemerkungen. Am bevölkertsten sind in Asien zweifelsohne China und die Länder, die zum chinesischen Cultur-Systeme gehören, Japan, Korea, Annam, in China selbst vorzugsweise dessen Ost-Provinzen, die Niederungen des Hoang-ho und Kiang, weniger die Bergprovinzen im W. und S.W. Man lebt ärmlich mit Wenigem zufrieden, baut im günstigen Klima den Boden sorgfältig, das große Vieh hat den Menschen weichen müssen, und was in Europa 1 Million Pferde oder Ochsen verzehren, davon leben dort 16 Millionen Menschen. Millionen Männer sind schon ausgewandert, besonders nach Hinter-Indien und dem Archipel; man erstickt, besonders in den großen Städten, namentlich die weiblichen Kinder oder kommt der Geburt, wie in Japan, durch Ausschweifung zuvor, bis die Vorsehung, wie gesagt, einen ihrer Todesengel sendet und großartig unter dem entarteten Volke aufräumt. Anders sieht es in den chinesischen Nebenländern aus; nur Leao-tung ist von Chinesen colonisirt, sonst ist die Mandschurei ein kaltes, ödes, dünn bevölkertes Land. Auch die hohe Mongolei läßt bei dem kalten Wüstenklima und dem Nomadenleben der Mongolen nur eine geringe Bevölkerung zu. Dennoch strömte sie früher immer über und ergoß den Ueberfluß als verheerende Kriegsschaaren über die Niederungen, bis der Buddhaismus mit seinen Klöstern und Mönchen das Land bedeckte, indem jede Familie wenigstens ein Glied ins Kloster thut.

Das hohe Tübet, ganz gebirgig, kann nur wenig bevölkert sein, von Ladakh ist nur ⅕ angebaut; auch ist da das Mönchswesen noch in stärkerem Grade, dazu die Polyandrie. Die kleine Bucharei mag stärker bevölkert sein, es fehlen aber sichere Angaben.

Von den Ländern Hinter-Indiens ist Siam nur schwach bevölkert, nicht $1/_{10}$ so stark als Frankreich; die Bevölkerung vermindert sich jährlich um ⅑ und würde aussterben ohne die starke Einwanderung von Chinesen, da hier auch ¼ der Einwohner Mönch wird; die Cholera rafft auch ⅕ weg. Laos ist nach den verheerenden Kriegen sehr schwach bevölkert und in Birma wird es beim Despotismus nicht besser sein; schon Symes fand große Wildnisse voll wilder Thiere. In Arakan waren von 600 g. M. kaum $1/_{200}$ angebaut, in Martaban und Tavoy unter den Birmanen nur 5 Q.-M.; nach Helfer ¼ unfruchtbar, 30,000 e. Q.-M. (1875 d. Q.-M.) jungfräulicher Urwald; doch hat unter den Engländern, zum Theil durch Einwanderung, die Bevölkerung schon bedeutend zugenommen.

Im Ostindischen Archipel scheint nur Java, wo auf etwa 826 d. Q.-M. an 10 Millionen Einwohner leben, stark bevölkert und diese Bevölkerung hat erst in den letzten Jahren so sehr zugenommen (1854 um 346,970), obwohl auch da die Bevölkerung sehr ungleich vertheilt ist. Schwach und sehr ungleich scheinen die meisten niedern Inseln bevölkert, und wenn z. B. auf Sumatra in Menangkaban 128 Einw., auf der Ostseite der Berge nur 5 Einwohner auf 1 e. Q.-M. ($1/_{16}$ d.) kommen, so ist im Lande der Battas nach Junghuhn nur 0,08 bebaut und auf 3000 e. Q.-M. leben nur 150—300,000 Einw., wo nach ihm 17 Millionen leben könnten. Eben so wenig bevölkert soll Celebes sein, wo der größte Theil des Bodens 4—5 Jahre brach liegen könnte, ohne daß die Bevölkerung Noth litte, während auf Java nicht über ein Jahr, und auf Borneo im Lande der Dajaks fällt auf hunderten von Morgen das Korn aus, weil es an Händen fehlt, es einzusammeln. Auf den Philippinen sollen nur 3 Millionen Hektaren bebaut, 24 Mill. unbebaut sein.

Indien ist noch verhältnißmäßig gut bevölkert, obwohl in den verschiedenen Theilen auch sehr ungleich. Wir haben indessen nur über die britischen Besitzungen etwas zuverlässigere Nachrichten. Wir können hier in kein Detail eingehen und bemerken daher nur, daß Thornton rechnet 1851 in Bengalen (mit Pendjab, Aracan und Tenasserim) auf 325,652 e. Q.-M. (20,353¼ d.) 47,958,320, in den N.W.-Provinzen auf 85,571 e. Q.-M. (5348 d.) 23,800,549, in Madras auf 144,889 e. Q.-M. (9055 d.) 16,339,426, in Bombay (mit Scindi) auf 120,065 e. Q.-M. (7504 d.) 11,109,067, in den Strait Settlements auf 1575 e. Q.-M. (98 d.) 202,540 — in Ceylon 1843 1,442,000 Ew. auf 24,664 e. Q.-M. (2541 d.), erst 59 Einw. auf 1 e. Q.-M., — in den einheimischen Staaten in Bengalen auf 583,404 e. Q.-M. (36,462 d.) 43,054,596, in Madras auf 50,637 e. Q.-M. (3264 d.) 4,691,230, in Bombay auf 56,320 e. Q.-M. (3520 d.) 4,613,225, in den französischen Besitzungen auf 188 e. Q.-M. (11 d.) 171,217 Ew. Nach v. Minutoli hatten die portug. Besitzungen 1854 auf 1095 e. Q.-M. 406,563 Einw. Die Angaben über die einheimischen Staaten sind aber unzuverlässig und veraltet, obwohl officiell. Auch die Angabe des Areals ist sehr verschieden, und wie ungleich die Vertheilung ist, ergiebt die Angabe, daß, wenn in Burdwan 600, in Ober-Bengalen 490, in Süd-Bengalen 245, in der Präsidentschaft Bombay 106, in der Provinz Madras nur 90, in Sind nur 60 Einwohner auf 1 e. Q.-M. ($1/_{16}$ d.) kommen. Wenn Lassen meint, daß Indien früher stärker bevölkert gewesen sei, so ist dieß wohl noch sehr die Frage, China war es wohl nie so stark wie jetzt.

Persien, im Ganzen dürr, nur wenn von unterirdischen Kanälen aus bewässert, zum Theil anbaubar, durch die fremden Wanderhorden und die elende despotische Regierung aber seit lange ausgeplündert, ist nur schwach bevölkert. Genauere Data im Einzelnen fehlen. Noch schwächer bevölkert zu dem bedeutenden Areale ist Arabien. Turkistan bietet nur einzelne Oasen dem Anbau dar, die indeß so ziemlich wohl bevölkert scheinen. Die asiatische Türkei begreift in sich besonders günstige und verschiedene Bevölkerungs-Verhältnisse zum Areal. Genaue Mittheilungen über die ein-

zelnen Theile fehlen. Berghaus rechnet die asiatische Türkei zu 34,750 d. Q.-M. und Ubicini darin 16,050,000 Einwohner, ohne die griechisch-asiatischen Inseln. Das asiatische Rußland endlich, zumal die weiten Oeden Sibiriens, sind gegen das große Areal außerordentlich schwach bevölkert; die kalten Niederungen werden auch wohl nie eine starke Bevölkerung zulassen, obwohl die südlichen Gegenden dem Nord-Europäer zur Colonisation am meisten zusagen möchten. Auf 300,000 Q.-M. 1,800,000 Einwohner, rechnete Subow auf die Q.-Meile in Tomsk 8 – 9, in Tobolsk 4, in Jeniseisk 4—5, in Irkutzk 2—3 Einw. Die Provinzen des Kaukasus sind verhältnißmäßig besser bevölkert.

Was die Beschäftigung betrifft, so sind weit die überwiegende Anzahl der Einwohner Asiens Ackerbauer; die Nomaden nehmen der Natur ihrer Beschäftigung nach zwar weite Strecken ein, die aber nur schwach bevölkert sind. Dieß sind die Araber, Mongolen, Kirgisen und andere tatarische Stämme Sibiriens; die Zahlen sind oben schon angegeben. Ueber die Zahl der Wanderhorden (Iliat) in Persien weichen die Angaben ab, Flandin rechnet 750,000, ziemlich wie Jaubert 1806, Fraser dagegen 2—3 Millionen. Ueber die Zahl der Nomaden in Indien fehlen die Data. Auch über die der Städter gegenüber den Landbauern haben wir nur vereinzelte Nachrichten. Im Allgemeinen kann man indeß annehmen, daß selbst in den civilisirten Staaten Asiens die Landbauer weit überwiegend sind. Im asiatischen Rußland zählte man 1840 nur 79 Städte mit 309,000 Einw.: 22 mit 141,164 Einw. in den transkaukasischen Provinzen mit $3^1/_2$ Mill. Einw.; 57 Städte mit 167,827 Einw. in Sibirien mit $2^1/_2$ Mill. Einw. Wenn man auch bis 1850 eine Vermehrung von 10 % annimmt, kommt doch dort erst auf 129 g. Q.-M. nur eine Stadt durchschnittlich mit 7054 Einw., in Sibirien u. s. w. auf je 4186 g. Q.-M. erst eine Stadt mit durchschnittlich 3246 Einw. In Beludschistan rechnet Masson nur 50,000 Städter auf 450,000 Einw. Diese vereinzelten Angaben können freilich für China, Indien u. s. w. nicht maßgebend sein, indeß ist auch hier das Volk vorwaltend ein Bauernvolk. In den N.W.-Provinzen Indiens waren 1851 z. B. von 23,199,668 Einw. 14,724,233 Ackerbauer, nur 8,475,435 nicht Ackerbauer; in Rongopur waren nach Hamilton von 2,735,000 Personen 2,066,000 Ackerbauer, 326,000 Gewerbtreibende; in Puranija von 2,904,380 Personen 2,216,000 Ackerbauer, 308,000 Gewerbtreibende; in Ceylon 1832 304,095 Ackerbauer, 26,390 Gewerbtreibende, 47,710 Handelsleute. Dieß ist das Geheimniß der Stärke und Schwäche dieser Länder — ihrer Stärke durch das einfache geregelte Leben des Landmannes, der, wenn in der Ueberkultur der Städte die Bewohner verkommen, immer sie frisch ersetzt; — ihrer Schwäche, da bei der wenig entwickelten Industrie dem Boden nur das Nöthige abgewonnen und kein Reichthum geschaffen wird durch Verarbeitung und so bessere Verwerthung der Rohproducte, z. B. des Eisens, oder gar Herbeiholung und Verarbeitung fremder Rohproducte, wie z. B. der Baumwolle in England, und der reiche Gewinn, den Industrie und Handel vor dem Ackerbau gewähren, fehlt. Ganz brittisch Indien, 4 mal so groß als Großbritannien, soll von jeder Kornart nur 54 Millionen Quarter erzeugen, so viel, als die vereinigten Königreiche; wenn hier 25, sollen dort 80—100 Millionen davon leben; man begreift, wie arm und dürftig es sein muß. Doch braucht der Mensch dort auch weniger substantielle Nahrung.

Das Verhältniß der Geschlechter in Asien zu einander verdient auch noch eine Bemerkung, da Montesquieu aus dem angeblichen Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes dort die vorgeblich allgemein herrschende Polygamie hat erklären wollen. Haben wir auch nicht über alle Länder Asiens die Data, so stimmen doch alle, die wir haben, darin überein, daß ein solches Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes dort eben so wenig stattfinde, als in Europa. In Bengalen waren z. B. nach M. Martin 1789 8,392,593 Männer und 8,252,632 Weiber und 7,333,428 Kinder; in Madras 1830 7,796,834 M. und 7,293,250 W.; in Arakan 1848 93,843 M., 89,287 W., 68,946 Knaben, 57,224 Mädchen; auf Java nach Roorda in Samarang bei 757,631 Einw. nur 24,503 Frauen mehr; in Kedu bei 357,188 Einw.

nur 21,460; in Djogjokarta bei 347,478 Einw. nur 17,718 Frauen mehr; in Korea nach Daveluy 1793 3,596,880 M. und 3,745,481 W. In den Städten ist sogar die männliche Bevölkerung einzeln überwiegend, wie sonst nur in Rußland; in Kalkutta 1837 nach Capitain Birch z. B. 144,911 M. und 84,803 W.; in Murschedabad 1829 241,710 M. u. 223,514 W.; in Allahabad 1831 15,205 M., 15,009 W., 6248 Knaben, 7506 Mädchen; (im Districte ohne die Stadt Muhamedaner 90,531 M. u. 70,678 W., Hindu 251,789 M. u. 302,417 W.); in Agra 1832 Hindu 25,085 M. u. 29,933 W., Muhamedaner 16,059 M. u. 15,520 W.; in Delhi 1836 66,168 M. u. 64,504 W. In Sibiriens Städten ist das Mißverhältniß noch weit größer, z. B. in Irkutzk 1103 M. u. 658 W.; in Ochotzk 667 M. und 281 W.; im Omsk 8722 M. und 2983 W. In 50 Städten des asiatischen Rußlands — von 17 fehlten die Nachrichten — von 218,608 Einw. 131,403 M. und 87,205 W. Der Grund liegt zum Theil in der ungleichen Zahl der Verbannten, nach Welitschko 1822—33 72,904 M. und nur 10,797 W. Aehnlich ist es in Singapore durch die Einwanderung der Chinesen: 28,765 M. und 3367 W., da die Auswanderung der Frauen in China verboten ist. Auch die Ungleichheit der Geschlechter in Ceylon — 1823 385,491 M. und 359,656 W., 1832 524,052 M. und 474,337 W. — könnte von der Einwanderung der Tamulier herstammen, wenn diese nicht erst aus späterer Zeit datirte, und diese zum Theil wieder zurückgegangen wären. Es wanderten ein 1845 72,526 M., 698 W., 177 Knaben, davon gingen zurück 24,623 M., 145 W., 36 K. In Ladakh dagegen sollen nach Moorcroft von 150—180,000 Einwohnern 2/3 Frauen sein, vielleicht weil aus dem armen Lande viele Männer, wie die Savoyarden, Arbeit zu suchen auswandern. Sehen wir von diesen besonderen Fällen ab, so wird Asien hinsichtlich der Geschlechter von Europa nicht sehr abweichende Verhältnisse zeigen. In Rußland wurden nach Köppen wie in ganz Europa etwas mehr Knaben geboren als Mädchen, starben aber auch mehr in früher Jugend, daher die weibliche Bevölkerung 1838 3 % überwog, im asiatischen 2,5 %. Hieraus ergibt sich schon, daß, da in Asien im Allgemeinen sich mehr als in Europa verheirathen und die Armuth der Masse des Volkes den Unterhalt mehrerer Frauen schon nicht gestattet, vielmehr die Annahme, als ob in Asien Vielweiberei gegenüber der Monogamie Europas im Allgemeinen herrsche, lediglich ein falsches Vorurtheil ist, was auch die genauere Beobachtung in den verschiedenen Ländern bestätigt hat, indem fast nur Reiche und Vornehme mehrere Frauen haben, was aber gegen die Masse der Bevölkerung gar nicht in Betracht kommt. Dem tübetanischen Stamme eigen ist die Vielmännerei. Wenn man die asiatischen Frauen sich gänzlich als ein- oder abgeschlossen denkt, so ist auch dieses zum großen Theil nur bloßes Vorurtheil. Bei vielen kleinen Stämmen hat die Frau eine sehr freie Stellung, nicht nur bei weniger civilisirten, wie den Nagas, Kariäns, wo ihre Einwilligung zur Ehe nöthig ist, den Sulu, Bugis auf Celebes, wo sie als regierende Fürstinnen selbst vorkommen, sondern auch in Tübet, Siam, An-nam, der kleinen Bucharei, bei den Mongolen u. a., wo sie überall thätig ins Leben eingreifen und zum Theil den Verkehr führen. Die Kultur oder Ueberkultur hat diese Freiheit des Weibes zwar beschränkt, indessen kann man annehmen, daß bei den arbeitenden Classen, namentlich auf dem Lande — wie bemerkt die überwiegende Zahl — und bei den Nomaden, Jäger- und Fischer-Völkern ein solcher freier Verkehr der Geschlechter mehr oder minder überall stattfindet und nur in den civilisirten oder übercivilisirten Staaten bei Reichen und Vornehmen und etwa in den großen Städten eine solche Ein- und Abgeschlossenheit der Frauen vorkommt.

Die Religion betreffend, so ist der Buddhaismus offenbar die weitverbreitetste Religion, nicht nur in Asien, sondern auf Erden, da er fast über das ganze chinesische Reich, nämlich China, die Mandschurei, Mongolei, Tübet, dann Korea, Japan, die Lieu-kieu-Inseln, ganz Hinter-Indien, Nepal, Ceylon (1843 1,442,000 Einw.), schwache Reste auf Java und Bali nicht zu erwähnen, also über mehr als 500 Millionen Menschen sich erstreckt. Frühere Angaben, wie Klaproth's von 192

Mill., Rheinwald's von 230 Mill., v. Roon's von 235 Mill., Bohlens von 295 Mill., Björnstjerna's von 380 Mill. sind zu geringe, weil die Bevölkerung Chinas zu gering angeschlagen wurde. Es ist freilich in diesen Reichen ein bedeutender Unterschied in der Stellung des Buddhaismus. In China, Japan, Korea und Annam ist er nicht Staats-Religion, sondern in China namentlich eigentlich nur geduldet; die chinesischen Litteraten eifern sogar gegen ihn, es begibt sich, wie jetzt in China, daß eine Verfolgung gegen ihn eintritt, seine Tempel zerstört, die Mönche aus den Klöstern zerstreut werden: er ist da nicht die ausschließliche Religion, — daneben besteht in China die altchinesische Religion, als deren Repräsentant Confucius erscheint, und der Geisterglaube der Tao-sse, deren Repräsentant sein Zeitgenosse Lao-tsen ist; gleich sehr verbreitet und damit verquickt ist in Japan aber die alte Sinto-Religion. Er durchdringt auch nicht oder regelt und beherrscht das Leben des ganzen Volkes, wie in den rein buddhistischen Staaten, dennoch muß man, nach den Pagoden und Klöstern, die überall sich erheben, zu urtheilen, die Masse des Volks als ihm ergeben betrachten. Aber eine ganz andere Stellung nimmt er freilich ein, wo er, wie in den rein buddhistischen Staaten Siam, Laos, Birma, Arakan, Ceylon — in Nepal etwas mit Brahmanismus versetzt — allein Staats-Religion ist. Hier hat er sich des ganzen Volks bemächtigt, leitet den ganzen Volks-Unterricht und zieht fast aus jeder Familie Einen ins Kloster, ist die stärkste Stütze des unbeschränktesten Despotismus, wo nicht eine Fremdherrschaft ihn beschränkt. Dieß ist noch mehr der Fall in Tübet und der Mongolei, wo er in der Form des Lamaismus, namentlich dort, ursprünglich als Theokratie unter einer Incarnation Buddhas oder eines Boddhisatwas erscheint. Dem Buddhaismus ist das Mönchs- und Klosterwesen eigen. Huc rechnet, daß in der Mongolei wohl ⅓ der Einwohner Mönch ist, in Tübet wohl noch mehr. Die chinesischen Litteraten sind Freigeister.

Die nächstverbreitete Religion Asiens ist der Brahmanismus bis auf Bali und Lombock, auf Indien beschränkt. Wenn man von 141—155 Millionen Einwohnern 15—17½ Mill. Muhamedaner etwa abrechnet, ist er vielleicht die Religion von 124—140 Mill.; Rheinwald rechnete zu wenig 117 Mill., v. Roon 127 Millionen. Doch würde man sich irren, wenn man alle diese einem Kultus folgend glaubte, wie etwa die Buddhisten. Nur die Grund-Ideen des indischen Glaubens — der Ausfluß aller Dinge aus Gott, wonach Götter, Geister, Menschen, Thiere, Pflanzen alle eines Wesens, nur stufenweise verschieden und in einander übergehend, nach Jedes Verdienste im früheren Leben, ewige Regeneration und Zerstörung der Welten in ungeheueren Perioden, Seelenwanderung und Incarnation göttlicher Wesen — liegen allen Formen, wie auch dem Buddhaismus zum Grunde. Sonst zeigt sich hier das merkwürdige Phänomen, daß der Buddhaismus, obwohl über aller Herren Länder verbreitet und ohne alle politische Einheit und seit Jahrhunderten auch ohne eine kirchliche, doch die Einheit der Lehre im Ganzen bewahrt hat; der Brahmanismus dagegen, obwohl auf Indien fast beschränkt, doch in eine Menge Secten zerfallen ist. Nicht nur bilden die Vaischnavas und Saivas zwei große Haupt-Abtheilungen mit wesentlichen, von einander abweichenden Unter-Abtheilungen, — Wilson zählt an 53 Secten auf, erst nach dem Einfalle der Muhamedaner zum Theil aus dem Volke hervorgegangen, wovon die Secte der Tschaitanyas, deren Stifter 2 Jahre nach Luther, 1485 ,geboren wurde, in Bengalen 8 Millionen Anhänger zählen soll, — sondern es ragt auch in den Lingam-Dienst u. A. einmal die Religion der alten Urbewohner hinein, wie die Lehre der Jainas als ein Auffchuß aus dem abgehauenen Stamme des Buddhaismus erscheint, in die Lehre der Nanaks und Seikhs aber — deren man 1851 560,000 rechnete — der Monotheismus des Islam hineinblickt. Kastenwesen und Priesterthum ist nichts weniger als allen diesen Secten eigen. Die oben angedeuteten Grund-Ideen, die Buddhaismus und Brahmanismus gemein sind, theilen also über 600—640 Mill. Menschen in Asien, nur daß, während der Brahmine seinen Wischnu als Krischna inkarniren läßt, die Menschen in seinen Himmel heranzuziehen, der Buddhist durch Kasteiung, Klosterleben sich über die Götterwelt hinauf zu arbeiten sucht; sein höchstes

Ziel ist kein ewiges Leben, sondern Aufhören der ewigen Wiedergeburt und Vernichtung der individuellen Existenz; nicht sterben können, wie der ewige Jude, seine große Noth.

Die dritte Haupt-Religion Asiens ist der Muhamedanismus in den beiden Secten der Schiiten — besonders in Persien, aber auch in Ladakh sind über die Hälfte Schiiten — und der Sunniten in ganz West-Asien, d. h. der asiatischen Türkei, Arabien, Ost-Persien, Turkestan, der großen und kleinen Bucharei, bei Kirgisen, Turkmanen, im russischen Asien, im Kaukasus wie in Sibirien, in einem Theile des nördlichen Indiens, ganz Kaschmir, im indischen Archipel bei den Malayen, Javanen, Bugis, Makassaren und einigen andern Stämmen; aber auch in N.W.-China, besonders in Kan-su und Sse-tschuan, ist er noch verbreitet. In Kanton selbst soll es an 30,000 Muhamedaner geben, in Liu-tsiu-tschen, in Schau-tung 10,000; in San-sing in der Mandschurei selbst von 10,000 Einwohnern 1/3 Muhamedaner sein; wie in Hinter-Indien in Tsiampa und durch diese in Cambodja, auch in Siam einige, in Aracan 1848 24,712 (Mugs), durch Araber auch in Süd-Indien. In Zahlen lassen sich die Anhänger dieses Glaubens kaum sicher angeben, Ubicini rechnet 1848 in der asiatischen Türkei mit Arabien, aber ohne die Inseln — wobei aber Arabien nur zu 900,000 Einwohnern gerechnet wird — 12,950,000 Muhamedaner. Persien mit 5—10, Afghanistan mit 5, Beludschistan mit 1/2, die große Bucharei mit 4 1/2—6, die Turkomanen 1, die Kirgisen 2—2 1/2 Millionen gehören diesem Glauben fast ganz an; vorzugsweise auch die kleine Bucharei mit (?) 4 Millionen, die malayische Halbinsel mit 1/2 Million. In Indien rechnete man 15, neuere Nachrichten von 1851 17 1/2 Millionen. Wie viele im indischen Archipel Muhamedaner sind, läßt sich aber kaum sagen. Auf Java wird man wohl die 10 Mill. Eingeborene meist dazu rechnen können, und überhaupt die größere Anzahl in den holländischen Besitzungen. Ebenso wird die Anzahl der Muhamedaner im asiatischen Rußland nicht bestimmt angegeben; im Kaukasus rechnet man 675,000, in der sibir. Kirgisensteppe von 663,550 Einw. 343,500.

Wenn der Brahmanismus ausschließlich, der Buddhaismus tolerant, so ist der Muhamedanismus fanatisch, selbst die beiden Haupt-Secten nähren einen tödtlichen Haß gegen einander; Fatalismus ist sein Haupt-Glaubenssatz. Doch hat er unter den verschiedenen Nationen Asiens eine sehr verschiedene Gestalt angenommen; bei einigen, namentlich nomadischen Stämmen nur sehr oberflächlich eingedrungen und seine Gebote wenig beobachtet, hat er im indischen Archipel, wo er auf früheren Brahmanismus aufgetragen wurde, noch Manches von dem alten Glauben mit herübergenommen; so selbst die Lehre von der Seelenwanderung und andern alten Volksglauben bei den Bugis und Makassaren auf Celebes; die sonst fanatischen Moplas auf Malabar haben die Erbfolge der Schwesterkinder statt der eigenen von den Nairen zum Theil überkommen. Die wenigen Schiiten in Siam heirathen Ungläubige und verneigen sich vor Buddhas Statue u. dgl. Unter den Gebildeten huldigen manche dem Ssufismus.

Fragt man, in wiefern diese verschiedenen Religionen sich noch jetzt ausbreiten, so ist die alte chinesische Religion und die Lehre der Tao-sse innig mit dem chinesischen Systeme verbunden und erstreckt sich nicht über dieses hinaus; dasselbe gilt von der Sin-to-Religion in Japan. Die anderen Religionen machen im Ganzen nur noch geringe Fortschritte. Die Buddhisten haben in neuerer Zeit einige kleine hinter-indische und tübetanische Stämme im Himalaya und auch einige mongolische in Sibirien bekehrt. Der Brahmanismus hat nur in Assam und an der Grenze Hinter-Indiens und Tübet zu, dann in Lombok einige kleine Eroberungen gemacht; der Muhamedanismus auf den ostindischen Inseln, in Ladakh, Balti, vielleicht auch in Indien, China und Hinter-Indien. Die Moplas auf der Küste Malabar hatten nach dem Friend of India ihre Moscheen von 637 mit 269,624 Bekennern im Jahre 1836 sich auf 1058 Moscheen und 382,330 Bekennern im Jahre 1851 vermehrt. Die Muhamedaner kaufen in Indien meist Kinder auf und beschneiden sie. Doch ist dieß unbedeutend gegen die großen Fortschritte, die der Muhamedanismus in Afrika noch macht und der Buddhaismus in Asien einst machte. Auf Lombok gehen dagegen Muhamedaner, die Balinesen heirathen, sogar zum Sivaismus über, nicht umgekehrt.

Von einer Regeneration in diesen Religionen zeigen sich auch nur schwache Spuren. In Siam soll nach Pallegoir jüngst unter den Buddhaisten eine Reform-Partei entstanden sein, die allen Wunder- und Legenden-Kram verwirft und nur die Morallehren Buddhas annimmt. In Indien scheint der rationelle Pantheismus Rammohun-Roy's, von dem man in Deutschland einmal viel Wesens machte, seit seinem Tode 1833 verschollen und der Theophilanthropismus, der 1843 da gestiftet wurde, auch keine erheblichen Fortschritte zu machen. Was unter den Muhamedanern von Reformatoren auftauchte, wie besonders die Wachabiten in Arabien, die Müriden im Kaukasus, die Padris auf Sumatra, Syud-Ahmed in Indien (fiel 1826) u. A., erschien mehr als Fanatiker für die alte reine Lehre, die, im Laufe der Zeiten verunstaltet, wiederhergestellt werden sollte

Am schwächsten ist die Zahl der Christen in Asien, obwohl es die Wiege des Christenthums war, am stärksten noch im russischen und türkischen Asien. In Sibirien ist das Christenthum in der Form der griechisch-russischen Kirche herrschende Religion, obwohl daneben auch Muhamedaner und allerlei Heiden vorkommen. In den kaukasischen Provinzen sind die Georgier (490,000) und Armenier (200,000) auch christlichen Glaubens, und neben den muhamedanischen Stämmen finden sich unter den Bergvölkern noch schwache Spuren von früherem Christenthum. In der asiatischen Türkei rechnete Ubicini 1844 2,360,000 griechische und armenische Christen [1]), 600,000 Lateiner, 70,000 Jakobiten, — Ephraim hier 41,239 Familien von diesen, 45,000 in Indien, 15,000 in Rußland, überhaupt 109,032 Familien, zu 5 Personen, gibt etwa eine halbe Million Jakobiten. Arabien und Persien haben wenig oder gar keine Christen. In Indien sind alte, sogenannte syrische oder Thomas-Christen in Süd-Dekhan nach Buchanan 200,000, nach Swainston jetzt in 3 Secten getheilt: die alten Suriani 1833 70,000, die römischen mit syrischer Sprache 96,000 nebst 96,000 Convertiten, und römische mit lateinischem Ritual 54,000; Armenier in Indien nach Hamilton 50,000. Die zweite Classe bilden die durch die Missionäre Neubekehrten. Dubois rechnete 1815 in Indien eine halbe Million Katholiken, davon 140,000 auf Ceylon, Protestanten rechnete Moulins mit Ceylon nur 103,154; die Zahl der Bekehrten war außerordentlich gering, in Unter-Bengalen 1793—1802 nur 27, 1843—44 485; eine neuere Nachricht rechnete 1851 nur 50,000 Nestorianische Christen, Convertiten und deren Nachkommen 200,000, Europäer mit Einschluß der Armee nur 40000. In Hinter-Indien wollen die Missionäre in Annam viele bekehrt haben, 1840 320,000, 1847 nach Lefevre 440,000 [2]) Katholiken, in Cambodja mit 1/2 Mill. Einwohner sind nach Pallegoir nur 500 katholische Christen; in Siam verhältnißmäßig wenig, nach Crawfurd nur 2000, 1840 7000, nach Pallegoir 7500, in Birma 2000 Katholiken und einige Protestanten. Die amerikanischen Missionäre wollen besonders unter den kleinen Bergvölkern viele bekehrt haben, die Baptisten z. B. 20,000 Karians. In den brittischen Niederlassungen auf der malayischen Halbinsel finden sich noch einige, z. B. in Pinang 708, in Malakka 2389, 1847 2784, in Singapore 1849: 1861. Die Zahl der Christen im chinesischen Reiche möchte schwer anzugeben sein; die katholischen Missionäre gaben früher eine große Anzahl an, aber da eine große Anzahl ausgesetzter Kinder im Sterben begriffen war, so ist auf diese Zahl am wenigsten zu geben. Die Annal. de la Prop. de la foi von 1849 rechneten in China 315,000 katholische Christen. In Korea, wohin die katholischen Missionäre erst jüngst gedrungen sind, rechnete Imbert 1838 9000 katholische Christen; in Japan war das Christenthum bis jetzt bei Todesstrafe verboten. Im indischen Archipel ist das katholische Christenthum am meisten auf den Philippinen, so weit spanische Herrschaft reicht, allgemein verbreitet. Die Padres bedienen sich der tagalischen und bisayischen Sprache. Auch die Chinesen fin-

[1]) In Palästina waren nach Schultz 1851 50,000 Christen, davon in Jerusalem 7480: Andere hiervon abweichend.

[2]) Minutoli rechnete 1854 in den portug. Indischen Besitzungen 232,213 Katholiken unter 406,563 Einw.

den es da oft in ihrem Interesse, sich taufen zu lassen. Bei allen diesen indischen Stämmen ist das Christenthum so sehr nur aus Interesse angenommen und haftet so wenig, daß man diese Art Christen Reischristen zu nennen pflegt, weil man mit Austheilung von Reis sie zu gewinnen suchte. In den holländischen Besitzungen hat die Regierung sich wenig um die Ausbreitung des Christenthums gekümmert. Die wenigen Juden in Asien — wohl kaum $3/4$ Million — sind schon S. 63 erwähnt. Die Zahl der Parsi nimmt Perrü zu $1/4$ Mill. an.

Außerdem finden sich noch eine Menge heidnischer Stämme, unter sich sehr verschieden, deren Religion wenig bekannt, hier in der Kürze nicht näher bezeichnet werden kann; nur die Nord-Asiens könnte man unter dem Namen des Schamanismus begreifen. Es ist dies ein Geisterdienst mit Beschwörung durch Zauberer, Samanen mit einem tungusischen Worte benannt, die in bunter Kleidung mit Handpauken und Schellengürtel unter furchtbarer Verzerrung und Verrenkung der Glieder und allerlei Hokus Pokus die beleidigten Geister, die Ursachen des Mißgeschicks, Krankheiten u. s. w. zu versöhnen oder zu bannen unternehmen. Er herrschte ursprünglich im ganzen Nord-Asien, dem Hochlande von Hinter-Asien und Nord-Europa. In Hoch-Asien wich er erst seit tausend Jahren dem Islam, in einem kleinen Theile Nord-Asiens dem Buddhaismus, doch bei beiden sind noch Reste davon.

Das Verhältniß der Haupt-Religionen Asiens in Zahlen anzugeben, ist bei den mangelhaften statistischen Daten unmöglich, nur so viel sieht man aus Obigem, daß Berghaus Angabe, die Lassen annimmt, von $470^1/_2$ Millionen Christen, 450 Millionen Buddhisten, 70 Millionen Muhamedanern auf Erden jedenfalls falsch ist, und eben so unsicher ist das angebliche Verhältniß der Brahminen zu den Buddhisten von 13,4 zu 31,2.

Nächst der Religion verdient die Verbreitung des Unterrichts in Asien eine Bemerkung. Die Mangelhaftigkeit der statistischen Data erlaubt aber nur, uns ganz allgemein auszusprechen. Die Kenntniß des Lesens und Schreibens soll bei den Chinesen und den Völkern, die zum chinesischen System gehören, trotz der Schwierigkeit, die ihre Bilder- und Zeichenschrift zu machen scheint, sehr verbreitet sein; doch wird man die Kenntniß sich mehr oder minder beschränkt denken müssen. Eigentliche Staatsschulen gibt es wenige — nach dem kaiserlichen Staatskalender von 1844 bei Pauthier 2338 – aber in Folge der alldreijährigen Staatsprüfung, die über eine Million Candidaten in Bewegung setzt, von denen nur eine kleine Anzahl ein Staatsamt erhalten kann, werden eine Menge Privatlehrer gebildet, die ohne Zuthun der Regierung oder der Priester Lesen, Schreiben und die Elemente des Unterrichts mit geringen Kosten verbreiten, während in Malakka unter englischer Herrschaft die Chinesen zurückgekommen sind und die Kunde von Lesen und Schreiben unter ihnen abgenommen hat. Der Unterricht der Mädchen dagegen ist sehr beschränkt. In den rein buddhistischen Reichen Hinter-Indiens, Siam, Birma, in Tübet, der Mongolei, auch schon auf Korea ist der Unterricht in den Händen der buddhistischen Geistlichen in den Klöstern, und sollen die Knaben mit Ausnahme der etwa nomadisirenden Mongolen, wo blos die Geistlichen Lesen, Schreiben und Beten lernen, ziemlich allgemein Lesen und Schreiben lernen; die Mädchen auch hier wenig. In Arakan soll in jedem Dorfe eine Freischule sein, und Jeder, selbst Frauen, soll die Mughsprache lesen und schreiben können; auch auf der Insel Ramri hat nach Foley Reich und Arm vom neunten Jahre an umsonst Unterricht, Mughs, die Zeit über haben, widmen sich dem Unterrichte als einem frommen Werke. Die Lectüre wird freilich auf geistliche Schriften phantastischen Inhalts und elelende Litaneien meist beschränkt sein. Die Engländer in Martaban haben dagegen wenig für die Schulen gethan. Im brahminischen Indien war der Unterricht ursprünglich auf die höhern Classen beschränkt und in den Händen der Brahminen, später auch der Schreiberkaste Kajastas; Frauen sind im Ganzen gänzlich davon ausgeschlossen. Unter dem Drucke der muhamedanischen Herrschaft und bei der Vernachläßigung der europäischen Regierung war das Unterrichtswesen in Indien sehr verfallen. Das Genauere bei Indien. Die brahminischen Ba-

linesen sollen nach Zollinger alle, selbst Frauen, lesen und schreiben können, während von den muhamedanischen Sassaks auf Lombok außer den Häuptlingen und Priestern keiner es kann. In den muhamedanischen Ländern liegt der Unterricht im Lesen und im Schreiben vornehmlich den Priestern ob. Wo der Muhamedanismus in voller Kraft ist, wie in Buchara, liest und schreibt nach Khanikoff ein Viertel der Bevölkerung, man rechnet an 160,000 Schüler und ein großer Theil der Bevölkerung ist wohl erzogen. Anderswo ist aber dieß ganz anders, namentlich bei den Nomaden, wie Arabern, Kirgisen. Wenn bei den muhamedanischen Lampungs auf Sumatra mit eigener Schrift nach Zollinger Alles lieset und schreibt, so ist dieß vielleicht noch aus vormuhamedanischer Zeit. Merkwürdig ist wenigstens, daß auch die menschenfressenden Battas auf Sumatra eine eigene Schrift haben. 3/4 der Einwohner nach Junghuhn lesen und schreiben können. Auch auf den Philippinen ist Lesen und Schreiben durch die spanischen Mönche unter den Tagalen in tagalischer Sprache, worin aber so gut als nichts geschrieben ist, vielleicht von früherher noch allgemein verbreitet, während die Holländer in Java den Unterricht wissentlich so vernachläßigt haben, die Eingebornen absichtlich in Dummheit zu erhalten, daß in Buitenzorg kaum Einer von Tausenden lesen und schreiben kann. Nicht mehr haben die Russen in Asien eine allgemeine Verbreitung des Unterrichts begünstigt. Auch die Engländer in Indien haben erst kürzlich angefangen, sich für den Unterricht der Eingebornen zu interessiren; 1831 konnten nach Briggs in Madras von der eingebornen Kavallerie und Artillerie zu Pferde von 4966 nur 726 lesen, von 39,988 Mann Infanterie nur 7226; vom Rekruten-Etablissement von 4321 nur 280; kein einziger Feldwebel (Havildar).

Wir setzen nur noch einige Worte über die Hauptsprachen Asiens hinzu. Die chinesische Sprache ist sichtlich die verbreitetste, nicht nur in Asien, sondern überhaupt auf Erden, statt 220 Millionen, die v. Roon rechnet, muß man nach Obigem an 4—500 Millionen rechnen, die diese Sprache reden; doch gilt dieß weniger von den Volkssprachen, die so verschieden sind in China, wie die romanischen in Europa, ja die süd-chinesische wie das Basbreton vom Französischem; der Chinese aus Peking versteht den im S. nicht, und die 80,000 Chinesen unter brittischer Herrschaft sprachen nach Erskine Perry wenigstens 4 verschiedene chinesische Sprachen; es gilt dieses nur von der sog. Mandarinen-Sprache, mittelst der man nicht nur durch ganz China, sondern auch auf Japan, Korea, die Lieu-kieu-Inseln und Annam wenigstens mit den Beamten und dem gebildeten Theile des Volkes — und dieses beschränkt die Ausbreitung der chinesischen Sprache intensiv sehr — einen Verkehr eröffnen kann. Man könnte es mit dem Latein des Mittelalters vergleichen, das auch die Sprache der Gerichte und Verwaltung war, während die Volkssprachen so wenig kultivirt waren, als die chinesischen Volksdialekte jetzt. Die chinesische Schrift, ursprünglich eine Bilder-, jetzt mehr Begriff- und Zeichen-Schrift, erstreckt sich noch weiter über das ganze chinesische Staaten-System, da sie gewissermaßen unabhängig von den Volkssprachen ist, obwohl die Kenntniß intensiv vielfach beschränkt sein wird. Das aus ihr abgeleitete japanische Syllabar und koreanische Alphabet hat nur eine Localbedeutung, wie auch die japanische, koreanische und ebenso die anderen Volkssprachen Hinder-Indiens, das Annamesische, Siamesische, Birmanische u. s. w. Die Schrift der Erstern, aus dem Chinesischen, der letztern Beiden aus dem indischen Pali abgeleitet, ist nur auf den Kreis jedes Volks beschränkt. Dasselbe gilt vom Tübetanischen mit einer Schrift, die aus Indien stammt, dem Mandschu — das allein von den tungusischen Dialekten zur Schriftsprache erhoben, aber in China vergessen wird — dem Mongolischen, auf weitem Raume verbreitet, von der Gobi bis zur Wolga und von der großen Mauer bis nach Sibirien hinein, aber so wie die Bevölkerung, die es spricht, nur auf einige Millionen beschränkt, mit verhältnißmäßig geringerer Abweichung in der Sprache der einzelnen Stämme; die Schrift beider ist aus dem Ost-Türkischen (Uigurischen) und dieses aus dem syrischen Estrangelo entlehnt. Unter den sog. tatarischen Sprachen ist allein von welthistorischer allgemeiner Bedeutung die tür-

kische, die daher auch in eine Menge Dialekte zerfällt. Die türkische Sprache erstreckt sich außer der asiatischen Türkei über einen großen Theil Sibiriens und des Kaukasus, N.W.-Persien, die große und kleine Bucharei, da deren Beherrscher, die Kadscharen, wie die Usbeken und Kirgisen Türken sind, bis hinein nach N.W.-China, Kan-su, Barkul und Hami. Die Dialekte freilich sind mannigfaltig verschieden. Die Osmanen haben eine Masse arabischer und türkischer Wörter aufgenommen. Alle Türken bedienen mit Ausnahme der Uiguren sich der arabischen Schrift.

Von den vielen Sprachen des Indischen Archipels, die nur auf größere und kleinere Stämme beschränkt sind, mehrere mit eigenthümlichen Alphabeten, wohl mit den indischen zusammenhängend, wie auch die jetzt ausgestorbene Kawi-Sprache auf Java, ist nur die malayische als eine Weltsprache zu betrachten, obwohl sie nur den Verkehr mit den Küstenbewohnern eröffnet und lange nicht mit den 18—20 Millionen des Archipels, wie viele Missionäre fälschlich geglaubt haben. Sie bedient sich der arabischen Schrift.

Wenn die chinesische Mandarinen-Sprache, die aus dem Altchinesischen hervorgegangen ist, wie aus dem Altlatein bei uns das Latein des Mittelalters, noch, wie dieses bei uns im Mittelalter, als höheres Verkehrsmittel über das weite Gebiet des eigentlichen China hinaus dient, so ist die alte Sprache der N.-Inder, das Sanscrit, mit dem man in Deutschland sich so viel beschäftigt, — obwohl als Grundlage aller nord-indischen Sprachen und für Geschichte und die Gelehrsamkeit von der Bedeutung des Lateinischen oder Griechischen in Europa, — da sie längst todt, ohne praktische Bedeutung. Die daraus hervorgegangenen neu-indischen Sprachen haben ein selbstständiges Leben in Verkehr und Litteratur begonnen, wie die romanischen nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa, die chinesischen Volksdialekte aber, wie bemerkt, noch nicht. Nachdem die neu-indischen Sprachen mehr oder minder mit dem Arabischen oder Persischen versetzt sind, nennt man sie Hindi, Hindui und Hindustani (dieses mit arabischer Schrift, die übrigen mit indischer geschrieben), wohl von 30 oder nach Erskine Perry von 50 Millionen gesprochen zwischen Vindhya und Himalaya, dem Indus und Rajmahal, aber in 8 Dialekten so verschieden, als Irisch vom Gälischen, Portugiesisch vom Spanischen; dann das Bengali von 20 Millionen, das Uriya in Orissa auf einem Gebiete wie Belgien; das Guzerati mit Kutschi und Scindi als Dialekte, das Mahratti u. a. Von diesen so verschieden, wie das Celtische vom Englischen, sind die süd-indischen Sprachen, das Telugu oder Telinga, auch Gentu (vom portug. Gentil, Heide), von 7 Millionen gesprochen, das Malabarische, Tamulische, Kanarische, zusammen nach Perry von 15 Millionen gesprochen, und das Singhalesiche in Ceylon von 1 Million, die daher eine weit größere Bedeutung haben, als in Großbritannien die celtische, in Spanien die baskische Ursprache. Ihre Schriften sind aus dem Indischen entlehnt. Von den übrigen indo-germanischen Sprachen hat nur die persische noch eine größere Bedeutung, über den Verkehr von Persien hinaus auch für die kleine und große Bucharei, von wissenschaftlicher und litterarischer Bedeutung im ganzen muhamedanischen Asien. Einst wie das Französische in Europa die Sprache der Diplomatie in West-Asien und Indien, hier seit der Mongolen-Herrschaft in Hindostan auch die Sprache der Verwaltung und Gerichte, ist sie erst neuerdings durch die englische verdrängt worden, wie ihr Gebiet in N.W.-Persien unter der Herrschaft der Kadscharen durch die türkische beschränkt worden ist. Unter den andern persischen Dialekten ist nur die afghanische Sprache litterarisch ausgebildet, die andern sind bloße Volksdialekte; alle werden mit arabischer Schrift geschrieben. Die armenische Sprache hat eine gewisse Verbreitung, aber nur durch die weite Verbreitung des Volkes. Von den semitischen Sprachen hat allein die arabische eine weitere Verbreitung auch über Arabien und West-Asien hinaus unter allen Muhamedanern als Religions- und Gesetzessprache, obwohl der Koran viel mehr gelesen als verstanden wird.

Von europäischen Sprachen hat wohl die russische räumlich in Asien die weiteste Verbreitung, namentlich in Sibirien, obwohl in den Oeden Ost-Sibiriens das

merkwürdige Phänomen sich zeigt, daß Russen wie Tungusen und andere einheimische Stämme ihre Sprache, Tracht und Sitten vergessen und zu Jakuten (Türken) werden, freilich ganz gemäß dem Gesetz der Physik der Kräfte, sie sind da die Schwächeren. Die Engländer in Indien haben erst kürzlich angefangen, ihre Sprache daselbst statt der persischen zur höheren Gerichts- und Geschäftssprache zu erheben, aber nur wenig Eingeborene der höhern Stände lernen sie bis jetzt, es müssen die Engländer sich vielmehr bequemen, die verschiedenen Sprachen der Eingebornen zu lernen, um sich ihnen verständlich zu machen. Dasselbe gilt von den Holländern im ostindischen Archipel, die wenigstens ziemlich allgemein malayisch lernen und sprechen, sich zu verständigen, noch mehr von den Spaniern auf den Philippinen, wo die Mönche und Geistlichen nur tagalisch und bisajisch predigen und unterrichten, wie die Holländer auf den Molukken, wo die Eingebornen Christen geworden sind, malayisch. Auch in China müssen die Europäer sich bequemen, etwas Chinesisch zu lernen oder mit dem Mischmasch, das die anstelligen Chinesen aus chinesischen und europäischen Brocken zusammengebaut haben, sich dürftig zu verständigen; es bildet sich hier vielleicht mit der Zeit eine solche Mischmasch-Sprache, wie die französische aus dem Latein und Deutschen und ähnlich an der russisch-chinesischen Grenze eine aus chinesischen, russischen und etwa mongolischen Wörtern, wie in West-Asien für den Handelsverkehr sich schon die Lingua franca gebildet hat. Die reichste Litteratur besitzen in Asien wohl die Chinesen, freilich beschränkt auf Geschichte, Topographie, Gesetzkunde Chinas und der Völker, mit welchen sie im Verkehr stehen, dann ihre classischen Schriften mit vielen Commentarien, aber auch Romane, Gedichte, Theaterstücke u. s. w. Die Japaner haben die chinesische Litteratur eigenthümlich erweitert. Die Mandschu-Litteratur ist ein künstliches Uebersetzungsproduct aus buddhistischen und chinesischen Werken, durch die Herrscher veranlaßt, ohne Wurzel im Volke. In Indien bildet sich außer der alten Sanskrit-Litteratur eine neuere im Hindostani, Bengali, Tamulischen, Telugischen u. s. w., doch ist es meist eine Uebersetzungs-Litteratur aus jener Sprache und andern. Hinter-Indien ist nicht ohne einige Litteratur, meist buddhistisch-religiös, wie auch die Tübets und der Mongolei, doch sind es auch Uebersetzungen von chinesischen und indischen Werken, jene mehr im O., diese mehr im W. Unter den Insulanern haben nur die Malayen eine, die sich an Indien und muhamedanische Werke anlehnt; unter den Muhamedanern ist die der Perser und Araber, weniger die der Türken reich.

Die Regierungsform betreffend, gibt es nur eine sehr mangelhafte Vorstellung, wenn man Asien, wie gewöhnlich, sich blos als dem Despotismus verfallen denkt. Das chinesische Reich wird wohl richtiger als ein Verein von Staaten aufgefaßt, durch bloße Personal-Union verbunden. Tübet behielt seine theokratische, die Mongolei ihre aristokratische Stamm- oder Feudal-Verfassung mit Militair-Organisation, und hat selbst eine Art Landtag; die kleine Bucharei ihre muhamedanische Einrichtungen; die Mandschurei erhielt eine Verfassung etwa wie die österreichische Militair-Grenze. Alle jene Einrichtungen sind nur von chinesischer Schlauheit ausgehöhlt und ihr dienstbar gemacht: die Regierung beaufsichtigt die Fürsten durch ein System der Freundschaft, das Volk wird besonders durch die gewonnenen Geistlichen gefesselt. China selbst ist eine Monarchie ohne Adel, sehr concentrirt; die Beamten, durch Staatsprüfungen herangebildet, oft wechselnd, — daher abhängig vom bleibenden Schreiberpersonal, schlecht besoldet, — daher der Bestechung zugänglich, und beim Mangel innerer Redlichkeit sind alle die pfiffig ersonnenen Control-Maßregeln wenig wirksam; da die Beamtenzahl geringe ist, daneben eine Art Municipal-Verfassung besteht, die einigermaßen demokratisch, die Wahl der untern Beamten dem Volke überlaßt. Wenn man erwägt, daß in dem großen Reiche völlige Gewerbefreiheit, Verkehrs-Freiheit (kein Paßwesen belästigt den Reisenden), freies Niederlassungsrecht, Preßfreiheit und freies Associationsrecht herrschen, so wird man bei der Municipal-Verfassung seine Begriffe vom dort herrschenden Despotismus wohl modificiren müssen. Die andern Staaten, die dem chinesischen Cultur-Kreise angehören, Korea, Annam, sind ein Abklatsch der chinesischen

Verfassung, nur mangelhafter. Blos Japan hat die alte chinesische Feudal-Verfassung unter dem usurpatorischen Majordom des dortigen geistlichen Kaisers und anderer erblichen Fürsten, die aber ihrer Macht meist entkleidet und wie die Beamten durch verkleidete Spione scharf controlirt werden, doch den sog. weltlichen Kaiser so beschränkend, daß bei Meinungsverschiedenheit mit den Reichsräthen er einem Schiedsgerichte unterworfen ist und wenn er unterliegt, abdanken muß. In den rein buddhistischen Reichen Siam, Birma herrscht vollendeter Absolutismus. Der Buddhaismus, der die Könige als höhere Wesen verehrt, gewährt ihnen noch dazu eine geistliche Stütze. Siam hat die Eigenthümlichkeit eines zweiten Königs. Bei den kleinen Bergvölkern des W. Hinter-Indiens, den Nagas, Kassias, auch den Bergbewohnern Tübets finden sich noch halbrepublikanische Verfassungen mit öffentlichen Versammlungen in Gemeindehäusern, Debatten u. s. w. In indischen Archivel finden sich alle möglichen Formen und Unformen von der Anarchie, die eigentlich ohne alle Regierung ist, der demokratischen Verfassung unter kleinen Dorfhäuptern mit einer Art parlamentarischer Verhandlungen, wie bei den Battas auf Sumatra, einer aristokratischen Wahlmonarchie, wie in Boni auf Celebes, der eigentlichen monarchischen Verfassung auf Sulu, beschränkt durch Feudalfürsten und Volk, bis zu der absoluten Monarchie, wie sie auf Java vorkommt, jetzt freilich nur noch ein Schatten früherer Macht. Die Holländer haben nichts Neues geschaffen, mehr pekuniär, besonders Java, ausgebeutet, um die Schulden Alt-Niederlands zu bezahlen, als regiert, was man den verschiedenen bestehenden Gewalten überläßt. So genügen 1543 holländische Beamte bei einer Bevölkerung von vielleicht 20—25 Mill., wovon noch ein guter Theil blos Aufseher von Magazinen und Pflanzungen sind. Die Philippinen, kann man sagen, werden mehr durch die spanischen Mönche und ihre geistliche Gewalt beherrscht und den Spaniern erhalten.

Ueber Indien ist der Sturm verheerender muhamedanischer und europäischer Eroberer seit Jahrhunderten dahin gebraust und hat alle Verfassungen eigentlich zertrümmert, ohne etwas Neues, Dauerndes zu schaffen, nur eine Art Gemeinde- oder Municipal-Verfassung hat unter allen Stürmen sich allein noch aufrecht erhalten; nicht die 50,000 englischen Soldaten halten die englische Herrschaft, sondern 240,000 Mann einheimischer Truppen; bei dem trennenden Kastenwesen und der Stammesverschiedenheit durch kleine sichere Besoldung in dem armen Lande angelockt, lassen die Stock-Inhaber der Compagnie ihre 660,000 L. aus Indiens Einkünften jährlich beziehen, alle höheren Stellen, wie im niederländischen Indien nur mit Holländern, so hier mit Engländern, die sich gut bezahlen lassen, besetzen, während die unteren im Civil und Militair bei mäßiger, meist schlechter Bezahlung den Eingebornen geblieben sind, indem in der Präsidentschaft Bengalen z. B. mit 40 Millionen nur 105 Eingeborne über 30 L. den Monat Gehalt hatten, während 626 Europäer 600—10,000 L. des Jahrs, obwohl die Last der Geschäfte zum großen Theil auf den Eingebornen ruhte. So in den regulirten Provinzen, die nichtregulirten werden ganz militairisch summarisch verwaltet. Die Verwaltungsformen sind mehr oder minder die alten geblieben, außer was die Engländer betrifft, zu deren Gunsten allein die europäischen Gesetze und Gerichtsformen gelten! Wo man einheimische Fürsten vorläufig gelassen hat, läßt man möglichst die elende schlechte Verwaltung bestehen und stützt sie wohl gar; der bedeutende Einfluß der Residenten ist nicht zum Besten des Volks. Die muhamedanischen Länder zeigen mancherlei Verschiedenheit. In der Bucharei ist die Verfassung gewissermaßen theokratisch, der Chan geistliches und weltliches Oberhaupt, predigt und straft zugleich. Afghanistan und Beludschistan sind wie in Auflösung begriffen: der Fürst wird dort von seinem Minister entthront, dieser ist mit seinen Brüdern zerfallen, die Großen aufsäßig, das Volk unterdrückt. In Persien ziehen besonders im W. und N. Horden von Nomaden, Araber, Türken, Kurden, Luren unter eigenen Fürsten, mehr oder minder unabhängig, nur durch List und Verrath zum Tribut gezwungen, umher, die ansäßige Bevölkerung beraubend. Der Chan, ein Türke, und sein Helfershelfer thun das Uebrige; seine Söhne und Verwandten, an der Spitze der Provinzen, sind bald unabhängig, bald mit geblendeten Augen

im Gefängnisse. Arabien, nur nominell unter türkischer Herrschaft, lebt meist ohne Einheit unter Stammesfürsten, die Stämme sich gegenseitig befehdend; die Macht einzelner Häupter, wie in Oman, Maskat, Jemen, ist vorübergehend, unbestimmt und unsicher. Die Verfassung der asiatischen Türkei theilt diese mit der europäischen, weshalb wir auch auf Europa verweisen, und bemerken nur, daß, wenn was dort von Unabhängigkeit noch existirte, wie z. B. die der Derebeys in Kleinasien und die freien Gemeinden am Libanon, in neuerer Zeit mehr oder minder beschränkt, wo nicht vernichtet worden ist, die Wohlthaten, die dem Lande dafür werden sollten, wie die Municipal-Verfassung, an der Christen und Juden neben den Muhamedanern Theil nehmen sollten, noch wenig mehr als nominell ins Leben getreten sind. Im asiatischen Rußland ist die Verfassung im Kaukasus sehr verschieden von der Sibiriens. Da dort noch mehrere unabhängige Völker im beständigen Kampfe mit den Russen sind, haben diese selbst manchen unterworfenen eine größere Freiheit gewähren müssen. Grenzkosaken, militairisch organisirt, schützen das Ganze. Sibirien colonisirt Rußland durch seine hin gesandten Verbrecher; übermüthige Kosaken tragen durch den Branntwein, was von den schon sehr zusammengeschmolzenen kleinen Urstämmen noch übrig ist, nach und nach zu Grabe. Es ist betrübt, daß, wo selbst Europäer zur Herrschaft in Asien gelangt sind, diese bisher ihm nicht den Segen gebracht haben, den man von christlichen Regierungen und der Aufklärung und Humanität des 19. Jahrhunderts hätte erwarten sollen; man ließ bestehen, was bestehen wollte, und beutete die Länder meist nur aus.

Die Eintheilung Asiens ergiebt sich von selber: zunächst stehen die Völker, die zum chinesischen Cultur-Systeme gehören, das chinesische Reich mit der Mandschurei, Mongolei, Ili, kleinen Bucharei, Tübet — wobei Baltistan, Ladakh, Bhutan, obwohl China nur nominell oder gar nicht unterworfen, von uns mitgenommen werden — endlich China, dann Korea, Japan, die Lieu-kieu-Inseln. Bei ihrer besondern Beschaffenheit werden die Länder einzeln behandelt, so auch die dann folgenden Staaten Hinter-Indiens und des ostindischen Archipels. Es folgt dann Indien mit Ceylon, Ost- und West-Persien, Turkestan, Arabien, das türkische und russische Asien, auch hier die Haupttheile besonders behandelt.

Das chinesische Reich.

Charten.

Nouv. Atlas de la Chine et de la Tartarie chinoise et du Tubet. à la Haye 1737. fol und Paris 1775. fol. Nach der Aufnahme der Jesuiten 1711. S. Plath's Geschichte des östl. Asiens Bd. I. S. 391. — Carte de l'Asie centrale, dressée d'après les cartes levées par ordre de l'empereur Khian-loung par les Missionaires de Peking, publiée par J. Klaproth. Paris 1836 4 Bl. Die Aufnahme geschah vom Pat. Hallerstein, d'Espinha und d'Arocha 1760. S. Plath's Geschichte des östl. Asiens. Bd. II. S. 838. Das chinesische Original fing Endlicher an herauszugeben: Atlas von China nach der Aufnahme der Jesuiten-Missionaire von St. Endlicher. 1. Lief. Wien 1843, Atlas in Fol., Text in 4. Nach diesem sind alle neuen Charten, nur die Küsten, deren Zeichnung schlecht ist bei den Jesuiten und auch bei Dalrymple, sind von den Engländern berichtigt. — The Oriental navigation or new directions for sailing to and from the East Indies, China. ed. 2. 1802. — East India Pilot 1803. Sammlung von Charten, einige gute neue, einige alte fehlerhaft in Dalrymple's nautical Memoirs. 6 Bände. Memoir of a Chart of the China sea. 1771. — Horsburgh, neue Charte der chines. See und der Straße Malakka. 1806. — Jam. Burney, Chart of the coast of China and of the sea eastward from Canton to Japan with a Memoir. London 1810 in der Chronolog. history T. III. — Admirality Chart of the Chinese sea. 1840—42. J. Klaproth, Carte de l'île de Hai-nan, formant le departement chinois de Hioung-

tscheou-fu par Fremin et Berthe. Paris 1827. — Charten v. Formosa, d. Valentyn u. in van Keulens Oast Indien Zee-fackel. (s. Japan) — Die Mündung des Kiang und des Ningpoflusses nahm der franz. Lieutenant Fisquet 1841 auf der Corvette „La Danaide“ auf: s. Mémoires présentés à l'Académie des Sciences. 1843. Seine Längenbestimmungen weichen nicht um 10' ab von denen der Jesuiten, während die von Arkwright, Wyld, denen Klaproth folgt, um 1°. — Isleniew, Mappa fluvii Irtisz partem meridionalem gubernii Sibiriensis perfluentis, cum pristino territorio stirpis Kalmucorum Songariae. Petropoli 1777. — Eclairscisement sur une carte Chinoise et Japanaise de l'Asie in Klaproth's Mém. relat. à l'Asie. T. II. — Klaproth, Observ. sur la carte de l'Asie publ. p. Arrowsmith. 1822. T. III. — J. Klaproth; Carte de la Mongolie, du pays des Mandchous, de la Corée et du Japon. Paris 1833. — Charte von China von Weiland. 1829. — Map of China by Walker. 1829. — Map of China by Arrowsmith. — Map of China and the adjoints countries by Allen. London 1833 und neue Aufl. 1840. u. später I Blatt. — J. Wyld, Map of China, compiled from original survey and sketches. London 1840. — H. (G. W.) Berghaus, Charte von China u. Japan. Gotha 1843.

Bücher.

Mandschurei. — Observ. géographiques sur la Tartarie, tirées des Mémoires envoyès par les Missionaires; bei du Halde T. IV. — P. Amiot, Notice des pays de la Tartarie, hinter d. Eloge de Moakden. Paris 1770. 8. — P. Verbiest, Voyage à la suite de l'empereur de la Chine dans la Tartarie orientale; in du Halde T. IV. et Philos. Transact. 1686. — Müller, Ueber den Amur in Büsching's Magazin für Historie u. Geographie. II. — Adam Brand, Neue vermehrte Beschreibung seiner großen chinesischen Reise. Dritte Ausg. 1734. 8. Amsterdam 1699. 8. — E. Ysbrand Ides, Dreijährige Reise nach China ꝛc. Aus d. Holländ. Frankfurt 1707. 8. — S. L. Lange, 4te Reise in Pallas neuen nord. Beiträgen. B. II., und besonders Langes Tagebuch zweier Reisen nach Peking. Leipz. 1781. 8. — Andre Kimai Kim, koreanischer Diaconus, Reise in die Mandschurei und Korea, in den Ann. de la propagation de la foi T. XVI. oder Nouv. ann. des voyages 1847, Janvier, Février. — De la Brunière (Reise nach China, der Ost-Tartarei, Korea), Ann. de la propagation de la foi. 1848. T. 20; übersetzt im Jahrbuch zur Verbreitung des Glaubens. 1848. Th. 3. — Ueber die Ostküste, besonders Tarakai de la Pérouse voyage autour du monde. Paris 1797. T. III. — Krusenstern, Reise um die Welt. II. 1. — Broughton, Langsdorf I., der Japaner Mamia Rinsoo bei Siebold, Nouv. Journ. Asiat. 1829. — J. Klaproth, Notice sur l'archipel de Jean Potocki situé dans la partie septentrionale de la Mer Jaune; avec une Carte. Paris 1820 (nach einem Original-Abdruck der Jesuiten-Charte aus Kanghis Zeit, von d'Anville übersehen).

Mongolei, Songarei und kleine Bucharei. — Tartarie, Beloutchistan, Boutan et Nepal par M. Dubeux, Prof. à l'école spéciale des langues orient., et M. Valmont. Paris 1848. 8. (Univ. P. 4. S. 56.) — P. Regis, Observ. géograph. sur la Tartarie in du Halde. T. I. — Verbiest, 2 voyages 16$^{82}/_{83}$ et Gerbillon 8 voyages 16$^{88}/_{98}$ in du Halde. T. IV. — S. L. Lange's Reisen: erste Caravanenreise nach China 1715, zweite Reise 1719 im Jetzigen Staat von Rußland. Th. II. — Desselben dritte und vierte Caravanenreise 1727 u. 1736 in Pallas Neuen nordischen Beiträgen. Th. II. — J. Bell of Antermony, Travels from St. Petersburg to diverse parts of Asia. 2 vol. Glasgow 1763. 4. m. 1 Charte. — G. J. Unverzagt, Die Gesandtschaft der kaiserlichen Majestät von Groß-Rußland an den sinesischen Kaiser von Petersburg nach Peking. Lübeck 1725. 8.; auch im Récueil des voyages au nord T. VIII. (beide Begleiter Lange's). — G. Timkowski, Voyage à Peking, à travers la Mongolie en 1820, trad. du russe p. N**, revu p. J. B. Eyriès, publié av. des corrections et des notes p. J. Klaproth. Par. 1827. 2 T. 8. Atlas in 4. — Desselben Reise nach China durch die Mongolei in den Jahren 1820 u. 21. Aus d. Russ. v. J. A. E. Schmidt. 3 Theile m. Kpfrn., Charten u. Grundrissen. Leipz. 1825 u. 26. — Desselben Travels etc. with notes by Klaproth. London 1827. 2 Bde. 8. — Igoumenof, Nachricht von der Mongolei im Sibirischen Boten von 1819. Bd. 16. — Denkwürdigkeiten über die Mongolei vom Mönch Hyacinth, aus d. Russ. von K. Fr. v. d. Borg. Mit Ch. Berlin 1832. 8. — Schmidt, Die Volksstämme der Mongolen, als Beitrag zur Geschichte des Volks und seiner Fürsten, in den Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg, sciences politiques Ser. VI. T. II et III. — Fuss, Mémoires géographiques et hypsométriques de son voyage à Peking. ibid. Ser. VI. T. III. m. Charten. — Al. Bunge, Plantarum Mongolico-Chinensium decas I. Casan 1835. 8. — M. Huc, Souvenir d'un voyage dans la Tartarie et le Tybet. Par. 1851 2 Bde. 8. (Früher zum Theil schon in den Annales de la propagation de la foi. Lyon. T. 21 et Gabet, Voyage. ibid. T. 20.) From the french by Hazlitt. London 1852. 2 Bde. 8. (National illustrated library), translated by M. S. P. Sinnett. London 1852. 2 P. (travellers library). — P. S. Pallas, Sammlung historischer Nachrichten über die mongol. Völker. St. Petersburg 1776. 2 Bde. 4. — B. Bergmann,

Nomadische Streifereien unter den Kalmuken in d. Jahren 1802 u. 1803. Riga 1804. 3 Th. 8. m. Ch. — Verfassung und politische Lage der chinesischen Mongolei. Auszug aus einer noch ungedruckten Reise von J. Rehmann. Neue geographische Ephemeriden 1818. Bd 3. — Wojeikow, Ueber Kalmuken in Oldecop's Petersb. Zeitschrift. 1822. Bd. II. — Handbuch für die Verwaltung der Mongolei. Mandschurisch, Mongolisch, Chinesisch. Peking 1818. Russ. übersetzt v. Lipowzew. Petersb. 1828. — Bevölkerung, Verfassung und Verwaltung der heutigen Mongolei von P. Hyacinth, aus seiner chinesischen Statistik übersetzt, in Erman's Beiträgen zur Kenntniß des russ. Reichs. Bd. IV. — Abel Rémusat, Recherches sur les langues tartares. Par. 1820. 4. — W. Schott, Ueber das finnisch-tatarische Sprachgeschlecht. Berlin 1849. 4. — Desselben: Der Buddhaismus Hoch-Asiens u. Chinas. Berlin 1849. 4. — G. Th. Staunton, Narrative of the Chinese Embassy to the Tourgouth Tartars. London 1821. 8; nur zu 150 Exempl. gedruckt, daher sehr selten. Russisch von Leontiew 1782, vorher im Auszug von Gaubil in Souciet Observ. Math. T. I, daraus deutsch mit Anm. in Müller's Samml. z. russ. Gesch. Th. I. — Beraettelse om Ajukinska Calmukiet, etc. Stockholm 1744. 8. Deutsch Schnittscher's Nachricht von den Ajukischen Kalmuken, in Müller's Samml. Th. IV. — J. Klaproth, Ueber die chinesisch-russische Grenze, in seinem Archiv für asiatische Litteratur. Petersb. 1810. 4. und in seinen Mémoires relat. à l'Asie. T. I — Lipowzow, Uebersicht über die Songarei im Sibirischen Boten v. J. 1821. (Russ.) — Altaische Gebirgsbeschreibung aus dem chines. Buche Dai-zyn-i-tundschi, übersetzt vom Russischen in Pallas Neuen nord. Beiträgen. I. — P. Hyakinth, Opisanie Dschungarii i wostochna go Turkistana. Petersb. 1829. 2 Bde. 8. Enthält Th. I. die Uebers. des chines. Si-yu-tschuan aus d. chines. Gesch. der Han. Th. II. die Uebers. des chines. Si-yu-wen-kian-lo v. J. 1778. — Chinesische Nachrichten über Ili, übers. von Julien im Journ. Asiat. 1816. T. VIII. — Siever's Reise von Tarbagtai zum Saisan-noor und obern Irtisch in Pallas Neuen nord. Beiträgen. Bd. VII. — Jegor Pesterew, Remarques sur les peuples qui habitent la frontière chinoise, sur les tartars tributaires à la Russie et sur les Soiouts ou Mongols soumis à la Chine. 1772—81. in Klaproth, Magazin Asiat. T. I. — Poutimstev, Voyage (1811) de Boukhtarminsk à Gouldja ou Ili, capital de la Zoungarie, in Klaproth Magazin Asiat. T. I., übers. in d. Hertha. 1826. Bd. VI. — J. F. Davis, Notice on western Tartary in Trans. of the R. As. Society. 1829. T. II. — W. H. Watten, Memoirs on Chinese Tartary and Khoten in As. Journ. of Bengal. T. IV. — Moorcroft, Notice on Khoten in Journ. of the Geogr. Soc. of London. 1831. T. I. in u. seinen Travels. — Izzet Ullah. Voyage dans l'Asie centrale en 1812 in Klaproth's Magazin Asiat. T. II. — Eine Caravanenreise nach Kuldja in Erman's Beitrag z. Kenntniß d. russ. Reichs. Bd. III. — Routiers dans l'Asie centrale in A. v. Humboldt's Fragments de géologie et climatologie Asiatique. Par. 1831. T. I. u. in ejusd. Asie centrale. T I. — Tschao-hoei's Bericht vom J. 1759, übers. von P. Amiot, Mémoire conc. la Chine. T. I. — L'état présent de la Bucharie contenant la déscription exacte de ces pays. Cologne 1723. 8. — Abel Rémusat, Histoire de la ville de Khoten, tirée des annales de la Chine et traduits du Chinois. Par. 1820. 8. — Ssanang Seetzen, Gesch. der Ost-Mongolen, aus d. Mongolischen übers. von J. J. Smidt. St. Petersb. 1829. 4.

Tübet, Bhutan. — Antonio de Andrada, descubrimento de grao Catayo o dos Reynos do Tibet. Lisboa 1626 it. Madrid 1627. Deutsch Augsburg 1627. — Alb. d'Orville und Joh. Gruber, Reise von China nach Hlassa 1661 in M. Thevennot, Relations des divers voyages curieux etc. Paris 1696. Fol. T. II. — P. Desideri, Notes sur le Tubet 1716, in Lettres édif. Paris 1722. T. 15.; vgl. Nouv. Journ. As. 1831. T. 8. — Fried. Aug. Ant. Georgii, Alphabetum Tibetanum. Rom. 1762 4; daraus Topographie Tibets und Reiseroute (nach Horazio de la Penna der da bis 1732) in Fabri Sammlung von Stadt-, Land- und Reisebeschreibungen. Halle 1783. 8. — Breve notizia del regno del Thibet, dal fra Franzesco Orazio della Penna. 1730. mit Anmerkung von Klaproth im Nouv. Journ. Asiat. 1834. T. 14. — Stewart, account of the kingdom of Tibet. London 1777. Philos. Transact. 1778. T. 2. — P. Regis, Observations géogr. et hist. sur la carte de Tibet in du Halde. T. 4. — Des peuples Sifan ou Toufan. ibid. T. I. u. Amiot Mémoire conc. la Chine. T. 14. — A. Rémusat, Notices sur quelques peuplades du Tibet et des pays voisins, trad. du Chinois de Matuanlin, in Nouv. Mél. As I. — Déscription de Si-dzang ou Tubet, d'après la grande géographie impériale de la Chine et le dictionnaire géogr. de l'Asie centrale à Peking 1775, übersetzt von Klaproth, Magazin Asiatique. Paris 1828. T. 2. — Wei Thsang tshu-chy, d. i. Beschreibung Tübets mit Charten. Peking 1791. Russisch übersetzt von P. Hyacinth. Petersburg 1828. Daraus Déscription du Tubet, traduit du chinois en russe et du russe en français par J. Klaproth. Paris 1831. 8; auch Journ. Asiat. 1829. T. 4. Nouv. Ann. des voyages. Ser. II. T. 11. deutsch in Hertha. Bd. 12. Huc's Reise s. bei Mongolei. — Tibet, Tartary and Mongolia their social and political condition and the religion of Boodh as there existing by H. T. Prinsep. London 1851. 8. — Geographical notice of Tibet by Csoma de Köroes As. Journ. of Beng. T. I. — Capt. Cunningham, Journ. of As. soc. of Beng.

1848. — C. Gutzlaff, Tibet and Sifan, Journ. of the geograph. soc. 1850. T. 20. P. 2. — Dr. Campbell, Itinerary from Phasi in Tibet to Lassa. Journ. of the As. soc. of Gr. Br. 1848. April. — Narrative of a journey to the lakes Cho-lagan and Cho-mapan in Tubet by H. Strachey. 1846. Calcutta 1849. T. I. As. Journ. of Bengal. 1848. T. 17. — W. Lloyd, Narrative of a journey to the Burenda pass. London 1840 8. — J. D. Hooker, Himalayan journals. London 1851. 2 Bde. 8. S. Indien. — S. Turner, Embassy to the court of the Teshoo Lama in Tibet. London 1800. 8. Deutsch Hamburg 1801. — Report on Butan by R. B. Pemberton. Calcutta 1839. 8. — Journal of the Mission, which visited Bootan 1837—38 under Pemberton by Griffith Asiat. journ. of Bengal. T. 8. — Ambassade en Boutan. Journal abrégé du voyage du Capt. Pemberton par C. O. d'Ochoa. Paris 1810 — Ein Bericht über Butan in W. Robinson's description of Assam. (s. Indien). — A. Gerard, Narrative of a journey from Soobathoo to Chipke. J. of As. soc. of Beng. T. XI. — Moorcroft u. A. Reisen in den Himalaya. S. bei Indien; Cunningham's Bemerk. dazu. — Kitshen Kant Bose, Account of the country of Butan transl. by Scott As. Res. T. 15. — C. M. Wade, Notes relatives to the territory and governm. of Iskardo. A. S. J. of B. 1835. T. 4. — Ladák, physical, statistical and historical by Alex. Cunningham. London, Allen 1854. 8 — Th. Thomson's Western Himalaya and Tibet; a narrative of a journey through the mountains of N. India 1847—48. London 1852. 8.

China. — M. Martini Novus Atlas sinensis. Charten mit Beschreibung des Landes, die Basis aller chinesischen Atlasse bis Kang-hi Ihnen liegt das chines. Werk Kuang-yu-thu von Chu-sse-piao, aus der Zeit des Mong Jin-tsung im 14. Jahrh. zu Grunde. Die erste Ausgabe v. J. 1561 in 1 Bde. ist in St. Petersburg, die zweite v. 1595 in 2 Bdn. in der Magliabechana in Florenz, die dritte v. 1615 in 2 Bdn. in der Bibl. der Lond. Asiat. Gesellschaft. — Magaillans, Nouvelle relation de la Chine, traduit du Portugais. Paris 1688. 4. — D. F. Navarrete, Tratados historicos, politicos, ethicos y religiosos de la monarchia de China, descripcion breve de aquel imperio y exemplos raros de imperadores y magistrados del China, con narracion de varios sucessos y cosas singulares de otros reynos y differentes navegaciones. Madr. 1676. F. — A. Semedo, Relatione della grande monarchia della China. Roma 1643. 4. Mit Semedo's Portr. — L. le Comte, Nouv. mémoires sur l'état présent de la Chine. Av. figg. 3 toms. Suivant la copie de Paris. Amsterd. 1697. T 3. Paris 1698. (Im 3. Th.: L'histoire de l'édit de l'empereur de la Chine, en faveur de la religion chrétienne etc. p. C. le Gobien.) Engl. London 1697. 8. Deutsch: Das heutige Sina, a. d. Franz. Frankf. u. Leipz. 1699. 3 Bde. 12. — J. B. du Halde, Déscription géographique, historique. chronologique. politique et physique de l'empire de la Chine et de la Tartarie chinoise. Enrichie des cartes, de figg. et de vignettes. 4 toms. Haye 1736. 4. — Mémoires concernant l'histoire des sciences, les arts, les moeurs, les usages des Chinois par les Missionaires de Peking. Paris 1776—1814. 16 Bde. 4. — (J. B. G. A.) Grosier, Déscription générale de la Chine, ou tableau de l'état actuel de cet empire. (Histoire générale de la Chine etc. T. 13.). Par. 1785. 4. N. A. Paris 1818—20. 7 T. 8. — Pet. Auber, China, an outline of its government, laws and policy, and of the British and foreign embassies to and in their course with that empire. London 1834 8. — G. Pauthier, Déscription historique, géographique et littéraire de l'empire de la Chine im Univers pittoresque. Paris 1838. 2 Bde. 8. — Hugh Murray, J. Crawfurd, P. Gordon, J. Lynn, W. Wallace and G. Burnett. An historical and descriptive account of China. With a map and 36 engravings by Jackson. 3 vols. Edinb. 1836. — C. Gutzlaff, China opened; or a display of the topography, history, customs, manners, arts, manufactures, commerce, literature, religion, jurisprudence etc of the Chinese empire. Revised by A. Reed. 2 vols. London 1838. Mi 1 Charte. — R. Mudie, China and its resources and peculiarities, physical, political, social and commercial; with a view of the opium question, and a notice of Assam. London 1840. Mit 2 Ch. — J. F. Davis, Description of China and its habitants. 2 Bde. 8. London 1836. Deutsch von F. Wesenfeld. 2te Ausg. Nebst einem Supplementbande. Mit 55 Holzschnitten. 2 Thle. Magdeburg 1843. — Desselben China und die Chinesen; aus dem Englischen übersetzt von W. Trugulin. Stuttgart 1853. 4 Bde. 8. — Tradescant Lay. China und die Chinesen. Aus dem Engl. von H. Schirges. 2 Thle. Hamburg 1843. 8. — R. Montgomery Martin, China political, commercial and social, etc. Reports in detail on the tea trade, opium trafic, banking, etc., consular regulations, etc., portcharges, tarifs, weights and measures, as furnished in reports to her majesty's government. 4 pts. Lond. (1846). Mit 1 Ch. — G. Klemm, China das Reich der Mitte. Mit 8 Taf. Abbild. Lpz. 1847. 8. — The Fan-qui in China in 1837. By L. C. Downing. Lond. 1838. 3 Bde. 8. Fan-kuei oder der Fremdling in China. Übersicht der Sitten, Gebräuche, Meinungen ꝛc. des Volkes. Aachen 1840. 8. — T. Voderode, China. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Europäer zu diesem Reiche und auf den jetzigen Krieg mit England nach den neuesten Werken darüber ausgestellt. Lpz. 1842. —

F. Bischoff-Widderstein, China oder Uebersicht der vorzüglichsten geographischen Punkte und Bestandtheile des chinesischen Reiches. Mit Rücksicht auf die neuesten Ereignisse. Mit 3 Charten v. China. Wien 1843. — Thomas Allom, China in a series of views, displaying the scenery, architecture and social habits of that ancient people thrown from original and authentical sketches with histor and descript. notices by the Reverend Wright. London 1845. 32 Taf. Text 4. China historisch, romantisch und malerisch. Nach Berichten und Zeichnungen von Mitgliedern der letzten engl. Expedition. A. d. Engl. Mit ca. 36 Stahlst. nach T. Allom. Karlsr. 1844. — The costume of Chine, illustrated by 60 (colour.) engravings, with explanations in english and french by G. H. Mason. London: W. Miller, 1800. 4. — D. B. de Malpière, La Chine. Moeurs, usages, costumes, arts et métiers, peins civiles et militaires, cérémenies religieuses, monuments et paysages, d'après les dessins originaux du P. Castiglione etc., avec des notes explicatives. Mit 187 Charten. Paris 1825—27. 2 Bde. 4. — Alex. Bonacossi, La Chine et les Chinois. Par. 1847. — Fortia d'Urban, Déscription de la Chine et des états tributaires à l'empereur. Par. 1839. 3 Bde. kl. 8. Compilation aus Grossier. — The people of Chine, their history, court, religion, government, legislation, institutions, tribunals, agriculture, language, literature, manufactures, arts, sciences, manners and customs; to which is added a sketch of protestant missions. London (1844). Mit Kupf. u. 1 Ch. — P. Jakinf Bitschurinskji's Statistischeskoe Opisanie Kitaiskoi Imperii. (P. Hyakinth, Statistische Beschreibung Chinas). 2 Bde. (Russ.). — Desselben Kitai jego jiteli n'rawy, obytschai proswjeschtschenie, d. i. China, seine Sitten, Gewohnheiten und Aufklärung. St. Petersb. 1840. 8. — Desselben Kitai w' grajdanskom i nrawotwennom sostojanii, d. i. China in seinem bürgerlichen und sittlichen Zustande. St. Petersb. 1848. — Trudy Czlenow russyiskoi duchownof missyi w. Peckinye, d. i. Arbeiten der Mitglieder der russisch-geistlichen Gesandtschaft. Petersb. 1852. Bd. I — S. Wells Williams, The middle kingdom. Lond. 1848. 2 Bde. 8. m. 4 Ch. Deutsch von L. L. Colman. Cassel 1852—54. 8. Bd. I., 1te u. 2te Abth. — W. H. Medhurst, China. Lond. 1838 8. — Desselben Miscellany, a glance in the interior of China, obtained during a journey through the silk and green tea countries. Lond. 1850. — Henry Charles Sirr, China and the Chinese — their religion, character, customs and manufactures, the evils arising from the opium trade etc. London 1849. 2 vlms. 8. — Peter P. Thoms, Hoa-tsien. Macao 1824; enthält im Appendix die statistischen Nachrichten, die Klaproth bei der franzöf. Uebersetzung von Timkowski, Par. 1826 blos wiederholt hat; daraus Hertha Bd. X. — Gius. la Farina, La China illustrata nella sua storia ne suoi riti ne suoi costumi etc., nella sua industria, nelle sue arti et et ne piú memorevoli avveniementi della guerre attuale. Florenz 1845. 17 Lieferg. — The celestial empire, or points and pickings of information about China and the Chinese, by the author of soldiers and sailors. Lond. 1845. M. 20 Kpf. it. 1853. 12. — Pierre Dobbel, Sept années en Chine, trad. du russe par le prince Em. Galitzin. Par. 1838. — Robert Morrison, A view of China for philological purpose. Macao 1817. 4. — S. Kidd, China, or illustration of the symbols, philosophy, antiquities, customs, superstitions, laws, government, education and literature of the Chinese. Derived from original sources, and accompanied with drawings from native works. Lond. 1841. 8. — G. Th. Staunton. Miscellaneous notices relating to China. Lond. 1822. 8. — T. T. Meadows, Desultory notes on the government and people of China, and on the chinese language; illustrated with a sketch of the province of Kwang-Tung, showing its division into departements and districts. London 1847. Mit Kupf. u. Charten. — J. B. Urmston, Chusan and Hong-Kong; with remarks on the treaty of peace at Nanking in 1842, and on our present position and relations with China. Lond. 1847. 8. — C. F Liljevalch, China's Handel, Industri och Statstoerfattning u. s. w. Stockh. 1848. 8. — Moller, Ethnographische Uebersicht des chines. Reiches als Wegweiser durch das chinesische Cabinet auf dem Friedrichstein zu Gotha. Gotha 1850. 8. — Hedde, Déscription méthodique des produits divers recueillies dans un voyage en Chine. St. Etienne 1838. gr. 8. — W. B. Langdon, Descriptive catalogue of the chinese collection; with condensed accounts of the genius, government, history, etc. of the people of the celestial empire. London 1844. 8. — W. C. Young, The English in China. Lond. 1840. Mit 1 Charte. — G. Pauthier, Documents statistiques officiels sur l'empire de la Chine. Paris 1841. 8. — Documents sur le commerce avec la Chine et l'Inde. Paris 1846. Ministère de l'agriculture du commerce etc. Ser. III. — Lettres édifiantes et curieuses par quelques missionaires de la Chine. Paris 1717—76. 34 Rec. in 8. Nouv. Edition. Paris 1781—83. 8. T. 16—26 die Mémoires de la Chine. — Unerheblicher die Nouvelles Lettres édifiantes et curieuses. Paris 1818—20. 5 Bde. kl. 8. — Annales de l'association de la propagation de la foi. Lyon 1817—53. 25 toms. — W. Milne, Retrospect of the first ten years of the protestant Mission to China — with miscellaneous remarks on the litterature, history and mythology of China Malacca 1820. 8 — Chinese and general Missionary gleaner. Lond. 1853. — Missionary Magazine and Chronicle. London 1853. — Chinese Repository. 20 Bde. A

general index of subjects contained in the twenty volumes of the Chinese Repository, with an arranged list of the articles. Canton 1851. 8. — Transactions of the China branch of the royal As. Soc. Hong-kong 1847 sqq. 3 Bde. — Schanghae Almanac for 1853—1855. Schanghae. 8. — China pictorial, descriptive and historical with some account of Ava and the Bormese, Siam and Annam. Lond. 1853. 8. — Gaishan (C. Gützlaff), Chinesische Berichte 1841—46. Cassel 1850. — Neueste Nachrichten aus China. Cassel 1851. Nr. 1—8. 8. — Geschichte der katholischen Missionen im Kaiserreiche China von ihrem Ursprung bis auf unsere Zeit. Wien 1845. 2 Bde. — Dr. A. Damman, China und seine Bewohner mit Rücksicht auf ältere und neuere Missionsversuche unter diesem Volke. Düsselthal 1847. — P. Ripa, Memoirs, during thirteen years residence at the court of Peking etc. Selected and translated from the italian by F. Prandi. Lond. 1844. — E. Davis, Memoirs of the Rev. Sam. Dyer sixteen years missionary to the Chinese. Lond. 1846. – G. Smith, A narrative of an exploratory visit to each of the consular cities of China and to the islands of Hong-kong and Chusan in behalf of the church missionary society in 1844—46. Lond. 1847. Mit 12 Kupf. u. 1 Ch. — R. Fortune, Three years' wanderings in the northern provinces of China, including a visit to the tea-, silk-, and cotton countries; with an account of the agriculture and horticulture of the Chinese, new plants etc. W. illustrations. London 1847. Deutsch von Himly. Göttingen 1853. 8. — Desselben: A journey to the tea countries of China including Sung-lo and the Bohea hills with a short notice of the East India Companys' tea plantations in the Himalaya mountains. Lond. 1852. 8. Beide deutsch übers. von Zenker. Lpz. 1854. 8. — Th. de Ferriere le Vayer, Une ambassade française en Chine, journal de voyage. Paris 1854. 8. — N. Huc, L'empire Chinois faisant suite à l'ouvrage intitulé: Souvenir d'un voyage dans la Tatarie et le Tubet. Paris 1854. 2 Bde. 8. Deutsch Leipzig 1856. 2 Bde. 8. — Shuck, Scenes in China, or sketches of the country, religion and customs of the Chinese. Philadelphia 1852. 16. – W. T. Power, Recollections of a three years residence in China. Lond. 1853. 8. — E Biot, Dictionnaire de noms anciens et modernes des villes et arrondissements dans l'empire chinois. Paris 1842. m. Charte v. Klaproth. — Chinese topography being an alphabetic list of the provinces, departements and districts of the chinese empire with their latitudes and longitudes. Canton 1844. 8. – Déscription de la Chine sous le regne de la dynastie Mongole, trad. du Persan de Raschid-eddin av. not. p. Klaproth. Par. 1832. – Borts Voyagie na de kust van China. Amst. 1670. 8 — A true description of three voyages by North-East towards Cathay and China undertaken by the Dutch 1591—96 by Gerrit Bever, published at Amsterdam 1598 and 1609. translated in the English by W. Philips, ed. by Ch. J. Beke. London printed for the Hackluyt Society 1853. 8. w. Maps — J. Nieuhoff, Het gesantschap der Nederl. O.I.Comp. an den Tartar. Chan. Amt. 1665 fol., trad. du hollandois. Par. 1666 fol. Mit 1 Ch. u. Kpf. — Le Gentil de la Barbinais, Nouveau voyage autour du monde. Paris 1727. 3 Bde. 8. T I et II (Interessante Berichte des Pater Laureati.) — P. Osbeck, Reise nach Ostindien u. China. Nebst O. Toreus's Reise nach Surate, und C. G. Eckeberg's Nachricht von der Landwirthschaft der Chinesen. A. d. Schwed. v. J. G. Georgi. Mit 13 Kpf. Rostock 1765. — P. Sonnerat, Voyages aux Indes orientales et à la Chine fait par ordre du roi 1774—81. 2 vols. Par. 1782. 4. Mit Kpf. Deutsch (v. J. Pezzl). Zürich 1782 u. 83. 4. Mit Kpf. u. Ch. — Dasselbe: Nouv. édition p. Sonnini. 4 tms. Par. 1806. 4. Mit Atlas. — F. Rénouard de Sainte-Croix, Voyage commercial et politique aux Indes orientales, aux îles Philippines, à la Chine, avec des notions sur Cochinchine et le Tonquin pendant les années 1803 – 1807. 3 tms. Avec des cartes géogr. p. Mentelle et Chanlaire. Paris 1810. — J Wathen, Journal of a voyage in 1811 et 12 to Madras and China, returning by the cape of Good Hope and St. Helena. Illustrated w. 24 coloured prints from drawings by the author. Lond. 1814. 4. — Howard Malcolm, Travels in South-Eastern Asia, embracing Hindostan, Malaya, Siam and China; with notices of numerous missionary stations and a full account of the Burman empire. 2 vols. Lond. 1839. Mit 1 Charte u dem Texte eingedr. Holzschnitten. — Tagebuch einer Landreise durch die Küstenprovinzen Chinas, aus d. Engl. von C. F. Leidenfrost. Weimar 1822. 8. — G. Staunton, An authentic account of an embassy from the king of Great Britain to the emperor of China etc. Taken chiefly from the papers of the earl of Macartney. W. engravings. fol. ed. 2. London 1798. 2 vols. 4. Deutsch von J. Ch. R. Hüttner. 2 Bde. 8. — J. Barrow, Travels in China. London 1804. 4. Franz. v. J. Castéra. P. 13. (1805). Mit Atlas in 4. u. 22 Kpf. Deutsch Hamburg 1805. 2 Bde. 8. und in Sprengel u. Ehrmann's Bibliothek der Reisebeschreibungen Bd. 14 u. 16. — C. L. J. de Guignes, Observations sur le voyage de Barrow à la Chine en 1794, lues à l'institut. Par. 1809. — J. C. Hüttner, Nachricht von der brittischen Gesandtschaftsreise durch China und einen Theil der Tartarei. Berlin 1797. 8. Traduit de l'allem. par Winkler. Paris 1807. 12. — Aeneas Anderson, Narrative of the british ambassie to China. Lond. 1797. 4. — S. Holmes, Voyage en Chine et en Tartarie à la suite etc. de l. Macartney, avec les vues, costumes etc. de la Chine p. W. Alexandre, trad. de l'an-

glais etc. Par. 1805. av. 25 gravures. 2 vols. Deutsch in Sprengel u. Ehrmann's Bibl. der Reisen Bd. 28. — A. E. van Braam Houckgeest, Voyage de l'ambassade de la compagnie des Indes orientales-hollandaises vers l'empereur de la Chine dans les années 1794 et 95. Tiré du journal (holland.) de l'auteur. Publié en français p. M. L. E. Moreau de Saint-Mery. Philadelphie 1797—98. 4. 2 Bde. Paris 1806. 2 Bde. 8. Deutsch Leipzig 1798. 2 Bde. 8. — (C. L. J.) de Guignes, Voyages à Peking, Manille et l'Ile de France etc. Paris 1808. Mit Atlas. Fol. Aus dem Franz. von K. L. M. Müller. Lpz. 1810. 3 Bde. 8. Mit 15 Kpf. u. 1 Ch. — H. Ellis, Journal of the proceedings of the late embassy to China. Illustrated with maps and drawings. 2 vols. 2 ed. London 1831. — G. Staunton, Notes on proceedings and occurrences during the british embassy to Peking in 1816. London 1824. 8. — R. Morrison, Memoirs of the principal occurrences during the late embassy to China. London 1819. 8. — C. Gutzlaff, Journal of 3 voyages along the coast of China in 1831—33, with notices of Siam, Corea and the Loo-Choo islands. To which is prefixed an introductory essay on the policy, religion etc. of China by W. Ellis. London 1834. Mit 1 Kupf. u. Chart. — Report and proceedings on a voyage to the northern parts of China, in the ship Lord Amherst Extracted from papers printed by order of the house of commons, relating to the trade with China. 2 ed. Lond. 1834. — F. E. Forbes, Five years in China; from 1842 to 1847. With an account of the islands of Labuan and Borneo. Lond 1848. Mit Kpf. — A. Haussmann, Voyage en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie. T. 3. Par. 1847 et 1848. — Voyage to China including a visit to the Bombay residence the Mahrattas by Dr. Berncastle. Lond. 1850. 2 vols. 8. — Fr. Wilh. Grube, Reise nach China und Indien. Crefeld 1848. 8. — G. T. Davidson, Trade and travels in the far East, or recollections of twenty one years passed in Java, Singapore, Australia and China. Lond. 1847. — G. W. v. Dueben, Resa till kap Ostindien och Kina aren 1844—46. Stockholm 1847. — Delisle et Pingré, Déscription de la ville de Pe-king Paris. 1765. 4. m. Plan. — Déscription de Pe-king av. un plan, trad. du chinois p. le P. Hyacinthe et du russe p. Ferry de Pigny. Petersb. 1829. 8.; eigentlich ein dürftiger Auszug von einem chinef. Werke: Scheu-yuan-schy-lio, d. i. kurze Nachricht von der kaiserl. Residenz von U-tschang-yuan Peking 1788. Von 1080 Seiten bloß 175! — J. Klaproth, Déscription de l'île de Hay-nan in den Nouv. annales des voyages. 1827. T. 36. — Bremer, Beitrag zur Schmetterlings-Fauna von Nord-China. Petersburg 1853. 4. — Léon Dervey St. Denis, Recherches sur l'agriculture et l'horticulture des Chinois. Paris 1850. 8. — J. Itier, Journal d'un voyage en Chine. 2 Bde. — C. Lavollée, Voyage en Chine. Paris 1852. 1 Bd. 8. — Dr. Yvan, Voyages et recits. Paris 1853. 8. — Jurieu de la Gravière, Voyage en Chine. Bruxelles. 1854. 3 B. 8. — Montfort, Voyage en Chine avec un appendice historique sur les derniers évènements par G. Bell. Paris 1851. 8. — Callery et Yvan, L'insurrection en Chine depuis son origine jusqu'à la prise de Nanking. Paris 1853. 8. Deutsch v. Otto. Braunschweig 1854. 8. — Dr. K. L. Biernatzki, Beiträge zur Kunde Chinas u. Ost-Asiens. Bd. I. Cassel 1853. 8. — Desselben: Die gegenwärtige politisch-religiöse Bewegung in China. Berlin 1854. 8. — Th. T. Meadows, The Chinese and their rebellions etc. hondon 1856. — Observations on the cause of the rebellion in: Overland Register 1853, China Mail 1853, Canton Register u. a. — Mission de Chine, mémoire sur l'état actuel de la mission Kiang-nan 1842—1845 par le R. P. Brouillon. Suivi de lettres relatives à l'insurrection 1851—1855. Par. 1855. 8. — The book of the Taïping wang dynasti. Shanghai 1853. — The visions of Hung-siu-tsiuen and the origin of the Kwung-see insurrection by the late Reverend Th. Hamberg. Hong-kong 1854. — Papers respective the civil war in China. Presented to the House of Lords. 1853. fol. — Fishbourne, Impressions of China and the present revolution, its progress and prospects. Lond. 1853. 8.

Englisch-chinesischer Krieg. — J. Elliot Bingham, Narrative of the expedition to China, from the commencement of the war to the present period, etc. 2 vols. London 1842. Mit Kpf. — A. Murray, Doings in China; being the personal narrative of an officer engaged in the late chinese expedition, from the recapture of Chusan to the peace of Nankin in 1842. Lond. 1843. Mit 1 Ch. — D. Mac Pherson, Two years in China. Narrative of the chinese expedition from its formation in Avril 1840 till Avril 1842. With an appendix, containing the most important of the general orders and dispatches published during the above period. Lond. 1842. — W. D. Bernard, Narrative of the voyages and services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China. 2 vols. Lond. 1844. Mit Kpf. u. Chart. — Lord Jocelyn, Six months with the chinese expedition. Lond. 1841. 8. Deutsch von Olfermann. Braunschweig 1848. 8. — Capt. Edw. Belcher, Narrative of a voyage round the world 1836—42 including details of the naval operations in China from Decbr. 1840 to Nov. 1841. Lond. 1843. 8. T. II. — Keith Stewart Mackenzie, Narrative of the second campaign in China. Lond. 1842. 8. Deutsch von Olfermann. Braunschw. 1844. 8. — Journals kept by Gully and Denham during a captivity in China in the year

1842. Lond. 1844. — John Slade, Narrative of the late proceedings and events in China. Canton 1848. 8. — Ochterlony, The chinese war. Lond. 1844. — Cunynghams Recollections of service in China. Lond. 1844. 2 Bde. 8. — Portfolio Chinensis. Macao 1844. A correspondence relating to China 1840. — G. G. Loch, The closing events of the campaign in China, the operations in the Yang-tse-kiang and treaty of Nankin. Lond. b. Murray. — A field officers The last year in China to the peace of Nankin, a sketch in letters to his friend. Lond. b. Longman. 8. — C. Richard, Der Krieg in China. Aachen 1843. 8. — K. F. Neumann, Gesch. des engl.-chines. Krieges. 2te Aufl. Leipzig 1855. 8. — J. F. R. Davis, China during the war and since the peace. Lond. 1852. 2 vols. 8. — Report from the select committee on commercial relations with China etc. Parliamentary Papers 1847. fol.

Geschichte überhaupt. — Histoire générale de la Chine, ou annales de cet empire, traduites du Tong-kien-kang-mou par de Mailla, publiés p. Grosier et dirigées par Leroux des Hautesrayes 12 vols. Av. figg. et cartes géogr. Par. 1777—83. 4. — C. Gutzlaff, A sketch of chinese history ancient and modern. Illustrated with a map. 2 vols. Lond. 1834. — Desselben Geschichte des chines. Reichs. A. d. Engl. v. F. Bauer. 2 Bde. Quedlinb. 1836 u. Stuttgart 1847. 8. — J. H. Plath, Geschichte des östlichen Asiens. Thl. I. Die Völker der Mandschurei. Göttingen 1830. 2 Bde. 8. (Enthält die Geschichte Chinas unter der Herrschaft der jetzigen Dynastie der Mandschu von 1644 bis auf die neueste Zeit und ihrer Vorgänger der Kitan und Kin (907—1235)). — Ta-tshing-leu-lee (Chines. Strafgesetzbuch), transl. into engl. by G. Th. Staunton. Lond. 1810. 4.; mis en français p. F. R. de St. Croix. Paris 1812. 2 Bde. 8.

Neueste Literatur. — Robert Fortune, A residence among the Chinese. Being a narrative of scenes and adventures during a third visit to China from 1853—1856. Lond. 1857. — J. Fr. Davis (s. pg. 79.) New. ed. — Huc: Christianity in China, Tartary and Thibet. 2 Vols. Lond. 1857. — T. W. M. Marshall, Christianity in China. Lond. 1859. — Huc: l'empire chinois. 3e éd. 2 Vols. Paris 1857. — W. C. Milne, Life in China. Lond. 1857. — Osc. Oliphant, China, a popular history, with a chronological account of the most remarkable events from the earliest period to the present state. Lond. 1857. — A. Haussmann, La Chine, résumé historique de l'insurrection et des événements depuis le commencement de la guerre de l'opium jusqu'en 1857. Paris 1858. 4. — China oder Uebersicht der vorzüglichsten geographischen Punkte u. Bestandtheile des Chinesischen Reiches. Wien 1859. 8. — Arbeiten der Kais. Russischen Gesandtschaft zu Peking über China, sein Volk, seine Religion 2c. Aus d. Russ. von C. Abel u. F. A. Mecklenburg. 2 Bde. Berlin 1858.

Das chinesische Reich begreift außer dem eigentlichen China die Mandschurei, die Mongolei im weitesten Sinne, die ehemalige Songarei oder das jetzige Gouvernement Ili mit der kleinen Bucharei und Groß- und Klein-Tübet. Blos nominell abhängig von China ist noch An-nam und Korea, kaum in irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse kann man Siam, Nepal und Bhutan betrachten.

Grenzen, Größe. Schon aus diesen unsichern und unbestimmten Verhältnissen, was von China Alles eigentlich abhängig ist und in welchem Grade die einzelnen Theile es sind, ergibt sich die Schwierigkeit, die Grenzen und die Größe des chinesischen Reiches bestimmt anzugeben. Diese Schwierigkeit wächst noch dadurch, daß selbst die natürlichen Grenzen schwer zu bestimmen sind, da nicht nur die Küsten des chinesischen Reiches noch keineswegs überall wissenschaftlich aufgenommen, sondern die dasselbe begrenzenden Gebirge großentheils terra incognita sind, und an der Grenze Rußlands z. B., China wie Rußland, als beide durch Verträge die Grenzen ihrer Reiche festsetzten, gleich unbekannt waren. Der Vertrag von Nertschinsk oder Nipschu vom J. 1689, der die Grenze der Mandschurei gegen Rußland bestimmte, nahm das Grenzgebirge im N., dann im N.W. des Kerbetschi und einen Theil des Argun als Grenze an, aber keiner von Beiden kannte es genauer. Middendorff fand die chinesischen Grenzmarken alle weit auf dem Süd-Abhange des Stanowoi und will deshalb über 50,000 Q.-Werste des Süd-Abhanges dieses Gebirges Rußland vindiciren, was dem Vertrage nach wohl kaum richtig ist. Durch den Vertrag von Tiën-Tsin, vom 13. Juni 1858, macht der Amur bis zum Einflusse des Usuri mit seinem linken Ufer die Gränze aus; vom Einfluß des Usuri aus aber gehören beide Ufer zu Rußland. Die Grenze Rußlands gegen die Mongolei wurde durch Tschabina und den Grafen Sawa Wladislawitsch 1727, mit Ergänzung von 1767, bestimmt. Sie

läuft vom Argun-Flusse bis südlich vom Onon-Flusse zum Bache Kiachtha, dann über die Selenga weg etwa unter 50° N. Br., dann zieht sie, südlich vom Baikal vorbei, gegen N.W. Weiterhin wird das Sajanische Gebirge etwa unter 52—53° N. Br. Grenze bis jenseits des Jenisei. Noch weiter westlich, vom Jenisei bis Buchtarminsk am rechten Ufer des Irtisch, wurde die Grenze erst später geregelt. Von Kiachtha bis zum Sajanischen Gebirge werden 24 Grenzstationen genannt. Von hier westlich im Quellgebiet der Katunja und Tschuja, wohnen die doppelt tributpflichtigen Kalmüken und andere Stämme, die Rußland und China gleichzeitig Tribut zahlen. Von dem Irtysch oberhalb Buchtarminsk zieht sich die Grenze südlich nach dem W. Ende des Saisan-Sees, und von da S. und S.W. bis auf die Hauptkette des Thian-Schan. Hier ist etwa seit dem Jahre 1845 von dem chinesischen Reiche ein Gebiet von 5—6000 Q.-M. abgerissen worden: die Kirgisen am Balkasch und Ala-Kul bis hinauf in die Alpenregionen des Issyk-Kul haben sich den Russen unterworfen, und die neu erbauten russischen Städte Wiernoje (Almaty) und Kopal liegen auf ehemals chinesischem Gebiet; die Steppenflächen am Balkasch und am unteren Ili, die fruchtbaren Hügel- und Waldlandschaften am Fuße des doppelten Alatau bis zu den ewigen Schneehöhen dieser Gebirge, wie des Thian Schan, unter der chinesischen Regierung ein vernachlässigter Theil der Songarei, sind eine werthvolle Erwerbung für Sibirien geworden.

Unter diesen Umständen können wir die Grenzen und die Größe des chinesischen Reiches nur ganz im Allgemeinen und immer nur ziemlich unsicher angeben, und man wird sich nicht wundern, wenn die Angaben über die Ausdehnung desselben zwischen 250,000 und 330,000 g. Q.-M. schwanken. Die Grenze im N. gegen Sibirien ist schon angegeben, der Amur und eine von der Einmündung des Usuri unter 49° N. Br. quer von W. nach O. an den Tatarischen Sund gezogene Linie [nach neuerer Auslegung haben die Russen freilich auch die ganze östliche Seite des Ussuri-Gebietes mit der Ostküste bis zu 42° 30′ N. B. sich angeeignet], weiterhin das Daurische (a-u) Gebirge, das Schabina-Gebirge und einige Zweige des Altai bilden die hervorragendsten Punkte. Im W. begrenzen es die Kirgisensteppen und die Große Bucharei; das Meridian-Gebirge des Bolor (Belur-tagh), das von N.W. nach S.O. sich zieht, wird hier als Grenz-Gebirge, etwa 70° O. L., betrachtet. Im S. trennt der Himalaya es von Indien, Nepal, Bhutan und Assam. Die Grenze weiter östlich gegen Birma, Siam, An-nam ist terra incognita. Die Meridian-Gebirge bilden hier keine natürliche Grenze mehr, außer vielleicht an der Ost-Grenze Ton-kings. Die ganze übrige Grenze bildet dann das Meer; im S. das Chinesische Meer mit dem Meerbusen von Tong-king und der Meerenge von Hai-nan; Hai-nan, die südlichste Insel im Besitze der Chinesen (18° 10′—20° N. Br.), ist von der Halbinsel Lui-tscheu, dem südlichsten Punkte des Festlandes von China, durch den sog. Junken-Canal, nur 4 Stunden breit, getrennt. Die äußerste Spitze der Insel und also die des chinesischen Reiches, der Papagaien-Schnabel (Young-ko-tsui), liegt 18° 9′ 35″ N. Br. u. 127° 14′ 15″ O. L. Im O. trennt die Meerenge von Fu-kian das Festland Chinas von der Insel Formosa. Der Canal von Formosa, auch Arniston Straße genannt, führt im S. nach den Philippinen. Die Ost-Seite Formosas enthält noch unabhängige Stämme; die östlicher davon liegenden Lieu-khieu-Inseln können wohl kaum abhängig von China genannt werden, wir bezeichnen daher die Grenzpunkte hier nicht bestimmter. Das Ost-Meer (Tung-hai) bildet dann die Grenze zwischen dem Festlande Chinas im W., den Lieu-khieu- und süd-japanischen Inseln im O. Das Gelbe Meer (Huang-Hai) mit den Meerbusen von Pe-tsche-li und Leao-tung ist weiter nördlich dann die Grenze des Festlandes von China gegen Korea im O. Durch den Canal von Korea gelangt man dann in das Japanische Meer und den Tatarischen Sund, an welchem die chinesische Küste sich bis zum 49° erstreckt, und welche die Mandschurei vom japanischen Reiche trennen, (wenn überhaupt China noch Küsten am Japanischen Meere besitzt). Auf dem Festlande erstreckt sich die chinesische Grenze wohl kaum irgendwo weiter nördlich, obwohl vom

Stanowoi-Gebirge oder dem äußern Hing-ngau, wie die Chinesen es nennen, noch die genauere wissenschaftliche Kunde fehlt. Die äußerste Erstreckung von W. nach O. wäre also von 90⁰—152⁰ O. L., und von N. nach S. von 53⁰ bis 18⁰ 9′ 35″ N. Br., wenn man die Insel Hai-nan mitrechnet. Die Ausdehnung wird auf etwa 250,000 deutsche Quadrat-Meilen geschätzt. Wenn hierin auch Abweichungen stattfinden, so übertrifft es doch an Ausdehnung das Römische Reich unter Trajan, das Reich Alexander des Großen; nur Tschingiskhans und Timurs Reiche waren größer und jetzt wird es von Rußland an Ausdehnung übertroffen, das aber an Hülfsquellen und Bevölkerung ihm weit nachsteht. Es ist größer als ganz Europa, mit einer Fläche wie der sichtbare Theil des Mondes.

Da die verschiedenen Theile eigentlich kein einziges Reich bilden, sondern nach Naturbeschaffenheit, Nationalität, Verfassung und Verwaltung mehr selbstständig für sich bestehen, nur durch eine Personal-Einheit verbunden, so betrachten wir die einzelnen Theile am besten einzeln für sich und beginnen im N.-O.

I. Die Mandschurei.

Grenzen. Die Mandschurei oder das Land der Mandschu, der jetzigen Beherrscher dieses großen Reiches, welches den östlichen Abfall von Mittel-Hochasien einnimmt, wird im Norden durch den Amur von dem russischen Amur-Gebiete, im Osten durch die Tatarische Meerenge von der Insel Tarakai, durch das Japanische Meer von Japan getrennt. Im Süden wird es durch das lange Weiße Gebirge von Korea geschieden und weiterhin reicht es bis an das Gelbe Meer und den Meerbusen von Leao-tong. Im Westen endlich ist die Grenze gegen die Mongolei erst das Pallisadenwerk von Leao-tung, dann der Songari, im Nordwesten der Argun bis zum Zusammenflusse mit dem Amur gegen Sibirien. Da die Gestalt sehr unregelmäßig ist, die Grenzländer wenig bekannt sind, ist jede Angabe über Länge, Breite und Areal sehr unsicher. Williams setzt es von 42—53⁰ N. Br. u. 137—160⁰ O. L.; Dubeur von 38⁰ 58′—55⁰ 30′ N. Br. u. 134—159⁰ O. L. Das Areal wird von dem erstern auf 43,300, von dem andern auf ungefähr 50,000 Q.-M. geschätzt; die russischen Occupationen sind dabei noch nicht abgerechnet.

Das Ganze ist ein Gebirgsland, von höheren Gebirgen ringsum eingeschlossen, die Hauptabdachung muß von Westen nach Osten gehen. Die Gebirge, deren keines noch von einem wissenschaftlich gebildeten Europäer betreten, sind im Süden: das lange Weiße Gebirge, chinesisch Tschang-pe-schan, mandschurisch Golmin-Schanyan-Alin. La Perouse schätzte es an der Grenze Koreas 4000 Fuß hoch. Die Gipfel erheben sich bis in die Region des ewigen Schnees. Von diesem Gebirge zieht sich längs der Ostküste eine Gebirgskette hin, von den Chinesen Si-he-te genannt. Der Küstenstrich, der jenseits desselben am Meere bleibt, ist nach La Perouse keine 15 geogr. Meilen breit. Das Gebirge, welches den Norden des Landes einnimmt und welches Zweige bis ins Herz desselben sendet, heißt bei den Chinesen Khing-gan (Hing-ngan). Von S.W. aber aus der Mongolei am Rande der Gobi kommt eine Fortsetzung des Yngebirges, der innere Hing-ngan, herauf und reicht ihm die Hand. Das Ganze ist also ein sehr bergiges Land, wo ein hohes Gebirge im N. bis in die Mitte des Landes hinzieht, Bergzüge von S. ihm entgegenkommen und den ganzen Ostrand begrenzen. Im S.W. bildet Leao-tung zwischen den koreanischen Grenzgebirgen, der Mongolei und dem Golf von Leao-tung einen fruchtbaren Anhang mit eigenem Charakter. — Alle Flüsse mit Ausnahme der Leao-tungs, die ein eigenes System bilden, gehören zum Amursysteme. Außerhalb der Grenzen nämlich, im daurischen Alpenlande, entspringen zwei Flüsse, die Ingoda nördlich, der Onon südlich. Vereinigt bei Nertschinsk (52⁰ N. Br.) heißen sie Schilka und fließen träge, 900—1200 Fuß breit, nordöstlich bis an die Grenze der Mandschurei. Hier nimmt die Schilka den nicht unbedeutenden Argun (Ergone) auf, der als Kerlon im S.W. entspringt, durch den Dalai-noor oder Kulun-See geht und von da 75 M. nach N. strömt;

vereinigt heißen sie nun bei den Russen Amur, bei den Chinesen der schwarze Drachenfluß (He-lung-Kiang), bei den Mandschuren der schwarze Fluß (Shang-halian-Ula), der in einer Schlangenlinie zum Theil als Grenzfluß die ganze Mandschurei von W. nach O. durchzieht und sich dann, als russischer Fluß, nordöstlich in das ochotskische Meer ergießt. Denn im N.W. in die Mandschurei eintretend, zieht er sich zuerst nach S.; vom Westgebirge kommt indessen der Non, fließt ihm fast parallel von N. nach S., ergießt sich in den Songari, den das lange Weiße Gebirge von S. nach N.W. gesandt hat; vereinigt fließen sie, nachdem sie noch den Hurrha, der von diesem Gebirge kommt, aufgenommen, 47° 50′ N. Br. und 150° O. L. in den Amur, und nachdem diesem mit 23 Zuflüssen noch der Usuri von der Küstenkette, dem Se-he-te-Gebirge im S., zugeströmt ist, fließt der gewaltige Strom, durch letzteres Gebirge von der Küste abgeschnitten, noch 100 g. M., wo noch 37 Zuflüsse genannt werden, nordöstlich ins Meer. Der ganze Lauf des Amur soll nach Ritter 535 g. M., 1/10 des größten Erdumfanges, betragen und er an seiner Mündung ca. 3 g. M. breit sein. Dennoch ist er für den Handel und die Schifffahrt bis jetzt ohne die gebührende Bedeutung gebieben, Folge der Unkultur des Landes und der ängstlichen Politik der Chinesen und weil er einen großen Theil des Jahres bis zu seiner Mündung mit Eis belegt ist. Die Mandschurei hat mehrere Seen, darunter den Hurun, 40 g. M. im Umfang, den Pir und den Hinka, 8 g. M. lang.

Leao-tung hat den Leao-ho (oder Sira-Muran), der vereint mit dem Hoang-ho (verschieden von dem gleichnamigen gr. Flusse Chinas) nach einem Laufe von 87 g. M. in den Golf Leao-tung mündet. Der Golf ist noch wenig erforscht. Durch L. Amherst's Gesandschaft kennen wir die Roß-Bai, nach Capt. Roß genannt (39° 33′ N. Br. u. 139° O. L.). An der stürmischen Küste zieht ein Schiefergebirge hin; ein Wasserfall stürzt herab. An der Nordwest-Grenze Koreas ist noch der Yalu-kiang, 65 g. M. lang geschätzt; an der Nordost-Seite der Tumen.

Das Klima und die Erzeugnisse des südlichen Anhanges von Leao-tung sind sehr verschieden von dem übrigen Lande; dieser Theil ist im Ganzen fruchtbar und bebaut, etwa wie das nördliche China und Korea, aber der Boden wird schon sehr uneben. Zur Zeit der Regenwetter schwellen alle Waldbäche hoch an und machen das Land fast unzugänglich. Die Ebenen erzeugen Waizen, Hirse (Holcus Sorghum), Hülsenfrüchte; Baumwolle, Reis ist selten — nach Huc baut man trockenen und sog. Kaiser-Reis, 1 Mu gibt nach Huc 2000 ℔ — Aepfel, Birnen, Kastanien, Haselnüsse im Ueberfluß. Man sieht große Heerden von Ochsen und Schafen. Im N.O. wird es bergig, öde, sumpfig; Wild und reißende Thiere sind da in Menge; hier ist's, wo die Kaiser die großen Treibjagden hielten. Khianlungs Lobgedicht auf Mukden preist seine Producte. Nach P. Verroles ist selbst im südlichen Leao-tung (40° N. Br.) im Winter —26° bis —30° R.

Kömmt man aber in die zweite Region weiter nördlich, in das Land südlich vom Amur, etwa Süd-Kirin, so wird es immer bergiger, kälter, bewaldeter, unbebauter. Gerbillon vergleicht es mit Canada, es sei voll von Löwen (wohl ein Irrthum), Bären, Tigern und andern wilden Thieren. Das Land ist für seine Lage (43—45° N. Br.) sehr kalt; October bis März sind alle Flüsse beeiset; nach de la Brunnière stieg die Kälte am Usuri bis —36° und mehrere Tage bis —42° R.; zu anderen Zeiten fällt das Thermometer plötzlich von 32° auf 18°. Dem Meere zu werden die Wälder immer undurchdringlicher; Schaaren von Mücken belästigen den Jäger. Die Wälder sind voll von Hirschen, Damhirschen, Ebern, Bären, Füchsen, Zobeln, Wieseln. Im Mai erscheinen am Usuri zahlreiche Schwäne, Störche, Gänse, Enten und Kriekenten. Freundlicher erscheint die Gegend, wenn von Zeit zu Zeit Thäler sich öffnen, da sind Wiesen mit gelben Lilien; Rosen, aber Arten ohne Wohlgeruch. Man baut etwas Hirse, Hafer; ein eigenes Korn — die Chinesen nennen es Mai-se-mi — die Missionäre sagen ein Mittelding zwischen Hirse und Waizen, etwas Taback; in den Wäldern gräbt man die Jinsing-Wurzel, (Panax quinquefolium). Vierfüßige Thiere werden selten. Die Flüsse sind voll Fische, besonders Stöhre; diese liefern ihnen Kleider, ihr Fett erhellt die nächtliche

Lampe, getrocknet sind sie im eisigen Winter die einzige Nahrung für Menschen, Schweine und die Hunde, die ihre Schlitten ziehen. Genannt wird ein Fisch Ilua-miu, der 1800—2000 ℔ schwer wird, und der Tamara von 10—15 ℔. Schrenk, der den Amur aufwärts vom Nikolajew'schen Posten bis zur Mündung des Gorin und später des Ussuri fuhr, hebt hervor, wie der Nadelwald, der dort vorherrscht, mehr und mehr zurücktritt, indem Laubholz überwiedend wird und damit auch die Säugethierfauna sich verändert, indem zahlreiche Repräsentanten aus der Familie der Cervinen allmählig auftreten, Renn-, Elen-, Moschusthiere, Reh und Edelhirsch. Auch die Gras- und Strauchvegetation nimmt an Ueppigkeit zu. Das Unterholz ist von Schlingpflanzen, darunter wilder Wein, durchflochten. Es bilden sich Wiesen mit mannshohem Grase. An der Mündung des Chongar ist der Nadelwald von den Ufern des Stromes schon völlig verdrängt und der üppigste Laubwald, Wallnußbäume, Linden, Eichen, Ahorne u. dgl. voll Insecten und prachtvollen Schmetterlingen. Dieser Wald geht bis zur Mündung des Ussuri, wo das höhere Gebirge weiter zurücktritt und die sumpfigen Inseln voll Reiher, Störche, im Frühjahre Enten, Gänsen, eine gute Jagd gewähren. Am Ussuri beginnt ein neuer Vegetationscharakter, unten eine moorige Ebene, später eine Art Prairie; auf den kleinen Hügeln Gruppen von Laubhölzern. Er gelangte bis zum Noor und hatte wohl 1/3 oder 1/4 des ganzen Flußlaufes des Ussuri zurückgelegt.

Am Ussuri und seinen Nebenflüssen links wohnen die Golde, rechts die Orotschen, beide mit eingewanderten Chinesen vermischt, die Handel und Gartenbau treiben. Es gediehen gut Kohl, Kartoffeln, Gurken, Bohnen, Kürbisse, selbst noch Melonen, Wassermelonen, Mais, rother Pfeffer u. dgl., vor allen Tabak, der wichtigste Tauschartikel mit den Eingebornen hier und am Amur. Im Amurlande unterhalb des Ussuri sieht man gar keine oder nur die rohesten Anfänge des Acker- und Gartenbaues. Thierzucht giebt es dagen am unteren Ussuri gar nicht; die wenigen Pferde an der Mündung des Stromes waren kürzlich von Tigern zerrissen worden, die hier häufig sind, wie auch Leoparden (Felis irbis) und der japanische Dachs (Meles anakuma). Schildkröten findet man im Ussuri und am Amur noch an der Mündung. Auf der Rückreise, den Amur abwärts, von der Mündung des Ussuri, vom 19. August an sah Schrenk Salmo lagocephalus in ungeheurer Menge stromaufwärts ziehen und alles war mit Bereitung von Wintervorräthen zur Nahrung für Menschen und Hunde beschäftigt.

Den Ostrand hat La Perouse besucht, in der Bai von Kastries (51° 29′ N. Br.) war August des Morgens 15° Wärme; binnen 3 Monat muß nämlich die Vegetation hier wachsen und reifen; die übrige Zeit ist sie in Eis und Schnee begraben, Sommers voll Nebel. Nach Schrenk ist die Zunahme der Temperatur rasch, so bald man am Cap Tebah, etwa 100 Werste oberhalb der Amurmündung, die nach O. gerichtete Biegung des Stromes überschritten hat und sich nach S. und S.W. wendet. Während dort noch Schnee und Eis lag, war hier den 19. Mai 2 Uhr Nachm. 82½° F. Nach des Contre-Admiral Nowelskoy 3jährigen Beobachtungen über den Eisgang des Amur wurde der Liman dieses Flusses erst zwischen 20. Mai und 1. Juni a. St. eisfrei, also 1—2 Monate später als die Newa, deren Mündung 8° nödlicher liegt. Nach den Nachrichten des Japaner Mamia Rinso (vom J. 1808) ist die Meerenge von December bis März meist zugefroren. Nach Schrenk bedeckt sich aber erst Mitte Januars die Meerenge zwischen dem Continente und der Insel am Cap Lasarew im S. des Limans mit Eis und gestattet die Ueberfahrt in Hundeschlitten.

Auf die nördliche Mandschurei zwischen dem Ausschnitt des Amur und dem Hing-ngan haben nur die Streifzüge der Kosaken Pojarkow und Chabarow 1650 ein Streiflicht geworfen; seitdem ist sie wieder in Dunkel verschwunden. Am Seja, der in den Tschikiri fällt, bauten damals Taguris (Däuren) Gerste, Hafer, Hirse, Buchwaitzen, Erbsen und Hanf; in den Gärten sah man Gurken, Korn, Bohnen, Knoblauch, Aepfelbäume, Haselstauden; sie hielten viel Vieh. Ebenso am Amur. Später vertrieben aber die Einfälle der Russen die betriebsamen Däuren und es wohnen jetzt da Rennthier-Tungusen (Orotschys).

Im westlichen Theile endlich zwischen dem Amur und dem Westgebirge um Tsitsicar und Merguen ist das Land sandig und wenig gut, um Sanghalian-Ulan aber fruchtbar an Waitzen und anderm Getreide. Das übrige Land ist Jagdland, das den Ssolonen Zobel-, Wolfs-, Fuchs- und Tigerfelle liefert. Die Gegend, die Lange durchzog, war vielfach holzarm, kalt, zum Theil weidenreich und voller Wild. Bemerkenswerth ist, daß die Flüsse, die ostwärts in den Amur sich ergießen, voller Krebse, Karpfen, Brassen, Forellen, Krebsottern (Lutreola) u. s. w. sind, während alle diese Thiere wie die Hausratte, nach Pallas, nördlicher in West-Sibirien nicht mehr vorkommen.

Die Masse der Bewohner der Mandschurei sind Tungusen unter verschiedenen Namen. Neben diesen wohnen am untersten Amur bis zum Meere und auch auf den Inseln im Meere Giljäken. Pajarkow 1643 reiste 2 Wochen lang auf ihrem Gebiete; sie lebten vom Fischfange und fingen im Winter Zobel; auch Chabarow nennt sie. Sie müssen ziemlich nördlich hinauf gewohnt haben, denn 18 Tagereisen nördlich von der Mündung des Amur trifft Nagiba noch Giljäken neben Tungusen. Middendorf wird uns wohl nähere Nachrichten über sie geben, die noch fehlen. Nach Schrenk beginnen sie 200 Werste oberhalb der Mündung des Amur und gehen hinab bis zu dessen Mündung und noch auf Saghalien. Die Missionäre nennen die Ke-tschen (Che-djen) am Ufer des Meeres und längs dem Amur bis Tondon (49° 24′ N. Br. 19° 38′ O. L. v. Peking), 150 fr. M. weit; sie haben nur kleine Dörfer, meist längs dem Fluß gebaut. Ihre Sprache, von der der Mandschu ganz verschieden, nennen diese Fiatta. Der Name Fischhäuter-Tataren (Yu-soi Ta-tse) wird von Gerbillon auch auf diese Fiatta erstreckt, da sie sich auch in Fischhäute kleiden. Du Halde unterscheidet sie von den ersteren und läßt sie südlich von Tondon längs dem Ussuri wohnen, wo Schrenk die Golde (Tungusen) setzt. Ihre Sprache hielten die Missionäre für ein Gemisch von Mandschu und Fiatta, weil ihre Häuptlinge beide verstanden. Sie verstanden die Fischhäute 3- und 4farbig zu färben und mit dünnen Lederstreifen schön zusammenzunähen. Die Form ihrer Kleider war die mandschuische, unten mit einem rothen oder grünen Bande, bei den Frauen mit einer Reihe Kupferpfennige oder Schellen, die ihre Ankunft kund gaben. Einzige Nahrung von Menschen und Vieh, der wenigen Schweine und der vielen Hunde, die im Winter ihre Schlitten ziehen auf den beeisten Flüssen, sind Fische, die im Sommer frisch, im Winter getrocknet gegessen werden. Die größern Fische tödten sie mit Harpunen, die kleinern fangen sie in Netzen. Ihre kleinen Barken sind aus Baumstämmen, die Böte aus Baumrinde; Salz haben sie nicht. Bei den kleinen Weilern, meist am Ausgange der Flüsse, bauen sie etwas Taback; dicker undurchdringlicher Wald deckte das übrige Land.

Oberhalb der Giljäken setzt Pojarkow die Natki, Chabarow die Atschani, 10 Tagereisen weit, ohne Ackerbau und Viehzucht, auch ein Fischervolk. Eine frühere Nachricht bei Müller begreift sie mit den Giljäken unter dem Namen Natkani am untern Amur; sie sollen ihre eigene Sprache reden und einen Tauschhandel mit Waaren treiben, die sie aber nicht selber verfertigt haben. Schrenk nennt oberhalb den Giljäken, 550 Werste oberhalb der Mündung des Amur, die Mangunen oder Oltza und die Golde, beides aber schon Tungusen. Diese fand er auch am Ussuri. De la Brunière nennt hier und an dessen Zuströmen die Langhaare (chines. Tschangmao-tse) und die Rothhaare (Elljao-tse), die in Zelten aus Baumrinde leben; die erstern, früher zahlreich, waren auf 70—80 Familien herabgekommen; im Winter jagen sie wilde Thiere bei 6—8′ hohem Schnee auf Schlittschuhen 5′ lang, 5″ breit, 3″ dick; im Sommer fischen sie in Böten aus Baumrinde, die Fische spießend. Man reist nur auf dem Flusse, im Sommer zu Schiffe, im Winter auf Schlitten von 8 Hunden gezogen, die mit Fischköpfen ernährt werden.

Abseits vom Amurthale an der Meeresküste nach O. wohnen nach Schrenk die Orotschen und an den großen Zuflüssen des Amur von W. am Amgunj die Nejda (Nigidaler) und am Gorin die Samageru (Schamagren), russisch Kile,

lauter verwandte Tungusenstämme; bei großem Wildreichthume sind sie Liebhaber der Jagd. Die Orotschen sind wohl die Orotschys an der Bai Castries la Perouses, über die etwas südlicher von da Bitschys wohnten, über die er und Rollin ausführliche Nachrichten mit Abbildungen gibt; s. meine Gesch. des östl. Asiens I. 43—48. Die Japaner nennen diesen Küstenstrich Sandan und wir haben die Nachrichten Mamia Rinsoo's (1818) über sie hinzugefügt. La Perouse wollte sie von N.Asien Kamtschadalen, Koriäken herleiten, wohl ohne Grund.

Weiter den Amur aufwärts, 7—10 Tagereisen an der Mündung des Schungal (Songari) und diesen aufwärts wohnten nach Chabarow die Dutscheri (Judschi, mongol. Djursjit) mit Ackerbau und Viehzucht in großen Dörfern, wie auch weiter aufwärts die Goguli. Die gebildetsten aber waren die Däuren (Taguris), mit Ackerbau, Viehzucht, Handel, Bergbau, befestigten Städten, früher unter besonderen Fürsten, und im äußersten W. die Solonen (mongol. Schützen), lauter tungusische Stämme, über die wir mancherlei ältere Nachrichten haben, die in unserer Geschichte der Mandschurei zusammengestellt sind.

Die Tungusen beschränken sich aber nicht auf die Mandschurei, sondern Tungusen sind auch die Lamuten (tung. Meerbewohner) am Ochotzkischen Meere, und bei Ochotzk, Jakutzk, Nertschinsk, an der obern und untern Tunguska bis zum aldanischen Gebirge oder dem Penskischen Meerbusen, wo sie Korjäken, Jukagiren und Jakuten vom Eismeere trennen, im W. aber gehen sie noch viel weiter nördlich von 120—140° O. L. ans Eismeer. Nach der Eroberung Chinas zogen die Mandschu, die sehr schwach waren, alle stammverwandten Völker an sich und zum Theil nach China; so sind die nördlichen Gegenden sehr entvölkert worden; es haben sich aber in die leeren Gegenden, zum Theil dem Drucke der Russen zu entgehen, andere Völker angesiedelt. Z. B. nach Sauer 1787 allein 6000 Jakuten aus den Districten Ulekma, Jakutzk u. s. w. Der südliche Anhang der Mandschurei oder Leao-tung ist schon lange von Chinesen besetzt und angebaut worden. Nach Maistre ist die halbe Mandschurei öde, indem die Mandschu nach China ziehen als Soldaten oder Stellen zu erlangen. Chinesen dringen statt ihrer ein und bilden schon die Mehrzahl der Bewohner. Flüchtige Verbrecher bilden den Vortrab. Sie wohnen 10 frz. M. oft von einander in einzelnen Häusern im Walde; es sind Vagabunden, Mörder, Straßenräuber, die die Furcht vor der Strafe in diese Wildniß trieb. Sie suchen da Jin-sing. De la Brunière bestätigt dieß. Am Usuri und seinen Zuströmen wohnten keine 800 Seelen, 200 solcher Chinesen und etwa 600 Fischhäuter-Tataren; nach Schrenk aber links die Golde (Tungusen), rechts die Orotschen, beide mit eingewanderten Chinesen gemischt. Ueber die Zahl der Einwohner der Mandschurei s. S. 91 ff.

Die Sprache der Mandschu, der jetzigen Beherrscher Chinas, ist der Grundlage nach, d. h. die Wörter des ersten Bedürfnisses, ein abgeschliffener Dialekt des tungusischen und verwandt mit der der Jue-tschi, die 1125 bis 1234 in Nordchina das goldene Reich (chines. Kin) gegründet hatten. Die tungusische Sprache ist eine der sogen. tatarischen, d. h. im Wortbau und Grammatik der mongolischen und türkischen verwandt; viele Wörter für die meisten secundären Begriffe sind aus dem Mongolischen aufgenommen, auch manche aus dem Chinesischen; ihre eigenen sind nicht einsilbig und so formlos wie die chinesische. Die Mandschu haben eine eigene Schrift, die 1599 aus der mongolischen, der sie sich erst bedienten, gebildet wurde, wie diese früher aus der uigurischen (ost-türkischen) und die noch früher aus der syrischen Estrangelo; sie wird wie diese und wie die chinesische von oben nach unten geschrieben. Sie haben eine Art Litteratur, d. h. die Kaiser haben mehrere chinesische und tübetanische, (buddhistische Werke) ins Mandschuische übersetzen lassen, ein künstliches Erzeugniß, das keinen Eingang im Volke findet. Die Mandschu vergessen in China ihre Sprache und werden zu Chinesen. Nach de la Brunière ist selbst in der Mandschurei die Mandschusprache fast todt, da die Chinesen in Masse eindringen und ihrer nur wenige sind.

Die Verfassung der Mandschu ist von der Chinas gänzlich verschieden; alle männlichen Kinder sind geborene Soldaten; sie sind in 8 Banner (mandsch. Gusa,

chines. Ki), die nach der Farbe ihrer Fahne unterschieden werden, die gelbe, die weiße, die rothe, die blaue und die gelb=, weiß=, roth=, blau=verbrämte Fahne, eingetheilt. Die Mongolen und tatarisirten Chinesen, die gleich von Anfang an den Mandschu sich anschlossen, wurden der Nation gewissermaaßen einverleibt, bilden aber besondere Abtheilungen. Die Banner sind natürlich wieder in Unter=Abtheilungen, Compagnien (mandsch. Niurus) u. s. w. eingetheilt. Diese Eintheilung erstreckt sich aber nicht blos auf den Krieg, sondern begreift auch das ganze übrige bürgerliche Leben. In China liegen sie in Garnison, in der Mandschurei bilden sie besondere Militärcolonien (chines. Tün, mandsch. Gaschan), wo die Soldaten mit ihren Familien wohnen und das Feld bestellen, oder sie leben in Kasernen. In diesem Militärstaat der Mandschu besteht nun durchaus nicht die angeborene Gleichheit der jetzigen chinesischen Verfassung, sondern eine Art militärischer Erbadel mit den verschiedenen Abstufungen (Thsin-wang, Kiun=wang, Beile, Beitse, Kung), alle dem Range nach mehr als der vornehmste Mandarin des Reichs. Die vornehmen Mandschu erscheinen mit großem Gefolge, zum Theil Sklaven. Den Kaiser und Prinzen umgiebt eine Art Leibwächter, Söhne der angesehensten Mandschu. Auf Chinas Verwaltung haben alle diese Großen als solche keinen Einfluß. Sie versehen nur die Statisten=Rollen bei feierlichen Audienzen, Aufzügen, Reisen der Kaiser. Die Würde des Vaters erbt fort, aber nur auf einen Sohn, gesetzlich auf den ältesten und erst beim Abgange dessen auf den nächsten. Vielleicht, daß wenn Einer mehrere Titel hat, die untern auf die jüngeren Glieder der Familien übergehen, wie in England. An der Spitze dieser Erb=Aristokratie steht der Kaiser und seine Familie. Die directen Nachkommen des Stifters (Tai=tsu) sind durch den gelben, die Seitenlinie durch den rothen Gurt ausgezeichnet. Dieß und das Prinzen=Tribunal, dem Alle unterworfen sind, ist aber auch beinahe das einzige Vorrecht, da sie als solche und wenn sie nicht in China zu Aemtern gelangen, weder Einfluß noch Macht haben. Bei der starken Vermehrung durch Polygamie — Khang=hi hatte 24 Söhne, Khian=long 17 und nach 5 Generationen zählte man 1724 schon 2000 Prinzen — müssen sie bei geringer Dotation und Theilung des Vermögens in Bettlerarmuth versinken. S. das Weitere bei China.

Von der Mandschurei konnte nur der cultivirtere Theil Leao=tung eine der chinesischen nachgebildete Verfassung erhalten; sie besteht ganz unabhängig von China, nur aus Mandschu; die Verwaltung wurde ursprünglich nur in der Mandschu=, jetzt in chines. Sprache geführt. In der Hauptstadt Mukden gibt es daher die 5 Tribunäle die wir in China weiter werden kennen lernen; nur ein Tribunal der Ernennungen gibt es nicht. Die anderen Districte sind mehr militärisch organisirt. So gibt es in Kirin einen Mandschu=General mit dem Rechte eines Vice=Königs, in Ninguta, Betune u. s. w. einen General=Lieutenant.

Die Mandschu haben mehr oder minder die Religionen Chinas angenommen; doch haben sich auch noch Reste ihrer alten Religion, einer Art von Schamanismus, selbst am Hofe der Mandschu=Kaiser erhalten, worüber P. Hyakinth 1840 und Schott uns Nachrichten gegeben haben, wie schon früher Langles über das Buch: „Von den Gebräuchen bei den Opfern der Mandschu in Mandschu=Sprache, Peking 1765", die Uebersetzung dem P. Amiot entwendend. Wir bemerken nur, daß das Wort „Schamane" (mandsch. Saman) für Geisterbeschwörer — verschieden von Sanskrit Samana, Büßer — tungusisch ist. Die Kaiser erhielten die alte Religion staatsklug als ein Palladium der Nationalität, paßten sie aber der chinesischen Reichsreligion und dem Buddha=Glauben an. Diese Hof=Religion erkennt ein höchstes Wesen, den Himmel und 14 mächtige Geister (Onggod) an; 10 stammen aus Tungusien, 2 sind buddhistische Intelligenzen und einer ein vergötterter Heros der chinesischen National=Religion. Der buddhistische Schigemuni (Buddha), den der Buddhist über den Himmel weit erhaben sich denkt, wird diesem untergeordnet und den Onggod gleichgestellt und ihm und den Boddhisattwas freventlich gar Thier=Opfer dargebracht.

Die Russen machten zuerst im Jahre 1649 Versuche, sich im Amur-Gebiet festzusetzen und gründeten 1652 den Posten Kamarski-Ostrog; jedoch 1658 wurden sie durch die Chinesen wieder vertrieben. Seit 1665 drangen wieder Russen ein und machten Albasin oder Jaksa am Amur zu ihrem Hauptort, allein auch die Chinesen blieben nicht müßig, gründeten feste Niederlassungen am Amur und führten gegen die Russen Krieg, bis es bestimmt wurde, daß die Amur-Angelegenheit auf friedlichem Fuße ausgeglichen werden sollte. Chinesische und Russische Abgeordnete schlossen im Jahr 1699 zu Nerschinsk einen Frieden, in welchem die Russen auf den Besitz am Amur verzichteten und die Gränze zwischen dem russischen und chinesischen Reiche so festgestellt wurde, daß die untre Argunj bis zur Schilka, die Schilka etwa 26 Meilen stromaufwärts bis zu der von links her mündenden Kleinen Gorbiza, die Gorbiza selbst bis zu ihrem Quell, und von hier an gegen O. die Wasserscheide zwischen den Gebiete der Lena und des Amur, dieselbe bilden sollte; nur am Ochotskischen Meere selbst sollte die Gränze zwischen dem zu Rußland gehörigen Ud und der chinesischen Amur-Mündung bis auf Weiteres unbestimmt bleiben. Spätere Gränzregulirungen in diesen Gegenden haben nicht stattgefunden.

Der Amur ist für Sibirien, dessen größere Ströme sich alle in das N. Eismeer ergießen, die einzige fahrbare Wasserstraße und der einzige von der Natur gegebene Handelsweg; es konnte also nicht fehlen, wennn die Machthaber über Ost-Sibirien wiederholt auf die Eroberung des Amur-Gebiets bedacht gewesen sind. Im Jahre 1847 wurde Nikolaus Murawjew Gesammt-Gouverneur von O.-Sibirien, und auf seinen Betrieb wurden die ersten Schritte gethan, sich des Landes zu versichern. Zunächst wurde die Küste des Gebiets am Japanischen Sund untersucht, und ein Posten, Petrowskoje Simowje als Stützpunkt für die weitere Untersuchung angelegt; im Jahre 1850 wurde die Mündung des Amurs erkundet und 1851, etwa 6 M. aufwärts des Flusses, am linken Ufer der Posten Nikolajewski gegründet; im Jahre 1853 besetzte man die Bucht von Castries 51° 40′ N. Br., 159° O. L., am Tatarischen Sund, durch den Posten Alexandrowsk und errichtete geradeweges gegen W. landeinwärts am Flusse und der seeartigen Ausbiegung Kisi, deren östliches Ende nur 15 M. von der Castries-Bucht entfernt ist, den Posten Mariinsk oder Kisi, etwa 46 M. von der Mündung aufwärts; in demselben Jahre wurde am Tatarischen Sunde unter 49° N. Br., 158° O. L. Konstantinowsk oder der Kaiserhafen an dem von den Engländern als Barracouta bezeichneten Platze gegründet, sowie gegenüber auf der Insel Sachalin der Posten Ilgin; diese beiden letztern Posten, so wie Petrowskoje Semowje sind 1855 oder 1856 in Folge des Ausbruches des russisch-westmächtlichen Krieges, wenigstens vorläufig, wieder aufgehoben worden. Seit 1856 sind nun Ansiedlungen von Ackerbauern zwischen Kisi und Nikolajewsk, so wie am ganzen obern Amur entlang in Entfernungen von etwa je 7 M. Kosaken-Posten bewerkstelligt, die besonders die Aufgabe haben eine Postenverbindung mit Sibirien zu Stande zu bringen. Am 31. Oktober dieses Jahres wurde das bisherige Gebiet von Kamtschatka mit dem Amurlande zu einem „Küstengebiet von Ost-Sibirien" vereinigt, und im Jahre 1858, durch den Frieden von Tiën-Tsin am 13 Juni, der vorher am 28 Mai durch Murawjew in Sachalin-Ula-Choton abgeschlossene Vertrag bestätigt, durch welchen die oben bezeichnete Gränze zwischen dem russischen und chinesischen Reiche festgestellt worden ist. Inzwischen hatte Murawjew am Zusammenfluß der Dseja und des Amur die Stadt Blagoweschtschensk gegründet und später ist, nicht weit oberhalb Kisi, die Stadt Sofjewsk angelegt worden. Wie weit die Russen mit Besetzung der Ostküste vorgegangen sind, ist noch nicht klar: genauere Messungen an dieser Küste, wie im oberen Ussuri-Gebiet sind von ihnen im Jahre 1859 ausgeführt worden.

P. Hyakinth in seiner Statistik des chinesischen Reiches rechnet in der ganzen Mandschurei 1,249,784 Chinesen. Die 8 Banner der Mandschu, inbegriffen die Mongolen- und Chinesen-Abtheilungen darin, bilden nach ihm 2208 Compagnien à 150 Mann, also 331,200 Streiter zwischen 16 und 60 Jahren. Mit Weibern, Greisen, Minderjährigen, Invaliden und Sklaven rechnet er die neunfache Anzahl, also 3,312,000;

die Mandschu allein 1154 Compagnien, also 172,650 M. oder mit Weibern, Greisen u. s. w. 1,535,850. Dieß wäre die Gesammtzahl der Mandschu, die aber meist in China und dem übrigen Reiche, Ili u. s. w. steht und das ungeheuere Reich von mehr als 414 Millionen Chinesen beherrscht, der Mandschurei zum großen Theil entzogen. In der Mandschurei sollen in 24 Garnisonen nach demselben Hoeitien v. J. 1818 nur 35,361 M. Milizen stehen. Jeder Mandschu, dem ein Kind geboren wird, muß in Pe-king und den Provinzial-Besatzungen seinem Chef davon Anzeige machen, alle 10 Jahre reichen die Offiziere der verschiedenen Schwadronen den Divisions-Chefs ihre Listen ein, alle 3 Jahre ist Revision der Mannschaft; eine Liste erhält das Kriegs-Ministerium, eine die Kanzlei der 8 Banner. Nach P. Hyakinth gehören die meisten urbaren Ländereien*) der Krone und verschiedenen Fürsten, die die Einkünfte aus denselben in Geld oder Naturalien unmittelbar beziehen, daher das Staats-Einkommen aus den 3 Provinzen sehr eingeschränkt sei. Klaproth rechnete, wohl nach dem rothen Buche, in der ganzen Mandschurei die Abgaben an Geld auf 38,784 Unzen, an Korn auf 58,582 Schi, an Landtaxe in Reis 32,391 aus Ninguta und 20,700 aus Pethune, zusammen 111,673 Schi, die nach Pe-king gehen; in den Magazinen der Provinz verblieben 156,810 Schi Korn und 139,504 Schi Reis. Nach P. Hyakinth betrug die Grundsteuer in der ganzen Mandschurei 1812 286,757 Unzen, die Kopfsteuer 23,367, verschiedene andere Auflagen 33,935 Unzen. Reis in natura 43,828, Hülsenfrüchte 34,741 Schi. Nach P. Huc erlischt die Mandschu-Nation allmälig, nur das Gebiet der Ssolonen und Si-pa ist von den Chinesen noch nicht occupirt.

Die Mandschurei zerfällt in 3 Provinzen: 1) früher Leao-tung oder Schin-king, d. i. die vollkommene Residenz, jetzt Mukden, chinesisch Fung-thian-fu, d. i. der vom Himmel beauftragte Bezirk, worin die Hauptstadt auf einer Anhöhe 41° 50′ N. Br. u. 141° 17′ O. L. Die Regierungsgebäude sind nach chines. Art prächtig, vor den Thoren die Gräber der ersten Mandschu-Herrscher. Die Stadt hat große, breite Straßen, ein Quartier blos von Prinzen bewohnt. P. Verolles spricht von 200,000 Einwohnern. Chinesische Kaufleute, die sich hier niedergelassen, haben chinesische Industrie hierher verpflanzt. — Kai-tscheu, 40°30′ N. Br. u. 140° 25′ O. L., 2 g. M. vom Golf von Leao-tung, mit bedeutendem Ausfuhrhandel. — King-tscheu-fu, 41° 6′ N. Br. u. 139° 12′ O. L., auch Ausfuhrplatz für Droguen, Mehl u. s. w.; an 1000 Junken finden hier Ladung, beide Häfen sind aber flach, da das Meer jährlich zurückweicht. — Lao-yang, S.O. v. Mukden. — Fung-hong-tsching (die Phönixstadt), der einzige Handelsort zwischen Korea u. der Mandschurei. Zum Districte Mukden gehören der Graf J. Potoki-Archipel, wie Klaproth ihn nannte, 20 Inseln, 39—40° N. Br. u. 140—141° O. L., Schifferstationen und Stapelplätze des Handels zwischen China und Korea. — Die Provinz Leao-tung, deren Bevölkerung P. Amiot 1743 nur zu 235,620 [1]), P. Hallerstein 1762—65 zu 668,852, Gützlaff u. Pauthier nach dem Ta-tsing-hoeitien v. J. 1812 zu 942,003 Einwohnern angeben, war nach neuern Nachrichten auf 2,167,286 Einw. gestiegen, so sehr hatte der Strom der chines. Colonisation zugenommen, der sich bereits auch weiter hinaus nach Kirin ergoß.

2) Kirin (Ghirin), nach den Chinesen 41° 23′ bis (?) 58° N. Br. u. 142° 45′ bis 165° 45′ O. L., dem Japanischen Meere zu, das größte Departement der Mandschurei mit dem Hinka- und Palten-See, dem Tumen- und Sungari-Fluß. Die Provinz hatte nach dem Ta-thsing-hoei-tien von 1812 307,781 Chinesen und Mandschu[2]) zu Einwohnern, ungerechnet 5 Völkerschaften in 56 Stämmen in San-sing mit 2398 Familien, deren jede jährl. 1 Zobel als Tribut zahlte. Die Grundsteuer betrug 55,409 Unzen Silber (Leang), an Kopfsteuer 6692, Abgabe an Reis in Silber bezahlt 24,398, an vermischten Steuern 6118, zusammen 92,617 Unzen, in natura 22,680 Schi Korn. Das angebaute Land der Privaten betrug 1,438,251 Acker, die Garnisonen in verschiedenen Städten und Grenzfesten 10,084 M. nebst 303 Matrosen, die bewaffnete Miliz 54,000 M. — Kirin (Ula Hotun), 43° 46′ N. Br. u. 144° 50′ O. L., am Ost-Ufer des Songari, ein elender Ort mit Erdwall, aber Entrepot des Handels, Sitz des General-en-Chef, 1818 mit 3774 M. Besatzung. — Ula, die beste Stadt des Distrikts, mit 700 M. Besatzung und einem Generalmajor. — Petuneh, 10 geogr. M. N.W. von Kirin, am Songari, Sitz eines Divisionsgenerals mit 1000 M. Besatzung. — Ninguta,

*) Der Ta-thsing-hoei-tien hat sie unter Tschy-ly, ohne sie genau zu scheiden; ebenso die Abgaben, namentlich von Fung-thian. Siehe daher bei China. 1 Schi ist ungefähr ein Hectoliter = 1,82 preuß. Scheffel.

[1]) Der Ta-thsing-hoei-tien hat 1712 in Fungthian 83,450 streitbare, männliche Personen (Min Ting), ohne die Frauen &c. — Mäuler — sagt der Chinese.

[2]) 1712: 33,025 steuerbare Männer (Min Ting) über 16 J.

eigentlich Ninguta, d. i. die 7 Patriarchen-Fürsten, am Hurha, der in den Songari fällt, mit 1400 M. Besatzung unter einem Divisionsgenerale; hier leben viele Verbannte; Handel. — Alt-Schuka mit 460 M. Besatzung. — Schon-tschin mit 450 M. und Lahin mit 460 M. Besatzung. — Der Hoei-tien von 1818 nennt in der Provinz 8 Städte. Gegen Leao-tung zu war ein Pallisaden-Wall mit 2 Passagen mit 200 Mann Wache. Durch die starke Einwanderung der Chinesen sind hier nach de la Brumière jüngst mehrere neue Städte entstanden, er nennt die Stadt A-je-ho, 24 g. M. nördlich von Kirin, 15 westlich vom Songari, mit (?) 60,000 Ew.; sie nähmen täglich zu. 6 g. M. von da sei Wüste bis zum Ost-Meere; nur eine Straße bis San-sing (die drei Geschlechter mandschurisch Ilan Hala), am rechten Ufer des Songari, mit 10,000 Einw., 1/3 davon Muhamedaner, mit Moschee und Schule; das Land ringsum ein Wald von Eichen, Ulmen, Tannen, mannshohem Grase, aber voll Sümpfe und Muskitos. Nur ein Dutzend Chinesen erhalten für 100 Tael einen Paß, um am Usuri, Amur und Songari Jinsing suchen zu dürfen. Jährlich schickt der Gouverneur 3 Schiffe aus, den Tribut in Pelzwerk und Fellen von den wilden Stämmen zu erheben.

3) Das Gouvernement He-lung-kiang, d. h. des schwarzen Drachenflusses (Amur) oder Tsitsisar, von Ninguta bis zum Argun — hier der Non und andere Flüsse — Sitz der Ssolonen (Bogenschützen) u. Taguris (Dauren). Der Ta-thsing-hoei-tien von 1812 rechnet 4497 Zobel Tribut von eben so vielen Familien (Ssolonen, Dauren, Oruntschun und Pilar) und 1855 Unzen Silber Steuern aus der Stadt Tsitsisar. Angebautes Land von Privaten wird da nicht angegeben, nur 81,600 Acker, die für die Miliz angebaut sind. Die Bevölkerung bestand blos aus Nomaden und Jägern und keine chinesische Colonisation fand statt; nur in den Städten sind Chinesen. Wohl aber liegt eine Anzahl Truppen hier nach dem Hoei-tien von 1818, in den Städten 6742 Mann, davon 3312 M. leichte Kavallerie und 1094 Matrosen, ferner 4492 M. Grenztruppen, lauter Mandschu, zusammen 11,236 M. — Die Hauptstadt Tsitsisar, 47° 24′ N. Br. u. 141° 52′ O. L., mit Wall und Pallisaden, meist von chines. Verbannten und Kaufleuten bewohnt; die Regierungsgebäude gut gebaut, die Häuser des Volks außer der Mauer aus Lehm; Sitz des General-en-Chef; 1818 mit 2394 M. Garnison und 583 Matrosen. Lange, der einzige Europäer, der 1736 hierher kam, nennt eine Stadt Naun am Non, welcher hier doppelt so breit sei, als die Angara bei Irkutsk, und an einem schmalen See, auf hohem Boden mit Rasenwall, mit Thoren aus Ziegeln, mit 500 Häusern; am untern Ende der Stadt befand sich eine kleine Veste mit 3 Klafter hohen Pallisaden umgeben, an den 4 Ecken Schießthürme, in der Veste das Haus des Gouverneurs, eines Generals, Magazine und das Gefängniß; längs der Hauptstraße, die 1 Werst lang, waren Kramläden, wo chines. seidene und baumwollene Waaren, gute Zobel, Proviant im Ueberfluß zu haben waren, dann Garküchen, Theeschenken, Schmieden; die Einwohner seien Soldaten und chines. Kaufleute; vor der Stadt sei ein schöner steinerner Tempel auf einer Anhöhe und ein Lamakloster. Da der Hoei-tien keinen solchen Ort kennt, ist dieß wohl Tsitsisar. — Lange nennt noch Jebina, 1732 angelegt, indem man 3000 Dauren, Ssolonen u. Mongolen hinversetzte, mit chines. Kramläden; — Merghen Hotun, 49° 12′ N. Br. u. 143° O. L., auf sandigem Boden, mit 1087 M. Garnison und 44 Matrosen unter einem Divisionsgenerale; ebenso He-lung-kiang, wohl gleich Sanghalian-Ula-Hotun, 50° N. Br. u. 145° 24′ O. L. auf fruchtbarem Boden, am Amur, gut bevölkert, mit 1667 M. Besatzung und 44 Matrosen. — Cholan mit 500 M. Garnison, 40 Matrosen u. 1 Lieutenant. — Cholon-Buir mit 1176 M. Kavallerie Grenztruppen. — Budecha mit 973 M.; jede unter einem General Gouverneur.

II. Die Mongolei.

Die Mongolei würde eigentlich das Land sämmtlicher Mongolen begreifen — die Kalmüken an der Wolga wie im Altai, die Buräten am Baikal u. s. w. — oder, da wir vom chines. Reiche hier reden, wenigstens sämmtliche Mongolen des chinesischen Reiches; aber da die Mongolen bis nach Tübet hinein, um den Koko-noor und an der Kleinen Bucharei hin wohnen, beschränkten andere den Namen auf die eigentliche Mongolei im engern Sinne. Die Grenzen nach Norden, Osten und Süden sind bestimmt: im N. grenzt sie an Sibirien, (vgl. S. 83); im O. an die Mandschurei und Daurien; im S. an China (die Grenzlinie wird durch die große Mauer gebildet); im W. nennt P. Hyakinth als Grenzen die chinesischen Bezirke Ngan-si-tscheu und Ost-Turkestan; sie erstreckt sich nach ihm, mit Ausschluß der Songarei und Kokonooriens, von 118—143° O. L. und von 41—51° N. Br., mit jenen Ländern nach Timkowski von 90—140° O. L. und 35—50° N. Br. Die Unregelmäßigkeit der Grenzlinie und die Unbestimmtheit der Grenzpuncte erklärt die verschiedenen Angaben. Gützlaff erstreckt sie mit Einschluß von Koko-noorien, ohne die Songarei,

vom 34—55° N. Br. u. 114—129° O. L. auf 254 g. M. Länge und 222 M. Breite; Dubeux 92—142° O. L. u. 33—53° N. Br.; Huc 95—138° O. L. u. 35—50° N. Br.; Williams nach der chinesischen Statistik 92—143° O. L. u. 35—52° N. Br., 378 g. M. lang, 222 M. größte Breite, über 70000 geogr. Q.-M. Diese, wie Timkowski, schließen Koko-noor und die Songarei mit ein. Du Halde rechnete über 200 g. M. von O. nach W. und 266 M. von N. nach S. Man schätzt sie auf 91,360 Q.-M.

Die Mongolei ist ein Hochplateau; die absolute Höhe derselben ist mit Sicherheit kaum an ein Paar Punkten bestimmt. Die Missionäre schätzten sie früher zu hoch auf 10,000′ abs. Höhe; den Pe-tscha P. Verbiest gar 15,000′ und darnach noch Ritter früher die mittlere Erhebung 8000′, die größte gegen N.-O., um die Khinganberge noch höher; die neuern Untersuchungen der Russen geben ihr nur eine mittlere Höhe von 4000′. Doch ist nur die Straße von Kiachta nach Pe-king von ihnen eigentlich betreten. Ueber die innere Beschaffenheit sind wir noch sehr wenig unterrichtet. Wir unterscheiden

I) die östliche Mongolei an dem Süd- und Südost-Abfall der hohen Gobi. Die Flüsse, welche theils im Sande der Steppe sich verlieren, theils dem östlichen Meere zufließen, sind der Schandugol, der Schara-muren, der Sira-muren, der unter dem Namen Leao-ho in den Meerbusen von Leao-tung mündet; in ihn ergießt sich südlich der Lohan. Auch Nebenströme des Songari, der Non und sein Zufluß, der Tschol, entspringen in der östlichen Mongolei. Hierzu gehört noch eine Strecke Landes zwischen dem Randgebirge der Hohen Gobi, Hing-Ngan oder Sjalkoi-Gebirge genannt, und der chinesischen Mauer: die oberste Terrasse des Abhanges von Hochasien gegen den Golf von Pe-tschi-li und Leao-tung, ein Gebiet, welches an seiner N.W. Grenze noch den rauhen und öden Charakter der Hohen Gobi trägt, während es im S.O., von tiefen Thälern durchzogen, an den unteren Abhängen bewaldet, in den Charakter des Hochgebirges übergeht. Die tieferen Terrassen dieses Abhanges gehören theils der chinesischen Provinz Tschi-Li, theils der Mandschurei, Prov. Mukden, an.

II) Die zweite oder mittlere Region der Mongolei bildet die hohe Gobi oder Schamo, eine nur selten von niedrigen Bergen durchschnittene hohe Fläche mit Einsenkungen. Könnte man sie übersehen, sagt P. Hyakinth, so würde sie sich als ein nach einem Sturm noch hin und her wogender Ocean darstellen. Von der Westgrenze der Tschacharen bis zum Chara-Noor ist es eine Sandfläche mit Marienflachs und Stechpflanzen ohne Bäume, oder es sind mit glänzendem Kies bedeckte Thäler, nackte Granitlager oder Schieferhügel mit scharfen Spitzen. Nach Bunge ist der Khingan Dabahan zunächst der gr. Mauer 5100′ hoch, Zaghan Balghassu, d. i. die weiße Stadt, 4200′, das Becken der Schamo zwischen Durma und Erghi (43—46° N. Br.) nur 2400′ hoch. Dann steigt das Land. Der Paß Mandal ist 3480′, der von Dschirgalan Tau am Porphyrberge Darkhan 4620′ par. hoch. Dann sinkt es wieder Urga zu: Kiachta liegt 2400′, der Baikal-See 1655′ hoch, Selenginsk 1779′. Der Theil, der von den eigentlichen Mongu bewohnt wird, ist nicht ohne Flüsse und Anbau. Der Hoang-ho oder der große gelbe Fluß Chinas umfließt das Gebiet der Ordus im S. Die Größe der Gobi läßt sich nicht genau bestimmen, sie erstreckt sich vom innern Hing-ngan bis zur Kleinen Bucharei; Williams meint, an 400 g. M. weit; die Breite ist sehr verschieden. Man theilt sie auch in zwei Hälften, die östliche und westliche Gobi, diesseits und jenseits Hami.

III) Die dritte Region, nördlich von der Gobi, das Gebiet der Chalchas, der Nord-Abfall der Mongolei, Sibirien und dem Baikal-See zu, nach Huc 120 g. M. von N. nach S., 300 M. von O. nach W., zeigt wieder Berge und auch die Anfänge von Flüssen. Dem östlichen Hing-nan zu zieht sich hier das Kentei- und das Khangai-Gebirge, das nach Sibirien hinein sich erstreckt, und andere minder bedeutende; nordwestlich aber schon die Verlängerung des sog. kleinen Altai. — Von den Flüssen nennen wir nur den Kerlon, der auf der Südseite des Kentei entspringt, nach 100 M. Laufs

den Dalai-Noor bildet, dann als Argun schiffbar dem Norden sich zuwendet und später, wie wir gesehen, in der Mandschurei mit der Schilka den Amur bildet. Der Onon, der auch im Kentei entspringt, fließt nur 50 M. auf mongolischem Boden; von der Westseite des Kentei-Gebirges aber kommt die Tula, vereint sich mit dem Orchon aus dem Khangai-Gebirge mit seinen Nebenflüssen Iro, Schara (dem gelben Flusse) und Chara, dann die Scharagol, der Tamir und besonders die Selenga; sie fließen alle mehr oder minder in der Richtung von W. nach O., dann nördlich, vereinigen sich und strömen der russischen Grenze zu, wo wir sie genauer betrachten werden; mehrere Steppenflüsse müssen wir übergehen. Auch fehlt es nicht an mehr oder minder bedeutenden Seen; solche sind der Buir-noor (48° N. Br. u. 1° 29′ O. L. v. Pek.), der Kossogol-noor, über 15 Stunden im Umkreis, der Upsa-noor, der Kirgisen-See (Kirghiz-noor), an der West-Grenze des Landes der Khalkha, 340 Li (25½ g. M.), nach Gerbillon nur 150—160 Li (12 M.) im Umfange, in den sich der Dzabgan-Fluß 100 Li (7½ M.) nach seiner Vereinigung mit dem Khobdo ergießt.

Die vierte Abtheilung, das Gebiet der Mongolen von Koko-noor um den gleichnamigen See, welches von den Chinesen nicht zur eigentlichen Mongolei mehr gerechnet wird, ist sehr unbekannt; davon zuletzt.

Die fünfte Abtheilung würde die Songarei ausmachen; die Chinesen rechnen sie aber auch nicht mehr zur eigentlichen Mongolei, sondern haben ein besonderes Gouvernement Ili daraus gemacht. Wir werden unten besonders darauf zurückkommen.

Ueber das Klima der Mongolei haben wir nur sehr dürftige Nachrichten aus der Zeit, wo der P. Gerbillon Khang-hi auf seinen Reisen begleitete, und von den russischen Missionen nach Peking und einigen Missionären. Die Luft in der Mongolei, heißt es, ist kalt wegen ihrer hohen Lage und des Ueberflusses an (?) Salpeter; die hohen Gegenden der Mongolei 43—45° N. Br. sind weit kälter als Paris. Auf der Hinreise nach China hatte Timkowski in der Ost-Gobi im October und November 1820 Fröste von —13°,16, ja selbst —18° R.; doch das soll selten sein; in Urga stand 1806 im Januar das Thermometer stets —15° bis —30° R. und 2 mal fror das Quecksilber. Von Kiachta nach Urga fällt tiefer Schnee und es gibt heftige Regengüsse, im Sommer des Morgens oft dicke Nebel und kalte Reife in den Gebirgen im N. der Gobi; in der Gobi Regenmangel und Stürme. Nach P. Gabet erfror 1838 ein Fuhrmann mit 2 Maulthieren und einem Pferde. In der West-Gobi fängt die gute Jahreszeit erst Ende Juni an; wenn im September bei Sonnenschein es warm ist, herrscht des Nachts doch schon Eiskälte, so daß die warme Jahreszeit nur 2 Monate dauert. De la Brunière sagt, Sivang (41° 39′ N. Br.), das südlicher als eine Stadt Frankreichs liegt, hat ein Klima wie Pohlen, Reife schon Ende August, in den Thälern Eis das ganze Jahr, im Winter (auch nach Huc) bis —30° R.

Was die Beschaffenheit des Bodens und die Producte betrifft, so sind diese natürlich in den verschiedenen Landestheilen, die wir bezeichnet haben, verschieden. 1) Die Süd- und Südost-Region hat, wohl in den Thälern, ein gemäßigtes Klima; zwar fällt dort im Winter ein wenig Schnee, verschwindet aber bald. Es hat Ueberfluß an Gewässern und Wald und enthält, obwohl gebirgig, doch eine Menge Thäler, hat fruchtbaren Boden und gewährt hinlängliche Bequemlichkeiten zu festen Ansiedlungen der Chinesen laut Vereinbarungen mit den Landesgebietern; selbst Mongolen haben in einigen Gegenden Acker- und Gartenbau mit Erfolg eingeführt. Es gedeihen hier fast alle Nord-China eigenthümlichen Getreidearten und Früchte. Wie eine Schlange, sagt Huc, schleicht die chinesische Industrie sich in die Wüste ein, Städte erheben sich von allen Seiten, das Land der Gräser schmückt sich mit Saatfeldern und die mongolischen Hirten werden durch das Umsichgreifen des Ackerbaues allmählig nach N. zurückgedrängt. Dieß gilt aber vornehmlich nur vom Lande längs der großen Mauer, vom Leao bis zum Schandu-gol; die Länder der Tschacharen haben staubigen Grund und kiesigen Boden mit einer nur dünnen Schicht schwarzer Erde, sind völlig waldlos; hier werden die chinesischen Kronpferde geweidet. Ordos ist sandig, Hinter-Ordos morastig, dürr und salzgeschwängert und trägt nur Haiden- und Dornsträucher.

Die Berge im östlichen und westlichen Theile sind mit Waldungen bedeckt und enthalten im Innern ohne Zweifel edle Metalle, die aber noch völlig unbeachtet sind. Kameele, Pferde, Hornvieh und Schaafe, zum Theil Esel, Maulthiere und Ziegen sind das gewöhnliche Hausvieh. Schweine und Federvieh halten nur Chinesen, weil die Mongolen des Schweinefleisches so wie der Fische zur Speise sich nicht bedienen. Die in den an China grenzenden Gebirgen sich aufhaltenden wilden Thiere sind dieselben, die man in Nord-China findet; im Winter bringt man von hier nach Pe-king Hirsche. Es gibt wilde Ziegen, Steppenhasen, eine Menge Fasanen, Rebhühner, Wachteln und in geringerer Anzahl Trappen, Trauer-Enten, gelbe wilde Enten und Gänse und andere Zugvögel, man fängt sie aber nicht. Der geräucherte wilde Eber aus Kartschin ist selbst in Pe-king geschätzt. Aus Jehol wird in China eine Menge großer, schöner Schmetterlinge eingeführt und zum weiblichen Kopfputz gebraucht. Auch die fischreichen Seen werden nur von Chinesen ausgebeutet.

II) In der zweiten, mittlern Region, der Gobi, ist, wenn man die Felslager ausnimmt, in der Osthälfte (Schamo) die übrige Erdoberfläche mit Kieselsteinen, auch Agaten, Kies, Sanderde und Salzgründen bedeckt, der eigentliche Grund aber besteht aus einer festen Stauberde, stellenweise auch aus festem Gestein. Flugsandgegenden gibt es wenig. Dagegen besteht die westliche Steppe (Ta-tsi) aus morastigen Ebenen, größtentheils aus tiefem Flugsand, besonders östlich und nordwestlich von Hami.

Im Allgemeinen bildet sie eine erhabene Hochfläche von unregelmäßig sich durchkreuzenden Lagen, von körnigem Granit oder Flugsand durchschnitten. Auch im Sommer ziemlich kühl, ohne Bäche, Quellen, mit wenigen salzigen, vertrockneten Seen — das Wasser ist selten, nur in Entfernungen tief gegrabene Brunnen — gibt es hier gar keine Bäume, außer wilde Apricosenbäume, den sibirischen Erbsenbaum und andere niedrig wachsende oder hier und da sich rankende Sträucher, die nicht einmal zum Brennen taugen. Die Zahl der Gräser ist ebenfalls sehr beschränkt; es sind kurze, spröde Kräuter, kriechende Dornen und magere Haidebouquets nach Huc. Doch kann man diese Gegend nicht graslos nennen. Gras wächst überall, aber niedrig, dünn und undicht und verbrennt bei mäßiger Dürre gänzlich. Vom Frühlinge bis zum Sommer, so lange kein Regen fällt, erscheint die Erde völlig ausgedörrt und erweckt in den Reisenden Grauen und Traurigkeit. Die eigentliche Schamo, südlich vom Talafluß an, erstreckt sich von N. nach S. 20—50 g. M. (7—10 Tagereisen) weit, eine vielleicht tausend und mehr Fuß tiefe Einsenkung, die für einen trocken gelegten Meeresboden gehalten wird; doch gibt es in einigen Gegenden Thäler und Ebenen, in welchen ziemlich beträchtliche Viehzucht betrieben wird. An den Standorten sind Brunnen gegraben von 2—15′ Tiefe, mit Steinen ausgesetzt; man braucht selten über 7—10′ tief zu graben, um süßes Wasser zu bekommen; manche haben aber auch salziges, bitteres Wasser. Zahlreich sind die Heerden großer Kameele [1]) und starker Pferde, Hornvieh ist seltener, Büffel wohl erst um Urga, Esel und Maulthiere erst China zu. Schaafe und Ziegen sind fett; der Hirtenhund selten in der Gobi wie in Nord-China. Nach Huc trifft man in den öden Steppen der Mongolei auf jeden Schritt Hasen, Fasanen, Adler, gelbe Ziegen, graue Eichhörnchen, Füchse und Wölfe, die die Menschen mehr als die Heerden von Schaafen angreifen, selbst in der Süd-Mongolei in die Dörfer und Häuser eindringen, am Halse ihre Opfer packen und erwürgen. Man sieht Hirsche, Steinböcke, wilde Kameele, den Dschigetai, den braunen und weißen Bären, Luchs und Tiger häufig in den Wüsten der Mongolei, daher der Mongole nur bewaffnet ausreitet. Von Vögeln traf man nur Kraniche, Trauer-Enten, Tauchergänse, Raben, Stein-Bachstelzen und Steppenlerchen, doch selten und in geringer Menge; hier so wenig wie in den beiden andern Landstrichen Vögel, die sich dem Menschen zugesellt haben — diese an der Grenze der

[1]) Das Kameel nach Huc trägt 14 Monate, wirft erst im 6. oder 7. Jahre; das Junge trägt erst im 3. Jahre einen Reiter, erst im 8. Jahre große Lasten, dann 7—800 Pfd. den Tag 10 frz. M., nur nicht im Berg- oder Sumpfboden. Im Frühling haart es sich und gibt 10 Pfd. Haare, auch treffliche Milch und guten Käse.

Mongolei, nur dem Ackerbauer folgend, sind Sperlinge (von den Chinesen daher der Familienvogel (Kia-niao-eul) genannt), Dohlen, Elstern &c. Wegen der Trockenheit der Luft und der unaufhörlich wehenden Winde gibt es selbst im Sommer gar keine Insecten, die sonst das Vieh belästigen, wie Bremsen, Stechfliegen, Mücken; man sah weder Schlangen noch Frösche; das Vieh, das nur einmal in 24 Stunden das kalte, erfrischende Wasser trinkt, gedieh. Da es keine Wälder gibt, müssen die Einwohner Alles, von den Jurten an bis zu den kleinsten Bedürfnissen ihres ärmlichen Haushaltes, an den Ufern des Cherulün, der Tula, des Orchon einkaufen. Wegen Mangel an Brennholz brennt man getrockneten Thierdünger (Argal); der beste ist nach Huc der von Ziegen und Schafen, dann der von Kameelen; der gewöhnlichste ist der Kuhdünger, der schlechteste der von Pferden.

III) Der nördliche Landstrich, von der Gobi bis zur russischen Grenze und vom Argun im O. bis zur Kosakengrenze im W., das Land der Chalchas und die Songarei begreifend, hat, besonders diese, ziemlich viele Flüsse und große Seen; der Boden ist meist Stauberde mit Kies und einer dünnen Schicht schwarzer Erde. Dieser Theil hat daher Ueberfluß an Nadel- und Laubholz. Nach der Menge der Kräuter, die er hervorbringt, scheint er auf den ersten Anblick nicht nur zur Viehzucht, sondern auch zum Ackerbaue geeignet. Die ganze Gegend von der Salinginskischen Grenze bis zur Tula ist nach Lange gebirgig, mit flachen Thälern oder Steppen dazwischen, voll von Bächen und Seen mit Fischen und Wasserwild; die Berge überall mit Zirbelfichten, Tannen, Birken u. s. w. bewachsen, voll von Hirschen, Rehen, wilden Schweinen und anderm Wild. Das ebene Land, meint er, gebe den schönsten Ackerboden, aber die Mongolen benutzten es nur zur Weide. Die Grenze gegen die Gobi im S. bildet das Königsgebirge (Chan-Ola), zum Kin-gan (Hing-ngan) gehörig, voll fürchterlicher felsiger Aussichten. Auch das Klima ist den Breitengraden nach nicht allzu rauh, und es fällt da nicht zu tiefer Schnee, doch sind die Winter überaus strenge und die Sommer nicht sehr warm. In Kiachta baut man das Getreide meist auf Anhöhen, da es in den Vertiefungen wegen Reif und Frost bisweilen nicht reift; stellenweise gedeihen selbst Gemüse und Obst ziemlich gut, bisweilen werden sogar Melonen und Wassermelonen reif; in Urga dagegen, obwohl südlicher, aber höher gelegen, lohnt der Anbau der Kälte wegen die Mühe schlecht; nur die Chinesen beschäftigen sich hier mit Obstbau, die Mongolen bauen nur in geringer Menge Weitzen, Hirse, Gerste. Dagegen hat sich in der Songarei durch Niederlassung chinesischer Bauern, Verwiesener und Militär-Ansiedler der Ackerbau in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beträchtlich erweitert, da das Klima sich allmählich verändern soll.

Die Berge auch der Nord-Mongolei müssen mancherlei Metalle und Mineralien enthalten, allein Nomaden ist der Bergbau völlig unbekannt, nur Eisen wird in geringer Menge gewonnen. Im Lande der Chalchas gibt es, wie in Sibirien, gar keine Fruchtbäume, nur wilde Elsebeerbäume, sibirische Apfelbäume, Johannisbeeren, Heidelbeeren, die aber die Mongolen nicht essen, u. dgl., aber in der Songarei ist nach Niederlassung der Chinesen auf der Nordseite des Schneegebirges der Gartenbau mit Erfolg eingeführt. In diesem Landstriche sind alle in dem mittleren Theile der Mongolei sich findenden Viehgattungen und fast alle Südost-Sibirien eigenen wilden Thiere vorhanden. Viehzucht[1]) und Jagd auf Raubthiere ist die Hauptbeschäftigung der Mongolen. Zucht des Hausgeflügels und Obstes ist mit dem Nomadenleben unverträglich. Die Mongolen denken im Allgemeinen nicht

[1]) Nach Klaproth (Asia polyglotta) scheinen das Pferd (Morin) und der Ochse (Schar) ursprünglich ihre einzigen Hausthiere gewesen zu sein; nur diese hätten (?) einheimische Namen. Das Schaf (Chonin, Goni, Goi) erhielten sie, dem türkischen Namen nach, erst von den Türken.

an die Veredlung der Raçen; ihre Stiere sind daher weder besonders stark noch groß, die Schaafe haben grobe Wolle, die Pferde sind dauerhaft, stark, wohlgebaut; aber nur von mittlerem Wuchse. Berühmt sind ihre Hofhunde, die in Ermangelung von Zäunen das Vieh vor wilden Thieren schützen; mongolische Jagdhunde werden nach Pe-king gebracht. Die Flüsse haben mannigfaltige Fische, Schleien, Forellen, Lachse, Karpfen, Hechte, Barsche, aber im Gegensatze zu den Bewohnern der Mandschurei fangen die Mongolen keine Fische, sondern fromme Buddhisten kaufen wohl gar von Fremden gefangene und lassen sie wieder frei ins Wasser.

Einwohner. Alle Einwohner der Mongolei gehören, die eingewanderten Chinesen abgerechnet, zu dem einen Stamme der Mongolen, deren Physiognomie bekannt genug ist: mittlere Leibesgröße, schwarze Haare, vorn abgeschoren, hinten in einen Zopf — bei den Frauen in mehreren Flechten — herunterhängend, rundes, schwarzbräunliches Gesicht mit rothen Wangen, tief liegende, durchdringende Augen in schiefgeschlitzten Augenlidern, große, abstehende, hängende Ohren, breite, vorstehende Backenknochen, etwas platte Nase und gewöhnlich dünner Bart. Geruch- und Gesichtsorgan sind bei ihnen sehr scharf und ausgebildet. Sie hören in weiter Ferne den Fußtritt eines Pferdes, riechen die Anwesenheit einer Heerde u. s. w. Der Habitus der Mongolen theilt sich leicht andern Völkern dauernd mit, wie die Chinesen, Tübetaner, Kirgisen zeigen. Dagegen behalten die Mongolen bei jeder Verbindung das ihnen eigenthümliche Aeußere; es ist ein unverwüstliches Geschlecht.

Die Mongolen sind nach Klaproth seit lange in 3 Hauptstämme getheilt gewesen: die eigentlichen Mongolen, die Buriäten und die Oelöd oder Kalmüken. Dschinggis Chagan vereinigte sie alle, überschwemmte mit ihnen Asien und machte Europa zittern. Nach dem Verfalle des von ihm gestifteten Weltreiches wurden sie durch Zwistigkeiten wieder getrennt und bekriegten sich lange zum wechselseitigen Verderben, bis sie meist unter chinesische, einige unter russische Herrschaft geriethen.

Die eigentlichen Mongolen in der Mongolei bestehen aus den Südmongolen und Nordmongolen. Jene, südlich von der Gobi, längs der großen chinesischen Mauer bis nordöstlich zum Lande der Mandschu hin zerfallen in eine Menge Stämme. Sie sind in 49 Fahnen getheilt, zu welchen noch 8 Fahnen Tschacharen, (?) 3 Fahnen Bargu und 2 Tümed von Chuchu-chotan kommen. Die Tschacharen sind Mongolen, die sich zur Zeit des Kaisers Thai-tsung den Mandschu unterwarfen und 1636 mit den 8 Fahnen der Mandschu vereinigt wurden. Später wurden sie außerhalb der chinesischen Grenze angesiedelt und erhielten eine eigene Fahnenabtheilung. Die Nordmongolen oder Chalchas wohnen nördlich von der Wüste Gobi, von den Gebirgen Tängnu und Altai bis östlich zum Amurflusse. Sie sind in 86 Fahnen getheilt und stehen unter 4 Fürsten (Chanen). Ein kleiner Theil der Chalchas, an 6000 männliche Köpfe, ist durch den 1727 zwischen China und Rußland abgeschlossenen Grenzvertrag unter die Herrschaft Rußlands gekommen und zieht südlich vom Baikal-See herum.

Der zweite Hauptstamm der Mongolen, der der Buriäten oder Bargu-Boriät, wohnte schon zu Dschinggis Chagan's Zeit um den Baikal-See, und hauset noch dort unter russischer Herrschaft. Zu ihm gehören die Chorin-Buriät, 11 Stämme, unter einem eigenen Erbfürsten (S. 56). Wir werden auf diese bei Sibirien zurückkommen.

Den dritten Hauptstamm der Mongolen bilden die Oelöd, d. h. die Abgesonderten oder Kalmüken, die aus den 4 Stämmen der Djungar, Torgod, Choschot und Dürbet bestehen. Sie nennen sich selber die 4 Brüder (Dörben Oeröd). Sie begreifen die Mongolen um den Koko- od. Chuchu-noor, 29 oder 30 Fahnen (S. 110); dann 1 Fahne Oelöd vom Gebirge Alaschan, nördlich von der Stadt Ning-hia; 1 F. Torgod in Kan-su, und die Oelöd des Galdan, die mit den

8 F. der Tschacharen vereinigt sind; die alten Dsungar am Ili-Flusse und die neu unterworfenen Dsungar (Songaren), mit welchen Dürbet und Choït verschmolzen sind, in der Gegend Ulan-kum, 60 F., und 1 F. der Dschachazin. Ein Theil der Oelöd zog nämlich 1661 über den Jaik nach Rußland, die meisten Torgod kamen aber 1770 nach der Songarei zurück (s. S. 115). Ein Rest derselben sind die russischen Kalmüken an der Wolga und sonst (S. 56), die zu den Stämmen Dürbet und Torgod gehören.

Noch nomadisiren Mongolen in Nord-Tübet und Tanggut, und zwischen Tübet und den Städten der Kl. Bucharei. Sie nennen sich Siraigol oder Scharaigol; bei den Tübetanern heißen sie Chor (Hor); sonst nennen diese die Mongolen Sok oder Sok-bo.

Die mongolische Sprache ist eine Ursprache, von vielsilbigen Wörtern, harten, aber ausdrucksvollen Lauten. Alle Mongolen reden eine Sprache, obwohl in verschiedenen Dialekten und verstehen sich sehr gut. Die Nordost-Mongolen haben einige tungusische, die westlichen türkische Wörter beigemischt. Die bemerkenswertheste Verschiedenheit besteht in der Aussprache des kh und z und dem Ausfalle eines g in der Mitte eines Worts. Die Süd-Mongolen sprechen kh wie ch und z wie tsch, sagen also Chalchas, Chuchu-noor, Tschagan, während die Nord-Mongolen Khalkhas, Koko-noor und Zagan sprechen. Die West-Mongolen schreiben wie sie sprechen, die Ost-Mongolen aber verschieden; daher man Khalkhas und Chalchas, Nagur und Noor geschrieben findet.

Die Schrift der Mongolen ist, wie schon erwähnt, aus der uigurischen und diese aus der syrischen Estrangelo gebildet; in alter Zeit hatten die Geistlichen auch eine aus der tübetanischen entlehnte. Die Litteratur der Mongolen ist reicher als die der Mandschu; die Kaiser haben nicht nur manche chinesische Werke ins Mongolische übersetzen lassen, sondern die Lamas haben auch die ganze buddhistische Litteratur aus dem Tübetanischen ins Mongolische übertragen. Dadurch sind nach Kowalewski's Wörterbuche viele Sanskrit-, besonders aber viele tübetanische neben chinesischen Wörtern in die Sprache aufgenommen. Wir kennen Ssanang-Ssetsen's Geschichte der Ost-Mongolen das mongolische Gesetzbuch, mongolische Poesien. Die angesehensten tübetanischen Klöster in Pe-king besitzen Buchdruckereien, in welchen Wörterbücher und verschiedene gottesdienstliche und moralische Schriften blos in mongolischer Sprache gedruckt werden, und wegen der engen Verbindung mit der Mongolei hat die höhere Geistlichkeit in H'lassa es für nöthig erachtet, sich die Kenntniß der mongolischen Sprache anzueignen. Auch tübetanische Gebetbücher haben sie, sowie einige indische, aber selbst die Priester können sie meist nur nothdürftig lesen, ohne sie immer zu verstehen. Die Litteratur hat im Volke selbst aber wohl keinen Eingang gefunden, das nicht liest und schreibt, sondern vorzugsweise nur bei der Geistlichkeit. Ihre Sternbilder haben sie aus China; die Eintheilung der Mondläufe aus Indien; ihren 12jährigen Thiercyklus angeblich von den Kirgisen im N.W.

Der Charakter der Mongolen wird von Huc u. A. als gastfrei, freundlich, dienstfertig, gutherzig, dabei aufrichtig, geschildert. Sie sind einfach in ihrer Lebensart, gewöhnlich schüchtern, dabei aber habsüchtig, mit Neigung zu Raub und Betrug, im Kriege durch Treulosigkeit, Hinterlist, Schlauheit, Grausamkeit ausgezeichnet, der Arbeit und dem sitzenden Leben abgeneigt. Die Süd-Mongolen an der großen Mauer haben nach Huc durch den langen Verkehr mit China chinesische Feinheit, aber auch chinesische List und Abgefeimtheit angenommen, gegenüber der Einfachheit, Gutmüthigkeit und Geradheit der Nord-Mongolen. Die Kokonoorier sind schon mit Si-fan (Ost-Tübetern), die Songaren in Ili mit Turkestanern und verbannten Chinesen gemischt und dadurch ist ihr Charakter verändert. Von Kindheit auf an alle Entbehrungen eines rauhen Lebens gewöhnt, ertragen die Mongolen ohne Nachtheil Kälte, Nässe, Hunger; auf dem Pferde, mit dem Bogen in der Hand erzogen, gelten sie für die besten Reiter und sind stark und körpergewandt. Bei wenig Nahrung leben die Mongolen einzeln zerstreut, nur

die Tschacharen in Ulußen von 15—20 Zelten beisammen. Ihre Wohnung ist das wandelnde Zelt, eine runde Jurte oder Kibitke aus hölzernem, mit Filz bedeckten Gitterwerke, von 8—10—20′ Durchmesser, nicht völlig 10′ hoch, die oben in einen abgestumpften Kegel ausläuft und ihr Licht nur durch die Doppelthür oder das Rauchloch empfängt. Reiche bedecken Fußboden und Wände mit Filzdecken, Teppichen und Matratzen; Arme haben nur eine Filzdecke auf dem Fußboden und müssen im Winter noch ihr Vieh mit beherbergen. Die linke Seite des Zeltes ist für die Männer, die rechte für die Frauen. Von Geschirr findet man bei ihnen nur einen gußeisernen Kessel zum Kochen, Feuerbecken zum Anzünden des Argal (Dünger), einige lederne Schläuche oder eine irdene Urne zum Wasser und ausgehöhlte Baumklötze zur Milch, einige flache Schüsseln oder grob ausgehöhlte Tröge zum Auftragen des Fleisches, kleine hölzerne Schalen zum Trinken, Schaufeln, Beile und Messer, außerdem eine Art Canapee und einen viereckigen Kasten zum Aufbewahren von Gegenständen, der zugleich als Altar dient, endlich eine Luntenflinte [1]), Bogen und Pfeile an Bockshörnern aufgehängt. Die Kleidung der Männer ist ein langer Rock, im Sommer meist aus blauem Nanking, im Winter aus Schafpelz, mit oder ohne Nanking-Ueberzug; an dem ledernen Gürtel hängt ein Messer und ein Beutelchen mit der Pfeife, Taback und Feuerzeug. Sie tragen eine runde Mütze, Winters von Schaffell, einige auch Hemden, alle Beinkleider von Nanking, lederne Stiefeln nach chinesischem Schnitte mit dicken, durchnähten Sohlen, auch wohl chinesische Strümpfe. Die Tracht der Frauen ist der der Männer ähnlich, nur in Schnitt und Farbe abweichend, ein langes grünes oder violettes Kleid, mit schwarzem oder blauem Gürtel, und große Lederstiefeln. Die Priester tragen gelbe Kleidung. Die Ssunid haben den chinesischen Sommerhut aus Bambu angenommen.

Ihre Speise besteht in Milch von ihren Heerden, Käse, Butter, Fleisch, besonders Schöpsenfleisch, aber nicht alle Tage und nicht in jeder Jurte; Wildpret wird selten, Pferde- und Kameelfleisch nur aus Noth gegessen; äußerst mäßig, schlachten sie ihre einzige Habe, das Vieh, sehr ungern. Früher aßen sie Pferdefleisch öfters, aber der Dalai-Lama verbot es im J. 1577 nach Ssanang-Ssetsen. Das Wildpret wird nach Huc nur wenig geschätzt; ein Rehbock gilt nur 50 Sous, ein Hammel das Dreifache. Das Fleisch kocht man in Wasser, ohne alle Würze, selbst ohne Salz, höchstens es in Salzwasser eintauchend. Brod haben sie nicht. Wasser trinken sie ohne besondere Nothwendigkeit nicht. Der Backsteinthee macht ihren Haupttrank aus; er wird mit Milch, Butter, Salz angerichtet, auch wohl noch geröstete Hirse oder Hirsemehl hineingethan; den damit angefüllten Topf findet man in jeder Jurte auf dem Herde; 2—3 Schaalen, wie ein mittelmäßiges Glas, machen eine Mahlzeit aus. Jeder trägt die Schaale bei sich. Eine Art Branntwein (Kumis) destilliren sie aus gesäuerter Stuten-Milch, einen andern aus Kuhmilch (Ariki).

Die Frauen haben nach Huc eine ziemlich unabhängige Stellung; nicht unterdrückt, gehen sie, wohin sie wollen, reiten herum, besuchen sich und sind so kräftig, rüstig, thätig und haben selbst etwas Männliches. Die Frau wird gekauft. Ein Mann hat mehrere Frauen, aber nur die erste ist Herrin. Die Scheidung ist leicht, die Frau geht wieder zu ihren Eltern. Die Vielweiberei ist nach Huc eine Wohlthat, da wenigstens $1/3$ der ganzen Bevölkerung (oft alle Söhne einer Familie, außer einem) Mönch wird.

Die gewöhnliche Beschäftigung der Männer ist die Aufsicht über das Vieh und der Kriegsdienst, sonst liegen sie müßig hin, trinken Thee und rauchen. Der Reichthum besteht in Vieh. Timkowski traf reiche Mongolen, die 1000 Kameele (à 250 Rubel), 2000 Pferde, 7000 Schafe besaßen; ein anderer hatte 2000 Schafe,

[1]) Fast jede Familie hat nach Huc wenigstens eine Feuerwaffe; irrig sage Timkowski: sie kennten nur Bogen und Pfeile.

1000 Pferde, 300 Ochsen, 150 Kameele. Alle häuslichen Arbeiten fallen im Allgemeinen den Weibern und Sklaven anheim. Im Sommer, wenn Milch im Ueberflusse ist, bereiten sie Kumis, Butter und Käse; dann gibt es Festlichkeiten, Pferderennen, Bogenschießen nach dem Ziele, Ringen, Tanz und Musik. Im Herbste gehen sie auf die Jagd. Mit dem Ackerbaue gibt der eigentliche Mongole sich wenig ab — nur die West-Tümed sollen nach Huc Landbauer geworden sein — „Kräuter," sagen sie, „wachsen für die Thiere und die Thiere für die Menschen." Auch für ihr Vieh sorgen sie verhältnißmäßig schlecht; Heu machen sie nicht, das Vieh muß im Freien lagern und auf den Winterweiden sein Futter sich mit den Hufen herauskratzen, daher bei tiefem Schnee viel Vieh vor Erschöpfung und Kälte fällt. Im Sommer erzeugen große Dürre und Heuschrecken ebenfalls oft Hungersnoth. Dürre im Sommer und Kälte im Winter ließen Einem von 500 Pferden nur 20, von 200 einem Andern nur 4 übrig. Sie haben Schmiede und Zimmerleute, einige mittelmäßige Maler u. Silberarbeiter; das Gerben von Fellen, Bereiten von Filzen, Flechten von Stricken, die Anfertigung ihrer Jurten, Sättel, Zäume, Bogen, Pfeile, Feuerzeuge bilden fast ihre ganze Industrie. Die übrigen nöthigen Bedürfnisse tauschen sie von China gegen Vieh ein oder kaufen sie für das Silber, welches ihre Fürsten und Beamten von Pe-king empfangen. Das Gewinnen und Schmelzen von Metallen ist ihnen völlig unbekannt. Der Sprache nach, meint Klaproth, kannten sie ursprünglich nur das Kupfer, wofür sie ein eigenes Wort haben; den fremden Wörtern für Eisen, Blei, Silber, Gold nach, lernten sie diese Metalle erst durch Türken und Tungusen kennen. Nichts ist bezeichnender, als wie Huc im Lande der Ordus aus einem 200' tiefen Brunnen Wasser schöpfen sah: ein zusammengeknotetes ganzes Bocksfell diente als Eimer, statt einer Rolle oder Winde ein großer Stein am Brunnen. Ein Mongole zu Pferde nahm nun den Strick aus Kameelhaaren, jagte davon und hißte so den Schlauch mit Wasser empor.

Der Handel besteht vornehmlich in Tauschhandel. Backsteinthee, Taback, seidene und baumwollene Zeuge zur Kleidung, Fußzeug, verschiedene eiserne Hausgeräthe tauschen die Mongolen von chinesischen Kaufleuten gegen ihre Kameele, Schafe, Ochsen, Pferde, ein. Ein gutes Kameel gilt 20—30 Leang[1]), ein Pferd 6, 10 bis 15, ein Schaf 2—3 L. Die einfachen, geraden Mongolen werden im Handel von den verschlagenen Chinesen oft arg betrogen. Diese tractiren sie mit Thee, halten sie frei, machen sie betrunken und hängen ihnen dann ihre Waaren um den doppelten und dreifachen Preis auf, ohne daß sie es nur merken; rechnen können sie auch nicht. Chinesen reisen, wie unsere Tabuletkrämer, zum Verkaufe ihrer Waaren in der Mongolei herum und bringen das dort eingetauschte Vieh, Häute, Butter nach Chalgan, Pe-king und andern chinesischen Städten. Sie bedienen sich zweirädriger Karren, von einem Ochsen gezogen. Auch sieht man Caravanen von 20 Kameelen mit Backsteinthee. Man findet chinesische Kaufleute aus Schan-si, die das Russische mit chinesischer Aussprache sprechen. Noch öfter aber reisen die Mongolen an chinesische Handelsplätze, wie Urga, Kiachta (eigentlich Mai-mai-tschin) zum Austausche ihrer Producte. Ihr Vieh treiben sie hauptsächlich nach verschiedenen Städten inner- oder außerhalb der großen Mauer, als Dolon-noor, Chalgan, Chuchu-chotan; eben dahin bringen sie auch das aus den Seen gewonnene Salz. Auch die Ueberfuhr chinesischer Waaren von Chalgan nach Kiachta und die dafür zurückgebrachten Erzeugnisse, die hier von russischen Kaufleuten eingetauscht werden, machen einen einträglichen Gewerbszweig aus. Sie bedienen sich dazu gewöhnlich der Kameele, die Tschacharen der Ochsen. Jene sind 40 Tage unterwegs, diese länger. Die Preise sind verschieden, je nachdem bei Dürre

[1]) 1 Leang, Tael oder Unze — alles ist dasselbe — hat 10 Mace und ist nach Rémusat 7 Fr. 50 C., nach Pauthier 8 Fr. (der Cours wechselt), also etwa 2 Thaler.

oder Nichtdürre viel oder wenig Vieh da ist, $1\frac{1}{2}$—2—4 Leang für 100 Kin; ein Kameel trägt bei weiter Reise nur 300 Kin. Die Chinesen bezahlen meist mit Waaren, selten in Silber. Von den Russen nehmen die Mongolen, trotz der Nachbarschaft, im Ganzen wenig Waaren, weil sie einmal an die chinesischen Waaren gewöhnt sind und China ihre Producte besser brauchen kann. Die Caravanen sind 100, 200 u. 250 Kameele stark, und Timkowski hörte, daß, nachdem von Chalgan schon zahlreiche Caravanen abgegangen waren, noch 2000 Kameelladungen Waaren von je 300 Kin, also 840,000 russ. Pfd. da lagen. Vollständigere statistische Nachrichten über den Handelsbetrag fehlen hier. Aehnliche Handelsstraßen, wie diese von Norden nach Süden, gehen auch von Westen nach Osten, z. B. von Urga nach Uliassutai am obern Jenisei Caravanen von 120 Kameelen mit Backsteinthee. Ueber den Handel in Kiachta bei China.

Regierungsform, Verwaltung, Einkünfte der Fürsten. Die Mongolei ist, seit sie den Mandschu sich unterwarf, der politischen Einheit und Selbstständigkeit beraubt, die Aimake (Stämme) derselben sind von einander unabhängig und in kleine Theilgebiete oder Fahnen zerstückt worden. Die Fürsten[1]) der innern (Süd-) Mongolen sind in 5 Classen getheilt und führen die Titel Thsin-wang, Kinn-wang (chin.), Beile, Beise (mandschu.) und Kung (chin.); in der äußern (Nord-) Mongolei nehmen die Chane noch einen höhern Rang ein. Außerdem gibt es regierende Taidschis, welche Theilgebiete mit denselben Rechten wie die Fürsten besitzen. Man zählt nach P. Hyakinth bei den innern Mongolen 85 Fürsten, darunter 35 nicht regierende, bei den äußern 124 Fürsten und 85 regierende Taidschis erster Classe. Die Zahl der Taidschis aus mongolischen Fürstenhäusern ist sehr bedeutend; über 1000 stammen von chinesischen Fürstentöchtern in Chortschin, Aochan und Bagharin; alle regierenden heißen Djasak. Außer den regierenden Fürsten gibt es auch noch andere, die blos persönlich diese Würde besitzen, ohne ein solches Theilgebiet überkommen zu haben. Die Würde sowohl der regierenden als der blos persönlichen Fürsten vererbt nach dem Rechte der Erstgeburt und geht bei Ermangelung von Söhnen auf die Seitenlinie über. Die Theilgebiete vererben unzerstückt, die nachgebornen Söhne behalten die Würde der Taidschis der vier Classen. Die Würde der bloß persönlichen Fürsten und Taidschis ist in jeder Generation um einen Grad geringer bis zur vierten Classe. Die Töchter haben keinen Antheil an der Erbfolge und dem unbeweglichen Nachlasse. Die Einkünfte der regierenden Fürsten bestehen in bestimmten Abgaben von ihren Unterthanen. Von dem, der fünf Stück Hornvieh oder zwanzig Schafe und darüber besitzt, erheben sie einen Hammel; von dem, der 40 Schafe und darüber hat, selbst wenn es auch einige hundert wären, nur zwei; — also sind zum großen Druck der Armen die Reichen begünstigt; — wer nur zwei Stück Hornvieh besitzt, zahlt 6 Fu Hirsegrütze; wer nur eins, drei. Dazu kommen aber noch außerordentliche Leistungen bei Absendung des Tributs an den Hof (alle 3—4 Jahre), bei Aufbruch der Landtage (alle 3 J.), bei Veränderungen des Hauptstandquartiers, bei Vermählung des Fürsten und seiner Töchter. Der Fürst, der hundert Familien besitzt, darf von je 10 Familien (Zelten) ein Pferd und einen mit Ochsen bespannten Wagen (ein Kameel nach Huc) nehmen; von Jedem, der 2 (3 n. Huc) Milchkühe und darüber hat, ein Bauchfell Milch, von 5 einen Krug Kuhmilch-Branntwein (Ariki), od. Kumis nach Huc; von dem, der 100 Schafe hat, einen Filzteppich oder eine Zeltdecke; von dem, der 3 Kameele besitzt, ein Packet Stricke. Außerdem hat der Mongole noch Vorspann und Unterhalt den reisenden Fürsten zu stellen. Vom Strafvieh erhält der

[1]) Es stammen aus Dschinggis-Chagans Geschlecht die Fürsten der innern Mongolei bis auf die von Charatschin und den des linken Flügels von Tümed, in der Nord-Mongolei die der Chalchas und Koschoten; die oben ausgenommenen, wie die der Tschoros, Dürbed, Torgod von Großen Dschingis-Chaggans.

Fürst von je neun Stücken eins; stirbt eine Familie aus, so erbt der Fürst das Vermögen. Dagegen müssen bei Mißwachs die Fürsten, Reichen und Lamas das Volk erhalten; hält er länger an, so findet eine Aushebung von Hornvieh durch das ganze Land statt. Für gewöhnlich sind den gemeinen Mongolen, die als Soldaten in die Listen eingetragen sind, nach P. Hyakinth 20 chin. □Li zum Ackerbau und zur Viehzucht angewiesen.

Außer diesen Einkünften erhalten die Fürsten auch noch vom Hofe in Pe-king bestimmte Gehalte, um sie an sich zu fesseln, nach 9 verschiedenen Rangstufen von 2500 Leang (5000 Thalern) und 40 Stück Seidenzeuge, 8 Klafter lang — so viel bekommt jeder Chan der Chalchas — bis hinab zu 100 Leang und 4 Stück Seidenzeuge (so viel erhält ein regierender Taidschi oder Djasak); die nicht regierenden haben 100, 80, 60 und 40 Leang nach vier Abstufungen. Dieser Gehalt wird immer für das ganze Jahr den 15. des letzten Wintermonats ausbezahlt. Nach Huc soll es indeß auch einmal vorgekommen sein, daß sie ihren Gehalt von den betrügerischen Chinesen in — versilbertem Kupfer empfingen!

Noch andere Einkünfte haben die Fürsten der Ost-Mongolei in Folge ihrer Verbindungen mit kaiserlichen Prinzessinnen, durch welche die Regierung weitern Einfluß zu erhalten sucht. Auch hier sind eine Menge Abstufungen. Alles ist gesetzlich geregelt und verschieden, je nachdem beide Eheleute in der Mongolei oder in Pe-king sich aufhalten. Der Mann und die Frau haben jeder einen besondern Gehalt, z. B. eine Kaiserstochter von der Hauptgemahlin, die sich in Pe-king aufhält, 400 Leang und 200 Taga oder halbe Säcke à 90 russische ℔ Reisgraupen; ihr Gemahl 300 Leang und 150 Taga; in der Mongolei die Fürstin 1000 Leang und 30 Stück Seidenzeuge, der Fürst 300 Leang und 10 Stück Seidenzeuge und so abwärts. Eine Menge schlauer Verordnungen ist von den Chinesen erfunden, diese Fürsten an das regierende Haus zu fesseln und sie auf alle Weise zu beaufsichtigen. Die mongolischen Fürsten erhalten so jährlich vom chinesischen Hofe nach P. Hyakinth 120,000 Unzen od. Leang Silber und 3500 Stück Seidenzeuge.

Dafür müssen nun diese dem Kaiser huldigen und auch Huldigungsgeschenke beim Regierungsantritte und besonders zu Neujahr darbringen. Die innern Mongolen im Süden sind in 3; die nicht regierenden kaiserlichen und fürstlichen Schwiegersöhne, die äußern (die Chalchas im N.) und die Songaren im N.W. je in 4 Reihenfolgen (P. Hyakinth sagt, die Tschacharen in 5, die Chalchas und Chutuchtus je in 6) getheilt, wovon jährlich eine sich an den Hof begeben muß. In den Jahren, wo den regierenden Fürsten die Reihe nicht trifft, muß das eine Jahr einer ihrer Gehülfen (Tussalakzi), das andere ein Taidschi aus der Familie hinreisen. Sie müssen zwischen dem 15. und 25. des zwölften Monats in Pe-king eintreffen und haben besondere Huldigungsgeschenke darzubringen, z. B. die 3 Chane der Chalchas und der Djebdsun Damba Chutuchtu (der höchste Geistliche) jährlich ein weißes Kameel und 8 weiße Pferde, von welchen aber nur 4 ausgewählt werden. Dafür erhält jeder für sich und seine Abgesandten einen silbernen Theekrug, 30 Unzen schwer, 30 St. Atlas, 70 St. Nanking. Jeder Fürst von Chortschin gibt nur 3 Hammel, der von Uesümütschin 50 lebende und 55 gefrorene; für jeden werden 4 Stück Nanking vergütet. Ohne kaiserl. Erlaubniß dürfen sie nicht nach Pe-king kommen. Die Größe ihres Gefolges, so wie das der kaiserl. Prinzessinnen, — die auch ohne specielle Erlaubniß nur alle 10 Jahre einmal nach Pe-king kommen dürfen und dann bestimmte Diäten an Silber, Reis, Lebensmittel für die gesetzliche Zahl ihrer Diener und Futter für ihre Pferde erhalten, — der Betrag für die Hin- und Herreise, wie auch alle Ceremonien, sind genau geregelt. Der geringste Verstoß gegen die lästige Hof-Etiquette wird mit Abzug an Gehalt bestraft. Die Taidschi's dürfen nur durch Deputirte in Abtheilungen zu Neujahr in Pe-king erscheinen, bringen gefrorene Hammel, Schmelzbutter, wilde Schweine u. s. w. und

erhalten dafür Nanking, Seidenzeuge, Thee oder nach P. Hyakinth statt dessen jetzt Silber; die drei Fürsten ersten Ranges von Chortschin 502 Unzen, die zweiten Ranges 443, die übrigen Fürsten 1sten Ranges 430, die 2ten Ranges 370, die 3ten Ranges 238 Unzen u. s. w. Die von kaiserl. Prinzessinnen stammenden Taidschi's in Chortschin erscheinen in 6 Abtheilungen à 47 Personen, die von Aochan in 10 Abth. à 60 Pers.; von den übrigen Taidschis von 1000 in einem Banner 200; sie können auch zu Hause bleiben, dürfen aber keinen Stellvertreter schicken. China, sieht man, hat von der Mongolei gar keine Einkünfte, da die geringen Huldigungsgeschenke von den Gegengeschenken zehnfach aufgewogen werden, so daß, wie Huc bemerkt, China eigentlich ihr Tribut zahlt. Alles ist darauf berechnet, die beweglichen Mongolen bei der ungeheueren Grenzlinie von 25°, die nur durch zehn Vesten beschützt ist, durch das System der Freundschaft und Verwandtschaft, dann durch den Einfluß der Lamas, die begünstigt werden, an sich zu fesseln, indem die Unterhaltung starker Besatzungen kostspielig und unnütz und ein Kriegszug gegen Völker, die sich in ihre Steppen zurückziehen können, für stehende Heere höchst beschwerlich wäre. Nach Huc waren die Chalchas dem Kaiser indeß wenig anhänglich; „sie hingen nur vom heiligen Djebdsun Damba, nicht vom „schwarzen Menschen" (dem Kaiser) in Pe-king ab." Dieß muß sich jetzt zeigen, wenn bei den Aufständen in China die Mongolen aufgeboten werden sollten.

Die zahlreichen persönlichen Fürsten und Taidschis bilden den Adel und sind die eigentlichen Gutsbesitzer. Die übrigen Bewohner sind Geistliche, Soldaten oder Sklaven. Die Geistlichen — nach Huc wenigstens $^1/_3$ der ganzen Bevölkerung — genießen eines großen Ansehens. Sie sind nicht blos Priester, sondern auch Aerzte — ihre Arzneimittel immer pulverisirte Vegetabilien — Maler, Bildhauer, Architekten, kurz Kopf und Herz und das Orakel der Welt. Sie allein lernen im Allgemeinen lesen und beten; für das Volk selbst gibt es keine Schulen, während die russischen Kalmuken nach Potocki alle lesen und schreiben können. Sie haben große Tempel mit Tausenden von Lamas, z. B. zu Kuren, Dolon-Noor, Chuchu-chotan, Jehol, Pe-king, und den der 5 Thürme in Schan-si. Jeder Oberpriester (Gelong) der kaiserlichen Lamaserien erhält vom Kaiser eine Pension und bringt ihm dafür 50 Leang dar. Reiche Lamas besitzen an 1000 Schafe; von den 10 Chutuchtus besitzt der in Urga 30,000 Kibitken mit 60 Werste Land ringsum. Der Lama ist ein Mann, der aus seiner Familie herausgetreten ist (chines. Tschu-kia-jin); fragt man ihn nach seinem Lande, so sagt er nach Huc: „Ich habe kein Vaterland, ich gehöre zu der und der Lamaserie." Das Sprüchwort sagt: „Die gelbe Ziege hat kein Vaterland, der Lama keine Familie." — Die Religion der Mongolen ist bekanntlich der Buddhaismus in der Form des Lamaismus, der in Tübet herrscht. Viele pilgern nach H'lassa, bei den Mongolen das ewige Heiligthum (Musedeho) genannt. Die Geistlichen studieren da. (Ausführlicheres über den Buddhaismus bei Tübet und Indien.)

Die Sklaven stammen von Kriegsgefangenen her, welche zu ewiger Sklaverei verurtheilt sind, oder wurden es durch Urtheilspruch. Der Herr hat das Recht über Leben und Tod des Sklaven, darf es aber nicht willkürlich üben, sonst trifft ihn ein höheres Strafgericht, so auch wenn er ihn nur verwundete.

Alle übrigen Mongolen sind geborne Soldaten, und zwar zu Pferde, denn der Mongole geht eigentlich nie, er ruht oder reitet, ein wahrer Centaur, ist er mit seinem Pferde wie verwachsen, daher seine krummen Beine. Das Umherspazieren gilt ihm für eine große Erniedrigung, das öftere Zufußegehen Einzelner für die größte Absurdität der Fremden. Alle Mongolen sind militairisch organisirt. Jede Division (Choschun) zerfällt in eine unbestimmte Anzahl Regimenter (Tschalan) à 6 Compagnien (Schomun) mit 150 Reitern, von welchen 50 stets und im Kriege 100 bewaffnet sein sollen. Die Andern bleiben zu Hause. Jeden Herbst ist Truppen-Revision. An der Spitze der Fahne steht der Fürst und sein Gehülfe, der Tussalakzi. Jener

schlägt dazu dem Kaiser 2 Candidaten aus der Zahl der persönlichen Fürsten und Taidschis vor. Außerdem gibt es Befehlshaber der einzelnen Truppenabtheilungen.

Die Djasaks der innern Mongolei, südlich der Gobi, haben unmittelbare Autorität über ihre Untergebenen, aber bei denen der äußern Mongolei haben die Mandschu besondere General-Inspectoren und zwar geborene Mandschu eingeführt; es werden auch außerordentliche abgesandt. Der Ober-Inspector (chinesisch Tsiang-kiün) der Chalchas hat seinen Sitz in der Stadt Uliassutai, und in jedem der 4 Chalchas-Chanate ist ein Hülfs-Inspector angestellt, ähnlich bei den anderen Mongolen. Die neuen Torgod stehen unter dem Ober-Commandanten von Chobdo; die alten Torgod und die Choschod unter dem Militair-Gouverneur von Ili, die um den Koko-noor unter dem Befehlshaber in Si-ngan-fu. Jedem ist zur Geschäftsführung ein Rath beigegeben. Für die Civil-, Criminal- und Administrativ-Sachen hat der Fürst eine Kanzlei. Unwichtige Sachen entscheidet er mit dieser nach dem mongolischen Gesetzbuche, wichtigere gehen an die Landtage, die alle 3 Jahre stattfinden sollen; sie bestehen aus den Fürsten und Beamten bis zum Zehnt-Mann herab. Die 49 Fahnen oder 25 Aimacke der S.-O.-Mongolen sind in 6 Landtage getheilt, die 86 Fahnen der Chalchas in 4. Der älteste Fürst ist das Oberhaupt des Landtages; an diese gehen Appellationen; sie haben die Revision der Mannschaften und von ihnen appellirt man[1]) nach Pe-king an das Tribunal der auswärtigen Angelegenheiten (chines. Li-fan-yuan, mongol. Dschurgan), in welchem die Angestellten blos Mandschu und Mongolen sind. Hier werden die Angelegenheiten der Mongolen vor einer besondern Kammer geführt. Die Verordnungen des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten, nach welchen man verfährt, 1818 zu Pe-king chinesisch, mongolisch und mandschuisch gedruckt, hat Lipowzow 1828 russisch übersetzt.

In Urga sind des Verkehrs mit Rußland wegen besondere Beamte, ein Wang und Amban, mit einem Tribunale (chines. Ya-men). Alle 3 Jahre ernennt das Tribunal der auswärtigen Angelegenheiten in Pe-king 3 Räthe (Boschko), die dem Wang, einen, der dem Dsargutschi zu Urga, und einen, der dem zu Kiachta zur Seite stehen. Die Schreiber für das Tribunal liefern die Bureaux der Inspectoren, die dem Tuschijetu- und Sse-tsen-Chan (S. 109) zur Seite gesetzt sind. Die Dsargutschi und die 2 Bitketschi, die zum Ya-men gehören, müssen Mandschu sein und erhalten den Tag 1 Leang Tafelgelder.

Wir haben schon gesagt, daß die Mongolen ein eigenes Gesetzbuch haben, welches 1690 in Pe-king revidirt und mongolisch, mandschuisch und chinesisch gedruckt, durch P. Hyakinth bekannt geworden ist. Den Gesetzcodex, den Galdan, Chan der Ölöt, von 26 mongolischen Chanen, Taidschis u. s. w. der 44 mongolischen und Ölödstämme in Gegenwart der Chutuchtu's ausarbeiten ließ, gab schon Pallas im Auszuge. Aus Mangel an Raum können wir auf den ganzen Inhalt des Gesetzbuches nicht eingehen, so belehrend es auch über die Politik der Chinesen u. anderweitig ist. Z. B. den Mongolen ist der Eingang nach China nur durch 6 Barrieren gestattet; sie bedürfen eines Personen- und Waaren-Passes; Waffen-Ein- und Ausfuhr ist verboten. Der vornehme Mongole, der chinesisch lernt und die chinesischen Staatsprüfungen besteht, kann, nach Huc und andern, in China zu allen Aemtern und Ehren gelangen, während kein Chinese in der Mongolei angestellt wird oder sich nur beliebig da niederlassen kann. Post-Einrichtungen sind getroffen, auch eine Fürsorge für Reisende. (Das Nähere bei China.) Der Mongole, der in China ein Verbrechen begangen hat, wird nach chinesischem, der Chinese, der in der Mongolei ein solches begeht, nach mongolischem Gesetze bestraft, enthält dies keine anwendbare Bestimmung, nach

[1]) Wenn P. Hyakinth sagt, vom Djasak an den chines. General-Statthalter, so gilt das wohl nur in kleinen Sachen, da nur alle 3 Jahre Landtag ist.

dem chinesischen Strafgesetzbuche. Die Untersuchungen wegen Mord und Todschlag führt nach P. Hyakinth der Djasak im Beisein von kaiserl. Commissarien (mongol. Dsargutschi). Diese haben auch die Gerichtsbarkeit über die in der Mongolei von Handel und Gewerben lebenden Chinesen; wichtigere Processe müssen sie aber den Militairbefehlshabern vorlegen. Die Strafen der Mongolen sind Peitschenhiebe, besonders Strafe an Vieh, 5 Stück, 9 Stück u. s. w., bei Beamten Entziehung von Gehalt, Entsetzung, Halsholz, Verbannung in verschiedene Provinzen Chinas, wo sie als Postknechte dienen müssen, Erdrosselung, Enthauptung. Die Strafe scheint nicht immer strenge vollzogen zu werden, wenn es wahr ist, was Huc erzählt, daß einem Fürsten von Barin (Bagharin), der wegen beabsichtigten Aufstandes in Pe-king verurtheilt war, an beiden Enden verkürzt zu werden, d. h. Kopf und Füße zu verlieren, durch enorme Summen es gelang, daß man sich begnügte, ihm den Haarzopf und die Schuhsohlen wegzuschneiden und dann nach Pe-king berichtete, das Urtheil sei vollzogen. Selbst von der Todesstrafe kann man sich aber unter Umständen loskaufen. Mit mehreren Strafen ist Confiscation des Vermögens und Sklaverei der Familie verbunden. Ein Mongole, der ein Vergehen seines Gebieters anzeigt, hat das Recht, in ein anderes von ihm selbst gewähltes Gebiet überzusiedeln. Adoption findet mit Bewilligung des Fürsten statt.

Anzahl der Bevölkerung. — Timkowski rechnete, 500,000 Jurten à 4 Seelen, also nur 2 Millionen Einwohner beiderlei Geschlechts; die Angabe eines chinesischen Offiziers von 4—5 Mill. beid. Geschl. für die 49 Fahnen und die Chalchas schien Rehmann zu viel. Die Bevölkerung scheint gegen früher abgenommen zu haben. Ende des 17. Jahrhunderts rechnete man noch 260,000 und mit 24,000 Tschacharen 284,000 Reiter, jetzt für das ganze Land nach P. Hyakinth (in Erman's Archiv B. IV.) nur 290,000 waffenfähige Männer, während in früheren Jahrhunderten die Nord-Mongolei allein $^1/_2$ Million Krieger stellte. Der Chan Mete fiel z. B. 202 v. Chr. mit 400,000 Reitern in China ein. P. Hyakinth findet den Grund darin, daß aus Sibirien, seit es russisch ist, die Bevölkerung nicht mehr der Mongolei zuströme, das Wegschleppen vieler tausend Einwohner aus China und andern Ländern, z. B. im Jahre 631 80,000, wie unter Dschinggis Chagan 100,000, aufgehört habe; das Land der Ordus, zur Hälfte versandet, statt 100,000 jetzt nur 40,000 Reiter, und die Länder der Chalchas, früher sehr verheert, nur 45,000 (n. Andern 60,000) Reiter stellen. Nach 100jährigem Frieden sollte das Land sich freilich erholt haben. Die Nomaden scheinen ohne äußere Verstärkung sich also nur langsam zu vermehren. Wir möchten aber dem Lamaismus einen bedeutenden Antheil an der Verminderung der Bevölkerung zuschreiben, da er nicht nur Tausende — aus jeder Familie wenigstens einen Sohn — ins Kloster treibt, sondern auch ein müßiges, hinbrütendes Leben begünstigt. Daß die Mongolen nicht wieder, wie unter Dschinggis-Chagan, die civilisirte Welt bedrohen, verdankt man nächst der Politik der Chinesen wohl dem milden Einflusse des Buddhaismus, so wenig auch seine Wirksamkeit ein rüstiges, thatkräftiges Leben fördernd erachtet werden kann.

Wir haben jetzt nur noch über die einzelnen Stämme der Mongolen eine kurze Nachricht zu geben, da von Städten, außer an der chinesischen Grenze, natürlich kaum die Rede ist. Etwas näher bekannt sind durch Timkowski neuerdings nur die Chalchas, die Ssunnid und Tschacharen auf dem Wege der russischen Mission von N. nach S. und außer diesen letzteren durch Huc die Stämme der Keschickten, Ongnighod (Uniot), Tümed, Ordus auf seiner Reise von Pe-king nach Tübet geworden.

I. Die innere oder südöstliche Mongolei der eigentlichen Mongu begreift 25 Aimake in 49 Fahnen, außer den 8 Fahnen der Tschacharen (S. 98), den 3 der Bargu und 2 der Tümed von Chuchu-chotan (S. 108.)

Wenn man aus dem zweiten der 6 Thore der großen Mauer, Hi-fung-keu, 40° 26′ N. Br. u. 1° 55′ O. L. v. Pek. heraustritt, so kommt man zu dem Mongolenstamme Charatschin, einer Fahne, 500 Li von O. nach W., 450 von N.

nach S., in einem der fruchtbarsten Districte mit Dörfern und Städten, wo viele Chinesen sich niedergelassen haben und einen bedeutenden Handel treiben; es wird Zimmerholz nach Pe-tschi-li ausgeführt; — dann zum Gebiete der Naiman, 1 F., klein, unfruchtbar, aber reich an Wild, 95 Li von O. nach W., 220 von N. nach S. — Chortschin, den östlichsten Stamm, 870 Li von O. nach W., 2100 von S. nach N., 1280 v. Pe-king, am Non (Naun), 6 F. (d. H. 8) — Aochan, 1 F., 160 Li von O. nach W., 280 von S. nach N. — Dörbed, 1 F., 170 Li von O. nach W., 240 von N. nach S., nordöstlich vom Thore Si-fang-keu. Lange nennt auch hier die Grenzstadt Chalgan, nicht groß, viereckig, mit einer Mauer umgeben, an der einen Ecke steil bergansteigend, unten 1½ Arschinen mit Graufels, oben mit dünnen Ziegelmauern äußerlich bekleidet und mit Lehm und Steingerölle dazwischen ausgefüllt, 2 Klafter dick, mit den Zinnen 4 hoch; auf den Ecken nicht viel höhere Thürme, die Thore mit Eisen beschlagen. Die Stadt hatte 2 Hauptstraßen mit schlechten Kramläden, einige schöne Tempel; die Vorstadt, 1½ Werste davon, 80 H. Die Stadt war von Bergen eng eingeschlossen, einige steinerne Tempel lagen außerhalb derselben. — Chorlos, 2 F., 450 Li von O. nach W., 660 von N. nach S. — Dschelaid am Non, 1 F., im N.W. von jenem Thore, 60 Li von O. nach W., 400 von S. nach N. — Tümed, 2 F., 460 Li von O. nach W., 310 von N. nach S. — Dsarod, 2 F., 125 Li von O. nach W., 460 Li von S. nach N.

Aus dem Thore Ku-pe-keu (40° 43′ N. Br. und 134° 30′ O. L. v. F.) tritt man im N. in das Gebiet der Ongnighod (Uniot), 2 F., 300 Li von O. nach W., 160 von S. nach N. Huc fand dies Gebiet von den Chinesen, die seit dem 17. Jahrh. eindrangen, ganz eingenommen. Sie erwarben das Land um einen geringen Preis; die Mongolen mit ihren Heerden mußten anderswo hinziehen. Die Wälder sind verschwunden, (?) wodurch die Jahreszeiten sehr unregelmäßig geworden sein sollen; daher häufig Dürre — so 1832 — zu anderer Zeit heftige Regengüsse und Frühlingsstürme mit Hagel — 1843 fiel ein Eisstück wie ein Mühlstein groß — oft bittere Noth. — Jehol, d. i. Sitz der Kühle (41° 58′ N. Br.), der bekannte Jagdbezirk mit d. Lustschlosse Khang-hi's, 1703 angelegt, 2 Stunden im Umfange. Der District ist 100 frz. M. von N. nach S., 80 von O. nach W. Nach Huc war derselbe, seit 27 Jahren, wo Kia-king dort beinahe vom Blitze getroffen wurde, vom Kaiser nicht mehr betreten, die großen Jagden sind eingestellt. Er ist voll Wild und Raubthiere; Wächter hüten jenes, lassen aber gegen ihren gehörigen Antheil es gern stehlen. Eine halbe Stunde N.W. vom Schlosse ist ein Lama-Tempel, 1770 nach dem Plane des Budala-Tempels zu H'lassa, der Residenz des Dalai-Lama, erbaut; ein anderer 1780 von Khian-lung nach dem Muster des zu Teschuhlumbo; die Inschriften der Mauern und Pforten sind in chinesischer, mongolischer, Mandschu- und tübetanischer Sprache. In Pe-king erschien ein pittoresker Atlas von Jehol, 36 Ansichten in Kupfern, mit Erläuterungen in Versen. Die englische Gesandtschaft unter Lord Macarthney besuchte Jehol 1793 von Pe-king aus u. Staunton hat es beschrieben. Eine Kunststraße, 418 Li (25 d. M.) lang, die von Pe-king hinführt, wurde unter Khian-lung jährlich 2 mal festgestampft und reingefegt, alle 200 Schritte waren Wasserbehälter, alle 3 M. Paläste mit Gärten. Seit 1723 bildet Jehol ein eigenes Departement Tsching-te-fu, das zur chinesischen Provinz Tschi-ly geschlagen ist. Nach Timkowski hat es auf 1200 Li von O. nach W. 109,805 chines. Familien und 558,396 Seelen. Die Fahnen besitzen 17,791 Khing Land à 100 chines. Morgen, die Bauern 3444; die Abgaben jener betrugen 13,332 Liang, die dieser 6669 Liang. Nach Huc findet man in Uniot noch Reste alter Städte und fester Schlösser, wie im Mittelalter, Lanzen, Pfeile, Ackergeräthe und koreanische Münzen. Koreanische Stämme sollen hier früher gesessen haben. — Bagharin (Barin), 2 F., im N.O. von diesen, 251 Li von O. nach W., 233 von S. nach N. — Ketschickten, 1 (d. H. 2) F., 334 Li von O. nach W., 357 von S. nach N. Das Land ist nach Huc von Hügeln durchschnitten und von zahlreichen Bächen bewässert, voll Weiden und Brennholz. Auch hier haben die Chinesen sich festgesetzt und es ist ein Aufenthalt aller Uebelthäter, Räuber und Diebe. Der Pflug hat das Land dürre und sandig gemacht. Der einzige Handelsort ist beim goldenen Tempel (Altan-some), eigentlich einem großen Kloster mit 2000 Lamas, wo die Chinesen zum Handel mit den Tataren sich niederließen; jetzt ist es eine Stadt. Eine große Heerstraße geht von hier nach Norden durch das Land der Chalchas zum Cherulunfluß u. Hing-ngan Gebirge bis Nertschinsk. Die Chinesen kamen als Händler, verkauften den Mongolen Taback, Wein u. s. w. auf Credit, und nahmen, als die Zahlung nicht erfolgte, 40—50 % Zinsen, bis ihnen Alles zufiel. Auch über die Gold- und Silberminen, die hier 1841 entdeckt wurden, fielen 12,000 Chinesen her und gewannen nach Huc so viel Gold (?), daß dessen Werth in China bis auf die Hälfte fiel, bis der Fürst sie mit Gewalt vertrieb. Sie hatten die Fürstin, die durch den District passirte, insultirt und beraubt; der Fürst zog gegen sie, sie vertheidigten sich lange, viele wurden zusammengehauen, andere in den Minen verschüttet. — Uesümütschin, 2 F., 360 Li von O. nach W., 425 von S. nach N. — Aru-Chortschin, 1 F., 130 Li von O. nach W., 420 von S. nach N. — Abaghanar, am Daal-Noor, 2 F., 180 Li von O. nach W., 436 von S. nach N.

Aus dem Thore Tschang-kia-keu, 40° 5′ N. Br. u. 132° O. L. v. F., westlich vom vorigen, gelangt man in die unmittelbaren kaiserl. Domainen mit ihren großen Stutereien. Hier

sind die Tschacharen (Tsakar), 8 F., und Bargu, 3 F. (letztere fehlen bei Klaproth), unmittelbar unter den kaiserl. Befehlshabern, daher nicht zu den 49 Bannern der Mongu gerechnet. Tschachar, d. i. (?) das Grenzland, nach Huc 150 frz. M. lang, 100 breit, erzielt nur einige Küchengewächse, Wasser ist selten, die Hitze groß. Hier sind die 360 Heerden, von je 1200 Pferden, Kameelen, Rindern, Schafen, die theils dem Kaiser, theils dem Hofe, theils dem Li-pu (s. China), theils den 8 Bannern der Mandschu gehören. Alle Tschacharen sind Soldaten des Kaisers und erhalten der Fußgänger 12, der Reiter 24 Tael des Jahres. Die Chinesen haben hier vergebens einzudringen gesucht. Das Land ist unveräußerlich und alle ihre Käufe sind annullirt worden. Dolon-Noor (d. i. die 7 Seen), chin. Lama-Miao, Stadt ohne Mauern, schmutzig, aber mit bedeutendem Handel. Kaufleute aus Schan-si sind zeitweilig da; Metallgießerei buddhistischer Statuen; Huc sah eine colossale Statue Buddhas auf 84 Kameelen nach H'lassa abgehen, und ließ ein bronzenes Christusbild dort ausführen. Schaborte, Handelsstadt. Chalgan, chin. Tschang-kia-keu (d. i die neue Pforte), nahe an der großen Mauer, etwas abhängig, die Straßen nach Lange sehr enge und uneben, aber alle, besonders der Markt, voll Krambuden; die Stadt hatte viele Gärten, mit klaren Bächen, schönen Springbrunnen, wo Weintrauben, Kastanien, Citronen, süße und bittere Pomeranzen, Mandeln, Pfirsiche, Aepfel und Birnen gezogen und im Sommer billig verkauft wurden. Von den Gütern aus der Steppe erhoben die Chinesen einen Zoll. Distr. Ecch. — Die Dörben-keuked (d. i. die 4 Söhne), 1 F., N.W. von Chalgan, 235 Li von O. nach W., 240 von S. nach N. — Weiter nördlich wohnen dann die Ssunnid, 2 F., 406 Li von O. nach W., 580 von S. nach N., 4000 und 2600 Familien; sie durchziehen die Gobi. — Die Abagha, 2 F., 200 Li von O. nach W., 210 von S. nach N. — Die Chaghotschid, 2 F., 170 Li von O. nach W., 375 von S. nach N. (Du Halde erwähnt noch die Tuinschuse, 1 F.)

Tritt man aus dem Thore Scha-hu-ken, so gelangt man wiederum in kaiserl. Domainen. Hier liegt 200 Li (15 M.) N.W. davon, die Stadt Chuchu-chotan (Kuku-hotun), d. i. die blaue Stadt, chin. Kui-hoa-tscheu, nach Gerbillon 40° 54′ N. Br. (d. H. 40° 49′ 20″) u. 4° 45′ 15″ (d. H. 48′) W. L. v. Pek. Zu Gerbillon's Zeit 1688 waren hier nur Erdhütten mit einigen Pagoden. Die Vorstädte sind besser gebaut und stark bevölkert von einem Gemische von Mongolen und Chinesen; 1 Stunde S.O. davon die Ruinen einer Stadt aus der Mongolen-Dynastie, Reste von Erdwällen und die sogen. weiße Pyramide, ein 8eckiger Thurm von 8 Etagen, über 100′ hoch, aus Backsteinen. Huc unterscheidet die neue, militairische Stadt und 5 Li weiter westlich die alte oder Handelsstadt. Jene hat hohe dicke Backstein-Mauern, aber nur eine große, schöne Straße, die sie von O. nach W. durchschneidet, 10,000 M. Besatzung: Mandschu, die aber alle ihre Sprache bereits vergessen haben; man spricht nur chinesisch. Durch Gemüsegärten, die diese neue Stadt umgeben, gelangt man auf einer breiten Straße in ½ Stunde nach der alten Stadt. Es ist außer den Lamatempeln ein ungeheurer Haufen von Häusern und Läden ohne Ordnung gebauet; bei der zunehmenden Bevölkerung haben sich vor den Thoren neue große Quartiere gebildet, bedeutender als die Stadt. In einer ziemlich breiten Straße ist der Lama-Tempel der 5 Thürme, Sitz eines Chubilgan (s. Tübet). Die Seitenstraßen sind elend, voll Koth. Die Korn- u. Pferdehändler u. s. w. haben hier alle ihre besondern Absteigequartiere, die Chinesen Gasthöfe mit vielversprechenden Aushängeschilden; chinesische Geldwechsler suchen an den armen Mongolen ihren Schnitt zu machen. Wie in Chinas kleinster Stadt viel Handel mit alten Kleidern aus dem Leihhause (Tang-pu). Man steht gar nicht an, fremde geliehene Kleider anzuziehen, verleiht sie auch, nur besorgt, daß der Anleiher sie versetze. Die Lama-Tempel ziehen die Mongolen von weit herbei, mit großen Heerden Ochsen, Pferden, Schafen, Kameelen, auch Pelzwerk, wofür sie Backsteinthee, Zeug, Pferdesättel, wohlriechende Stäbchen, Hafermehl, Hirse und Kochgeschirr eintauschen. Besonders ist hier der Kameelhandel stark auf einem eigenen großen Markte. Eigene Mäkler, die über den Preis durch Zeichen mit den Fingern in langen weiten Aermeln sich verständigen, schließen den Handel immer ab, und werden dann auf Kosten des Käufers gespeist und erhalten einige Sapeken für ihre Bemühung. In der Stadt sind 5 große Lama-Tempel mit je 2000 Lamas und wenigstens 15 kleine, zusammen mit 20,000 Lamas, und unzählige leben noch in der Stadt zerstreut, mit dem Handel beschäftigt, bleiben jedoch selten für immer da, sondern ziehen herum oder leben bei ihren Familien. — Tschagan-kuren, d. i. die weiße Ringmauer, nach Huc eine große, schöne, neugebaute Stadt, wie keine (?) in China und der Mongolei, die Straßen breit, reinlich, die Häuser regelmäßig, die Einwohner wohlhabend, einige große Plätze mit Bäumen bepflanzt, die Läden voll von chinesischen, auch einigen russischen Waaren; doch schadet die Nähe der Blauen Stadt ihrem Handel. — Die Tümed vom Chuchu-chotan, meist Nachkommen von Gefangenen der Mandschu, sind unmittelbar dem Kaiser unterworfen: die Ost- und West-Tümed, 2 F.; jene 125 Li von O. nach W., 230 von S. nach N., diese 120 von O. nach W., 130 von S. nach N. Die West-Tümed sind nach Huc ganz zu Chinesen worden, viele verstehen kein Wort mongolisch mehr; sie sind nicht mehr Hirten geblieben, sondern treiben Landbau, bewohnen prächtige, wohlbewässerte, äußerst fruchtbare Ebenen und erzielen reiche Ernten. Hier herrscht großer Wohlstand; nirgends, wie in China, verfallene Häuser, Elende in Lumpen; alle Bauern reinlich gekleidet. — Weiter nördlich wohnen die Chalka-targar, 2 (d. H. 1) F., und zwar die Ost-Chalcha,

1 F., 125 Li von O. nach W., und 230 von S. nach N., und die West-Chalcha, 1 F., 120 Li von O. nach W., 130 von S. nach N.; dann die Mominggan, 1 F., 100 Li von O. nach W., 190 von N. nach S., und die Urad (Oeröd), 3 F., 215 Li von O. nach W., 300 von S. nach N., am Flusse Kondulen, 49° 55′ N. Br. u. 6° 30′ W. L. v. Pek Die Ordus, 7 (d. H. 6) F. endlich, der westlichste Stamm, sind von 3 Seiten vom Hoang-ho, südlich von der großen Mauer, eingeschlossen; nach den Chinesen hat ihr Gebiet 2000 Li im Umfange, nach Huc 100 frz. M. von O. nach W., 70 von S. nach N. Der Boden, wohl eine hohe Steppe mit beweglichem Flugsande dünn überzogen, ohne Bäume, trägt nur wenig Hirse, Buchweizen, Hanf u. s. w. Salzsee Dabsun. Wasserarm, sind ihre Heerden wenig zahlreich, Ochsen und Pferde elend; im Herbste fürchterliche Stürme, im Sommer erstickende Hitze. Das Land hat den Namen von der Horde, d. i. Ordus der Tschacharen, die nach dem Sturze der Dschingischaniden sich da niederließ. Die Bewohner sind bettelhaft, die Zelte jämmerlich zusammengeflickt; je weiter landeinwärts, desto schlechter. Man sieht einige armselige Landbauer und chinesische Fischer am Hoang-ho. Chinesen hatten auch hier sich anzubauen und immer weiter auszubreiten gesucht. Sie hatten sich in den Bergen an 30 Grottenwohnungen ausgehöhlt mit Fenstern und Ställen, alle nach einem Modell. Da sie aber die Abgaben nicht zahlten, Vieh stahlen, sind sie vom Fürsten der Ordus vertrieben worden. Kloster Rasche tschürin mit einem Markte.

II. Die N.-Mongolen od. Chalchas (Khalkhas) vom Tangnu und Altai bis zum Amur im O., im S. begrenzt durch die Ssunnid in der Gobi, 5000 Li (375 g. M.) von O. nach W., 3000 Li (225 g. M.) von S. nach N., bestanden ursprünglich aus 3 Aimacken (chines. Lu) unter 3 Chanen, jetzt unter 4, in 86 — Huc sagt 84 — Fahnen. 1) Der nördl. Aimack, 20 F., zu beiden Seiten des Tula-Flusses, 2800 Li v. Pek., — immer die Residenz, — unter dem Tuschijetu-Chan; 2) der östl. Aimack, 23 F., (And. 21), zu beiden Seiten des Cherulün, unter dem Ssetsen-Chan, 3500 Li v. Pek.; 3) der westl. Aimack, 19 F., an der S.-O.-Seite des Tschangai-Gebirges, unter dem Dsassaktu-Chan, 4000 Li v. Pek.; 4) der mittlere Aimack des Ssain-nojon, 24 F., an den Quellen der Selenga, weiter nach Ili zu, 3000 Li von Pe-king.

Die Chalchas, noch mehr Urmongolen, sind wenig civilisirt, ziemlich schmutzig, führen ein träges Leben und verschlafen einen großen Theil des Winters in ihren elenden Wohnungen; ihre Heerden sind zahlreich. Sie sollen nach Rehmann 400,000 M., ohne die Lamas (beinahe ¼ der Bevölkerung) betragen, und an 60,000 Reiter stellen können. Das berühmteste Kloster in der Mongolei ist das von (?) Jeke Kuren (mongol. große Ringmauer), bei Huc genannte, 2 W. von der Tula, wo ein großer Wald beginnt, der bis zur russischen Grenze reicht, 200 Werste westlich vom Lande der Ssolonen, unter eigener geistlicher Verwaltung. Man gelangt durch die Gobi hieher. Die Kugurberge bilden nach Huc die Grenze des Staats des Guison-tamba oder Gheghen-Chutuchtu (einer Incarnation). Das Land wird von malerischen Thälern, amphitheatralischen und mit Wald gekrönten Bergen durchzogen. Das Kloster steht am Abhange eines Berges, durch seine Höhe und vergoldeten Ziegel kenntlich; 30,000 Lamas wohnen da oder in der Umgegend. Die Ebenen am Fuße des Gebirges sind stets voll Zelte mit Pilgern aus weitester Ferne, Mandschu vom Amur und Songari und Fischhäuter-Tataren neben Torgod, Tübetanern und Pebun vom Himalaya. Die weißen Zelte der Lamas, in horizontalen Linien angelegt, erscheinen wie Stufen eines großen Altars, dessen Tabernakel der Tempel des Guison-tamba ist, in dessen Hintergrunde er die beständigen Huldigungen seiner Anbeter empfängt. ½ frz. M. vom Kloster ist die große chines. Handelsstation Urga, 49° 26′ N. Br. u. 10° 59′ W. L. v. Pek. Die Häuser sind aus Holz oder Erde, mit Balken und Pallisaden umgeben. Backsteinthee dient statt Münze, 5 Stück gelten gleich 1 Unze Silber. Der Pe-kinger Hof hält einige Beamte, den Heiligen zu beaufsichtigen: 1839 besuchte dieser den Kaiser in Pe-king, von 3000 Lamas begleitet, im gelben Palankin von 4 Pferden getragen. In der Wüste waren Brunnen eigens für ihn gegraben und die Fürsten hatten unterwegs für Lebensmittel gesorgt. An den Seiten war der Weg voll Volk, das auf den Knien lag und mit der Stirne die Erde berührte, als er vorbeikam. Nur die Hälfte seines Gefolges durfte die große Mauer passiren; er blieb 3 Monate in Pe-king, besuchte auf der Rückreise das Kloster mit den 5 Thürmen und die Blaue Stadt, starb aber, ehe er heimkam, man glaubt an Gift. — Ein anderes Kloster ist nach Huc das der 1000 Lamas (Mingan-lamane-kuren), von Schun-tschi gegründet, jetzt mit mehr als 4000 Lamas. In der Nähe ist eine große Stadt (?) gleichen Namens, von Chinesen u. Tataren bewohnt, besonders Viehhandel treibend. Der Groß-Lama ist zugleich Souverain des Landes. Die Lamas leben für sich oder in Klöstern zusammen, d. h. in einzelnen Wohnungen, nach ihren Mitteln groß oder klein, um einen oder mehrere buddhistische Tempel. Alle besitzen Stiftungen vom Kaiser oder Fürsten; die Einkünfte werden zu gewissen Zeiten nach dem Range vertheilt; ein Groß-Lama aus der Fürsten-Familie verwaltet für ihn, er regiert blos. Am linken Ufer der Tula ist der Königsberg Chan-oola, nach Igumnow 40 W. lang, aber nicht hoch, wo alle 3 J. die Versammlung der Chalchas ist. An der sanften Südseite sind prächtige Tempel. — Unter d. Oberinspector (Tsiang-kiün) in Uliassutai, d. i. Pappelhain, der russ. Grenze zu, zwischen dem östl. u. westl. Aimak, standen nach dem Hoei-tien von 1818 noch 5 Fahnen der Tangnu-Urianghai; ihm ist auch Chobdo u. dessen Dsaisang mit 11 Stämmen in 31 Fahnen

untergeordnet. Diese Grenzstadt gehört n. Williams zur Mongolei, n. Putimstev aber z. Songarei. S. da. Die Stadt Uliassutai, hörte Pesterew, habe 2000 Häuser in geradlinigen Straßen, die Chinesen da, Kaufleute, Handwerker, müßten Abgaben zahlen; die Civilbeamten seien Mandschu, die Militärbeamten meist Mongolen, in der Stadt viele Truppen. — Der ruff. Grenze zu, in einem Thale von Wäldern umgeben, Kiachta gegenüber, 1532 W. von Pe-king, 5514 von Moskau, liegt der Handelsort Mai-mai-tschin, d. i. der Ort des Kaufes und Verkaufes, nach Castren mit 8 Thoren, von Holzplanken umgeben, die Straßen gerade, reinlich, aber enge, die Häuser meist Speicher und Magazine, kaum 2 Faden hoch, außen mit Lehm bekleidet, mit Eisengittern, Säulengängen, Gewölben, Sprüchen u. s. w. Die Hauptstraße in diesem Grenzhandelsplatze, ½ Werst lang, fand Hill eng, keine 10 Schritte breit, ungepflastert, die Häuser aus ungebrannten Backsteinen, Holz und Schlamm von 1 Stock, die Fenster nach der Straße und dem Hofe zu mit Talk oder bemaltem Papier statt Glas, am Ende der sehr unbelebten Straße waren Häuser ohne Fenster; vor dem Thore ein großes Theedepot, ½ Werst vom Thore sah er 3—400 beladene Kameele, die 2te Abtheilung von 2000, die von Pe-king kamen. Am Ende einer kürzern, breiten Querstraße, 100 Schritte vom Thore einwärts, ist ein Tempel und Pagode; vorher ein freier Platz mit Gebäuden, Theater von 30 Schritt Durchmesser, Wohnhaus des Gouverneurs, Gerichtsgebäude u. s. w. Keine Frau noch Mädchen darf sich in der Stadt aufhalten, nur Männer und Knaben. — Der zweite russische Handelsort, Zuruchaitu, am Nord-Ufer des Argun, war übel gewählt. Lange fand ihn 1736 schon vernachläßigt; die Waaren kaum 1000 Rubel werth, der ganze Umsatz keine 10,000 Rub.; das Gefolge des Beamten von Naun, der im Juni zur Besichtigung der Grenze kam, setzte eine Kleinigkeit um.

III. Das Gouv. Ili oder die frühere Songarei.

Die Songarei, von den Chinesen seit der Eroberung 1759 nach dem Flusse das Gouvernement Ili genannt, bildete früher das mächtige Reich der Delöd (Eleuten) oder Songaren, eigentlich Dsungaren, von Dsun, die linke, und Gar, Hand, weil sie den linken Flügel der Mongolen bildeten, obwohl Ili im weitern Sinne auch die kleine Bucharei begreift. In den Kriegen mit China kamen viele Einwohner um, das Land verödete und wurde nach Beendigung des Krieges von den Chinesen mit Militaircolonien von Mandschu, Tschacharen, Delöds, Torgod, Turkestanern und besonders mit Verbannten aus dem chines. Reiche wieder bevölkert. (S. Plath Gesch. d. O. Asien, B. 2, S. 612.) Als eine Militaircolonie der Mandschu und Verbrecher-Colonie der Chinesen, verliert es, je mehr Chinesen und Andere sich daselbst ansiedeln, immer mehr den Charakter der Mongolei und wird daher besser noch selbstständig betrachtet. Die Chinesen nennen Ili oder die ehemalige Songarei auch noch Thian-schan Pe-lu, und die Kleine Bucharei dann Thian-schan Nan-lu, weil beide nördlich und südlich vom Himmelsgebirge (Thian-schan) liegen und von China aus durch jene über Hami und Turfan die Nordstraße (Pe-lu), durch diese über die Sandstadt (Scha-tscheu) nach Khotan die Südstraße (Nan-lu) führt.

Ili erstreckte sich nach Gützlaff von (?) 33° 30′ bis 47° 30′ N. Br. und 22° 23′ bis 42° 25′ W. L. von Pe-king. Im Norden schied es früher der Altai vom russ. Sibirien und den Kirgisen — der Balchasch-See von der mittlern, der Tschui-Fluß im N.W. von der großen Horde, — im N.O. die Schamarberge und der Irtischfluß von der mongol. Provinz Uliassutai. Im S.O. erstreckt es sich bis Kan-su und bis zur Gobi; im S. scheidet es der Thian-schan von der Kl. Bucharei, und im W. der Belur-dagh von der Gr. Bucharei und der Talas Fluß von der großen Kirgisenhorde. Williams rechnet die Songarei auf 900 e. M. Länge und 300 mittlerer Breite, die kleine Bucharei 1215 e. M. v. O. nach W., 3—500 von N. nach S., beide von 36—49° N. Br., 71—96° O. L. v. Gr., oder 88° 39′ 37″ — 113° 39′ 37″ O. L. v. F. und gibt ihnen 900,000 e. □M. od. 56,250 d. □M. Fläche.

Diese Grenzen Ili's im N. sollen aber von den Russen ganz im Stillen in neuerer Zeit zu ihren Gunsten verrückt worden sein, wie sie ja auch (vgl. S. 92) in der Mandschurei am ganzen Amur sich ausgebreitet haben. Die Nachrichten darüber sind aber nur dürftig und unsicher. Sie sollen im O. und S. des Balchasch See

vorgedrungen sein, dort eine Stadt Kopal, die nach Wlangal (in Erman's Archiv 1855), der 1851 das Sieben-Fluß-Gebiet bereisete, 45° 25′ N. Br., 490′ hoch liegt, gegründet haben, so daß das Siebenstromgebiet der Flüsse, die nördlich in den Balchasch-See münden, mit dem Ala-Kul See und dem Sassyk-Kul See jetzt zu Rußland gehören und die Grenze Rußlands gegen das chinesische Reich jetzt durch den Saissan-See, das Ala-Tau Gebirge bis 45° N. Br., 98° 20′ O. L. entlang, von da ab an den Fluß Tscharyn, und längs desselben, unter 97° 50′ O. L. bis an den Thian-Schan 42° 25′ N. Br., sodann längs der N.-Küste desselben, den Issyk-Kul umspannend, bis 95° O. L., von da gegen N. zur Quelle des Tschui 42° 20′ N. Br., 95° O. L., und den Tschui entlang bis zu seinem Ergusse in den (?) Tele-Kul See hinzieht. Dieses Stück Land gehört jetzt zum Gouvernement Semipalatinsk, einem Theile von West-Sibirien, über welches wir Nebol'ssin (in Meyers Magazin 1855) neuere Nachrichten verdanken. Von eigentlichen Eroberungen durch Waffengewalt kann hier aber nicht die Rede sein. Von den nomadischen Kirgisen eingenommen, nur nominell unter chinesischer oder russischer Herrschaft, war der Besitz des Grenzlandes hier immer sehr unsicher. Als die Kalmucken früher weggezogen, breiteten die Chinesen sich aus und ließen die Kirgisen, die früher nur bis an den Sarasu reichten, sich um den Balchasch-See ausbreiten. Ueber diese haben die Russen ihre Herrschaft jetzt erweitert und befestigt.

Die Songarei ist ein hohes Plateau, an 3 Seiten von Bergen umgeben, die ihm viele Wässer zusenden, die aber meist keinen Abfluß finden, sondern Seen, zum Theil von bedeutender Größe, bilden. Das Grenzgebirge gegen Rußland im N.W., der Tarbagatai, nach den Murmelthieren, die dort hausen, so genannt, streicht zwischen 46° u. 47° N. Br. v. W. n. N.O., von 98° O. L. zum Saissan-See, (102°), und bildet die Grenzscheide des Irtisch vom Imil. Nach Sievers beginnt das Gebirge beim See Ala-Kul im S. 45° N.W., läuft N.O. dem obern Irtisch zu, wo es sich mit dem Altai vereinigt und besteht aus Granit und Porphyr. Nach Karelin (in Erman's Archiv Th. 2) ist es 200 Werst von W. nach O. lang, bei Tschugapak-Assu 18 W. breit und bis 7560′ hoch. Bei Tschugutschak tritt er in das chines. Gebiet, wird bald niedriger und verliert sich am linken Ufer des obern (schwarzen) Irtisch; der Kamm liegt etwa 46° N. Br. und zwischen 100° 7′ u. 102° 5′ O. L., Anfangs Juni sind Gipfel und Abhänge zum Theil mit Schnee bedeckt; er fand am Fuße + 21° R., auf dem Gipfel + 8°, Nachts blos + 3° R. Es ist der südlichste Zweig des Altai. Der Süd-Abhang ist steil, der Nord-Abhang flach, voll Bäche, die im N. dem Saissan-, im S. dem Balchasch- und Alakul-See zufließen. Nach Fedorow's trigon. Messungen ist die höchste Stufe des Tarbagatai der Taß-Tau, 9700′ hoch, und die andern Höhen jenes Gebirges stehen diesem wenig nach; so W. von diesem der Marat-Tschoku und weiterhin der Ssandyk-Tas. Die Längenthäler des Tarbagatai gehen von W.S.W. nach O.N.O. Die Caravanen gingen nach Schrenck (in Bär's Beitr. B. 7) 1840 über den Berg Chabar, an dessen S.-Fuße der chines. Grenzposten Ulus-Tau, 15 bis 20 Werste von der Stadt, sich befindet, bisweilen durch den Gebirgspaß Ssaiassu nach Tschugutschak. Noch 14 mehr oder minder bequeme Pässe führen über den Tarbagatai. Im Sommer nomadisiren auf seinen Höhen Kirgisen, die den Winter am Fuße des Gebirges oder in den Ebenen N. vom Ala-Kul und Ssassyk-Kul zubringen. 200 Werste S. v. Tarbagatai und v. diesem durch e. Steppe getrennt, welche der nord-turkmenischen äußerst ähnlich ist, wie auch die Flora, streicht wie dieser von W. nach O. (nach Karelin) der Alatau, welcher nur mit niedrigen Bergen in das chinesische Gebiet hineinreicht, aber da durch die niedrige Berggegend Barly-Tochta mit dem Tarbagatai in Verbindung steht, mit dem er von gleicher geognostischer Beschaffenheit ist. Der Alatau besteht aus über 10,000′ hohen, mit Schnee und Gletschern bedeckten Bergen, aus dessen Eismassen 7 Flüsse in den Balchasch-See früher sich ergossen, nach

Andern sich noch ergießen, deren Mündungen, jetzt zum Theil versandet, sich theils über sumpfige Schilffelder ausbreiten, theils durch Seitenarme mit andern vereinigen. Seine Gipfel erheben sich als steile Pyramiden mitten aus der Ebene. Von der Spitze bis 2000′ abwärts mit Schnee bedeckt, bestehen die Berge aus Glimmerschiefer, Porphyr, auf Granit ruhend, mit Erzgehalt, Silber und Wismuth. Schrenk schätzte den Alatau 12,500—13,000′ Par. hoch; das erste Schneefeld war 9550′. Thonschiefer ist nach ihm die herrschende Felsart. 6550′ hoch wuchsen noch schöne Roth-Tannen, verschwanden aber bei 7770′. Die Vogelbeere wuchs noch 7500′ hoch; Juniperus nana bis 8000′, der Sadebaum (J. Sabina), der letzte Strauch, 8600′ hoch; 9550′ sah er nur hin und wieder noch einige Moose und Flechten. Das Murmelthier ist der einzige Bewohner dieser öden Gebirgsgegend, und auch dieses letzte Anzeichen des Lebens verschwindet 10,700′ hoch, wo der ewige Schnee beginnt. Schrenk erreichte nicht den Gipfel des Gebirges, sondern nur die Höhe von 11,735′, wo hin und wieder noch einige Moose und Flechten die nackten Felsen bedeckten, zwischen ihnen Primula nivalis, Rhodiola gelida und die sonderbare Bryomorpha rupifraga. Grimms Karte unterscheidet zwei Gebirge Alatau, eines im N. unter 45° N. Br., das andere 2° südlicher, und dies bestätigen Schrenks Nachrichten, jedoch gehört das südliche nicht mehr zu chinesischem, sondern jetzt zu russischem Gebiete. Das eben beschriebene, das er bestieg, ist das nördliche oder Songarische, welches von 97° 50′ — 80° O. L. die Gränze zwischen China und Rußland bezeichnet. In der Schlucht eines Baches lag das chines. Piquet Kuktau. — Das Gebirge Iren Chabirgan, welches 45° N. Br. 98° 20′ O. L. vom Alatau abzweigt und von W. nach O. zieht, mag erwähnt werden, weil die große Pe-kinger Straße hier durch den Felsen gesprengt ist.

Der größte Fluß, der Ili, entspringt an der Nordseite des Thian-schan. Sein Stammfluß soll nach Falk der Tekes sein; er fließt von O. nach W. in den Balchasch-See. Nach den Chinesen beträgt sein Lauf 1400 Li; er verläßt aber sehr bald das chinesische Gebiet. Den Irtisch, der an der Grenze fließt und sich in den Dsaissang-See ergießt, muß man auch erwähnen.

Von Seen sind zu erwähnen: 1) der Dsaissang oder Saissang, d. i. der See der Edlen, seit 1650 gekannt, nach Meyer eine große Erweiterung des Irtisch, der durch ihn fließt, nach Pansner's Charte 37° 30′—48′ N. Br., von O. nach W. 15 M. lang — von de Guignes wohl zu groß, 25 g. M. lang, 16 g. M. breit, angegeben — nach Falk 110 W. lang, 40—75 breit; nach Sievers in Form eines Halbmondes, 300 W. (48 d. M.), nach den Chinesen aber 600 Li im Umfange; Humboldt schätzte ihn nicht über 1800′ (300 T.) hoch, — da der chinesische Grenzposten Khoni-Mai-Laku 1500′ (250 T.) hoch liege, — immer noch höher als der Genfer- (1158′) und Bodensee (1164′). Obwohl ganz auf chines. Gebiete, befuhren ihn die Russen nach Dr. Meyer doch jeden Frühling, sobald der Irtisch vom Eise frei ward und fischten da — gegen eine Abgabe von 30 Pfd. Salz von jedem Schiffe und ein Geschenk von 500 Sterleten und einigen Confituren an den Oberbefehlshaber — 3000 Störe und 30,000 Sterlete, außerdem Barsche, Tschebak u. s. w. Putimstev hat ihn 1811 ganz umreist. 2) der Kisil-Basch See, d. i. der der Rothköpfe, südöstlich vom vorigen, 47° N. Br., nach den Chinesen 300 Li im Umfange; der Urungufluß ergießt sich von N.W. in ihn, 46° 45′ N. Br. Fast nur den Namen nach bekannt sind die Steppen-Seen im N. u. O. der Songarei: 3) der Boro (oder Chara) Tal; — Putimstev kam über den gleichnamigen Fluß, der, 300′ breit, nicht tief, gegen O. in ihn fließt — und 4) der Ajar-noor in gleicher Breite (45° N. Br.), aber 20 g. M. weiter östlich; noch unbedeutender ist 5) der Darlai-noor mit dem Kobok-Flusse.

Putimstev erwähnt die heißen schwefelhaltigen Quellen Araschan, von Galdan entdeckt, der einen Tempel da erbaute, von Mongolen und Kirgisen im September und October benutzt. Nach der russ. Caravanen-Reise wurden beim Vorposten Kumurtscha

Steinkohlen von Verbannten geschürft und nach Guldja, Tschugutschak und ins Innere verführt. Die Kohle ist harzig, gibt eine helle Flamme mit vieler Asche. Timkowski erwähnt Eisen und Steinkohlen 2 St. O. von der Stadt Ili im Gebirge von Kongor. In Chastaw ist ein Kupferwerk, das jährlich kaum 300 Pud liefert, das in Guldja vermünzt wird. Bei der Hauptstadt, in einem Hohlwege, setzt nach Regengüssen sich Salpeter an, der mit eisernen Spaten gesammelt und in hölzernen Kasten von der Erde gereinigt wird. Eine Pulverfabrik aber gibt es in Guldja nicht, sondern das Pulver kommt von Aksu. Spuren von Gold finden sich in den kleinen Flüssen. Die vom Tarbagatai herabkommen, haben die Aufmerksamkeit der chines. Regierung noch nicht erregt, doch sollen sie in der kleinen Bergkette Altun Emel (46° N. Br. u 102° 5′ O. L., 120 Werste von Tschugutschak) reichen Goldsand ausbeuten. Die Produkte des Pflanzen- und Thierreiches sind wenig bekannt.

Die Bevölkerung ist eine sehr gemischte und künstliche, da das Land den Chinesen als Militair- und Verbrecher-Colonie dient (S. 110). Im Süden ist ein großes Thal, durch 8 Militairposten aus 1000 Sibesoldaten mit ihren Familien in 8 Bannern bewacht. Zwischen den Posten haben Turkestaner sich als Ackerbauer angesiedelt, wie W. von der Stadt Ili an dem Fl. Korgos und Tsitsikhan, die rechts dem Ili zufließen, eine Mandschu-Colonie von 600 Ssolonen und 400 Däuren (S. 89). Die Nordseite der Statthalterschaft, Sibirien zu, wird durch 12 Militairposten und 30 Redouten vertheidigt. Falk und Sievers nennen einige. Nach diesem waren die Grenzwachen hier meist Kalmuken unter chin. Offizieren; O. vom Irtisch bis zum Amur Mongolen und Mandschu; die Fremden, die der Grenzwache zu nahe kommen, werden in Ketten nach Pe-king geführt. Ili ist Sitz des Oberbefehlshabers (Tsiang-kiün) auch über die Kleine Bucharei, zugleich der obersten Justizbehörde; unter dem Oberbefehlshaber stehen auch 3 Ambans für die Angelegenheiten der Chinesen (welche dort Kara-Kitai heißen), der Muhamedaner und Turgan, Nachkommen der Krieger Tamerlans, die chines. Sprache und Sitte annahmen; ihm zur Seite 5 Räthe (Galvida). Ein anderer Oberbefehlshaber steht an der West-Grenze zu Kaschgar. Außerdem sind in Ili Generäle der Ssolonen, Tschacharen (Sibe), Oelöd (Oirad). Von Si-ngan in Schan-si wurden nach der Reichsgeographie bei Timkowski jährlich 3800 Mandschu Soldaten mit ihren Familien und 2000 Verbrecher aus China hergesandt und zum Dienste der Regierung verwendet; 6000 turkestanische Familien, 6000 Mongolen, Oelöd, Tschacharen (Sibe) und Mandschu (Ssolonen) waren schon früher angesiedelt, das Land anzubauen; von welchen Jeder vom 20.—50. Jahre nach Putimstev jährlich 6 Sack à 6½ Pud Reis, Grütze, Gerste, Mehl und Hirse in die kaiserlichen Magazine liefern muß; doch ergab die Erndte kaum das nothwendigste Getreide für die Garnison. Jährlich sendet China über 500,000 Leang Silber (über 1 Mill. Thaler) und mehrere Millionen Stücke Atlas, Taffet und andere Gewebe, die an die Kirgisen gegen Vieh, das an die Meistbietenden wieder verkauft wird, ausgetauscht werden, um so die Truppen zu bezahlen. Dazu kommen 40,000 Leang Silber Abgaben und die Zölle der Städte der Kl. Bucharei. Dennoch war 1774 das für den Handel so unentbehrliche Geld so selten, daß die Regierung erlaubte, von den Städten der Kl. Bucharei 8000 Kin Kupfer statt der Korn-Abgabe zu beziehen und zu vermünzen. Ein General von hier mit 500 Mann bereist jährlich die West-Grenze der Kirgisen und Burutten und erhebt von ihnen den Tribut, von je 100 Kühen und 1000 Schafen 1. Die Fürsten der Oelöd und die muhamedanischen Begs gehen Ende des Jahres mit Huldigungsgeschenken nach Pe-king, die Kirgisen nur alle drei Jahre; die Burutten oder schwarzen Kirgisen haben dazu keine bestimmte Zeit. Jenseits des Irtisch wohnen Kirgisen, die die Kalmuken verdrängt haben. Nach Putimstev hatten die nomadisirenden Kirgisen zum Theil nach dem Muster der Chinesen Weizen und Hirse zu bauen angefangen. Nach Meyer fanden die Kirgisenmädchen bei

Chinesen, Mandschu und Mongolen vielen Beifall. Die vielen öffentlichen Häuser in Tschugutschak und Guldja waren fast mit lauter Kirgisinnen bevölkert. Auch die Kalmuken, die 1770 aus Rußland entflohen waren, wurden hier angesiedelt [1]). Klaproth rechnet 60 Fahnen neuunterworfener Dsungar, mit welchen Dürbet und Choït verschmolzen sind (S. 115). Sie sind ebenfalls in Aimacke getheilt von 300 Familien unter einem Adelichen (Dsaissang). Der Chan erhebt von seinen Unterthanen den Zehnten, mischt sich aber nicht in ihre Privatangelegenheiten. P. Hyakinth rechnet Oelöd vom Berge Alaschan 1 Fahne, Torgod und Songaren 16 F., Dschachadzin 1 F., Uriankai am obern Jenisei 10 F. — Die letztern sind indeß nach Klaproth keine Mongolen, sondern Samojeden. — Jeder rüstige Mann muß dem ersten Kriegsrufe folgen. Ihre Waffen sind Lanzen, Bogen, Säbel; der Adel führt schon Feuerwaffen und Kettenpanzer, was bei den eigentlichen Mongolen nicht vorkommt. Die Tschacharen, zwei Divisionen, jede von 8 Compagnien à 160 Mann, bewachen nach Putimstev die Grenzen. Wie bei den Kosaken werden ihre Kinder in die Listen eingetragen. Ueberzählige dienen als Freiwillige; 16 von diesen bei jeder Compagnie bauen Land für die activen Truppen. Sie erhalten den Monat 30 Kin (45 ruff. Pfd.) Weizenmehl und 10 Solotnik Silber Sold; die Mandschu 15—20 Solot., nach Meyer bei Ledebour diese 50 Sol., einen Ziegel Thee, einen kleinen Beutel Mehl; der Mongole 30 Sol.; der Kalmuke jährlich 180 Sol., 5 Ziegel Thee, aber kein Mehl; der Offizier jährlich 1040 Sol., Thee und Mehl; die Wache von Tschugutschak den Betrag meist in Waaren. P. Hyakinth rechnet im Gouvernement Ili überhaupt 271,790 Seelen, darunter 149,140 Soldaten, 34,300 Turkestaner, 95,550 Torgod und Koschoten; Putimstev 1811: 28,000 Mann für den Grenzdienst, nämlich 4000 Mandschu, 6000 Oelöd, 6000 Tschacharen, 6000 Ssolonen und 6000 Sibe, wie Kosaken organisirt, lauter Cavalerie, bis auf die Mandschu, Nomaden mit Ackerbau. Nach der chinesischen Eroberung 1759 soll die ganze Bevölkerung nur 69,109 betragen haben: 6384 Mandschu u. Mongolen, 1000 Sibe, 1000 Ssolonen und Däuren, 1800 Tschacharen und 3000 Chinesen als Besatzung. 3955 Oelöd von Koschoten und 25,595 von Torgod abhängig, zogen Vieh und bauten das Land; 6406 muhamedanische Familien oder 20,356 Personen aus der Kl. Bucharei zahlten 9600 Schi, à 120 Pfd., also 1,152,000 Pfd. Korn und 160 Leang 6 Mace Abgaben; 71 Familien des Volkes mit 209 Individuen von 6521 Morgen 351 Schi Korn; dazu kamen noch 244 Verbannte. Eine spätere chinesische Nachricht gibt schon 161,604 E.: im tatarischen Lager der Stadt Ili 22,600; in der Stadt Hoai-ning 13,340; im Lager der Sibe 19,200; in dem der Ssolonen 14,500; in dem der Tschacharen 11,700; in dem der Oelöd 26,300; in dem der Schalimars 9300; in dem der Chinesen 10,700; in dem der Muhamedaner (Hoei-tse) 34,000. Wir führen diese Zahlen an, weil sie die Zunahme der Bevölkerung und deren Zusammensetzung zeigen; (jetzt ist freilich die Zahl der chinesischen Unterthanen durch die neuen russischen Eroberungen wieder gesunken).

Stadt und Provinz Ili bezeichnete schon Putimstev, der 1811 die erste Waaren-Caravane eines Kaufmanns, die von Tara nach Tschugutschak ging, begleitete, — als den Centralpunkt des Verkehrs und eines Zusammenflusses von Handelsleuten aus dem Innern Chinas bis Caschmir, Indien und der Bucharei. Er traf da einen

[1]) Bei den verheerenden Kriegen zwischen den Chalchas und Oelöd (Oeröd) im Anfange des 17ten Jahrhunderts zogen 50,000 Zelte Kalmuken, 1616 den Koko-noor verlassend, westwärts, erst zwischen Jaik und Jemba, später bis zur Wolga, und huldigten Rußland. 1761 sollen sie 100,000 Zelte stark gewesen sein. Rußlands Drucke sich entziehend, flohen die meisten 1770 von da in die alte Heimath zurück und gelangten nach vielen Mühseligkeiten an den Balchasch-See. Nach den Chinesen huldigten 50,000 Familien und 1772 noch 30,000 dem Kaiser von China; s. Plath's Geschichte des östl. Asiens Bd. II. S. 638. Ueber die Sitten der Kalmuken, eigentlich der an der Wolga, gibt Prof. Bergmann: „Nomadische Streifereien unter den Kalmuken" interessante Nachrichten.

indischen Kaufmann und meinte, ein freier Handel mit Rußland würde viele Kaufleute herziehen. An der sibirischen Grenze war die Einfuhr der russischen Waaren pro forma verboten, da sie officiell nur über Kiachta stattfinden soll; sie fand aber durch Connivenz mit Erlaubniß des Oberbefehlshabers, als käme sie von den Kirgisen-Sultanen, statt, der daher in der Audienz sich nur nach der Gesundheit dieser, nicht nach der des Kaisers von Rußland erkundigte. Hauptauschmittel war ein weißes, ungeglättetes Baumwollenzeug (Bäsi), durch Waschen und Klopfen zart gemacht, aus den Fabriken von Kaschgar und Khatan. Die Zollhäuser vor diesen Städten nahmen von je 30 Stücken eines. In Guldja wurde kein bestimmter Zoll entrichtet, aber Geschenke, da der Handel nur mittelst Defraude stattfand. Der Oberbefehlshaber erhielt von Putimstev 12 Stück geringe Seidenzeuge, 600 Rubel werth, und 20 Arschin chinesischen Sammt, 100 R. w., jeder Beamte 4 Stück vom besten Bäsi, 150 R. w. Bei der Uebergabe mußten die Russen niederknieen und für die gnädige Annahme danken. Dann wurden sie mit Thee, Confitüren, Zuckerwerk bewirthet und artig entlassen. Der Statthalter empfing Putimstev auf einem Lehnstuhle sitzend, zur Seite die 3 Ambans auf einem Sopha, 20 hohe Beamte stehend, 2 Dolmetscher, die Knie beugend, so wie sie die Befehle ihres Gebieters vernahmen. Es waren Mandschu, die, ohne besondern Gehalt, so sich etwas Geld machten. Die Kaufleute aus Indien und Kaschmir brachten mittelmäßige Mousseline, halbseidene und halbbaumwollene Stoffe, Bäsi, indischen Katun; die Russen nur Tuch und Leder. Die fremden Handelsleute fanden Herberge in der Stadt Ili bei den Tupgans, zugleich Wirthen und Kleinhändlern. Für ein Zimmer wurde den Monat ein Leang bezahlt.

Von Semipalatinsk [1]) gingen nach einem neuern Berichte jährlich im Juli oder August Caravanen von 500—1000 Pferden in 25—30—58 Tagen nach Guldja; auf der zweiten Hälfte des Weges, der zu gebirgig ist, aber auf Kameelen. Die Handelsleute waren Tataren, die Troßknechte Kirgisen. 5 Tage vor Guldja ward die Zahl der Reisenden, ihre Pferde und Ladung notirt. Eigentlich sollten nur Bewohner von Andzian einpassiren, aber in asiatischer Kleidung kamen auch Russen ohne Pässe durch. Sie mußten immer in umzäumten Plätzen übernachten, und wurden Morgens zum nächsten Posten escortirt. Zwei Werste vor der Stadt, am Ili-Flusse, mußten sie in Filzzelten und Barraken, von Pikets bis zur Abreise umstellt, bleiben. Menschen und Thiere wurden nochmals überzählt, die Waaren in steinernen Gebäuden mit Brettern bedeckt in der Nähe untergebracht, die Pferde 15 Werst davon auf die Weide getrieben. Ein Dolmetscher übergab ein Verzeichniß der Waaren, der Bestand ward verglichen und ihre Ankunft nach Pe-king gemeldet. Die Fremden sollten eigentlich nichts kaufen und mußten doch inzwischen leben; also lebten sie auf Credit oder trieben Schleichhandel. Entdeckt, ward freilich die Waare confiscirt und der sich vergangen hatte, körperlich gestraft. Nach einigen Wochen, wenn von Pe-king Antwort gekommen war, ging der Stadtbefehlshaber mit 2 Beamten — der russische Caravanenbericht spricht von 7 Beamten — in das Lager und bot eine Summe. Es währte wohl 7 Tage, bis man Handels eins ward. Sich den Handel nicht zu verderben, wählten die Kaufleute der Caravanen aus ihrer Mitte 3, die mit den chinesischen Beamten den Handel abschlossen und wegen der Geschenke feilschten. Der Tsiang-kiun allein erhielt 20 Pferde, die andern zusammen 50. Die Russen setzten dafür den Preis ihrer Waaren hoch an. Besehen ward die Waare erst nach dem Kaufe, auch dann erst visitirt und 3% Zoll erhoben. Nicht angezeigte Waaren

[1]) Falk I. 387 (1771) giebt 2 Caravanen Routen von Semipalatinsk durch die Songarei nach der kl. Bucharei — neuere Humboldt u. a. — Sie machten den Tag 25—55 W., nachdem das Futter war. Sie bestanden aus 20—50 und mehr Kaufleuten mit 2—3 mal so viel Pferden und einigen Kameelen. In 20 Tagen kamen sie nach Korgos am Ili. Von hier ging es in 15 Tagen über den Ili, Tekes, das Musart-Gebirge und die Stadt Utsch nach Aksu.

wurden confiscirt. Ein schmales und breites Baumwollenzeug vertrat die Stelle des Geldes, wie in Kiachta der Ziegelthee. Man konnte sich dafür aber auch andere Waaren, selbst Silber ausbitten. Gold sah man fast gar nicht, aber Silber zur Genüge, in Klumpen oder Stangen. Das Verhältniß des Goldes zum Silber war wie 10 : 1; die Ausfuhr frei. Die Waaren wurden dann in der Stadt und unter die einheimischen Kaufleute vertheilt, die sie nur zu festen Preisen verkaufen durften. Polizeidiener gingen immer herum und sahen zu, ob es auch so gehalten wurde. Zu viel Bezahltes erhielt man zurück. Es gab keine reichen Kaufleute in Guldja, aber Händler aus allen Gegenden, und nach Auftrag besorgten sie die reichsten indischen und chinesischen Waaren. Die eingeführten Waaren durften nicht weiter verführt werden. Ungern erlaubte man Einzelnen, mit den eingetauschten Waaren nach Kaschgar zu reisen. Trotz der Schwierigkeiten war dieser Handel doch vortheilhaft. Eingeführt wurden aus Rußland: rothe Juchten, grobes Soldatentuch, rothes Mitteltuch, schwarzes Sandel- und rothes Färbeholz, Kasten mit weißem Eisenblech beschlagen, eiserne Kessel, Kasserole; kleine Spiegel in Rußland zu 10 Kopeken gekauft, wurden hier zu 50 wieder verkauft. Ausgeführt wurden verschiedene Catune, Kitaika, chin. Seidenzeuge, Sammt, schwarzer Thee in gläsernen Flaschen, grüner in hölzernen Kästchen, — der beste: $1^1/_2$ russ. Pfd. zu 1 R. 50 Kop., — Ziegelthee, Porzellan, Thon-Geschirr, Tusche sehr billig. Alle bucharischen Früchte fand man hier, außer Aprikosen und Feigen.

Einen Monat blieb die Caravane wohl noch, die Catune roth und blau färben zu lassen. Die Chinesen drängten sie nicht zur Abreise. Aber bei der Abreise wurde wieder streng revidirt, daß Keiner, nicht einmal ein Todter, zurückbleibe; die Knochen mußten selbst wieder mit hinaus. Militair begleitete die Caravane bis zur Grenze. Im März war sie in Semipalatinsk wieder zurück. Trotz aller Verluste durch Ueberfälle, die Geschenke u. s. w. kostete der Waaren-Transport von Semipalatinsk bis Guldja doch die Pferdeladung nur 5—6 Rubel, oder das Pud 1 Papierrubel, so daß der Handel einträglich war.

Nach Nebolssin wären jetzt russische (?) Consuln in Guldja und Tschugutschak, — über beide Städte hinaus war der russische Handel noch nicht vorgedrungen, — unter deren Vermittelung der Kriegsgouverneur in Semipalatinsk etwa entstehende Mißverständnisse mit den Chinesen schlichtet. Die Russen führten aus nach China Eisen, Zitze, Baumwollensammt, grobes Tuch, Posamentirarbeiten, Getreide, Zucker und Sachen für den täglichen Hausgebrauch. Petropawlowsk ist von allen Zollstädten an der sibirischen Linie die wichtigste, wichtiger selbst als Troitzk.

Es zerfällt Ili in 3 Befehlshaberschaften, Ili im W., Tarbagatai (chin. geschrieben Ta-cul-pa-ha-tai), d. h. mit Murmelthieren begabt, kirgisisch Tschugutschak im N. und Kar-kara-ussu im O. — Die Stadt Ili, d. i. glänzend, schimmernd, wie der Fluß, — auch Guldja, von der Bergziege so genannt, chinesisch Hoei-juan-tsching, die Stadt des Militairgouvernements, — 1764 gegründet, 42° 46′ N. Br. und 110° 10′ O. L., sollte 10,000 Häuser und 50,000 Einw. nach Putimstev haben, Humboldts Itineraire gibt ihr nur 1500 H. und 15,000 Einw., die Caravanenreise 3000 H., 30,000 Einw. u. 5000 M. Besatzung; der Commandant könne aber in kurzer Zeit 30,000 Mongolen und Kara Kirgisen aufbieten. Die Mauern der Stadt, jede Seite 440 Sajenen lang, bestehen aus ungebrannten Ziegeln. Nach Putimstev hätte die Stadt Steinmauern, 3 Toisen hoch, ohne Graben. Die Häuser waren mittelmäßig, aber sie hatte prächtige chines. Tempel, worin täglich Schauspiele stattfanden, auch Moscheen. Man sah viele Kaufleute aus der Gr. Bucharei, selbst aus Indien und Kaschmir, die außer der Stadt wohnten, viel Handelsverkehr trieben. Nachrichten der Russen zufolge hat Guldja jetzt 18 Li im Umfange, die besten Häuser in Buchara und Kokand seien den schlechtesten dort nicht zu vergleichen; sie sind aus Backsteinen oder Holz. Die meisten Einwohner sind Chinesen; die Handwerker arbeiten auf der Straße. Die Truppen waren aber elend; Glücksspiele jeder Art im Schwange, der Mandschu verspielte Pfeil und Bogen, Rock und Hemd und zuletzt sich selbst. Die Straßen Ili's fand Putimstev gedrängt voll Theeschenken, Speise-, Spiel- und Hurenhäuser. Die Chinesen waren Schmiede, Goldarbeiter, Klempner, Schlosser, Zimmerleute; die Mongolen trieben nur Viehzucht u. Feld-

bau. Rinder und Pferde waren Hauptgegenstand des innern Handels; die Kirgisen kauften sie auf und lieferten sie im Großen an die Garnison, obwohl die Regierung auch selbst Stutereien hatte. Die Münze münzte nur 2000 Leang Kupfer aus. Das Fleisch muß ohne Knochen verkauft werden. Man brennt Steinkohlen. Man spricht etwas Tatarisch. In der Umgebung nomadisiren Oelöd. Man hält viel Gänse, Enten, Fasanen, Pfauen. — Es herrscht hinsichtlich der Städte hier noch großes Dunkel. Putimstev unterscheidet Guldja-Kure (Ili) und Guldja, 50 Werste davon, eine große Stadt, von Muhamedanern bewohnt, unter einem Halim-Bey. Nach Humboldts Routiers hatte Alt-Guldja nur 150 Häuser und 1000 Einw.; die chines. Stadt (Guldja-Kure) liege 60 W. weiter westlich am Ili und Kurga, das alte Korges, d. i. Lager des Chan, noch weiter N.W. von dieser, am Bache gleiches Namens, über seiner Mündung rechts zum Ili. Die russische Caravanenreise (Archiv Bd. III.) identificirt die Stadt Kulja mit Kurga, Festung, wie die Kirgisen sie nannten. Es gibt also 2 Guldja, das große und kleine. — Ritter meint das frühere Almalig der Muhamedaner, Armaleto bei Balducci Pegoletti (1335) und Ilibalig habe an der Stelle des jetzigen Guldja gelegen. — Westlich von der Stadt Ili sind Moräste mit Rohr und Schilf, der Aufenthalt von Ebern und anderm Wilde, im N.O. dichte Wälder voll Wölfe und Mufimons.

Die Stadt Tarbagatai, bei den Kirgisen Tschugutschak, von den Chinesen 1767 Suiting-tsching genannt, 46° 8′ N. Br. u. 100° 18′ O. L., an der chines. Grenze, liegt nach Schrenck auf einer weiten Ebene, von Bergen umgrenzt. Im N. ist der hohe Tarbagatai, dem sich im N.W. von der Stadt der Bergrücken Urkatschar anschließt, der von N.O. nach S.W. sich erstreckt. Die Ebene wird vom Imil (Emel) bewässert, der aus einer Schlucht zwischen den beiden Gebirgen hervorkommt und S. von der Stadt fließt. Rechts münden in den Imil die Flüßchen Taltal, Kitatsu und Karaungur, an welchen Tschugutschak liegt. N. von der Stadt sind zahlreiche Canäle daraus abgeleitet, die die Weizen- und Hirsefelder wässern. Der erste Fluß erreicht die Stadt nicht, bewegt eine Mühle und verliert sich dann in die Bewässerungscanäle. Die Stadt mit Mauern, 150 Toisen lang, 15′ hoch und mit Thürmen von 30′ Höhe, hat 600 H. mit den Kasernen u. 3000 E. Feste Bewohner sind nur die verbannten Chinesen, die andern gehen ab und zu, Kaufleute verschiedener Mongolenstämme. Jährlich kommen 1500 Mandschu- und mongolische Soldaten von Guldja als Grenzwache hin. Verkehr mit Chobdo u. Urumtsi, 20 u. 12 Tagereisen davon. Die Flüsse des Kantons sind fischreich; viele Accipenser stellatus, Fischottern, Biber. In den Sümpfen und in den Bergen gibt es Bären und Eber zu Hunderten. Man baut Weizen, Hirse, Gerste, Tabak, zieht Küchengewächse, wenig Apfelbäume. Reis bezieht man von Guldja und Urumtsi. 1000 chines. Soldatenfamilien sind angesiedelt. Es ist der Sitz von 2 Ambans, die alle 3 Jahre von Peking kommen, dreier Oberbeamten, des Generals der Oelöd und eines Proviant-Inspectors aus Kan-su. Putimstev nennt noch eine Stadt Kaschmir, wie die in Indien, mit 3000 H., 20,000 E. am Ili, von Chinesen (Kara-kitai) bewohnt, die Handel und Gewerbe trieben, und Verbannten (Tschanpans), Capitalverbrechern zu Zwangsarbeiten verurtheilt, die das Land bauten und dabei einen Kleinhandel und Wirthschaft trieben. — Die chin. Grenzstation Chobdo m. 200 H. (?), 1000 E., 48° 8′ N. Br., 107° 35′ O. L., n. Ledebour, mit einem Piket von 70 Mongolen und Kalmuken; in der Nähe sind Jurten der chines. Kirgisen. Die Vornehmen haben kleine Blockhäuser, die Fenster von innen mit Papier, außen mit leichten Strohmatten versehen; die Andern haben mehr Erdhütten. Er traf da einen russisch chinesischen Dolmetscher. In 2 Monaten reist der Commandant von hier nach Peking, Couriere in 14 Tagen, immer 2, wenn einer etwa stürzt. Die Buchtarma bildet hier die Grenze gegen Rußland. Das russ. Piket, auf einer Insel des Irtisch, liegt nach Meyer, zwischen 2 chines. Wachen, die am linken Ufer zum Gouvernement Tschugutschak, auf dem rechten zum Gouv. Chobdo gehörig, das politisch, wie bemerkt (S. 109), vom chin. Ober-Inspector (Tsiang-kiün) in der Mongolei abhängt. Den chinesischen Grenzposten Chonimailakhu, 48° 50′ N. Br. u. 101½° O. L. v. F., dem russischen Grenz-Piket Baty gegenüber, besuchte A. v. Humboldt den 17. August 1829, wie schon Dr. Meyer 1826, und fand in dem Commandanten Tschin-fu einen angesehenen Mandarinen von feiner Bildung aus Peking, der seine klassischen chinesischen Historiker mit sich führte, und in Seide gekleidet ging; die mongolischen Soldaten waren aber zerlumptes Gesindel. Die Mandschu-Garnison von 40 M. bezieht den Posten vom 1. Mai bis Mitte Sept. Die Kalmuken-Wache kam nach Dr. Meyer am 30. April von Chobdo, 50 M. stark, mit 200 Pferden, Hornvieh, Schafen, Ziegen. Sie leben in Filzjurten und beziehen ihren Gehalt meist in Waaren. Kar-Kara-Ussu, 44½° N. Br., 103° 5′ O. L., 600 H., 3000 E.

IV. Die Kleine Bucharei oder das östliche Turkestan.

Name. Man nennt sie die Bucharei von den ursprünglichen Bewohnern, die Kleine oder hohe, im Gegensatz des großen im W. gelegenen Niederlandes der Bucharei, auch Ost-Turkestan, weil die spätern Beherrscher Türken waren, oder das chinesische Turkestan, weil es jetzt China unterthan ist. Daß sie bei den

Chinesen auch Thian-schan Nan-lu heiße, ist schon S. 111 gesagt. Das Land hieß auch wohl chines. Si-yu, die Westgrenze, und da es erst zuletzt, in der Mitte des 18. Jahrh. unter der Regierung Khian-lung, unterworfen wurde, das Land der neuen Grenze. Noch öfter wird es nach den einzelnen Fürstenthümern, in welche es lange zerfiel, Khotan, Kaschgar 2c. genannt.

Grenzen. Die Kleine Bucharei wird im Norden durch das Himmelsgebirge (chin. Thian-schan) von der Songarei, im Süden durch das Kuen-lün oder Külkün-Gebirge von Tübet, im Westen durch den Belur-Tagh von der Großen Bucharei getrennt, während sie im Osten an die mongolische Provinz Koko-noor und die chines. Provinz Kan-su grenzt, da die Chinesen neuerdings die Grenzen China's im N.W. bis über Hami und Turfan, Barkul und Urumtsi ausgedehnt haben. Von N. nach S. erstreckt sie sich von 42—37° N. Br. an 70—80, weiter östlich bis über 100 g. M.; von O. nach W., von Hami (113°) bis Kaschghar (91° 15′ 30″ O. L.), ist sie aber mehr als 3 mal so lang; rechnet man sie aber auch nur vom Ostufer des Lop-Sees (etwa 107° O. L.) 150 g. M., so hat man doch 12—15,000 g. □M., also ein Land von der Größe Deutschlands. Dubeur erstreckt sie gar von 44°—35° N. Br., 113°—89° O. L. v. F., 450 fr. M. (270 d. M.) von O. nach W., 200 fr. M. (120 d. M.) von N. nach S. auf 66,000 fr. □M. (23,764 d. □M.) Fläche. Von Turfan u. s. w. wird bei Kan-su gehandelt werden.

Höhenverhältnisse. Man sieht, die Kleine Bucharei ist an drei Seiten von hohen Gebirgen umgeben, dem Thian-schan mit dem Bogdo-Dola im N., dem Kuen-lün (Külkün) im S. und dem Belur-dagh im W., aber alle näheren positiven Nachrichten über die Höhe derselben und über die Höhe der Lage des Landes selbst fehlen. Es scheint ziemlich hoch gelegen; ob man es aber eine Hochebene nennen kann, ist wohl sehr die Frage. Der Lauf der Flüsse und die klimatischen Verhältnisse, so viel wir davon wissen, lassen tiefe Senkungen vermuthen, während im O. die Wüste höher zu liegen scheint. Dem Laufe des Hauptstromes nach, des Tarim, der sich in den Lop-See ergießt, muß das Land in der Mitte von W. nach O. abfallen. Nordöstlich vom Lop-See bei Turfan setzen die Chinesen das trockene Meer (Han-hai), wo Stürme Vieh und Menschen oft unter Flugsand begraben; im S.O. vom Lop-See bis Scha-tschen geht es 30 Tagereisen nur durch ebene Sandwüsten und öde Klippen. Die Chinesen betrachten jenes als einen alten Meeresgrund. Daß dieß Becken der Kl. Bucharei kein sehr hohes Plateauland sein kann, hat A. v. Humboldt zu zeigen gesucht, obwohl es immer hoch gelegen sein mag. Daß Fuß und Bunge 1830 die östliche Gobi bei ihrer hypsometrischen Aufnahme viel niedriger fanden, als man nach P. Verbiest und Gerbillon annahm (12—15,000′ hoch), kann freilich für die Kl. Bucharei nichts beweisen, aber wohl der Anbau von Baumwolle in Kaschghar, Khotan, Aksu, Kutsche, im Parallel von Sardinien, die Menge Seidenwürmer in Khotan, der Anbau der Traube in Yarkand, Hami, Karaschar. Doch ist dieses letztere wenig beweisend, da wir Weinbau im Himalaya an sehr hohen, aber geschützten Stellen finden.

Ueber den Kuen-lün können wir schließlich noch die neuesten Nachrichten aus Hermann und Robert Schlagintweits Bericht aus Leh vom 24. Sept. 1856, welche seit D. Hallerstein (1760) zuerst 300 engl. M., als Yarkandis verkleidet, von Ladakh aus in Khotan vordrangen, hinzufügen.

Der Hauptkamm des Kuen-lün, der die Wasserscheide zwischen Ladakh u. Turkestan bildet, geht von den Quellen des Yarkand-Flusses bis Rudokh von N.W. nach S.O.; eine verhältnißmäßig niedere Kette, über welche Päße nach Buschia, Eltschi und Yurungkasch führen, läuft von W. nach O. Die Höhenverhältnisse dieses Grenzgebirges ergeben folgende Data. Von Leh ging es den 24. Juli über den Lao-tsche Paß 17,600′ engl. (16,516′ Par.) nach dem Shayok- und Nubra-Thale, dann den 3. August über den Sassar-Paß 17,500′ engl. (16,420′ Par.); der Gipfel des Sassar-Berges ist ungefähr 20,000′ engl. (18,765′ Par.) hoch. Von hier kamen sie auf die großen Plateaus im S. vom Karakorum-Passe (18,300′ engl. (17,170′ Par.) hoch), welche sie im Mittel 17,100′ engl. (16,044′ Par.) hoch fanden. Den 9. August passirten sie die turkestanische Grenze. Nachdem sie den Karakorum-Paß überschritten hatten, verließen

sie die Straße nach Yarkand und gingen nach Kisilkorum, der hohen Wasserscheide zwischen dem Yarkand- und Karakasch-Flusse von 17,400' engl. (16,326' Par.) Höhe, wobei sie an einem Tage über 4 Pässe, von mehr als 17,000' engl. (15,900' Par.), aber von geringer relativer Höhe kamen. Sie folgten südöstlich der Biegung des Küen-lün bis zum See Kin-kioel, von 14,800' engl. (13,886' Par.) Höhe, am Nordflusse des Tschang-Tscheumo. Bis hieher waren fast alle hohen ausgedehnten Plateaus 16,800 bis 17,000' engl. (15,763 bis 15,959' Par.) hoch, weit bedeutender als die südlich vom Karakorum-Passe. Von Kiukioel aber folgtem sie dem Thale des Karakasch-Flusses, der auf dem Kisilkorum entspringt. Rechts waren keine Plateaus mehr, aber links bis Suget, einem Halteplatze an der Winterstraße nach Yarkand, sechs Karawanen-Tagereisen vom Karakorum-Passe. Nach 70 engl. M. Weges kamen sie in vier Tagen nach Sungal, wo der Weg nach dem Thale von Buschia und Eltschi sich abzweigt. Vor Sungal passirten sie einen 17,000' engl. hohen Gletscher; die beladenen Pferde mußten zurückbleiben. Zwei Tage später, am 25. August, erreichten sie Buschia, 9200' engl. (8632' Par.) hoch, und waren nun anderthalb Tagereisen vom Fuße des Kuen-lün entfernt. Schon bei Buschia hat der Hochalpencharakter des centralen Kuen-lün aufgehört; die höchsten Berge in der Nähe des Orts sind nicht ganz 11,000' engl. hoch. Weiter kamen sie nicht ins Land hinein und erreichten die Hauptstadt Khotans — nicht.

Große Plateaus treten also zu beiden Seiten des Karakorum auf, bei weitem die ausgedehntesten nördlich und westlich davon; sie sind im Mittel, wie gesagt, 16,800' bis 17000' engl. hoch. Bei Tschang Tscheumo hören sie auf. Dort ist wie in ganz Ladakh ein Gebirgsland, in welchem auch die Thäler noch große Höhen haben, aber keine Plateauform mehr. Die größte Massenerhebung liegt nördlich von den Quellen des Schayok. Südlich davon, zwischen Karakorum und dem Nubra-Thale, ist die nächstgroße allgemeine Erhebung von einzelnen Gruppen; es wurden mehrere Berggipfel von 24,000' engl. (22,519' Par.) gemessen.

Jenseits des Nubra-Thales fanden sie vielen Kalk ohne Versteinerungen, auch schwefelsauren Kalk am Nordende des Gebirges, und bis zum Ende schöne krystallinische Gesteine. Die Erosion ist sehr groß in den Thälern am Nordrande des Kuen-lün; im Innern desselben herrschen die tübetanischen Flußbettformen, mit breiter Sohle, vor, in denen das Wasser auch in den obern Theilen oft ganz verschwindet. Sehr große Gletscher sind nur in den Gruppen nördlich von Karakorum und bei Sassar. Heiße Quellen mit schwachem Geruche nach Schwefelwasserstoff von 74° 1' C. (59° 3 R.) und 78° 1 C. (62° 5 R.) Temperatur, — während die des Quellenwassers 10° 1 C. war, — fanden sie in zwei Gruppen bei Nubra; eine andere Gruppe von heißem kohlensaurem, kochsalzhaltigem Wasser von 25—49° C. (20—39° 2 R.) mit fast reinen Kochsalz-Ablagerungen, unterhalb des kleinen, 14,800' hohen Sees Kiukioel. Eben solche liefern auch die Salzpfuhle in der Nähe derselben und auch weiter abwärts im Karakasch-Thale.

Wenn man die Kleine Bucharei orographisch das Land zwischen dem Himmels-Gebirge, dem Kuen-lün und Bolor nennen kann, wird es hydrographisch das Flußgebiet des Tarim heißen, obwohl dieß die weiten wüsten Sandstrecken, wie die Wüste Lop, nicht in sich begreift. Als seine Quelle betrachtet man den Kara-Kul oder schwarzen See, nahe der hohen Pamir-Ebene, im mittleren Zuge des Belur-Tagh, etwa 37° N. Br. Hier entspringt im O. der Yaman-Yar, der von N., südöstlich von Kaschghar, seinen Hauptzustrom, den Kofsu, aufnimmt, bei Kaschghar vorbeifließt und nach der Stadt genannt wird; von S.W. ergießt sich in ihn der Yarkandfluß, der nach Moorcroft auf der Nordseite der Karakorumkette entspringt, 10 Tage nach N.W., dann nach O. fließt und weiterhin den Aksu-Fluß aufnimmt. Alle 3 entspringen ziemlich 90° O. L. Ihr oberer Lauf wird etwa 30 g. M. geschätzt. Von N. aus dem Himmelsgebirge soll der Fluß von Aksu und von S. vom Kuen-lün der Fluß von Khotan sich in ihn ergießen.

Der Fluß von Khotan entsteht nach Moorcroft aus zwei Flüssen, dem schwarzen Flusse (Karakasch), — der in den Bergen Khotans entspringt, 24 Kos (von Sungal bis Suget nach Schlagintweit), von O. nach W., dann 12 K. nach N. geht und darauf, 9 Tagereisen von seiner Quelle, östlich bei der Stadt Karakasch vorbeifließt, — und dem Yurungkasch (dem reißenden Flusse), der in dem blinden Berge (Haringa-Dagh), drei Tagereisen östlich von der Quelle des ersten Flusses, entspringt. Der Karakasch ergießt sich in ihn und beide vereint fließen dann in den Yarkandfluß. Den Fall des Yarkand- und Karakaschflusses fand Schlagintweit in den oberen Theilen sehr gering; einen weit größern Fall haben die Flüsse, welche von dem nördlichern, von W. nach O. streichenden Kamme, herabkommen. Vor Sungal ist der Karakasch-Fluß in mehrere Arme getheilt, seine Furthen sind 4—5 Fuß tief.

Die so vereinten Ströme von Kaschghar, Yarkand, Khotan, Aksu scheinen nun den Namen Tarim zu erhalten und nach einem Laufe von 105 g. M. (98° 30'—106° O. L.)

sich in den salzigen Lop=See zu ergießen, dem man 30 M. Umfang giebt. Die Umgegend ist voll Sümpfe und unbewohnt, wie auch die Gegend westlich vom Tarim bis zum Kaidufluß, der in den Bostang=See sich ergießt. Andere geben dem Lop=See von W. nach O. eine Ausdehnung von 30 Stunden. Diesen mitgerechnet, schätzt man den directen Abstand der Quelle von der Mündung auf 250 g. M., etwas mehr, als den der Donau (220 g. M.); aber seine Krümmungen kommen der Stromentwicklung des Donausystems (380 g. M.) nicht gleich, so wenig wie seine Wasserfülle, Bewässerungs= und Befruchtungsfähigkeit. Zu seinem untern Laufe ist von S. her kein einziger Zufluß weiter bekannt, da hier die gewaltige Sandwüste, in der nicht einmal Steppenwasser sind, seinem Südufer vorliegt. Dagegen münden von N. vom Himmelsgebirge noch 2 nicht unbedeutende Flüsse in ihn, der Chayar oder Ukiat, welcher an Kutsche und an der Stadt Chayar vorüberfließt, und der große Kaidufluß, der am Südgehänge des Bogdo=Oola im Lande Yulduz entspringt, 60 g. M. von W. nach O. (zwischen 101—105° O. L.), 20 g. M. nördlich vom Tarim, durch den Bairak= oder Uschiyak=Bergzug von ihm getrennt, in einem jenem parallelen Thale bis Kaschghar fließt und dann in den Bostang=See ausmündet, der im O. von Sand=Dünen wie der Lop=See umgeben ist. Nach Einigen ergießt sich ein Arm dieses Sees südlich wieder unter dem Namen des Kaidugol in den Tarim, etwa 15—20 g. M. von seiner Ausweitung zum Lop=See. An diesem Vereine scheinen schon die Versumpfungen zu beginnen, die den Lop=See umgeben und als Moräste südöstlich zum Gasch=noor und der Reihe salziger Flachseen sich fortsetzen. Im O. und S.O. des Lop=Sees soll das Land aber nach P. Hyakinth von zahllosen Quellwassern durchzogen sein, sonst nichts als kahle Steppen oder senkrecht aufstarrende, kahle Berge und Klippen mit ewigem Schnee bedeckt. Außer diesen gibt es hier noch, namentlich in Khotan, viele Flüsse, die sich im Sande verlieren.

Nach Schlagintweit ist die Schneegrenze am Kuen=lün am höchsten, nämlich über 18,600′ engl. (17,452′ Par.) um Karakorum; sie sinkt wenig gegen Leh, aber sehr bedeutend auf dem Nordabhange des Gebirges gegen Khotan zu; bei Pitasch, oberhalb Buschia, war sie nur 16,000 engl. hoch. Die Schneegrenze war Mitte Septembers bereits deutlich herabgegangen. Zwei Tage=Reisen vor Buschia lagerten sie den 23. August Nachts im Schnee. Die Kälte war — 11° 4 C. (— 9° 1 R.); zwei Pferde erfroren. Die Trockenheit der Luft scheint bei Karakorum am größten zu sein; sie nimmt rasch gegen Khotan zu ab. Den Angaben der Einwohner nach schätzte Schlagintweit die jährliche Regenmenge auf den Abhängen nördlich vom Karakasch=Thale auf 12—15″. Die Windrichtung ist vorherrschend nördlich; die in Central=Ladakh und Kunaur sehr häufig vorkommenden Südwinde sollen hier gänzlich fehlen. Die Wolkenhöhe, selbst während des Regens, war sehr hoch, über 17,000′ engl.

Ueber das Klima und die Bodenbeschaffenheit haben wir sonst nur allgemeine und unbestimmte Angaben. Moorcroft's Nachrichten nach wäre das Klima von Khotan trocken und gesund, im Winter kälter, im Sommer heißer als in Ladakh. Der Boden, obwohl sandig, doch ertragreich, da überall Wasser sich findet; jedes Haus in der Stadt habe seinen Brunnen. Den chinesischen Nachrichten nach ist der Boden der Provinz im Allgemeinen schlecht; doch hat sie viele Ebenen, und wo diese bewässert sind, auch viele fruchtbare Felder. Die Sandberge im S.O. haben aber weder Baum noch Strauch. Die Luft ist nach ältern Nachrichten gemäßigt und begünstigt den Ackerbau und die Rebencultur; im Winter ist wenig Kälte und Schnee. In Yarkand fällt nach den Mittheilungen der Mecca=Pilger nur sehr wenig Regen, daher die einstöckigen Häuser aus Erde hinreichend sind. Marco Polo erwähnt hier der Kropfbildung als Folge des Trinkwassers.

Von Mineralien werden in Kutsche Kupfer, Salpeter, Schwefel, Ammoniak=Salz genannt. In Kiria in Khotan sollen nach den Mecca=Pilgern 2—300 Arbeiter die Goldwäsche für die chinesische Regierung betreiben. Kaschgar erzeugte vor Alters Eisen, Kupfer, Auripigment. Als eigenthümlich ist vor Allem der Justein zu erwähnen, der in dem Quellgebiete des Khotanflusses gefunden wird, von der

Größe einer Kastanie oder Faust bis zu der einer Schüssel, 3—400 Pfund schwer. Schlagintweit sah Steinbrüche davon bei Gulbagaschan im Karakasch-Thale.

Es giebt verschiedene Arten Justeine. Die weißen, dunkelgrünen, wachsgelben, zinnoberrothen und schwarzen sind am geschätztesten. Nach P. Hyakinth geben 20—30 erfahrene türkische Taucher in den Fluß und stellen sich der Quere nach neben einander; findet einer einen, so bringt er ihn ans Ufer, ein Soldat schlägt an ein kupfernes Becken. Der mit einem Mandarin die Aufsicht führende Officier macht auf einem Stücke Papier einen rothen Punkt. Dieß dient zur Controle. Der Berg Mirdschai, 230 Li (16½ g. M.) von Yarkand, wahrscheinlich nicht weit von der jetzigen Stadt Mizar (37° N. L., 95° O. L.), soll ganz aus Justeinen bestehen; dort haut man oder sprengt ihn oben ab, indem man einen Haufen Brennholz anzündet. Der Justein wird auf Kameelen nach Peking geführt. Privattransporte sind streng verboten, geschehen aber doch. Man schätzt in China diesen Stein sehr hoch und hat ihn schon im 2ten Jahrhundert vor Chr. aus Khotan eingeführt. Eine Zeit lang soll er sich auch in Schen-si gefunden haben. Im kaiserlichen Palaste arbeitet immer eine eigene Classe Steinschneider, oft 10 an einem Stücke. Er wird mit Korundpulver und Diamantspath geschnitten; in Peking wird nach Abel ein Griff mit 320 Doll., so viel als 30 Guineen Silberwerth, bezahlt. Hauy und Cordier hielten ihn für Nefrit (Lapis nefriticus), wie die Jade orientale, Jameson unterscheidet ihn davon unter dem Namen Phrenit. Aus dem Namen Yu, pers. Yescheb (Yeschm), (mongol. und osttürk. Kasch), scheint Jaspis entstanden und nach Rémusat dieser Justein der Jaspis der Alten (der Nieren- oder Magenstein) zu sein, obwohl unter Jaspis jetzt ein ganz anderer Stein verstanden wird.

Vegetabilien. Nichts kann der Vegetationslosigkeit der Plateaus nördlich vom Kuen-lün und des Karakasch-Thales nach Schlagintweit verglichen werden. Wenn ihnen Wasser mangelte, so wäre Alles eine ungeheuere Wüste. Auf einem Marsche von 18 engl. M. traf er nur vier Species von Pflanzen, oft Tage lang kaum etwas Gras für die Pferde. Auch die Zahl der Pflanzenindividuen ist in den höhern Theilen des Kuen-lün ungemein gering; Flechten fehlen fast ganz auf den trockenen Schuttmassen. Aber mit der Vermehrung der Regenmenge nimmt die Vegetation, besonders die Grasmenge, auf dem Nordabhange gegen Yarkand, Khotan, Yurungkasch &c. hin, überraschend zu; aber auch hier ist die Zahl der Species nur gering. Zimmerholz soll nach Moorcroft in Khotan fehlen, wie in Ladakh; nur Weiden, Pappeln, Maulbeeren seien da; man baut Gerste, Weizen, Mais. Hauptgemüse sind Carotten und Erbsen; man hat eine große Mannigfalt von Früchten, in jedem Garten Granatäpfel, Pflaumen, Pfirsiche, Apricosen, Birnen, Aepfel, Melonen; der Wein ist sehr ertragreich. Den chines. Nachrichten nach nehmen die fruchtbaren Felder einen Raum von wohl 1000 Li (75 M.) ein, der stark bevölkert sei und Melonen und viele andere Früchte in Menge erzeuge; Obst- und Gartengewächse seien denen von China ähnlich; auch Hanf- und Weinbau erwähnen sie noch. Der Maulbeerbaum und die Seidenzucht ist nach der Geschichte von Khotan bei Rémusat erst im 5. Jahrh. n. Chr. aus China nach Khotan verpflanzt worden.

Vorher kannten die Khotaner beide nicht, hörten von den Seidenwürmern im Ostreiche sprechen, und baten sich deren durch eine Gesandtschaft aus. Aber der Beherrscher des Aufgangs weigerte sich und gebot den Zollwächtern aufs strengste, die Ausfuhr zu wehren, bis ein Fürst von Khotan eine chines. Prinzessin (wohl von den Nord-Wei) heirathete und diese insgeheim Eier und Samen in ihrer Mütze mitnahm, das Kloster Lusche, südöstlich von der Hauptstadt, baute und dort die Maulbeer- und Seidenzucht einführte. Unter der chin. Dynastie Tang zeigte man noch alte Stämme von Maulbeerbäumen, die ersten, die dort gepflanzt waren.

In Yarkand baut man (nach Mir Isset Ullah) Weizen, Gerste, Reis, Mung (Bohnen) und Jowari und füttert die Pferde mit Stroh und Rischkeh. Die Mecca-Pilger bezeichneten Watten dieselben Producte, aber auch Gram, Bajra, Oelpflanzen verschiedener Art, Melonen, Trauben, Aepfel u. a. Früchte gemäßigter Klimate in Menge; Maulbeerpflanzen seien häufig und Seide werde viel gezogen; das Land, durch viele Bergwasser reichlich bewässert, sei sehr fruchtbar, stark bevölkert und dicht gedrängt voll Weiler. Der türk. Geogr. nach war die Umgegend der Stadt voll Gärten, die Bewässerung gab dem Boden Ueberfluß; der Fluß, im Frühling klein, schwellt im Sommer von den Gletscherwassern an.

In Khaschghar baute man in alter Zeit, wo es bei den Chinesen Sule (Chule) hieß, Getreide, Reis und eine besondere Art rothes Zuckerrohr, auch Baumwolle und Seide. Kharaschar, früher mit Kornfeldern und Obstbäumen bedeckt, hatte durch die Einfälle der Songaren sehr gelitten, hob sich aber später wieder. In Kutsche fällt nur 1—2 mal im Jahre Regen, oft auch im ganzen Jahre nicht. Brunnen und Quellen gibt es nicht, aber im W. fließt der große Wei-kan-ho (Ukiat); Felder und Gärten müssen deßhalb bewässert werden; die Einwohner sind aber in der Kunst, Canäle zur Bewässerung zu graben, sehr erfahren, daher ihre Gärten und Felder sehr einträglich; alle Baumfrüchte reifen. In Sairam, am Fuße des Schnee-Gebirges, ist es schon sehr kalt; im 8. und 9. Monat fallen die Baumblätter ab. Melonen und Weintrauben gedeihen nicht mehr; es gibt wenig Obstbäume, nur Getreide und Bohnen kann man bauen.

Aksu ist ausgedehnt und fruchtbar, bringt Getreide, Weizen, Gerste, Linsen, Bohnen, Hirse, Baumwolle, auch wilde Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Granatäpfel, Weintrauben, Maulbeerbäume, Melonen und alle Arten Gemüse hervor.

Im Allgemeinen gibt es nach den Chinesen in Ost-Turkestan, sobald im Frühlinge das Eis aufthaut, reiche Erndten; nach der Saatzeit leitet man Wasser in die Furchen zur Bewässerung; wenn Winter- und Frühlings-Regen fallen, säet man früher. Man kann alle Kornarten bauen, vorzüglich aber gedeihen Weizen, dann Reis und Baumwolle. Gerste und Hirse dienen nur, daraus ein berauschendes Getränk zu bereiten; zum Viehfutter Bohnen, Erbsen, Linsen. Gemüse ißt man nicht gerne und zieht sie daher wenig, aber mit dem Getreide säet man auch Melonen, die berühmt sind. Der Wind hat auf die Entlaubung und das Blühen der Bäume, unter welchen auch Eschen und Weiden genannt werden, besondern Einfluß. Der Thau ist wohlthätig, Regen selten, nur wenn er zur Blüthezeit fällt, oft nachtheilig.

Von Thieren erwähnt Moorcroft's Bericht in Khotan in den Bergen Yaks, was eine bedeutende Höhe voraussetzt; in der Ebene Rindvieh, viele Schafe mit Fettschwänzen (Dumba), zahlreiche Shawlziegen, wilde Esel (Gorkhar), Rothwild, Moschusthiere, Leoparden, Wölfe, Bären, Füchse, Hasen, das Berghuhn ꝛc. Nach den chines. Nachrichten gibt es gute Pferde, Kameele und Maulthiere, auch wilde Seidenwürmer. — Hauptnahrung ist nach ältern Nachrichten Hammelfleisch. Bemerkenswerth möchte aus der Geschichte von Khotan sein, daß im J. 202 und 971 ein gezähmter Elephant erwähnt wird und 1025 (wohl durch Araber dorthin gekommen, da man bisher nur das zweibuckelige kannte,) das erste einbuckelige Kameel als Tribut nach China gesandt wurde. In Aragan, 190 Li N.O. von der Aksustraße, werden Schneehühner u. a. Thiere eines kalten Klimas erwähnt. In Yarkand besteht nach den Mecca-Pilgern der Hauptwohlstand im Heerdenreichthum. Jeder Landeigenthümer besitzt Heerden der Shawlziege, deren Wolle erst seit einigen Jahren nach W. und S. ausgeführt wird, und Schafe mit Fettschwänzen. Die Chinesen sprechen in Ost-Turkestan auch noch von wilden Stieren, wilden Eseln und Schafen. In Aksu sind die Einwohner wohlhabend, halten zahlreiche Heerden von Rindvieh, Kameelen und Schafen.

Aus diesen Angaben von den Producten, so dürftig sie sind, möchte doch schon erhellen, daß die physikalischen und orographischen Verhältnisse der Kleinen Bucharei viel weniger einförmig sind, als man bisher annahm. Wo der Yak und die Shawlziege neben Baumwollenbau und Seidenzucht vorkommen soll, da muß schon eine bedeutende Terrainverschiedenheit stattfinden.

Die ursprünglichen Einwohner, die Bucharen, auch unter dem Namen Tadjiks oder Sarten bekannt, gehören zum persischen Volksstamme, aber später drangen hier wie in der Gr. Bucharei Türken ein und beherrschten das Land; es war in einzelne

kleine Fürstenthümer getheilt, über welche dann die Dsongaren die Oberhoheit besaßen, bis die Chinesen nach deren Bewältigung 1758 und 59 das Land eroberten.

Aus dem Namen Khotans (chines. geschrieben Kiu-sa-ta-na), nach Rémusat vom Sanscrit Kustana: „die Brust der Erde," hat er auf eine indische Colonie hier schließen wollen. Gewiß ist aus der Geschichte von Khotan und aus den Berichten des buddhistischen Pilgers Fa-hian (Fo-kue-ki) aus dem Ende des 4. Jahrh., daß in Khotan — damals Ju-thian genannt — der Buddhaismus herrschende Religion war. Er zählte da 10,000 Mönche in 14 größeren und vielen kleineren Klöstern, die in gemeinsamen Conventen aßen; ein Kloster enthielt 3000. Ein Mönch aus Kaschmir hatte den Buddhaismus nach Khotan gebracht. Unter Han Ming-ti (58—73 n. Chr.) waren sie wohl noch nicht Buddhaisten, da der König, nach den Chinesen, den Dämonen weiße Pferde opfern wollte. Die Chinesen herrschten schon damals hier. Mit dem Buddhaismus mag auch die Sanscritsprache eingedrungen sein, die in Khotan, wie in Kan-mi, 20 g. M. östlich davon, im Gebrauche war. Ihre Gesetze, ihre Litteratur und Schriftzüge waren denen der Hindu (Buddhaisten) nachgebildet, mit wenigen Abänderungen, dadurch ihre Barbarei gemildert und Sitten und Sprache gebildeter als die der Nachbarn. Die Frauen nahmen zur Zeit der D. Thang (618—907 n. Chr.) an der Gesellschaft der Männer Theil, ritten, wie diese, auf Pferden und Kameelen. Man trieb Acker- und Weinbau, gewann und verarbeitete Seide und Wolle und gravirte Petschafte aus Justeinen. Es soll damals noch 100 buddhistische Klöster hier gegeben haben. Auch in Yarkand (chines. damals Yan-ki) bedienten sich die Einwohner noch im 6. Jahrh. n. Chr. nach den chin. Berichten einer ähnlichen Schrift, wie die Brahmanen (chin. geschr. Po-lo-men); es war die der Hindu, mit geringen Veränderungen. Ihre heiligen Bücher, Moral und Gesetzgebung, glichen ganz denen der Hindu, d. h. der Buddhaisten; denn es herrschte der Cultus des Buddha (Fo); nur in den Klöstern wurde Unterricht in den Buddha-Gesetzen gegeben. Eben so heißt es von Kaschghar (damals bei den Chinesen Su-le genannt): ihre Schrift gleiche der indischen mit geringen Veränderungen; die Einwohner seien dem Buddha-Culte sehr ergeben, besäßen heilige Bücher, deren Sinn sie aber nicht immer verständen, und ebenso war die Buddhalehre in den Thälern des Himmelsgebirges und um Turfan bis Bischbalik, also in ganz Ost-Turkestan, verbreitet. Dieß scheint gedauert zu haben, bis die Khalifen gegen O. vordrangen, und später der Muhamedanismus und die Türkenstämme (chines. Hoei-he) dort herrschend wurden. Nach den Chinesen sollen die byzantinischen Kaiser, sowie Harun al Raschid (chines. Tasche Galün) schon Gesandte an den Kaiser von China gesandt haben, mit ihm Verbindungen zu suchen. Auch von den Versuchen, das Christenthum und die Perserreligion dort derzeit zu verbreiten, sind unsichere Spuren da. Die Uiguren oder Ost-Türken später hatten ihre eigene Sprache und Schrift. Da diese aus dem syrischen Estrangelo entlehnt ist und Rubruquis, wie auch Marco Polo, in Kharaschar überall nestorianische Christen neben Sarazenen (Muhamedanern) erwähnt, so ist das Vordringen der Nestorianer bis hieher und noch weiter nach Schan-si nicht unwahrscheinlich. Von den Uiguren erhielten die Mongolen, die schon zu Rubruquis Zeit 1254 Kharaschar besetzt hatten, wie erwähnt, ihre Schrift. [1]). Der Brief Mangu Khans an Louis IX. in mongolischer Sprache ist in dieser Uigurenschrift verfaßt. Die Muhamedaner in Yarkand sind übrigens jetzt (nach den Mecca-Pilgern) nicht strenge in ihrem Ritus und weit toleranter als ihre Glaubensgenossen in der Großen Bucharei.

Später drangen auch Dsongaren (Kalmuken) dort ein, bemächtigten sich der Herrschaft, und so finden wir in der türkischen Geographie (1640) neben den Unter-

[1]) So Klaproth u. Rémusat. J. J. Schmidt läugnete aber noch 1813 (Vorrede zum Dsanglun), daß die türkischen Uiguren sich einer Mutterschrift der mongolischen vor den Mongolen bedient hätten.

thanen (Tadjiks) und den Soldtruppen (den erobernden Türken), auch Nomadenstämme (Aimack) als Einwohner erwähnt. In Yarkand waren außer denen, die nur eine Zeit lang dort verweilen, 1835 nur 200 chines. Kaufleute und eine Anzahl chines. Handwerker, wenige Hindus, auch einige Schiiten, aber keine Juden und Nogai-Tataren, dagegen viele muhamedanische Tungain als Gastwirthe und Höker ansässig. Diese letztern erwähnt auch Burnes, ohne daß wir Näheres von ihnen wissen.

Ueber die Zahl der Bevölkerung der Kleinen Bucharei haben wir nur sehr unsichere und widersprechende Angaben. Dubeux schätzte sie auf $1^1/_2$ Millionen. Einige detaillirtere Angaben über die einzelnen Fürstenthümer s. unten S. 130.

Als die Chinesen 1758 die Kleine Bucharei eroberten, zerfiel sie nach den größern Städten in mehrere kleine muhamedanische Staaten. Wir haben den Bericht des chinesischen Eroberers Tschao-hoei, freilich nur über Kaschghar. Er nennt die Beamtung da; es ist die gewöhnliche muhamedanische; — nur hat der Chinese die Namen sehr entstellt; — der Hakim und der Kiaja (Hi-sche-han), sein Gehülfe; der Criminalrichter Kadi (Ha-tie); der Polizeivogt Mohtesib (Mo-ta-suey); der Mirab (Marab) über die Wassergefälle; der Nakib (Ne-keb) über die Gewerke; der Motewwekil (Mu-tu-ko-li) über den Handel u. s. w. Er ließ, wie es die chinesische Politik mit diesen Außenländern ist, alle diese Aemter und Einrichtungen bestehen, so auch die Abgaben. Mir Isset Ullah 1813 fand Kaschghar unter einem Hakim Beg; der chinesische Gouverneur wohnte in der Vorstadt Kalabagh. Es waren da 5—6000 Mann Besatzung, 1835 nach den Mecca-Pilgern gar 8000 reguläre chines. Truppen, die Verwaltung unabhängig von Yarkand.

Khotan standen nach den Mecca-Pilgern 1835: 2 chines. Große (mandsch. Amban, chin. Ta-jin) mit dem Range eines Generallieutenants, einer in Khotan (Eltschi), der andere in Kiria, vor. Ihnen sind die einheimischen usbekischen Fürsten (Hakim) untergeordnet. Die Einkünfte der Provinz Khotan sollen größer sein, als die von Yarkand. In Yarkand bestanden nach Mir Isset Ullah 1812 immer doppelte Behörden, einheimische (muhamedan.) unter dem Hakim Beg — einem Usbeken — und 2 chinesische unter einem Militärstatthalter: Tsiang-kim und Amban. Diese erheben die Abgaben, verurtheilen zu den Strafen, haben das Militaircommando und empfangen die fremden Gesandten. Der Hakim Beg, der nie wechselt, wenn er nicht einen groben Fehler begeht, hat nur geringere Sachen zu entscheiden und wählt dazu einen Alem Achwand, als Groß-Kadi, der einen Mufti und Kadi zum Gehilfen hat. Diese werden alle 3 Jahre gewechselt. Die muhamedanischen Beamten — nach Fraser alle 6 Jahre nach Pe-king berufen und dahin escortirt — erhalten die Titel Wang, Peitse, als Auszeichnung die Pfauenfeder u. s. w., und die Beamten unterscheiden sich, wie in China, durch die verschiedenen Knöpfe nach der Rangordnung. In jeder der Städte stehen einige der 50 Beamten unter dem Hakim Begh; die untern heißen Mirs und erhalten je nach ihrem Range von der chinesischen Regierung Ländereien oder Gehalte oder Lieferungen an Lebensmitteln. Die Truppen des Kaisers bestehen aus Infanterie mit Luntenflinten und Bogenschützen.

Die Abgaben bestehen in einer Kopfsteuer (Alian) von 5 Pul (einer Kupfermünze) bis 15 Tangfich (1 Tanga = 50 Pul nach M. Isset Ullah; nach P. Hyakinth ist 1 Pul = 5 chines. Casch; 200 Pul = 1 Tael oder 2 Th.), nach dem Vermögen, von jedem der über 20, nach Andern über 12 Jahre ist. Soldaten, Studirende, Mollahs, Reisende und Bettler, auch fremde Kaufleute, selbst wenn sie im Lande ansässig sind und Frau und Kinder haben, sind frei. Vom Verkehre im Innern des Landes wird keine Abgabe bezahlt; aus der Fremde eingeführte Waaren zahlen Zoll. An der Grenze sind Zollämter, wo man die Pässe untersucht. Die Waaren werden dann auf dem Packhofe in Yarkand niedergelegt, dort am folgenden Tage durch die chinesischen Zollbeamten revidirt und die Pässe visirt. Was zum Geschenke geschickt und

eben nicht in großen Quantitäten eingeführt wird, berechnet man nicht. Dieß benutzt der schlaue Kaufmann und vertheilt z. B. 100 Shawls unter 3—4 Mitreisende, um der Abgabe zu entgehen. Die Streitigkeiten unter Kaufleuten werden durch Schiedsgerichte (der Inder nennt sie Pantschajet), zu welchen der Hakim Beg einen Aeltesten (Aksa-kal) oder Bayan für jede Classe der Kaufleute erneunt, geschlichtet.

Nach den Mecca-Pilgern bestanden die Abgaben in Turkestan 1835 in einer Kopfsteuer, jeden Monat 1 Rupie und $^1/_{10}$ der Landesproducte. Priester und Soldaten waren frei davon nach Dschingis Chaghan's Gesetz. Der frühere Durchgangszoll, 1 von 40 Stück, war vor 12 Jahren abgeschafft.

Ueber den Betrag der Abgaben haben wir nur sehr mangelhafte Nachrichten. Tschao-hoei's Bericht führt detaillirter nur die 1758 bei der Eroberung in Kaschgar bestehenden auf, die er beibehielt. Es zahlte unter Galdan Tsereng jährlich 67,000 Tenke (Tanga, nach ihm = à 1 Tael) an Geld, 40,800 Pathma (à 45 Ten) an Getreide, 1463 Tscharack (à 10 chin. Pfd.) Baumwolle und 365 Tsch. Safran; die Khojaken und Tschokobaschen außerdem, jede ein Jahr um's andere, 26,000 Tenke; die Kaufleute 20,000 Tenke, 500 Pfd. rothes Kupfer, 4 Teppiche, 4 Stück Sammet, 4 St. Pelzsammet und 26 St. Filz zu Hüten; die Oelöd in Kaschgar außerdem, je 10 Familien, 10 Unzen Gold; je 7 Garten- und Weinbergbesitzer 1000 Pfd. getrockneter blauer Weinbeeren; die Kaufleute, die nach Rußland und Indien handelten, $^1/_{10}$, die fremden Kaufleute $^1/_{20}$ ihres Gewinnes. Alles Privateigenthum wurde respectirt, die Domainen der Khodja und die Ländereien ihrer Anhänger wurden aber confiscirt und zum halben Betrage der Einkünfte den einzelnen Begs überlassen. Sieben Gärten des Khodja lieferten nun dem Kaiser 1000 Pfd. Trauben ohne Kerne u. s. w. Nach der chines. Geogr. betrugen die Abgaben 1778 da: 36,000 Leang Silber (à 2 Thlr.), 14,000 Schi (Steine oder Säcke) Korn, zuweilen waren noch 10,000 St. Leinwand nach Ili zu liefern, von den Waaren $^1/_{10}$ — nach Isset Ullah zahlte Kaschgar 1813 monatlich 6000 Tanga —; in Yarkand 1778: 35,370 Leang Silber, 30,540 Schi Korn, 30 Unzen Gold, 800 Kin Olivenöl und noch 1647 Unzen Silber, die zum Unterhalte der Truppen verwendet wurden; dann 57,569 Stück Calico, 15,000 Kin Baumwolle, 1432 leinene Säcke, 1297 St. Seile, und 3000 Kin Erz gingen nach Ili. In Kutsche war die jährliche Abgabe 1778: 2000 Säcke Weizen für die Besatzung, 1080 Kin Kupfer, die in Uschi vermünzt wurden, 200 Kin Salpeter und 300 Kin Schwefel, die in Ili zu Pulver verarbeitet wurden. — Der Thai-thsing-hoei-tien vom J. 1812 rechnet unter Kansu die Abgaben a) in Geld (Pu-eul), b) in Korn (Schi):

	in Karaschar,	Kutsche,	Aksu,	Yarkand,	Khaschgar,	Uschi,	Ho-tien.
a)	272,969	42,768	253,868	2,515,000 regelm. 372,764 gemischt	2,899,847 reg. 364,706 gem. 927,316	156,161	1,200,000 reg. Pul.
b)	7086	2885	8141	21,398	8480	7122	13,886 Schi.

Pu-eul sind nicht Paras, wie Pauthier meint, sondern offenbar Pul's. Der 3te Geldposten bei Kaschgar sind Naturalabgaben, die in eine Geldabgabe verwandelt wurden.

Ein muhamedanischer chinesischer Handelsmann aus Yarkand, den Fraser sprach, war mit dem friedlichen Zustande und der Sicherheit im Lande unter chinesischer Oberhoheit gegen die frühern Raubzeiten unter den einheimischen Fürsten und den Horden der Kalmuken und Kirgisen sehr zufrieden. Er rühmte den friedlichen Sinn der chines. Regierung, die ihre Auctorität mehr durch die Feder als durch das Schwert zu behaupten suche. Die zahlreiche Armee werde nie gebraucht. Nirgends sei gegenwärtig Räuberei, wie ehedem, überall Ordnung und Sicherheit, die Schuldigen würden zur Stelle bestraft. Die blutigen Empörungen in Ost-Turkestan noch 1826 (s. meine Geschichte des Oestlichen Asiens II, 951) zeigen indeß, wie unwillig die Muhamedaner

das Joch der Chinesen ertragen, und ganz anders lauten auch die Berichte der Mecca-Pilger 1835: Die chines. Truppen in Ost-Turkestan schätzten sie auf 20—30,000 Mann; die chines. Regierung sei sehr wenig beliebt, da sie es nur beherrsche, ohne die Interessen der einheimischen Bevölkerung zu befriedigen oder mit dem chines. Interesse auszugleichen; die vielen Verschanzungen und Befestigungen, welche sie durch Zwangsarbeiten der Eingebornen aufführen lasse, hätten den Haß gegen die Chinesen noch vermehrt. Das Verhältniß der muhamedanischen Fürsten zu der chines. Regierung schilderten sie wie das der Rahjas in Hindostan zur brittischen Regierung. Die chines. Regierung kümmere sich ebenfalls gleich wenig um die innere Verwaltung, die Gerichte rc. und treibe nur die Abgaben ein. In Yarkand sei es wohl bekannt, daß Indien von Feringis (Franken, Europäern) beherrscht werde, und aus Furcht und Angst vor ihnen herrsche bei den Chinesen große Eifersucht gegen diese. Indeß könne ein reisender Europäer als Turkestaner verkleidet, mit langem Barte, wenn er nur türkisch spreche, (wie in Kokhand schon die ganze unabhängige Bevölkerung thue,) weil das Persische von den Wenigsten verstanden werde, am besten über Kokhand und Kaschghar mit der dortigen großen Caravane selbst bis Pe-king vordringen, wenn er nur einen Paß vom Gouverneur in Kaschghar erhalte, was als Handelsmann für 10 Tanga leicht sei; einen Europäer dagegen, der vor einigen Jahren nach Yarkand gekommen, habe man auf die Tortur gebracht, ihn aber zu begnadigen versprochen, wenn er die Wahrheit sage, und da er sich als Europäer bekannte, gleich außer Landes geschafft.

Die Kleidung der Turkestaner besteht nach der chines. Geographie bei Timkowski — die uns die Auffassung der Chinesen zeigt — in einem Obergewande mit großem Kragen und engen Aermeln, darunter einen kürzern oder längern Schlafrock. Die Männer tragen im Winter lederne, im Sommer seidene Mützen, die Weiber immer dergleichen mit Pelz verbrämt und mit Federputz Stiefeln von rothem Leder mit Holzabsätzen, die Weiber Pantoffeln, im Sommer barfuß; die Priester Turbans mit weißer Leinwand überzogen, das Kopfhaar abgeschnitten, den Bart lang, nur den Schnurrbart beschnitten, um bequemer essen und trinken zu können.

Ihre Häuser bestehen aus gestampfter Erde mit Holzdach und Schilfbedeckung, darüber Lehm; manche haben 3—4 Stock und Oefen zur Heizung; die dicken Mauerwände Vertiefungen zu Wandschränken, die Zimmer 1—2 offene Stellen für das einfallende Sonnenlicht, durch Deckel verschließbar. Die Seitenmauern haben nur kleine Fensteröffnungen, aus Furcht vor häufigen Diebstählen. Die flachen Dächer dienen zum Trocknen von Korn und Früchten und darauf umherzugehen. Um die Häuser sind Gärten mit Teichen, Blumenbeeten und Obstpflanzungen angelegt; für den Sommer kühle Gartenlauben (pers. Bostans) und Pavillons mit Blumen umpflanzt und mit Canälen umzogen. Einige Häuser sind rund, wie die Jurten der Mongolen, andere viereckig; mitunter bauen sie noch eine Capelle beim Hause, ihr Gebet darin zu verrichten.

Bei Schmausereien wird viel Vieh geschlachtet, Kameele, Pferde, Ochsen; die Hauptspeise ist aber Hammelfleisch. Das Thier muß ordentlich geschlachtet sein und alles Blut vergossen. Pferdefleisch wird nach den Mecca-Pilgern in Yarkand in allen Buden, zu gleichem Preise mit dem Hammelfleische, verkauft. Schweinefleisch ist verboten. Dazu kommen Melonen, Backwerke, Confitüren, Candiszucker. Die Speisen werden in zinnernen, kupfernen und hölzernen Schüsseln aufgetragen. Man ißt ohne Gabel und Eßstöckchen mit den Fingern, selbst die Maisgrütze. Einen guten Theil der Speise mit nach Hause nehmen, ist für den Wirth eine Ehre. Sie sind den berauschenden Getränken sehr ergeben, schlafen über dem Trinken ein und berauschen sich erwacht von Neuem. Sie bereiten berauschende Getränke im Sommer aus Maulbeeren mit einem Zusatze von reifen Pfirsichen, im Herbste aus Trauben, die sie gähren lassen, aus denen sie auch einen Arak machen, wie auch aus Gerste und Hirse. Kumis trinken die Städter nicht, sondern sie überlassen das den Kalmuken u. a. Nomaden. Sie lieben

Musik, Sang und Tanz, haben große und kleine Trommeln, Schalmeyen, Flöten mit 8 Löchern, Harfen mit mehr als 70 Saiten, Guitarren mit 4 Draht-, 2 Darm- und 1 Seidensaite, kleine und große Geigen.

Handel, Viehzucht, Jagd sind Hauptbeschäftigungen. Nach Hasen werfen sie mit Stöcken. Falken werden zur Jagd auf wilde Ziegen, Antilopen, Füchse abgerichtet; Aermere halten deren 1—2, Reiche 20—30.

Den Städten fehlt es nicht an Industrie. Khotans Manufacturen bestehen nach Moorcroft's Nachrichten in grobem oder dünnem Wollenzeuge, Camelots, guten Filzen, grobem Cattun für den Hausgebrauch und die Ausfuhr; besonders aber gehe viel Seidenzeug nach Turkestan und Tübet, da es, wenn auch grob und unelegant, billig sei. Die in Khotan verfertigten Tafte und rothseidenen Gewebe sind (nach den Chinesen) von vorzüglicher Güte und besonders preiswürdig. Die Einwohner von Kaschghar sind kunstfertig und verstehen sehr gut das Schleifen des Justeins und Goldarbeiten; ihre Farben sind von großer Schönheit. In Aksu haben sie geschickte Baumwollenweber, Bearbeiter edler Steine; verfertigen schöne Gefäße und Lederwaaren, ausgenähte Zäume und Sättel aus Hirschleder, die durch alle Städte Turkestans versendet werden.

Ueber den Handel der Kl. Bucharei geben die Mecca-Pilger die meiste Nachricht. Von Kaschmir (Indien) bringen die Kaufleute nach Yarkand Shawls, Kincabs (Goldstoffe), Chicun, weiße Zeuge, auch Leder, und holen dagegen reines Silber, Wolle der Shawlziege ꝛc. Von Badakschan bringen sie Sklaven und Edelsteine und holen Silber und Thee; nur einmal im Jahre kommt die Cafilah von da und braucht 40 Tage. Von Andedschan (Anzien) in Kokand bringen sie nach Kaschgar auf Pferden, Maulthieren und Kameelen u. a. Lebensbedürfnisse und nehmen von da zurück Silber, Porzellan, Seide und seidene Zeuge, Backstein- und andern Thee. Usbeken verführen die Waare von dort nach Kokand und weiter nach Bokhara, wo Burnes 1832: 950 Pferdeladungen (200,000 Pfd.) von Yarkand eingeführt fand. Der Thee-Transport geschieht in großen Säcken, die in rohe Häute eingenäht sind; Theebüchsen würden den weiten Weg nicht ertragen. Eine Pferdeladung von 250 Pfd., in Yarkand mit 60 Tillahs bezahlt, wird in Bokhara zu 100 verkauft. Es ist durchgängig grüner Thee. Sie rühmen die Leichtigkeit und Sicherheit des Handels mit den Chinesen und ihre Billigkeit. Ihr Zoll ist 1 von 30. Die russischen Kaufleute bringen über Ili, Aksu, Kutsche breite Tücher, Brocate, Silber, Ducaten, Kupfer, Stahl und Pelzwerk und nehmen dafür Thee, Rhabarber und Ammoniaksalz zurück. Nach Moorcroft's Nachrichten erhielt Khotan aus Rußland Tuch, Camelot, Pelzwerk, grünen Sammt, Gold- und Silber-Draht zum Sticken, bulgarisches Leder, Eisenwaaren, z. B. Spaten und Hacken, Campesche-Holz, Zuckerbröde, Bibergeil. Die Turan-Kaufleute nehmen dafür zurück: Seidenzeug und Seide, die sie in Bokhara färben lassen, dann an die Nogaier verkaufen oder durch die Kirgisen-Steppe nach Rußland verführen, und wohl 1000 Kameelladungen Baumwollengarn. Von Bokhara werden jährlich 500 Pferde eingeführt und mit Seide, Seidenzeug, grober Baumwolle und Filzen bezahlt. — Nach China geht viele Seide, auch viel Vieh; dagegen kommen von da Thee, Porzellan und viele Fabrikwaaren. Die Caravanen von Yarkand nach Pe-king dürfen nur auf einer Route, wozu 3, gewöhnlich 5—6 Monate gebraucht werden, gehen. Der Weg führt durch einen Engpaß, wo ein Usbeken-Commando ist, wie überhaupt auf jeder Station Posten von 8 Chinesen und 8 Usbeken sind. Pässe brauchen die Bewohner der Kleinen Bucharei nicht und können, einmal in China, da so lange bleiben, als sie wollen. Den früher bedeutenden Handel mit Hindostan fand Moorcroft vernichtet, nur über Yarkand und Ladakh (s. da) ging noch ein geringer Handel mit dem Pendjab. Nach Ladakh braucht man 30—40 Tage, kommt an 2 Posten von 5 Chinesen und 20 Usbeken vorbei; auf dem letzten werden die besiegelten und visirten Pässe, die der

Amban ausgestellt, zurückbehalten und erst bei der Rückkehr zurückgegeben. Yarkand ist nach Burnes Nachrichten der größte Marktort für die chinesischen Waaren, die von da nach Bokhara und Tübet gehen. Kein Chinese überschreitet die Grenze, sondern aller Verkehr nach Außen geschieht durch Muhamedaner, die deßhalb die bestimmten Jahrmärkte beziehen. Ueber das Verfahren beim Handel mit Rußland und der großen Bucharei haben wir durch die Russen noch einige Nachrichten bekommen. Caravanen von 500—800 Kameelen gehen im Herbste mit russischen Waaren von Buchara und Kokhand nach Kaschghar. An der ersten chines. Grenzstation werden die Kaufleute in ein verschanztes Lager gebracht, die Zahl der Kameele und ihre Ladung wird verzeichnet, Pässe aber nicht verlangt und Niemand gefragt, woher er sei; wer nur asiatisch gekleidet ist, kann die ganze Kleine Bucharei ohne Schwierigkeit besuchen. Am folgenden Tage geht die Caravane unter geringer Escorte zum nächsten Wachtposten; unterwegs darf mit den nomadisirenden Burutten nicht gehandelt werden. Beim letzten Wachtposten vor Kaschghar werden die Kameele wieder überzählt und von Beamten unter Militairbegleitung zur Stadt in die Caravanserai gebracht. Die Waaren kommen dann in's Packhaus, — der Caravanenführer muß alle aufgeben —, sie werden von 2 chinesischen und einem Kaschghar-Beamten visitirt, was nicht angegeben, confiscirt, gegen Geschenke aber oft zurückgegeben. Bei der Schätzung werden 3 Kaschghar-Kaufleute hinzugezogen; doch hängt sie ganz von der Willkühr der chines. Beamten ab. Der Zoll, etwa 7 % in Waaren, muß gleich entrichtet werden; ist dieß geschehen, so kann Jeder damit im ganzen Lande handeln. In der ganzen Kleinen Bucharei gibt es keine verbotenen Waaren, Ausländer wie Inländer leben da, ohne Handelsabgabe zu entrichten. Auch gibt es keinen Ausfuhr-Zoll, obwohl die Caravane wieder bis zur Grenze begleitet wird, wenn sie, nachdem sie da überwintert haben, heimkehren. Es findet hier kein solcher Handelszwang Statt wie in Ili, da die Obrigkeit sich hier nicht wie dort um den Handel kümmert. Die Einwohner werden als höflich, auch die chines. Ortsbehörden als artig und aufmerksam gerühmt; jede Beschwerde derselben werde, wenn begründet, abgestellt, und in zweifelhaften Fällen sogar zu Gunsten der Fremden entschieden. Alle Fremden wohnen in einer Caravanserai, außer der Stadt; für einen Laden zahlt man monatlich 8 Rubel. In Kaschghar gilt chinesisches und bucharisches Maß und Gewicht, aber nur chinesische Münze, die auch ausgeführt werden darf. Von Kaschghar geht im Juni eine Caravane von 1000—1500 Pferden nach Kokhand; Kameele dienen nur zum Tragen des Gepäcks und Proviants. Es sind dabei Afghanen, Perser, Bucharen, Kokhander, Taschkender. Beim 5ten Nachtlager ist das letzte chines. Grenzpiquet.

Nach Burnes Nachrichten wird der Verkehr mit Tübet und Bokhara doch strenge controlirt. Die Eingebornen von da dürfen nicht über Yarkand und die benachbarten Städte hinaus; werden beim Eintritte ins chinesische Gebiet unter polizeiliche Aufsicht gestellt, die für sie verantwortlich ist; einer der verdächtig war, wurde 3 Monate verhaftet, und als er endlich entlassen, eine förmliche Beschreibung von ihm zurückbehalten; sogar, wie bei Moorcroft, mehrere Copien seines Portraits an verschiedene Grenzposten versandt, mit der Instruction: „wenn dieser Mann an der Grenze sich wieder blicken läßt, gehört sein Kopf dem Kaiser, sein Vermögen euch.“ Wood hörte ebenfalls von diesen beschränkenden Polizeimaßregeln, die jeden Fremden notirt, beschreibt, Verdächtige abconterfeit und zu dem Ende Dolmetscher in allen Sprachen hält. Zur Entschädigung gibt man den so belästigten Fremden einige Tangas.

Die bucharischen Kaufleute, die der Handel herführt, heirathen für die Zeit ihrer Anwesenheit einheimische Schönen. Die Frauen, heißt es, genießen eines Ansehens und einer Freiheit, wie nirgends in muhamedanischen Landen, nehmen den Ehrensitz ein, verkehren frei mit den Männern und tragen keine Schleier.

Die Hauptörter sind: Kutsche, 41° 37′ N. Br., 100° 30′ (35′) O. L., 9 Li im Umfange, 118 Häuser mit 1000 Familien. In der Stadt wird Leinen verfertigt. Einige 10 Li südlich folgen kahle Steppen; nach 3 Tagereisen zu Pferde aber schöne, indeß unbewohnte, Bergthäler, voll reißender Thiere. Weiter nach S., dem Lop-See zu, erstrecken sich Sümpfe. Im N. der Stadt liegen Berge mit vielen Felshöhlen, um welche man (nach den Chinesen) im Frühlinge, Sommer und Herbste Flammen, wie von einer Menge angezündeter Lampen, sieht. Im Winter, bei starkem Froste, erlöschen die Flammen, dann gehen die Einwohner nackt in die Höhlen und sammeln dort den Salmiak. Brunnen und Quellen fehlen, aber durch Kanäle aus dem großen Strome Ergol im W. bewässern die Einwohner ihre Felder und Gärten, so daß sie reichlich tragen.

Uschi, eigentl. Usch Turfan, chin. Yungning, seit 1775 genannt, 41° 3′ (35′) N. Br., 95° 40′ (30′) O. L., 1000 Li westlich von Kutsche, am Südabhange des Thian-schan, früher bedeutender, ohne Mauern, nach Humboldts Routiers nur mit 600 Einw.; die Straßen breit, die Häuser schlecht, hat eine Münze. Das Gebiet ist bedeutend und erstreckt sich im N. bis zu den Gletschern, im S. fließen sanfte Ströme durch fruchtbare Ebenen. Das Land enthält nach den Chinesen bei Timkowski treffliche Bergthäler und große mit Schilf bewachsene Strecken, wo Bergkirgisen umherziehen. Fremde Kaufleute zahlen von jeder Waare $^1/_{10}$ in natura. Unter Uschi stehen die Städte Aksu, Bai und Sairam.

Aksu, 41° 9′ N. Br., 96° 47′ (53′) O. L., 200 Li östlich von Uschi, unbefestigt, soll nach den Chinesen 6000 Häuser, 20,000 Familien, 3000 M. Besatzung und ein Zollhaus (nach Humboldts Routiers nur 1000 H., 6000 E.) haben. Hier trifft man Chinesen, Turkestaner, Kaschmirer, Inder, Taschkender und Kirgisen des Handels wegen. Die Handelsstraße, die durch die Stadt geht, führt viele Chinesen her. Diese geben von 30 Stück 1 an Zoll; die Kaschmirer, ihres bedeutenden Handels wegen, nur von 40 Stück 1. In der Vorstadt Gulbak residirt ein Amban. Die Stadt hat Fabrikation von Bäsi. — Schayar mit 700 Familien; Bai mit 4—500 F.

Kharaschar, 42° 10′ (15′) N. Br. u. 104° 50′ (15′) O. L., 817 Li von Turfan, am Kaidu, nicht weit von dessen Einfluß in den Bostang-See, in einer fruchtbaren, wohl bewässerten Ebene, von Bucharen und Kalmuken bewohnt, hat Handel und Stickereien. — Kurli mit 700 Familien, Bukur mit 2000 F. Das Gebirge Juldus, 1000 Li lang, mit vielem guten Wasser und trefflichen Weiden, eignet sich besonders für Nomaden; nur gefährden es wilde Thiere.

Kaschghar, 39° 25′ N. Br., 91° 35′ 30″ (40′) O. L., eine bedeutende Stadt, 1000 Li von Aksu, an der Südwestgrenze des chines. Reichs, im N. von einem Schneegebirge umgeben. Sie hat Fabriken von Gold- und Silberstoff, Gold- und Silberdraht, Leinen, Baumwolle, Teppichen; die Umgegend ist fruchtbar an Korn u. Früchten, Aepfel, Trauben, Quitten. Der Handel war blühend, hat sich aber nach der Empörung 1827 mehr nach Yarkand gezogen. Die Einwohner sind vornehmlich Usbeken. Nach den Chinesen herrschte früher viel Wohlstand; in reichen Häusern hielt man viele Tänzerinnen und Sängerinnen. Nach Humboldts Routiers hat die Stadt 15,000 H. u. 80,000 Einw. Die Mecca-Pilger 1835 geben der Stadt nur 16,000 Einw.; die dazu gehörige Bevölkerung sei aber viel bedeutender; die Garnison als Grenzstation 8000 M. stark. Fraser hörte von 10,000 H., 5—6000 M. Besatzung und 11 Städten, die dazu gehörten. Die chines. Geographie spricht 1778 von 16,000 Steuerpflichtigen und 10,000 M. Besatzung. Nach Tschao-hoei Berichte vom J. 1759 hatte die Stadt Kaschghar (chin. geschrieben Ho-sche-hu-öl) damals 10 Li im Umfange und nur 2500 Familien zu Einwohnern. Uschi und Aksu im O. zu lagen die Städte (?) Poisupathetschil, Poinke und Eutorsche und die Dörfer Pesergnen u. Arouat, zusammen mit 6000 Fam.; im W., den Buruten (chin. geschr. Pu-lu-te) und Andzian zu, die drei Städte: Pahaertusche, Opil u. Tajamelik und die Dörfer Sairam und Tekusak, zusammen mit 2200 Fam.; im S., Yarkand zu, die Städte Inkatsarhan und Kalik und die Dörfer Tosohun und Kavalkar, mit etwa 4400 Fam.; im N., den Buruten zu, endlich die Stadt Arkuy und das Dorf Horhan, zusammen mit 800 Fam.; in Allem in Kaschghar 16,000 Fam. zu 10,000 Mäulern angeschlagen. Die Namen der Oerter erhalten wir hier freilich nur chinesisch verstümmelt.

Yarkand (oder Yar-kiang), 38° 19′ N. Br., 93° 50′ O. L., eine Stadt von 3 engl. M. im Umfange; die Vorstädte viel größer, die Häuser aus getrocknetem Backstein, solider als andere Städte gebaut, mit vielen Moscheen, Collegien. Die Stadt hat Teppichwebereien. Viele chinesische Kaufleute aus Schen-si, Kan-su u. Se-tschuan haben sich hier etablirt. Chinesen kommen aus Schen-si, Schan-si, Kiang-si und Tsche-kiang und Ausländer aus Andzian, Kaschmir, Tübet u. s. w., so daß der 10 Li lange Marktplatz an Markttagen mit kostbaren Waaren ganz bedeckt ist. Die Einwohner lieben Schmausereien u. Taschenspielerkünste. Die Stadt ist sehr bevölkert, es gibt aber wenig Wohlhabende und der Reiche bedrückt den Armen. Yarkand hatte nach Humboldts Routiers 50,000 Einw. Die Mecca-Pilger geben ihr 30,000 Fam. à 5 Pers., also 150,000 Einw. u. 7000 M. Besatzung, Chinesen, Mandschu und Mongolen. Die chines. Geographie (von 1778) spricht von 12,000 Häusern und 32,000 Steuerpflichtigen in Yarkand; es sei aber nur $^1/_3$ der Einw. in die Steuerlisten eingetragen; demnach hatte es an 80,000 Fam. oder 400,000 Mäuler (Keu chin. Ausdruck), wohl mit dem übrigen Gebiete. — Mir Isset Ullah rechnete 1813 in der Stadt Yarkand 40,000 Personen, die die Kopfsteuer zahlten. Auch Vigne hörte, es sei die größte Stadt hier; sie habe 5 Thore, außen ein viereckiges Fort mit zahlreicher Garnison (von

7000 Mann) und Kanonen; die Straßen seien so enge, daß nicht zwei Wagen nebeneinander fahren könnten; sie habe viele Moscheen, ohne Minarets; um die Stadt seien Gärten, die obern Stände führen mit 3—4 Pferden ohne Zügel. Die Frauen gingen unverschleiert aus, die europäischen Früchte seien da gewöhnlich. Der Schnee liege wohl 2—3' tief, aber nicht lange. Die Ebene sei wüste, wo sie nicht durch Kanäle bewässert; man finde aber Wasser wenige Yard tief. Im nahen Flusse findet man besonders den Jaspis (Ju). Das Gebiet von Yarkand grenzt im O. an Uschi, im N. an Kaschghar, im S. an Khotan, im W. an Badakschan, ist eben und enthält noch 9 andere Städte à 1000 Häuser, die Timkowski aber nicht nennt.

In Khotan, wo unter den ersten Han (140 bis 87 v. Chr.) nur 3300 Familien, 19,300 Seelen und 2400 Krieger gezählt wurden, unter den zweiten Han (58—73 n. Chr.) 32,000 Fam., 83,000 Einw. u. über 30,000 Bewaffnete, rechnen die Mecca-Pilger 1835 wohl übertrieben 700,000 tributfähige Unterthanen, meist vom Usbekenstamme, aber auch viele Oelöd, und 2000 M. Besatzung. Neben den Muhamedanern gab es auch viele Buddhapriester und Tempel der Chinesen, Mongolen u. a. Moorcrofts Nachrichten rechnen den District von Khotan, östlich von Yarkand, 12 Tagereisen von O. nach W. und 2 von N. nach S., und geben ihm nur 102,000 E., außer 10,000 Nomaden mit 6 Städten. Mehr nennt auch die chines. Beschreibung vom J. 1777 nicht. Gegen W. sei Alles mit hohen u. unübersteiglichen Bergketten bedeckt, im O. nur Sandwüsten und Moraststeppen bis zu den Quellen des Hoang-ho. — Die Hauptstadt Khotans, die Schlagintweit Eltschi (Andere Ilitschi) nennt, was schon Wilson für das alte Khotan hielt, liegt nach P. Hallerstein 37° N. Br. und 98° 15' O. L., an dem gleichnamigen Flusse, in der südlichen Bucharei, an der Straße nach Ladakh und Kaschmir; hat Seidenbau und Weberei. Auch hier wird viel Justein gewonnen. Die Stadt, mit Lehmmauern, ist kleiner als Guldja, die Häuser sind schlecht und unsauber, die Straßen breit. Nach Moorcroft war Eltschi Sitz eines Amban, hatte 6000 Häuser und 500 M. Besatzung. Die andern Städte sind: Karakasch, d. i. die Stadt am schwarzen Flusse, 112 Kos von Yarkand, mit 2000 H.; Yurung Kasch, 1½ M. von Eltschi, 1000 H.; Chira, 3 Tagereisen davon, 2000 H.; Karia, 2 mal so groß, 4 Tagereisen südöstlich davon, und Yangi-Kischlak, 4 Tagereisen davon, 1000 Häuser.

Das chinesische Reich.

Fortsetzung.

V. Tübet. VI. Chuchu-Noorien und Si-Fan.
VII. Eigentliches China.

Korea und Japan.

Bearbeitet

von

Johann Hartwig Brauer,

unter theilweiser Mitbenutzung der Plath'schen Vorarbeiten.

V. Tübet.

Lage, Grenzen, Name. Unter dem Namen Tübet fassen wir das Land im Allgemeinen zusammen, welches man erreicht, wenn man, von der Kleinen Bucharei aus, das Künlün-Gebirge gegen Süden überschreitet. Im Süden dieses Landes steht als Grenzmauer das Gebirge des Himalaja (S. 9); im Westen läßt man es ebenfalls durch den Himalaja, in seiner Hinzuwendung zum Künlün, abgeschlossen werden, und im Osten seine Begrenzung in dem mächtigen Schneegebirge finden, welches im Gebiet des Chuchu-Noor oder des Blauen Sees, in Si-Fan und Sz'-Tschuan lagert. Es wird so ziemlich zutreffen, wenn wir die Ausdehnung des gemeiniglich als Tübet bezeichneten Gebietes von 28° bis 34° oder 36° n. Br. und von 92° bis 114° oder 116° ö. L. v. F. ansetzen; das giebt einen Inhalt von 18000—26000 geographischen Geviertmeilen.

Das so zusammengefaßte Gebiet ist aber keineswegs ein in sich abgeschlossenes Ganzes und in sich Zusammengehöriges; sondern unter dem Namen Tübet ist mancherlei, durch Natur, wie durch Völkerleben und Staatsangehörigkeit verschiedenes Gebiet, unbekannteres und bekannteres, zusammengeworfen. Man hat daher auch ein Abkommen treffen müssen, und redet von einem ersten, einem zweiten, einem dritten Tübet; von einem westlichen, einem mittleren, einem östlichen Tübet, und bezeichnet das Letztere auch wohl als eigentliches Tübet; von einem Klein-Tübet und einem Groß-Tübet, von einem Vorder- und einem Hinter-Tübet. Die Eingebornen wissen bei alledem gar nichts davon, daß sie Bewohner eines Landes Tübet seien, wenn es ihnen nicht durch Ausländer gesagt wird. Sie nennen ihr Land Bod oder Bodjul, d. h. Bodland, und die Chinesen benennen es Si-tsang, d. h. der westliche Landestheil; was sie aber als NO-Theil mit dem Namen Tanggut bezeichnen, ist das Gebiet, das sonst Si-Fan genannt und als solches weiter unten behandelt wird. Wie nun aber die Bezeichnung dieses Gebietes mit dem Namen Tübet entstanden sein mag, darüber sind die Gelehrten noch uneinig, und es bleibt dahingestellt, ob sie es je ermitteln werden, da bis jetzt nicht leicht einer den Beweis beibringen kann, daß er sich auf richtiger Spur befinde.

Eine schickliche Eintheilung geben die Flußgebiete an die Hand, da sich an sie zugleich eine politische Eintheilung anschließt. Das Gebiet des gegen Osten fließenden Jaru-Dzang-Bo-Tsju bildet Groß-Tübet, dem chinesischen Reiche zugehörig; das Gebiet des gegen Westen fließenden Indus längs seines oberen Laufes das Gemeinwesen von Ladaag oder Mittel-Tübet, und in seinem untern das von Baltistan oder Klein-Tübet, beide, von China unabhängig, seit einigen Jahren mit Kaschmir unter einem gemeinsamen Oberhaupte einen Staat bildend, der Kaschmir oder Dschammu genannt wird und unter einem, von den Engländern zunächst über Kaschmir eingesetzten, mit den Engländern verbundenen Fürsten aus den Siech steht.

Bei einer Schilderung des chinesischen Reiches kann es sich füglich nur um den Theil Tübets handeln, welcher zu demselben gehört; daher ist an dieser Stelle auch nur von Groß-Tübet die Rede, und Ladaag und Balti werden an gehöriger Stelle auftreten.

Oberflächen-Beschaffenheit. Groß-Tübet ist ein Hochland, wohl das höchste auf der Erde; ein Land mächtiger Bodenerhebungen, zwischen denen nur geringes Gebiet sich ausbreitet, das man als Hochebene bezeichnen könnte. Was man im S., am nördlichen Abfall des Himalaja als solche bezeichnen zu können meint, wird auf eine Höhe von 16,800 Fuß geschätzt. Im Allgemeinen aber ist das Land zwischen Himalaja und Künlün von mächtigen Bergketten durchzogen, die diesen beiden Gebirgen gleichgerichtet von NW. nach SO. laufen; es mögen ihrer sechs sein; sie treten dem Auge oben auf dem Hochlande nur nicht so gewaltig entgegen, weil man sich an ihrem Fuße schon in mächtiger Höhe befindet. Als höchster Punkt gilt der Gebirgsstock des Kailasa oder (tübetanisch) Tise, oder Gang-Dis-Ri, d. h. Schneegebirge: mit

seinem ewigen Schnee das Quellgebiet der mächtigen Flüsse, welche Groß-Tübet durchströmen. Ganze große Strecken sind Wildniß, ohne Wald, ohne Busch, ohne Wild, ohne Menschen; gänzlich unwirthbar, kalt, windig; unfruchtbar, so großartig auch hie und da der Anblick sein mag, den sie in ihrer öden Majestät gewähren. Als größte Ebene wird die von Pian-Pa bezeichnet, 3—4 geogr. Meilen lang, aber sie ist noch voll Hügel und Hohlwege; die Rithang-Ebene, etwa 5 geogr. Meilen breit, ist eine trockene, heiße, zum Theil sandige Wüste, nur von der Goa-Antilope bewohnt.

Die Thäler scheinen aus Seen entstanden zu sein, bis 800—1000 F. tief besteht die große Masse derselben aus Kies. Am Gijanina-See hat das Land noch in neuerer Zeit unter Wasser gestanden, und von da bis zum Rakas Tal und dessen Südrand lagert ein vulkanischer Trappausbruch; Kies, wie er jetzt in den Seen sich findet, liegt 600—800 F. hoch.

Geognostische Beschaffenheit. Unsere Kunde in Betreff derselben ist sehr dürftig und beschränkt sich auf den Westen und die Grenzlandstriche. Nach Thompson besteht der größte Theil Tübets aus plutonischen, metamorphischen Felsen und Granit, Sandstein, Schiefer und Konglomeraten, ähnlich dem alten rothen Sandstein und der Grauwacke Europas. Huc hat in Tübet selbst nur Granitberge gesehen, aber östlich gegen das chinesische Sz'-Tschuan hin fand er vierzehn Tage lang nichts als Kalkberge, feinsten Marmor, weiß wie Schnee, kahl, ohne Baum, ohne Gras, selbst ohne Moos, nur in den Ritzen zeigten sich einige Saxifragen. Thompson fand im W. alluvialartigen Boden aus großen Thonmassen mit runden und eckigen Kieselsteinen und Süßwassermuscheln in losen, ungeschichteten Massen, nur nicht auf den höchsten Pässen, und ähnliche Ablagerungen bemerkte Huc am Randgebirge des Hoangho.

Heiße Quellen soll es in großer Menge geben. Huc fand Schwefelquellen und zu Tsa-tschu-ka warme Bäder. Aus einer Grotte steigt beständig Dampf auf, und in Zwischenräumen wird heißes Wasser mit großem Geräusche ausgeworfen.

An werthvollen Mineralien soll der Boden Tübets besonders reich sein: er birgt Gold, Silber, Quecksilber, Eisen, Blei, Schwefel, Salz, Galmei, Arsenik. Die bedeutendsten Goldminen sollen zu Tordzong, so wie westlich von H'Lassa bei Luntschi sich finden; Huc meint, Gold und Silber werde überall leicht gesammelt: indem er, seinem Ausdruck zufolge, einige Male in Thalgründen und Bergbuchten Hirten um ein Feuer von Ziegendünger versammelt gesehen, die sich damit die Zeit vertrieben, beim Treiben ihrer Heerden hie und da gesammelten Goldstaub in Schmelztiegeln über dem Feuer zu reinigen; aber die Großen, und besonders die Klöster durch Entgegennahme freiwilliger Steuern zu ihrem Unterhalte, entnehmen es dem Verkehr, häufen es bei sich auf, oder verwenden es zur Anfertigung heiliger Bilder und sollen dadurch bewirken, daß die Lebensmittel sehr theuer im Lande sind, während derselbe Huc wenige Zeilen zuvor ausdrücklich bemerkt, daß die Lebensmittel so theuer seien, weil bei dem großen Ueberflusse an edlen Metallen und leichter Erwerbung des Goldstaubes die Münze sehr werthlos sei. Die Hauptgoldminen wurden, nach Strachey, von der Regierung in H'Lassa auf je drei Jahre, jährlich zu 17,000 Rupien (1 Rupie = 20 Sgr.) verpachtet; 117 Bergleute bearbeiteten sie in Schachten und Gallerien; allein Mangel an Brennholz und Ungeschick der Eingeborenen hindern die gehörige Ausbeutung.

Gewässer. Die Chinesen zählen in Groß-Tübet der Flüsse 46. — Der Hauptfluß ist der Jaru-Dzang-Bo-Tsiu, tübetisch geschrieben g-Tsang-Po-Tshu, d. h. (nach Ritter) der klare Grenzstrom des Westens oder (nach Plath) der klare große Fluß Jaru in dem Landestheil Dzang; dieser entspringt unter 30° 10′ n. Br. und 99° 35′ ö. L., im Bereiche des Kailasa, eines Gebirgsstockes, der 9 geogr. Meilen im Umfang hat, am Berge Tam-Tsiogh. Als erster bedeutender Zufluß geht ihm von links her der Na-uk-Dzang-Bo zu, der von NO. kommt; weiterhin von rechts, von der Nordwand des Himalaja, der Gujang. Während seines weitern Laufes gegen O. durch Groß-Tübet nimmt er von jeder Seite her fünf bedeutende Zuflüsse auf, ehe er Dschigatzi und das Kloster Taschi Lhunpo oder Teschu Lumbo, bei den Tübetanern b Kraschiss Lhun Po geschrieben, erreicht. Hier nimmt er von S. her den Painom-

Tsju oder Djuang-Dze auf, und später noch den Dzang-Tsju oder Bo-Tsju. Er wendet sich dann nach SO., der Grenze von Assam zu. Wo er aber weiter mit seinem Gewässer verbleibt, ist bisher noch nicht aufgeklärt: Einige halten, aber wohl irrthümlich, den Irawaddi, Andre, wahrscheinlich eben so irrthümlich, den Brahmaputra, noch Andre den Salwen für seinen untern Lauf.

Der zweite bedeutende Strom Groß-Tübets ist der Nu-Kjang, mongol. Kara-Ussu, tübetisch Nap-Tsju, beides so viel als Schwarz-Wasser. Er fließt eine Strecke lang im Süden des Jaru-Dzang-Bo-Tsju, mit diesem in gleicher Richtung, bis er, wie jener, für weitere Kenntniß verschwindet. Daneben sind zu bemerken: der Gakbo-Dzang-Bo-Tsju, d. h. der klare Fluß des Landes Gakbo, der unter 31° 30′ n. Br. an der Westgrenze der Provinz K'ham entspringen soll, gegen SO. fließt und sich dann, wie die beiden vor ihm genannten, der weitern Kenntniß entzieht; der Tschot-Deng-Tsju, der aus dem Muu-Tsju und Lo Tsju zusammenfließt, und sich, den Chinesen zufolge, mit dem Gakbo-Dzang-Bo-Tsju vereinigt, um mit demselben zusammen das in Jün-Nan fließende Gewässer des Lung-Tschuan-Kjang oder Lan-Tschan-Kjang d. h. Schnellen Drachenflusses zu bilden; der Om-Tsju, der sich bei Tsjamdo mit dem Dza-Tsju vereinigt und dann als Lu Kjang oder Nu Kjang in Jün-Nan fließt; der Kin-Tscha-Kjang oder Große Kjang, im obern Laufe durch das Steppenland Muren-Ussu genannt, ein Quellstrom des chinesischen Ta-Kjang. Alle diese Flüsse sollen nördlich von H'-Lassa entspringen, mehr oder minder von NW. nach SO. fließen und dann die Hauptströme des westlichen Chinas und zum Theil Hinterindiens bilden. Von ihrem Laufe in Tübet wissen wir durch wissenschaftlich gebildete Männer nichts.

Was so an Gewässer gegen Osten dahinströmt, ohne daß man bisher hat in Erfahrung bringen können, wo es sich in das Meer ergießt, ist nicht das einzige, welches dem Boden Tübets entquillt, sondern der Indus und der Sjutljudsch oder, wie er bei den Tübetanern heißt: der Lang-Tschen-Cha-Bab, welche zunächst ihren obern Lauf gegen Westen gerichtet haben, bis sie durch Schluchten des Himalaja gegen Süden hinabstürzen, gehören mit ihrem Quellgebiete auch Groß-Tübet an; nur daß sie ihre Bedeutung erst außerhalb der Grenzen desselben gewinnen. Ebenso nehmen Flüsse, die, aus dem Himalaja her, dem Ganges zuströmen, ihren Ursprung auf dem Boden Groß-Tübets, so: der Tista oder Lachen, welcher im Himalaja das Land Sikkim durchzieht.

Hat Groß-Tübet eine Anzahl Thäler aufzuweisen, deren Beschaffenheit darauf hindeutet, daß sie früher abgeschlossene Seebecken gebildet haben, so läßt sich wohl mit Fug annehmen, daß in dem Lande sich noch mehr oder weniger Landseen finden. Als größter wird im N. der Tängri-Noor, der Himmels-See, mit einem Umfange von 60 geogr. Meilen genannt; daneben der Bucha-Noor und der Kara-Noor, Schwarzer See, aus welchem der Fluß Nu-Kjang (s. oben) hervorströmen soll. Ein südlich vom Jaru-Dzang-Bo-Tsju verzeichneter ringförmiger See heißt gewöhnlich der Palte-See, nach dem im N. an demselben gelegenen Orte Baldhi oder Palte; auf der tübetischen Urkarte aber heißt er Bhaldi-Jum-Tsju; auf chinesischen Jar-Brok-Jum-Tsju, sonst wird er auch Jang-Mthso, d. h. der große weite See, Jang-Dhro ader Jang-Djoch genannt. Die Angabe über seinen Umfang lautet auf 25 geogr. Meilen. Gegen O. bildet er ein Creek, das in der trockenen Jahreszeit nur 2—3 F. Wasser hat, dagegen in der regnerischen Zeit im August eine solche Wasserfülle aufnimmt, daß eine, auf 18 Steinpfeilern, in einer Breite von 400 Ellen über dasselbe geführte Brücke davon überschwemmt wird. Im SW.-Winkel des Sees erhebt sich, 200 F. hoch, eine Insel im Umfange von einer halben Stunde, auf welcher ein viel besuchtes und bepilgertes Nonnenkloster erbaut ist. In diesen See ergießen sich viele kleine Bäche; man weiß aber nichts über einen Abfluß des Gewässers aus demselben. Nördlich von der höchsten Kette des Himalaja, nicht weit von den Grenzen Mittel-Tübets, unter 30° n. Br. und und 99° ö. L. sind die heiligen Doppel-Seen Mapan oder Manassarowara, und Lanka oder Rawanhrad oder Rakas Tal (S. 132) oder Cho-Lagan von europäischen Reisenden, wie Moorcroft und Strachey, in der Umgebung des Kailasa aufgefunden worden. Der

Mapan breitet sich, am Ende einer weidereichen Ebene, von S. nach N. etwa $2\frac{1}{2}$ und von W. nach O. etwa $3\frac{1}{2}$ M. mit einem Umfange von 10 Meilen aus, im S. von gewaltigen Felsenwänden des Himalaja, im O. vom mächtigen Kailasa, im N. und W. von einem hohen Lande voll Berge, Absätze, Tafeln begrenzt. Sein Wasser ist süß, klar und rein, ohne Schilfwuchs, doch wirft er Gras an seine Ufer aus. Indem sein Gewässer in Folge fortwährend andauernder Winde, die vielfach die Gewalt von Stürmen annehmen, in stetem Wogen und Branden begriffen ist, bietet er einen großartigen Anblick. Einen Abfluß hat er bei höherem Wasserstande zum Rawanhrad; nur Verdunstung bewirkt die weitere Abnahme seines Gewässers. Das Seeufer zeigt sich sandig, reich an Kieseln, etwas begraset, voll von Federn der großen wilden Gans oder des Alpenschwans, Manasaucos, der hier in unzählbaren Schaaren ungestört brütet. Längs des Ufers bilden Schwärme von schwarzen Mücken eine große Plage für den Wanderer; wenn aber der Wind sie über die Wasserfläche jagt, so schnappen Tausende von Forellen oder karpfenartigen Fischen mit großer Gierigkeit nach ihnen, als nach einem Leckerbissen. Auf den Anhöhen um den See herum haben sich viele Einsiedler, Mönche und Nonnen angesiedelt, indem dieser See als einer der heiligsten Pilgerorte der Hindu gilt. Vom Mapan führt in NW.-Richtung das grasige Thal Gangri, etwa 10 Stunden lang, bei einer Breite von 5 Stunden, zu dem Lanka, der sich aus der Ferne her, den weißen Schneehöhen gegenüber, als tief indigoblaue Spiegelfläche zeigt. Wohl zweimal so groß als der Mapan, hat er die Gestalt eines Winkels, indem er aus zwei Armen besteht, wovon der eine ostwärts, der andre südwärts gerichtet ist. Seine Ufer sind stellenweise sumpfig, zumal an den Einmündungen der Flüsse; Tausende von Wasservögeln bedecken seine Ufer, wie seine Fluth. Seinen regelmäßigen Abfluß bildet der Sjutljudsch. Etwa $3\frac{1}{2}$ M. nordöstlich findet sich, eben so groß und sehr fischreich, der Kala-Puktang, der auch, wie der Lanka, zur Bewässerung des Bodens benutzt wird. — Die Chinesen führen noch weitere Seen auf: den Darok-Ju-Mthso im Umfange von 17 M.; den Lang-Bu-Mthso im Umfange von 13 M. und andere, von denen wir keine weitere Kenntniß besitzen.

Klima. Groß-Tübet ist von Europäern nicht in einer Weise besucht worden, daß sie sich über Wind und Wetter, über den Gang der Jahreszeiten, über die Verhältnisse der Wärme und Kälte gehörig hätten unterrichten können; mit Ausnahme Huc's haben sie nur eine unbedeutende Strecke, einen Winkel des Landes kennen gelernt, und was wir von Thompson, oder Hooker, oder Campbell, oder Strachey an allgemein gehaltenen oder genaueren Beobachtungen mitgetheilt bekommen haben, handelt mehr von den Erscheinungen des Luftkreises, wie sie im Hochgebirge des Himalaja vorkommen. Und haben die Pässe und Punkte, wo diese Beobachtungen angestellt worden sind, auch auf Groß-Tübetanischem Grund und Boden sich befunden, so gehören sie doch einem besondern, eben dem Himalaja-Gebiete Tübets allein an. Solche Beobachtungen können demnach hier wenig oder gar nicht in Betracht kommen, sondern werden erst, wenn vom Himalaja zu handeln ist, als ein Glied in großen zusammengehörigen Verhältnissen in Betracht zu ziehen sein.

Der Europäer, denen ein tieferes Eindringen in Groß-Tübet gelungen ist, und die zugleich eine längere Zeit hindurch sich von den Witterungs-Verhältnissen des Landes haben in Kenntniß setzen können, sind sehr wenige. Jesuiten, unter ihnen Pater Hippolyte Desideri in den Jahren 1715—1716; Kapuziner, unter ihnen Francisco Orazio della Penna di Billi, im Jahre 1730, sind nach H'Lassa gelangt und haben dort einige Jahre Aufenthalt nehmen können; in neuester Zeit sind die Patres Huc und Gabet von N. her nach H'Lassa vorgedrungen und darauf genöthigt worden, gegen O. nach der chinesischen Provinz Sz'-Tschuan ihre Abreise anzutreten. Die hier namhaft gemachten Männer reden aus eigner Erfahrung. Wenn Uebrige über Erscheinungen im Inneren berichten, so haben sie es nur vom Hörensagen, und ihre Verläßlichkeit ist keineswegs größer, eher noch geringer, als die der Chinesen, zu deren Reich Groß-Tübet gehört, und aus welchen fähige Beamte in dieses Land zu längerem Aufenthalte

entsendet werden. Was sich denn nun mit gutem Gewissen über klimatische Verhältnisse Groß-Tübets sagen läßt, ist Folgendes:

Im Innern ist das Wetter sehr rauh; vom October bis März belegen sich alle Gewässer mit dickem Eise; große Schneemassen thürmen sich auf. Zu Bajalung am Jaru-Dzang-Bo-Tsju soll sich der Schnee 5 Fuß hoch lagern, besonders von Januar bis April. Die Kälte dringt bis auf Bein und Mark; vor der Schärfe des Nordwindes sucht die Bevölkerung sich durch Zufluchtnahme in Höhlen zu retten. Die benachbarten Völker nennen Groß-Tübet das Land des Schnees und des Eises, und selbst an rauhes Gebiet gewöhnte Mongolen mögen einem groß-tübetanischen Winter nicht trotzen. Huc litt vierzehn Tage lang, bei furchtbarem Nordwinde und immer heiterem Himmel von der entsetzlichsten Kälte; kaum spürte er Mittags eine Wärmewirkung des Sonnenstrahles; die übrige Zeit des Tages, besonders in der Nacht, befand er sich in Gefahr zu erfrieren. Er trug zunächst am Leibe ein Gewand von dickem Hammelfell, über demselben ein andres von Lammfell, über diesem einen kurzen Mantel von Fuchsfell und als äußerste Hülle einen großen Reiserock aus Wolltuch; dennoch gefroren die Kuchen, die, siedend heiß, in Leinen gewickelt, unter allen Kleidungsstücken er an seiner Brust barg. Selbst die Maulthiere und Pferde mußten gegen die Kälte durch große Filzteppiche, mit welchen man sie umschnürte, geschützt werden. Es ist das jedoch eine besondre, durch ihre eigenthümliche Lage ausgezeichnete Gegend gewesen, von deren Erscheinungen man nicht auf ganz Groß-Tübet schließen darf, denn wo blieben unter allenthalben im Lande gleichem Witterungsverhältniß die wild lebenden Maulthiere des Landes, die doch reichlich vorhanden sind? Huc bemerkt auch, daß Ende Januars, als er gegen den Jaru-Dzang-Bo-Tsju und die Stadt H'Lassa hinangekommen war, die Flüsse nur noch mit dünnem Eise belegt gewesen sind; und daß Niemand daselbst mehr einen Pelz getragen hat. Die Sache steht auch so, daß bei H'Lassa schon im April die Bäume sprossen, und daß es in den geschützten Thälern im Sommer sogar unerträglich heiß wird, während in andern Landstrecken auch Mitte Sommers kaum noch ein Strauch grünt.

Ein chinesischer Geograph bemerkt, daß der Wechsel der Stürme und Kälte in den vier Jahreszeiten im Allgemeinen dem in China vorkommenden gleich sei, und meint dabei das nördliche China. Ihm zufolge ist zwischen März und September das Wetter schön; Regen stellt sich nicht zu bestimmten Zeiten ein, indem der in China noch bestimmend wirkende Monsuhn in Groß-Tübet nicht mehr zu gebieten hat; auch die Gewitter treten nicht zu bestimmten Zeiten auf. Im Allgemeinen ist Groß-Tübet auf seinen Ebenen heiß, auf seinen Höhen kalt, und örtlich einander ganz nahe gelegene Gebiete unterliegen demnach sehr verschiedenen Wetter-Bedingungen. Im Innern sollen alle Hauptbergketten die Höhe des ewigen Schnees erreichen. Die Masse des fallenden Schnees, größer auf den Bergen, als in den Thälern, nimmt landeinwärts ab, im Künlün von W. nach O., indem die Quelle der Feuchtigkeit sich in W. befindet. Wo ewiger Schnee ist, erwachsen dann auch Gletscher, im Künlün von besondrer Länge; an der tübetanischen Seite des Himalaja haben sie, den vorgeschobenen Moränen nach zu urtheilen, offenbar früher viel tiefer in die Thäler hineingereicht, als es jetzt mit ihnen der Fall ist.

Pflanzenwelt. Lehrt die Erfahrung, daß Groß-Tübet, trotz seiner hohen Hineinragung in den Luftkreis, dennoch ein Land ist, das nicht über seiner ganzen Oberfläche hin mit einer Decke ewiges Schnees und Eises belegt ist, sondern diese nur in seinen höchsten Hervorragungen trägt, und im Uebrigen einen Wechsel der Kälte und Wärme, nach Jahreszeiten, erfährt, so wird man auch dem Gedanken Raum geben, daß das Land mit einer Pflanzenwelt bedacht sein wird, und zwar, je nach Verschiedenheit der Witterung und Wärme, auch mit einer verschiedenartigen Pflanzenwelt. Kommt man von Süden her, den Himalaja herauf, nach Groß-Tübet, so zeigt sich freilich ein sehr scharfer Gegensatz gegen das durchwanderte Gebiet: dem Himalaja gegenüber erscheint das Land sehr arm an Pflanzen; besonders fällt der Mangel an Bäumen und Gesträuch sehr unangenehm auf; auch das Rhododendron wird vermißt, das an

der Südseite des Himalaja bis 16—17,000 F. hoch hinauf steht, auf der tübetischen Seite aber wegen der Trockenheit der Luft schon bei 12—14,000 F. nicht mehr gedeihen will. Im Uebrigen gedeihet Pflanzenwuchs am N.-Abhange des Himalaja höher hinauf, als am S.-Abhange, denn, wenn an der S.-Seite Getreidebau nur bis 10,000 F. aufwärts fortkommt, findet er sich an der tübetischen Seite bis 13,600 F.; Gebüsch, das im S. bis 13,000 F. reicht, dringt im N. bis 14,000 F. vor. Die Berge im N. Groß-Tübets tragen in der Höhe von 16—18,000 F. gute Weidekräuter: Arenaria rupifraga und eine Schilfart, die der englischen Carex pilularis und der schottischen Festuca ovina verwandt ist, eben so eine der Cherleria der schottischen Alpen nahekommende Pflanze. In dem nordwestl. Landestheil N'gari giebt es keine Kornfelder, sondern nur Weideland; dagegen stieß Huc in dem östl. Landestheil K'ham auf einige Tannenwaldungen. Huc behauptet, um H'Lassa prächtige Bäume gesehen zu haben; dagegen hat Hooker allgemein gehört, sie bestehen nur aus verkrüppelten Weiden, Aprikosen und Wallnüssen, und auch diese seien nur in den Gärten der Reichen zu finden. Eben so treten diese neben krüpplichten Pappeln in den geschützten Thälern der Zuflüsse des Jaru-Dzang-Bo-Tsju auf, und in diesen reife selbst der Waizen selten, während Gerste, Rüben, Rettige, gelegentlich Kohl, Erbsen und andere Hülsenfrüchte fortkommen; selbst bei Taschi-Lhunpo und Dschigatzi wird eine harte Art Buchwaizen nur selten geerntet. In den östlichen Thälern sollen Pomeranzen, Granatäpfel, Feigen, Trauben, Nüsse gezogen werden, und Huc fand im Thale des Kin-Tscha-Kiang, an der chinesischen Grenze, in der That Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel, Wassermelonen, Reis, Mais, neben Kohl und Rüben vor. In den milderen Gebieten wird auch Rhabarber, Assa fötida, Krapp und Saflor gezogen.

In den Gebieten, welche 14,000 F. hoch liegen, ist die Pflanzenwelt von Mitte Octobers bis Mitte Mai's erstarrt; in den 10,000 F. hohen von November bis Mitte Aprils; und in der Höhe von 6000 F. von December bis Februar. — Der Ackerbau hat es mit Gerste, wovon Moorcroft 5 Arten nennt, weniger mit Waizen und Buchwaizen zu thun, dagegen vorzüglich mit Hirse, Erbsen, Bohnen, Linsen, Rüben, Kohl, Karotten, Zwiebeln, Knoblauch, Rettigen.

Thierwelt. Bietet die Pflanzenwelt Groß-Tübets, so weit die Kenntniß über sie reicht, keine Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten, so steht es auf dem Gebiete der Thierwelt anders. Hier finden wir als ausschließliches Eigenthum die Tübet- oder Kaschmir-Ziege, Capra lanigera, Hircus laniger, welche unter ihrem Haar die feine Wolle oder Dune, Lana, birgt, aus welcher die Bewohner Kaschmirs das feine Gewebe der Shawls liefern; sie ist gezähmt; aber neben ihr findet sich in wildem Zustand eine Ziege, Skjin, der tübetanische Steinbock, mit noch feinerer Dune, welche Tjus-Wolle genannt und zu den allerfeinsten Shawls, den sogenannten Asali oder Tjus, von bräunlicher Farbe, verarbeitet wird, während die Wolle der Kaschmir-Ziege in's Graue schlägt. Die Wolle des Skjin ist viel theurer, weil sie schwierig zu erlangen ist, und weil das Haar des Thieres wegen seiner Kürze und Gröbe nicht verwendet werden kann, während das Haar der Kaschmir-Ziege zu Anfertigung von Seilen und Zeltzeug dient. Schaafe verschiedener Art: das Ammon-Schaaf, ein Mittelding zwischen Schaaf und Hirsch, liefern die den Bewohnern bei der kalten Witterung höchst nothwendige Wolle; Gemsen, Antilopen, Füchse, Hasen, Murmelthiere fehlen nicht, sondern treten zum Theil heerdenweise auf, selbst die Murmelthier-Arten, die nach Art der Lemminge Wanderungen machen sollen. Auch vom Einhorn wird geredet, das unter dem Namen Seru vorhanden sein soll: eine sehr scheue, anmuthig gebaute Antilopenart mit schwarzem, spitzem Horn in der Länge von anderthalb Fuß; Hodgson hat wenigstens aus dem Thiergarten des Fürsten von Nepal ein Fell mit Einem Horn bekommen, welches von einem solchen tübetischen Einhorn herrühren soll. Gleich eigenthümlich, wie die Tübet-Ziege, ist dem Lande der Jak oder Jag, Grunzbüffel, Bos grunniens, kleiner als der gewöhnliche Ochs, mit langen feinen Haaren, die vom Bauche bis auf die Erde reichen, und mit einer Art Schweif, der, 2—3 Fuß lang, lange, feine, aber steife Haare trägt und nach Indien hin als Fliegenwedel, so wie nach Persien

und der Türkei, als Auszeichnung für höhere Beamte, als sogenannte Roßschweife, abgesetzt wird. Der gezähmte Jak wird jährlich geschoren, und aus seinen Haaren macht man Stricke oder Filz zu Zeltdecken. Er liebt in wildem Zustande, dann Brong oder Dong genannt, die höchsten Berge und lebt daselbst gesellschaftlich; der Kälte ist er in den höchsten Gebieten gewachsen, und unter dem Schnee heraus weiß er sich, wie das Rennthier, seine Kräuternahrung zu verschaffen. Die gezähmten Jaks geben treffliche Milch, aber vor den Pflug taugen sie nicht; dagegen sind sie das eigentlich lasttragende Thier im Lande; man pflegt dem einzelnen Jak eine Last von 240 Pfd. zuzumuthen. Neben dem Jak darf als eingebornes wildes Thier, das aber bis jetzt noch nicht gezähmt worden ist, nicht vergessen werden der Dschiggetai, Equus hemionus, im Lande Kjang genannt, schön gebaut, ausgewachsen 14 Faust hoch, mit Ohren, die in Länge das Mittel zwischen Pferde- und Eselohren halten, schmuck in Haltung, leicht in Bewegung; das Fell ist auf dem Rücken isabellenfarbig, mit einem schwarzen Streif längs des Rückgrats; je weiter nach unten, desto heller färbt es sich, bis es am Bauche beinahe weiß ist; der ramsförmig gebildete Kopf ist groß, und in unförmlichem Verhältniß zum übrigen zierlichen Bau. Der Dschiggetai wiehert wie ein Pferd und trägt beim Gehen den Kopf hoch und die Ohren gespitzt, beim Galoppiren neigt er den Kopf ganz tief, während er den Schweif erhebt; er ist so behende, daß tartarische und tübetische Reiter nicht mit ihm wetthalten können. Will man ihn fangen, so muß man ihn in einen Hinterhalt locken; man tödtet ihn dann mit Pfeilen und Feuergewehr, um seines Felles willen, aus welchem Leder bereitet wird. — Die Jagd auf das Moschusthier, ein Thier von der Größe eines Rehs, ist Vorrecht der Regierung.

Vögel haben wir schon oben an den heiligen Seen gefunden. Was da brütet, sind Zugvögel, die dort oben nur brüten, zur Winterzeit aber sich südwärts über den Himalaja hinab nach Indien begeben. Neben dem dort erwähnten Alpenschwan oder Manasaucos finden sich als Zugvögel auch wilde Enten und Amseln. Sonst trifft man Lerchen, Finken, Grasmücken, Sperlinge, Wiedehopfe, Raben, Krähen; im Tannenwalde vor Ghiambo hat Huc viele Rebhühner, Fasanen, wilde Hühner wahrgenommen.

Fische werden im Jaru-Dzang-Bo-Tsju und den großen Seen reichlich gefangen; dabei wird bemerkt, daß die Flüsse keine Forellen und Lachse, sondern nur Karpfen führen, denn die sogenannte Himalaja-Forelle ist, nach Hooker, eine Karpfenart.

Schmetterlinge sind selten; zwei Arten Fliegen plagen den Jak; von Käfern hat man fast nur Aphodeus im Jakmiste und Elaphrus in Sümpfen gefunden, an arktischen Insekten aber eine große Menge.

Bevölkerung. Die Bewohner Tübets bilden mit einem großen Theil der Bewohner des Himalaja einen eignen Stamm, den wir als tübetanisch-bhutanischen zu bezeichnen gelernt haben, und zu welchem auch eine Anzahl der östlich und nordöstlich von Tübet ansässigen Völker-Abtheilungen gehören mag. Die Bezeichnung als tübetanisch gründet sich natürlich allein auf den Umstand, daß wir das Gebiet zwischen Künlün und Himalaja mit dem Namen Tübet belegt haben; dagegen weist die Bezeichnung als bhutanisch auf den Namen Bod zurück, den die Tübeter von sich selbst oder ihrem Lande gebrauchen (S. 131), und der uns aus dem Namen des im Himalaja gelegenen Landes Bhotan oder Bhutan noch entgegenklingt.

Nach der Eigenthümlichkeit dieses Menschenschlages tragen die Tübetaner ein mongolisches Gepräge: schrägstehende kastanienbraune oder schwarze Augen, schwarzes, mäßig grobes, dickes Haar, mäßig breites Angesicht, wenig Bart, niedere Stirn, Arme lang, Beine wenig muskulös; die Farbe ist tief bräunlich, dem Schwarzen sich nähernd; die Höhe 5 F. 9 Z.; Mund, Ohren sind mäßig groß, die Nase verhältnißmäßig, das Kinn ist klein, die Lippen sind gutgebildet. Von Natur schon kräftiger Leibesbeschaffenheit, lieben sie es, sich durch körperliche Uebungen zu kräftigen und bei Kraft zu erhalten. Phlegmatisches Temperaments, zeigen sie sich langsam und schwer von Begriff, milde, genügsam, religiös, unreinlich, während sie zugleich eine große Lust am Tanze haben und Prachtentwicklung lieben. Mit der eigentlichen Ar-

beitsamkeit ist es bei ihnen nicht weit her; Ackerbau wird nur dürftig betrieben, doch mag daran Boden- und Witterungsbeschaffenheit einen Theil der Schuld tragen; die niedern Stände machen sich mit Heerdenwesen und Bergbau oder Goldwaschen zu thun; was aber als angesehen gelten will, ergiebt sich dem Handelsgeschäft und den religiösen Studien. Was von ihnen zu Markte gebracht wird, sind eigentlich nur Vieh oder Rohstoffe, mit deren Verarbeitung sie sich so gut als gar nicht abgeben mögen; Shawlziegen, gemeine Ziegen, Schaafe, Rinder, Jak-Schweife, Tschaurie genannt, Moschus, Salz, Ammoniak, gelber Arsenik, Borax, Quecksilber, Goldstaub, berauschender Hanf oder Charas. Von einem Gewerbfleiße, einer schöpferischen Behaudhabung der Natur ist also bei ihnen nicht die Rede. Was sie Nennenswerthes auf diesem Gebiete hervorbringen, wird weiter unten an geeigneter Stelle aufgeführt werden.

So wenig sie nun auf dem stofflichen Gebiete sich schöpferisch zeigen, eben so wenig ist dies auf dem geistigen der Fall. Zwar: sie haben eine Literatur, und dazu eine hinlänglich reiche, allein sie ist nicht eignes Erzeugniß tübetanisches Geistes, sondern ihnen nur durch Uebersetzung aus nachbarlicher Literatur zugemittelt, und dient ihnen auch nur, so weit sie im Stande sind, sich in dieselbe zu versenken, ohne lebendige Anregung zum Selbstschaffen oder auch nur zum Nachahmen. Was bei ihnen an Literatur vorhanden ist, besteht fast sammt und sonders aus buddhistischen Religionsschriften, die aus dem Sanskrit übertragen, ihnen ursprünglich aus Indien über Kaschmir her zugekommen sind, als am Ganges noch das Buddhathum in Blüthe gestanden hat, in Tübet selbst wahrscheinlich erst aus dem Sanskrit in das Tübetanische übersetzt. Man unterscheidet zwei Sammlungen von solchen Werken: den Kah-Gjur oder Kandschur und den Tandschur, jeder in zwei Abtheilungen zerfallend. Der Kah-Gjur oder Kandschur enthält in 100 Bänden die Uebersetzung der „Worte" oder „Befehle" und in 225 Bänden die Lehrvorschriften; der Tandschur in 225 Bänden einige Tausende von Abhandlungen. Der Kah-Gjur heißt auch De-Not-Sjum d. h. die drei Sammlungen, nämlich der drei großen Abtheilungen der buddhistischen Lehren: Winaja oder tübetisch Djulwa; Sutranta oder tübetisch Do; Abstdharma oder tübetisch Tschos-Non-Pa. Einen kleinen Begriff von dieser Literatur kann der Band des Kah-Gjur geben, welchen J. J. Schmidt unter dem Titel: „Dsang-Lan oder der Weise und der Thor", Petersburg 1845, tübetanisch und deutsch herausgegeben hat. Anderweitige Schriftwerke bestehen in Chroniken, Ueberlieferungen, Sagen, Legenden, Mährchen, Sprüchwörtern, Liedern, Geschichten der Religion Buddha's. Eine Probe davon liefert J. J. Schmidt's: „Die Thaten des Bogdo Gesser Chan", aus dem Mongolischen übersetzt, Petersburg 1836. 4.

Genau genommen aber darf ein Geisteserzeugniß in mongolischer Sprache nicht als ein Stück der tübetanischen Literatur geachtet werden, denn die Tübetaner haben ihre eigne Sprache, die mit den übrigen Hochasiens, mit der mongolischen, türkischen, tungusischen in gar keinem Verhältniß der Verwandtschaft steht, weder in den Wurzeln, noch im grammatischen Bau; einige Wörter, die im Mongolischen und Tübetanischen gleiches Lautes und gleicher Bedeutung sind, haben sich aus dem Tübetanischen, wo sie ursprünglich zu Hause gehören, ins Mongolische hinübergepflanzt; aber auch mit dem Sanskrit und den aus diesem entwickelten Sprachen hat das Tübetanische nicht die geringste Verwandtschaft. Dagegen läßt sich Manches dafür anführen, daß sie mit der einsylbigen chinesischen Sprache im Zusammenhange steht oder ursprünglich gestanden hat, wenn wir auch die Einsylbigkeit der Wurzelwörter an und für sich nicht als ein bestimmt nach dieser Seite hinweisendes Merkmal anzusehen uns im Stande sehen. Eine Sonderlichkeit dieser Sprache ist es, daß vielfach Wörter geschrieben zu Anfang zwei oder drei Konsonanten stehen haben, von welchen in der Aussprache nur der letzte zum Ausdruck kommt; daher ist, je nachdem ein tübetanischer Name uns nach Schreibung oder Aussprache gegeben wird, die Gestalt desselben eine sehr verschiedene. Die gelehrteren Lamen allein sprechen auch die sonst stumm gehaltenen Vor-Mitlaute schleifend aus. Daneben besteht noch die Sonderlichkeit, daß ähnlich, wie im Englischen, die Buchstaben ganz anders ausgesprochen werden, als ihre Namens-Bezeichnung an-

sagt: man schreibt z. B. Szjan und spricht Tschan; Phjag lautet Tschag; Bjang: Tschang; Kraschis-Lhunpo: Taschi-Lhungo; DBjus: Ju oder U.

Wie die Tübetaner ihre eigne Sprache haben, so bedienen sie sich zum schriftlichen Ausdruck für dieselbe auch einer eignen Schrift, jedoch nicht einer selbsterfundenen, sondern woher ihre Literatur stammt, da hat auch ihre Schrift ihre Heimath: sie ist aus der Dewanagari-Schrift Indiens entstanden, und etwa im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Kaschmir her eingeführt, und in Aufnahme gebracht. Es giebt eine Kapitalschrift: Utscham für die religiösen Bücher und eine Cursivschrift: Umed für nichtreligiöse Gegenstände. Die Schreibekunst ist in Tübet wahrscheinlich allgemein und wird unter allen Ständen der Bevölkerung geübt; folglich ist auch die Lesekunst ein Eigenthum aller Stände. Was geschrieben wird, wird auf Palmirablätter eingegraben und zwar in möglichst schönen Schriftzügen; allein für eigentliche Bücher ist die Buchdruckerkunst in Thätigkeit, bei der man sich der geschnitzten Holzblöcke bedient. Für den Druck von Gebeten oder mystischen Formeln bedient man sich eines dünnen bräunlichen Papiers, Grega genannt; aber Bücher werden auf ein weicheres, Par-Schog, gedruckt; sie bestehen aus losen Blättern von 1—2 F. Länge und 3—4 Zoll Breite, die einzelnen Blätter werden mit Zahlen bezeichnet und sodann, ähnlich wie die Bücher auf Palmblättern, zwischen zwei Brettern zusammengelegt und durch einen umgebundenen Faden zusammengehalten. Titel und Zahl des Bandes, auf Seide gestickt, werden an dem einen Ende eingefügt.

Neben den eigentlichen Bod-Leuten hausen in einigen Abtheilungen Groß-Tübets noch Stämme, die denselben fremd sind: im N. Mongolen; erst einige Tagereisen im O. von H'Lassa treten, Huc zufolge, Erdhäuser neben angebauten Feldern an die Stelle der schwarzen Filzzelte der nomadischen Mongolen-Horde; wohin andre nomadische Horden: die Gakbe, 24 Meilen von H'Lassa, die Gungbu und andre zu rechnen sind, ist noch nicht ausgemacht.

Eben so wenig läßt sich über die Zahl der Bevölkerung etwas irgend Sicheres angeben; die Ansätze der Reisenden und Gelehrten schwanken zwischen 6,000,000 und 3,600,000 Bewohnern des Landes; zumal an den Grenzen, mit welchen die Europäer am ersten bekannt werden können, eine schwebende Bevölkerung vorhanden ist, die bald auf tübetanischem, bald auf Sikkim- oder Nepal-Boden im Himalaja zu Hause ist, theils in Folge des Handelsbetriebes, theils in Folge der nomadischen Lebensweise.

Das häusliche Leben gestaltet sich im Allgemeinen den Verhältnissen des Landes angemessen. Die Wohnungen der Viehzüchter bestehen in Filzzelten; die Landbauer, wie die Städter, in den baumlosen oder holzarmen Gegenden halten sich an das Gestein, das sich in Fülle um sie her erhebt und ihnen massive Gebäude giebt, innerhalb welcher sie dem Winter trotzen können; sie nehmen sich nur in Acht, der Luft durch Thüren und Fenster vielen Zugang zu gestatten, und behelfen sich lieber etwas im Halbdunkel. Wo der Boden Bauholz trägt, da bestehen die Wohnungen der Ackerbauer aus Blockhäusern, die auf eingerammten Pfählen in einiger Höhe über dem Erdreich, ganz und gar aus abgeschälten Baumstämmen zusammengebaut sind; auch der Fußboden ist aus denselben gefertigt und daher sehr unbequem uneben; wo die Stämme nicht unmittelbar sich an einander fügen wollen, wird die Ritze mit Kuhdünger verpicht, und auf diese Weise bietet das Gebäude eine warme und zugleich trockne Wohnung. Solche Gebäude sind oft mehrere Stockwerke hoch, und das platte Dach aus unabgeschälten Stämmen vermag eben so gut, als das aus Felssteinen gebildete, der Last der winterlichen Schneemasse Widerstand zu leisten.

Ist es bei den Häusern auf Wärme abgesehen, so ist auch bei der Kleidung die Sorge für diese besonders maßgebend. Während die Sonne so glühend von oben scheint, daß man sich nicht bloß durch Kopfbedeckung, sondern auch noch durch einen Schirm gegen sie schützen muß, bläst zugleich ein so kalter Luftzug, daß man Unterkleidung anlegen muß, um von demselben nicht nachtheilig beeinflußt zu werden. Daher wird im Allgemeinen auch im Sommer ein großer Rock aus Wollenzeug getragen, während man sich im Winter in Pelze kleidet. Eine scheinbar sehr zweckmäßige Ein-

richtung erscheint dabei, daß diese Obergewänder nicht vorne, sondern an der Seite zugeknöpft werden, indem der Windzug bei der Zerspaltung des Landes in fast lauter Thäler, dem Gehenden immer von vorne oder von hinten kommt; ein Gürtel dient noch zu engerer Anschließung. Da der heftige Wind und, bei der im Allgemeinen sehr trocknen Luft, der Staub sehr nachtheilig auf die Augen wirkt, im Winter auch der Schnee blendet, so werden nach Umständen Brillen getragen, die in Gestalt einer Nußschaale aus einem dichten Pferdehaar-Gewebe bestehen, und hinter den Ohren nicht nur, sondern auch unter dem Kinn befestigt werden. Die Frauen in H'Lassa bedienen sich, um ihre Gesichtsfarbe gegen die trocknen und kalten Winde zu schützen, des Hammelfetts, das sie, mit Katechu und andern Firnissen versetzt, wie eine Schminke über das Gesicht salben. Man würde irren, wenn man diese Behandlung des Gesichts als ein Mittel zur Hebung der Reize nach dem Geschmack der Bod-Leute ansehen wollte, denn, nach dem Geschmacke derselben, gereicht sie vielmehr zur Entstellung und Verhäßlichung, und es geht die Ueberlieferung, daß vor 200 Jahren ein König von Tübet diese Einsalbung beim Ausgehen für die Frauen verordnet habe, damit sie durch ihre natürlichen Reize nicht Anlaß zur Verreizung böten. Auch daß das Haar lang getragen wird, von den Frauen in zwei Flechten, scheint seinen Grund in der kalten Witterung zu haben; nur einige Stutzer haben sich der chinesischen Mode zugewendet, scheeren ihr Haupt und tragen den chinesischen Zopf.

Wie nun der gewöhnliche Bod-Mann darauf angewiesen ist, Schaaffelle oder Kleidung von einheimischem grobem Wollenstoff zu tragen, während der Angesehenere sich in englische Wollenwaaren und darüber hin in chinesisches Seidenzeug kleiden kann, so ist er für seine N a h r u n g auch auf solche Stoffe beschränkt, welche sich seinem Land und Boden entringen lassen oder entwinden, während der Angesehenere für seine Leckerzunge sich, nach Verhältniß seiner Vermögensumstände, auch ausländische Bodenerzeugnisse verschaffen kann. Die Hauptnahrung aller Volksklassen aber besteht in Gerstenmehl, gewöhnlich mit Butter und Salz angemacht, und so Tsampa genannt, durch mehr oder minder feine Kochkunst wahrscheinlich unter mancherlei Gestalt auf den Tisch geliefert, aus saurer Milch und Käse; dazu genießt man ein ungegohrenes Getränk aus Gerste, das „Schraub". Auch Schaaf- und Rindfleisch, und zwar roh, aber in getrocknetem Zustande; die ausgeweideten, abgefellten Thiere werden, nachdem sie an der Luft getrocknet sind, ohne Salz und ohne alle weitere Zubereitung genossen; in diesem lufttrocknen Zustande soll das Fleisch in der Gestalt von Pulver Jahre lang aufbewahrt, und dann als Brei oder Kloß oder Brot zu Speise verarbeitet werden können. Vögel werden aus religiösem Vorurtheil nicht gegessen, doch wie, wenn auch nicht die gesammte Menschheit, so doch eine Anzahl Völker es liebt, sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen: die Bod-Leute haben eine besondere Vorliebe für den Genuß von Eiern. — Im Allgemeinen wird die Speise mit den Fingern aus der Schüssel zum Munde geführt; nur vornehme Leute tragen Messer und Gabel bei sich.

So gar gemüthlich kann es im F a m i l i e n l e b e n nicht zugehen, wenn es wahr ist, daß die Unsitte, die in einem Theile des Himalaja, unter den Bod-Leuten herrscht, sich auch über Groß-Tübet erstreckt. Sollte sie aber auch nicht allgemein herrschend sein, so läßt sich doch wohl nicht bezweifeln, daß sie im Lande als Sitte keinen Anstoß giebt. Diese Unsitte ist die V i e l m ä n n e r e i oder Polyandrie, nach welcher nicht etwa Ein Mann mit mehreren Frauen zu gleicher Zeit verehelicht sein kann; sondern nach welcher Eine Frau, und zwar als einzige, mit einem ganzen männlichen Geschlecht des einzelnen Hausstandes oder eines weitern Familienkreises verehelicht ist. Der älteste Sohn des Hauses hat das Vorrecht, die Frau, welche mit ihm zugleich allen seinen Brüdern angehören soll, zu wählen. Ist seine Wahl getroffen, so macht er den Eltern des Mädchens den Antrag. Sind diese mit seiner Person und mit seinem Angebot zufrieden, so begeben sie sich mit ihrer Tochter in das Haus des Freiers; dahin werden alle männlichen und weiblichen Verwandten beider Familien zusammenberufen, und drei Tage lang wird nun geschmaust, getanzt, in aller Weise Erlustigung getrieben. Nach Verlauf derselben ist die Ehe geschlossen, ohne daß es irgend einer weiteren Vornahme

bedürfte; gegenseitige Zustimmung in Gegenwart der Verwandten als Zeugen ist Alles, was zur Abschließung einer gültigen Ehe vonnöthen erfunden wird. Die Neuvermählte ist eine, in vollem Sinne des Wortes, Hausfrau und nimmt je nach ihrer natürlichen Anlage eine mehr oder minder gebietende Stellung ein, in der sie fester wurzelt und sich immer kräftiger behauptet, jemehr sie Hausmutter wird. Es stellt sich, unter diesem Verhältniß eine selbstständigere Stellung der Frauen, ein eigentliches Frauenregiment heraus: sie haben nicht blos den Hausstand zu besorgen, sondern die Verwaltung des ganzen Hauswesens, des Betriebes und Erwerbes läuft in ihrer Hand zusammen. Mögen die Männer des Hauses noch so verschiedenem Geschäfte nachgehen: als Viehzüchter und Händler: sie bildet den Mittelpunkt, auf welchen sie sich gemeinsam beziehen, daher bauen auch die Frauen das Feld und treiben den Handel am Hause, der Mann aber muß ins Weite zum Erwerben oder sich ans Weben begeben. Die Kinder werden, ihrer Geburts-Reihe nach, den Männern, wie diese im Alter auf einander folgen, zuerkannt. Zur Erklärung des Ursprungs dieser ganz besondern Unsitte hat man angenommen, sie sei in Gebieten entstanden, wo es dem einzelnen Manne schwer geworden, eine Frau und Familie zu ernähren; es ist das aber nur Vermuthung, und der Ursprung der Unsitte bleibt uns vorläufig eben so räthselhaft, als der Umstand, daß sie gerade unter einer Bevölkerung Statt hat, aus welcher ein großer Theil des männlichen Geschlechts sich in klösterliche Ehelosigkeit zurückzieht, und demselben Berichterstatter zufolge, welcher über die Polyandrie uns Kenntniß gegeben hat, die höheren Stände die Ehe ganz verachten und unverheirathet bleiben. Wer von uns nach Groß-Tübet kommt, wird wohl noch erst sich der ganzen Angelegenheit vergewissern müssen; denn was sich über die Eheverhältnisse in Groß-Tübet aus verschiedenen Berichterstattungen zusammenschreiben ließe, will sich so, wie es da vorliegt, doch noch nicht recht reimen.

Die Bestattung der Todten findet nicht durch Beerdigung statt. Es hat mit derselben eine eigne Zunft, Ragba Tongden, zu thun. Die Leichen der Wohlhabenden werden gegen Bezahlung von den Gliedern derselben in Sänften auf Berggipfel getragen, hier zerstückelt und so den Raubvögeln preisgegeben; wer nicht genug zu bezahlen hat, muß die Leichen der Seinigen auf unfeierlichere Weise an Ort und Stelle beschafft sehen, um daselbst mit ihnen Aehnliches vornehmen zu lassen. Wenn nun eine Zerstückelung mehr im Ganzen und Großen vor sich geht, so heißt das eine „irdische Bestattung"; wenn aber die Knochen in Mörsern zerstoßen und zusammen mit geröstetem Mehl in Klöße verbacken, den Raubthieren hingeworfen werden, so nennt man dies eine „himmlische Bestattung". Wie man sich den Unterschied zwischen beiden denkt, liegt nicht vor. Wo nichts geleistet werden kann, wird die Leiche ins Wasser eines Flusses geworfen, oder, durch die Straßen an einem Stricke geschleift, ohne weitere Zerstückelung den reißenden Thieren zur Beute gegeben; eine Art der Bestattung, für welche keine besondre Rangstufen-Bezeichnung vorhanden zu sein scheint.

Als Eigenthümlichkeit der Landessitte ist noch zu bemerken, daß man im mündlichen Umgang, wie im schriftlichen Verkehr sich, vornehmen Personen gegenüber, zur Bezeichnung vieler Gegenstände ganz andrer Ausdrücke bedient, als gleichgestellten oder geringeren Leuten gegenüber, und daß man, nach Hooker, sich gegenseitig nicht bloß durch Kopfnicken, sondern auch durch Zähnefletschen, Ausstrecken der Zunge und Kratzen in den Ohren begrüßt.

Religion. Die Groß-Tübetaner sind Buddhisten, tüb. Sangja-Pa. Wenn sie als solche früher auch eine selbstständige Gottheit, Adi Buddha, anerkannt haben, von welcher fünf himmlische Buddha ausgeflossen, deren jeder wieder einem himmlischen Buddhisatwa das Dasein gegeben, und wenn auch von einer Dreieinigkeit bei ihnen die Rede ist, so wissen sie doch in der That nichts von einem Gotte, der, ewig, sein Dasein in sich selber habe, sondern nur von verklärten Menschen, unter welchen oben an der sogenannte Buddha, tüb. Sangja, steht, und neben welchem nicht ganz so hoch verklärte sogenannte Buddhisatwa, tüb. Tschang-Tschub, ihr Bestehen haben, nicht um immerdar in ihrer Verklärung zu bestehen, sondern nur über die Gegensätzlichkeit,

an welcher das menschliche Leben leidet, hinausgehoben, dereinst mit aller übrigen Menschheit in das Nirwan oder Nichtmehr-Dasein überzugehen, welches als das höchste Ziel des menschlichen Lebens angesehen wird. Eine besondere Form des Buddhismus ist der Lamaismus oder, wie die Tübetaner ihre Religion bezeichnen: Ssangss rGjass Kji Tschhoss, in der Aussprache: Sangie Tschi Tschoi, = Buddha's Gesetz, oder Nang Pai Tschhoss = die innerliche Religion. Bei diesem besteht die Anschauung, daß gewisse Buddhisatwa in menschlich-körperlicher Erscheinung unter den Menschen lebendig vorhanden sind, oder bestimmte menschliche Persönlichkeiten die Bedeutung eines Buddhisatwa an sich tragen und demgemäß in der menschlichen Gesellschaft ihre Stellung einnehmen.

Solcher eingefleischter Buddhisatwa giebt es nun in Groß-Tübet zuvörderst zwei: einen Dalai Lama oder Ta-Lhi-Lama, Priester-Ozean, d. h. Priester, der so groß ist, als das Weltmeer, tüb. rGja mTsho (gesprochen Dschamtso), die Einfleischung des Buddhisatwa, Padma-Pani; der andere, Pan Tschhen d. h. Lehr-Juwel, eine Einfleischung des Buddhisatwa Amitabha oder des Reformators Tsong-Ka-Pa zu Taschi-Lhunpo; sie führen auch die Bezeichnung Rimbotsche (Rin po tschhe) oder Erdeni d. h. auf Tübetisch und Mongolisch das Kleinod oder König-Juwel. Zwischen den beiden Ersteren hat früher ein Rangstreit bestanden, nunmehr aber steht der Dalai-Lama als der Vormann da, von Seiten des chinesischen Kaisers als Vertreter des Landes und der Bevölkerung anerkannt; jedoch bei dem Volke gelten Beide eigentlich gleich. — Ausführliches giebt: „Die Lamaische Hierarchie und Kirche" von Carl Friedrich Köppen. Berlin 1859.

Bei dem Absterben des Dalai oder des Pan Tschhen-Lama geht also der in demselben eingefleischt gewesene Buddhisatwa sofort wieder in ein gerade zur Welt kommendes Knäbchen über, und diesem gebühret es nun, den Sitz seines Vorgängers einzunehmen. Die Ermittelung der Persönlichkeit ist zunächst zu beschaffen; wie sie genau vor sich geht, ist nicht ganz klar; es heißt wohl, daß der abscheidende Lama den ihm nächststehenden Hofleuten es kundthue, in welcher Gegend er sich wieder einfleischen werde; auf alle Fälle scheint das Loos bei der Ermittlung angewendet zu werden. In wie weit eine Genehmigung und Bestätigung von Seiten des chinesischen Kaisers dabei vorkommen muß, ist auch nicht ganz klar; es scheint aber auf dieselbe wenig oder gar nicht anzukommen, da die bisherigen Hofleute schon dafür sorgen werden, in ihrem Sinn und Geist, durch welchen der Vorgänger geleitet worden war, den Nachfolger heranzubilden, wie überhaupt die Aufstellung des Dalai Lama, das werden wir noch bei der Verfassung des Landes sehen, sammt seinem Hofstaate, eigentlich in Betreff der Verwaltung nur als Strohmann dienen soll.

Neben diesen beiden Einfleischungen giebt es noch andre, unter der (mongolischen) Bezeichnung Chutuktu und Chubilgane, welche Vorsteher von Klöstern abgeben und eben solche Seelenwanderung halten, als der Dalai Lama und der Pen Tschhen Lama.

Der Buddhismus kennt als höchste Aufgabe zunächst für den Menschen, daß er auch zu einem Buddha oder Buddhisatwa erklärt werde, sich über das Weltlich-Irdische, Fleischliche hinausschwinge, und über den Gegensätzen des zeitlichen Lebens in unstörbarer Ruhe und Gleichmüthigkeit schwebe. Daher die Neigung bei den Buddhisten, sich aus dem geschäftlichen bürgerlichen Leben zurückzuziehen, um sich einem beschaulichen Leben widmen zu können. Was sich so zurückzieht, sammelt sich in eignen für den Zweck gestifteten Gebäuden, Gumpa, wo sie, gewöhnlich als Lama d. h. Obere bezeichnet, Männer wie Frauen, klösterlich zusammenleben und in Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit die zur Erlangung des Buddha-Wesens nöthigen Uebungen vornehmen, namentlich die als besonders wirksam erachteten Worte: Om Ma Ni (One) Pad Me Hom, welche so viel bedeuten sollen, als: Heil dir, heiliger Lotos-Träger, möglichst ununterbrochen für sich aussprechen. Sie haben zugleich die priesterlichen Handlungen, so weit solche vorkommen, zu verrichten und zeichnen sich, so weit der Buddhismus gilt, durch ihre gelben oder rothen Gewänder und ihre kegelförmigen Mützen aus, durch welche sie ihre geschorenen Häupter bedecken. In Groß-Tübet giebt es nämlich zweierlei

solche Lamen; die einen: die Gelluchpa, als die Rechtgläubigen anerkannt, tragen gelbe Kleidung und Kopfbedeckung, die andere, ältere und ursprüngliche Partei, die Schammar, eine rothe Mütze; Letztere unterscheiden sich aber von den Gelbmützen noch wesentlich dadurch, daß die Glieder der untern Rangstufen bei ihnen sich verheirathen dürfen; nachdem ihnen aber ein Sohn geboren ist, erst sich von ihrer Frau scheiden lassen müssen, wenn sie zu höheren Rangstufen aufsteigen wollen. Der Titel eines Lama kommt eigentlich nur den Vorstehern der klösterlichen Anstalt zu, welchen die Ueberwachung der religiösen Uebungen obliegt; in Taschi-Lhunpo sind ihrer vier, jedoch gemeiniglich wird jeder Mönch so im Volke genannt, wie jede Nonne Ani. Die Gesammtheit Derer, welche das Gelübde der Ehelosigkeit auf sich genommen haben, heißt Gedun. Rangstufen sind die eines Tuppa oder Genjen, d. h. eines Priesterknaben oder Schülers, der sich für den geistlichen Stand vorbereitet und durch Kleid und eine gewisse Weihe demselben schon angehört; die eines Tobah oder Getzul; die eines Gelong; die eines K'hanpo oder eigentlichen Lama oder Vorstehers, neben welchen es noch zwei andre ziemlich ebenbürtige, die des Rabdschampa und Tschoidsche giebt, ohne daß über deren Befugniß etwas Klares vorliegt. Die Stufenleiter der Geistlichkeit ist also von oben gerechnet: a) Einfleischungen: 1. Dalai Lama und Pan-Tschhen in gleichem Range mit einander, 2. die Chutuktu, 3. die Chubilgane; b) die Nichteingefleischten: 4. K'hanpo, 5. Tschoidsche, 6. Rabdschampa, 7. Gelong, 8. Getzul, 9. Genjen.

Im östlichsten Gebiete Groß-Tübets sollen noch Anhänger der ursprünglichen Landesreligion, der Pon- oder Bon-Religion, sogenannte Swastika oder Jünger des „Geheimnißvollen Kreuzes" leben, welches aus den beiden Buchstaben Su und Ti gebildet ist. Das Wort Su-Ti würde bedeuten: „So sei es" oder „Gut so": die Swastika nehmen ein unabänderliches Geschick und eine ewige Vernichtung nach dem Tode an.

Jesuiten und Kapuziner haben sich bemüht, das Christenthum einzuführen, allein es ist mißlungen.

Verfassung. Dem Namen nach ist der Dalai Lama regierender Herr in Groß-Tübet. Es versteht sich aber schon, wenn man daran denkt, wie er allemal als ebengeborner Säugling in seine Würde eingesetzt wird, daß während seiner Minderjährigkeit die Regierung andern Händen anvertraut werden muß. Der Regent während dieser Zeit führt den Titel eines Nome-Chan oder Numihen, und da man sich wahrscheinlich sehr wenig Mühe giebt, den fortwährend innerhalb seines heiligen Klosteraufenthalts bei H'Lassa eingesperrten Dalai Lama zur Regierungskunst anzuleiten, bleibt dieser Nome-Chan auch nach Eintritt der Volljährigkeit des Dalai Lama in einer, wenigstens dem türkischen Groß-Wesier ähnlichen, Stellung, für die er lebenslänglich bestimmt ist, und aus welcher er nur durch einen Staatsstreich enthoben werden kann. Für den Kaiser von China als Oberlehnsherrn von Groß-Tübet kommt es also offenbar auf diese Persönlichkeit mehr an, als auf den Schatten-Oberherrn Dalai Lama. Derselbe wird daher auch vom chinesischen Kaiser in seine Würde ernannt, nur daß dieser dabei mit seiner Wahl an die drei angesehensten Oberlamen bestimmter Klöster gebunden ist, welche ebenfalls als Einfleischungen eines Buddhisatwa gelten.

Unter dem Nome-Chan stehen zunächst als Minister und Rathgeber vier Chalone; diese brauchen nicht Lamen zu sein, werden auf Vorschlag des Nome-Chan vom Dalai Lama ernannt, können auch von demselben, in Folge von Klagen des Nome-Chan über ihr Verhalten, abgesetzt werden. Bei den Berathungen dieser Minister ist der Dalai Lama durch einen eignen Beamten, den Tschi-Kempu-Lama oder Kambu, so viel als: Kanzler, vertreten, dem die Wahrung der geistlichen Angelegenheit besonders obzuliegen scheint. Der Staatsschatz wird von zwei Dschhassa-Lamen verwaltet, wovon der eine das Beste des Dalai-Lama, der andere das des Nome-Chan im Auge zu behalten hat. Drei oder sechs Dheibung, Weltliche, haben den Befehl über die tübetanische Heeresmacht, werden aber auch von den Ministern mit besondern Aufträgen betraut. Alle diese Reichswürdenträger erhalten ihre Weisungen von Li-Fan-Juën d. h. dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Peking.

Allein diese Männer alle sind nicht die einzigen Werkzeuge, durch welche der Dalai Lama in die Bande des Oberlehnsherrn gelegt ist; sondern zum Schutze des Dalai Lama oder zu einer angeblichen Ehrenbezeugung für denselben sind über die 64,000 Mann tübetischer Truppen zwei chinesische Großbeamte, Ambas betitelt, oder auch Kin-Tschä, gestellt, welche immer Mandschu, oft aus dem Familienkreise des Kaisers sind, auf drei Jahre ernannt, mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattet, und für den Nothfall angewiesen, sich vom Ober-Statthalter von Sz'-Tschuan mit noch mehr Truppen und den nothwendig werdenden Lebensmitteln aushelfen zu lassen. Sie sollen dem Namen nach nur mit dem Heerwesen zu thun haben; allein sie üben auf die mit der Verwaltung betrauten tübetanischen Großwürdenträger einen unwiderstehlichen Druck aus; namentlich üben sie einen ganz überwiegenden Einfluß bei Bestallung der hohen und höchsten Würdenträger und Beamten des Landes.

Das eigentlich tübetanische Heer soll eine Stärke von 64,000 Mann haben. Von je 6 bis 10 Einwohnern muß einer in dasselbe eintreten, während die übrigen ein Pferd zu stellen haben. Ihre Rüstung besteht in Helmen und blechernen Schuppenpanzern; als Waffen führt die Reiterei Säbel, Pike, Flinte, das Fußvolk hat auch Dolche, Schilde, Bogen und Pfeil und Pike; die Bogen sind von Holz, mit Horn überzogen, die Pfeile aus Bambus mit Adlerfedern und dreikantigen Spitzen. Neben diesem tübetischen Heere liegt aber im Lande auch noch eine chinesische Heeresmacht, deren Größe ungewiß ist, auf 6 Hauptposten in Besatzung. Diese steht im Solde des Kaisers und wird gewöhnlich alle drei Jahre abgelöst. An diesen Besatzungsplätzen finden sich auch, von der chinesischen Regierung gefüllt und unterhalten, Lager von Mundvorrath, während der tübetanische Soldat selbst für seinen Unterhalt, wie für seine Ausrüstung sorgen muß, ohne Sold zu erhalten.

Die Abgaben werden nicht in Geld, sondern in Erzeugnissen des Landes erhoben, bestehen in Lieferung von Ochsen, Schaafen, Gerste, Milch, Butter, Käse, Silber, Eisen, Kupfer. Zur Aufnahme sind öffentliche Lager vorhanden, aus welchen dann das Nöthige oder Bestimmte an die Beamten, so wie namentlich für die Lamen abgegeben wird. Es scheint aber auch, daß mehrfach die Beamten die Abgaben pachten. Außer den Abgaben sind Frohndienste zu leisten. Jede Provinz muß auch zum dreifachen oder einfachen Werthe vom Staate eine bestimmte Menge Backstein-Thee nehmen, und diese wird dann von den Vorstehern der einzelnen Ortschaften oder Gemeinwesen unter die Familien vertheilt. — Der Kaiser von China bezieht keine Einkünfte aus Groß-Tübet; es ist ihm an dem Besitze des Landes so viel gelegen, daß er sich denselben gern noch etwas kosten läßt.

Groß-Tübet hat sein eignes Gesetzbuch. Die in demselben verfügten Strafen sollen sehr streng sein, jedoch zum Theil durch Geld abgekauft werden können. Die barbarischen: Augenausstechen, Händeabschneiden u. s. w. sollen durch die Chinesen abgeschafft worden sein.

Gewerbfleiß und Handel. Die Chinesen rühmen die Tübetaner als gute Tischler, Steinschleifer, Steinschneider und Metallarbeiter. Besonders beschäftigen die Männer Groß-Tübets sich mit Spinnen und Weben der Wolle. Der von ihnen fabricirte Stoff, Pulu genannt, wird in der verschiedensten Güte bereitet; man findet in ihren Fabriken Tuch vom gröbsten und haarigsten Stoffe bis zum feinsten und schönsten Merino. Auch die Anfertigung der wohlriechenden Kerzen, welche in China unter dem Namen der Thau-Hjang so beliebt sind, beschäftigt viele Tübetaner. Sie bereiten sie aus dem Holzstaube verschiedener wohlriechender Bäume mit einem Zusatze von Moschus und Goldstaub; indem sie die Masse zu einem Kuchen von violetter Farbe verarbeiten und dann in walzenförmige Stangen von 3—4 Fuß Länge gießen. Diese werden in den Klöstern und vor den Götzenbildern in den Häusern gebrannt, beim Verbrennen verschmelzen sie allmälig ohne inzwischen zu verlöschen: und dabei verbreiten sie einen angenehmen Duft. Es geht davon jährlich eine große Menge nach China: hier zwar werden viele nachgemachte verfertigt und als echte verkauft, allein sie können in Hinsicht auf Güte sich durchaus nicht mit den tübetanischen echten messen. — Vor-

zellan haben die Tübetaner nicht, dagegen bereiten sie Thonwaaren von seltner Vollkommenheit. — Ein für das Inland wichtiger Gegenstand sind die kleinen hölzernen Näpfe, welche als Eßschüsseln dienen, von Jedermann im Busen oder am Gürtel in einem Ueberzuge getragen; man überzieht sie mit einem Firniß, der weder die natürliche Farbe des Holzes, noch das Geäder desselben verdeckt; sie werden zu niederem und zu hohem Preise angefertigt; die theuern sollen die Eigenschaft haben, Gift, das in sie geriethe, seiner verderblichen Kraft zu berauben.

Nur die genannten drei Gegenstände verstehen die Tübetaner mit Geschick und in trefflicher Weise herzustellen; im Uebrigen arbeiten sie schlecht oder doch nur mittelmäßig, und diese Erzeugnisse ihrer Handarbeit verdienen also keine Erwähnung. Nur ist noch des Papiers zu gedenken, das sie, Huc zufolge, aus der Wurzel eines kleinen Strauches, Thompson zufolge, wenigstens im W. des Landes, aus Zweigen des Astragalus bereiten; jedoch scheint nur das dickere und gröbere im Lande verfertigt, das feinere aber von außen her eingeführt zu werden. Im Ackerbau leisten sie auch nichts Besondres: Grund dafür ist der schwierige Boden des Landes; auf demselben läßt sich größtentheils nur wenig oder Geringes ziehen; Hauptanbau findet die schwarze Gerste, aus welcher der Tsampa, die Hauptspeise der gesammten Bevölkerung, der Reichen wie der Armen, besteht. Sie bedienen sich des indischen Pfluges; Eggen sind unbekannt, als Dünger bedienen sie sich fast ausschließlich des Menschenunrathes, mit Asche vermischt, während sie den Thierdünger zur Feuerung verbrauchen. Das Getreide wird mit der Sichel geschnitten; das Dreschen wird von Männern und Frauen im Freien vollzogen.

Seinen Haupthandel führt Groß-Tübet mit China. Im Juni jedes Jahres zieht von H'Lassa aus eine Karawane, 500 — 600 Männer stark; als Ausfuhr nimmt sie besonders das Wollengewebe des Pulu mit; dazu kommt wohl Goldstaub, Silber, Borax, Moschus und etliches Andere; auf dem Rückwege bringt sie als Einfuhr Gold- und Silberstoffe, Seidenzeuge, Thee, Tabak, Quecksilber, Zinnober, Porzellan, musikalische Instrumente, Pelzwerk, getrocknetes Obst. — Mit Assam wird einiger Grenzhandel getrieben; nach Sikkim gehen thönerne Theetöpfe und andere Töpfe von Dschigatzi, Salz, Soda, wollene Mäntel; Bengalen erhält aus Tübet Gold, Moschus, Borax, und liefert dagegen scharlachene und gelbe Mitteltücher, kurze Waaren, Gewürze, Perlen, Smaragde, Korallen, Sandelholz, Kienruß, Kattun, Leder, Tabak, Indigo; über Bhutan werden indische Waaren gegen Goldstaub, Thee, Pulu und Salz bezogen. Mit Nepal besteht ein ähnliches Verhältniß, und über dieses Land scheinen besonders die Schwänze des Jak ausgeführt zu werden. Gegen Westen findet die Wolle der Kaschmir-Ziege über Ladaag nach Kaschmir ihren Abzug; desselben Weges geht auch Thee: dafür werden Schawls, getrocknetes Obst, Saffian und Lebensmittel von dieser Seite her wieder eingebracht. Mit der Mongolei, so wie mit Si-Fan, Chuchu-Noorien und Turkestan bestehen ebenfalls Handelsverbindungen auf dem Wege der Karawanen, und von daher werden besonders russische Waaren bezogen.

Geistige Bildung, Wissenschaft, Kunst. Es ist bereits oben (S. 138) bemerkt, daß die Groß-Tübetaner keinen selbstständigen Schriftschatz besitzen, sondern daß der in ihrer Sprache bei ihnen vorhandene nur in einer Uebertragung von selbstständigen Werken eines fremden Schriftschatzes besteht; wie nun das, was sie so an Erzeugnissen vom geistigen Gebiete genießen können, nicht aus eignem anvertrautem Samen, auch nicht, nachdem ausländischer Samen ausgestreut worden, aus eigner keimtreibender Kraft erwachsen ist, so übt es auch keinen eingreifend bildenden Einfluß, und von vorn herein ist es nicht dazu angethan, dem geistigen Leben einen Aufschwung und eine allseitige frische Entwicklung zu geben, sondern die gesammten Geisteswerke, welche dem an sich nicht schöpferischen Menschenstamme zugemittelt worden sind, gehören dem Gebiete der Religion an, und zwar einer Religion, welche an und für sich eher geisttödtend, als geistbelebend wirken kann, die statt der Weckung schöpferisches Elementes recht eigentlich auf das Absterben desselben hinwirken muß, wo es auch noch vorhanden ist. Das einzige Gute, das diese Literatur noch an sich trägt, mag in einer leidentlichen Eigenschaft bestehen, indem sie die Bevölkerung, die sich mit

ihr beschäftigt, nicht zur Spitzfindigkeit anleitet; doch wird sie dabei von dem thätlichen bösen Einflusse nicht freizusprechen sein, daß sie die Anlage des Volkes zur Einfalt in Einfältigkeit umwandelt und damit der Entwickelung auf geistigem wie Gesittungs-Gebiete hemmend, erstarrend entgegenwirkt.

Der Kunstsinn scheint sich nur noch nach Einer Seite hin Bahn gebrochen zu haben; wir begegnen, so weit das Land uns durch Besucher offen gelegt ist, Werken der Kunst nur auf dem Gebiete der Baukunst in den Klostergebäuden und Grabdenkmalen der hohen Lamen. Der Stil, in welchem diese aufgeführt sind, ist zu einem Theile der Natur des Landes angemessen, indem sich wenige Oeffnungen zeigen, zum andern ein Gemisch von Chinesischem mit entweder Eigenthümlichem oder sonst wie Angeeignetem. Die Bedachung scheint meistens in chinesischer Bauart ausgeführt; sehr vielfach, wenn nicht allgemein, haben die großen Bauten eine Aehnlichkeit mit den alten ägyptischen, indem sie, pyramidenartig, nach oben spitzer zulaufen und nicht senkrechte Außenwände haben, eine Gestaltung, die dadurch hervorgebracht wird, daß die Ringmauern unten dicker gemauert werden, als nach oben.

Die Chinesen theilen Groß-Tübet in Tsien-Tsang, Vorder-Tübet, und in Heu-Tsang, Hinter-Tübet. Dabei aber besteht eine alte Zerlegung des Landes in 4 Abtheilungen: U oder Wei, Dzang, Ngari und K'ham.

1. U oder Wei (eigentlich Dbus), etwa zwischen 108°—114° ö. L. v. F. und 28°—32° n. Br., bildet die Mitte von Groß-Tübet und umschließt den Sitz des Dalai-Lama, so wie die Hauptstadt des Landes, H'Lassa oder Lhassa. Die Lage dieser Stadt erscheint nicht ganz bestimmt; die Gelehrten schwanken zwischen 29° 30' und 30° 45' n. Br. und zwischen 108° 45' und 107° 30' ö. L. v. F.; die Höhe der Lage ist unbekannt. Der Dzang-Tsju oder Bo-Tsju, ein Nebenfluß des Jaru-Dzang-Bo-Tsju (S. 132) fließt durch sie hin, und um sie her breitet sich eine Ebene aus, die von N. nach S. 2—3, von W. nach O. 24—30 geogr. M. lang sein mag, doch erheben sich in dieser Ebene vereinzelte Berge. Nach Huc, dem einzigen Europäer, der neuerdings aus eigner In-Augenschein-Nehmung uns eine Beschreibung der Stadt geliefert hat, besteht sie im Allgemeinen aus großen Häusern von mehreren Stockwerken, mit einem zum Ablaufenlassen des Regenwassers etwas schräg gelegten platten Dache, ganz mit Kalk beworfen oder mit Kalkwasser geweißt, während die Einfassungen der Thüren und Fenster roth oder gelb angestrichen sind. Von Außen machen die Wohnungen so den Eindruck herrschender Sauberkeit, zumal die Tünche jährlich aufgefrischt wird; allein beim Eintritt in das Innere ist es mit der Gemüthlichkeit am Ende; die Zimmer sind schmutzig, eingeräuchert, voll übles Geruches, mit Hausrath und Küchengeräth überfüllt, das in Geschmacklosigkeit zwischen einander dahersteht. In diesen großen Häusern finden viele Familien zugleich Obdach, oft ihrer funfzig. Die Treppen sind zum Theil nur Steigen ohne Geländer, enge und steil, daß man sich mit Händen und Füßen hinaufarbeiten muß; in dem obern Stockwerke empfangen sie wohl ihr Licht von oben durch eine Oeffnung in der Decke, welche besonders dazu angebracht ist, den Rauch abzuleiten, wenn im Winter und zwar mit Dünger, der in einem irdenen Becken angezündet wird, das Heizen nothwendig geworden ist; jedoch berichtet Huc, dessen Berichte nicht allemal unter sich zu reimen sind, daß in dem kleineren der beiden von ihm bewohnten Zimmer ein großer gemauerter Ofen gestanden habe, welcher von ihm zum Kochen der Speisen benutzt werden konnte. Die Stadt ist von nicht großem Umfange und ohne Ringmauer, obwohl die chinesische vorhandene Beschreibung von Groß-Tübet ausdrücklich eines Steinwalles erwähnt, der die Stadt nebst weiterem Raum im Umfange von etwa 4 Stunden umschließt. Die Hauptstraßen sind sehr breit, gerade und auch sauber, wenigstens, wenn es nicht regnet; die Vorstädte weisen entsetzlichen Schmuz auf, jenseits derselben breitet sich eine große Anzahl Parke aus, die die Stadt mit einem prächtigen Grün umkränzen. Die Stadthäuser sind aus Fels, Backstein oder Lehm errichtet; in den Vorstädten besteht eine Abtheilung Häuser, die ganz und gar aus weißen Rinder- und aus schwarzen Ziegenhörnern aufgebaut sind. Den Mittelpunkt der Stadt bildet das umfangreiche Kloster Labrang, das als Mittelpunkt des ganzen Landes gilt; auf dasselbe führen alle Landstraßen, welche Tübet durchschneiden, und in demselben hat die Regierung ihren Sitz; die Minister und andern höhern Behörden versammeln sich hier zur Berathung aller wichtigen Angelegenheiten, ehe dieselben an den Dalai Lama und die chinesischen Gesandten gehen.

Eine Stunde von der Stadt entfernt liegt Dschachi, als Besatzungsstadt der Chinesen und als Hoflager der beiden chinesischen Generäle (S. 144), welchen der Oberbefehl über die gesammte Heeresmacht und zugleich die Beeinflussung und Leitung der Regierung anvertraut ist.

Westlich von der Stadt, in der Entfernung von einer Viertelstunde, liegt auf einem nicht sehr hohen kegelförmigen Berge der Palast des Dalai Lama. Dieser Berg, so wie auch der Palast führen den tübetischen Namen Potala, nach der Heimathsstadt Buddha's, und den chinesischen Futo-Schan. Er trägt drei Gipfel, auf deren einem der Palast oder das Klostergebäude des Dalai Lama steht, Pobrang-Marbu

oder Porun-Marbu genannt, d. h. die rothe Stadt, denn seine Gebäude zeigen rothe Farbe. Das Hauptgebäude hat in mehreren Stockwerken eine Höhe von 367 Fuß; das Dach ist vergoldet; der Gemächer sollen 10,000 sein, voll von goldenen Götzenbildern und Obelisken; auch soll um das Gebäude ein Gang von vergoldeten Säulen gehen. Andere Gebäude bestehen in nahem oder nächstem Anschluß aus Tempeln; auf einem andern Gipfel des Berges sind zwei große Kloster-Paläste zur Aufnahme der fremden Lamen erbaut, welche hier ihre theologischen Studien zu vollenden gedenken, und zwischen diesen und dem Hauptgebäude ragt eine hohe Pyramide hervor. Am Südabhange dieses zweiten Gipfels stehen Obelisken, am Nordabhange breitet sich ein See, in einem Umfange von einer halben Stunde aus; und aus dessen Mitte erhebt sich ein achteckiger Palast mit gefirnißten bunten Backsteinen; eine halbe Stunde weiter im W. liegt der kühle Sommer-Park des Dalai Lama mit Fischteichen und Zucht schöner Blumen, und nahe dabei findet sich noch ein andrer Garten, in welchem der Dalai Lama gelegentlich den Pan Tschhen Lama (S. 142) empfängt, um mit ihm Thee zu trinken. Fast unmittelbar daneben gegen N. prangt der Park Dzumghio, ein dichtes Gehölz von Pfirsich, Weiden, Zedern und Cypressen, zur Sommer-Erfrischung; auf dem Wege zur Stadt ist die Brücke aus Firniß-Quadern bemerkenswerth, unter welcher, mit Getöse, der Dzang-Tsju seine smaragdgrünen Fluthen hintreibt.

Zwei prachtvolle Baumgänge, die von der Stadt nach dem Potala führen, bilden eine lebhafte Straße, auf welcher sich unausgesetzt eine große Menge Pilger aus der Ferne her zu Fuß, und eine nicht geringe Anzahl Hof-Lamen auf reichgeschirrten Rossen bewegen. So herrscht zwar um das Potala herum immer eine große Rührigkeit, allein im Allgemeinen verhält sich, was sich da rührt, stille und ernst und in sich gekehrt; dagegen geht es auf den Straßen der Stadt selbst sehr lebhaft und laut zu.

Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt verdient noch das Blattern-Krankenhaus eine Erwähnung, das von einem Dalai Lama erbaut worden ist; doch leistet es nicht die Dienste, die von ihm erwartet werden, denn die Aerzte an demselben, Lamen, wenden zur Heilung nicht sowohl Arzneien, als Hersagen von Gebeten und feierliches Absingen von Gesängen an, daher fordern die Blattern noch eben so viele Opfer, als vor der Stiftung dieser Anstalt. — Das Kloster Moru, zur Studium-Betreibung für Eingeborne, ist durch seine Druckereien bemerkenswerth.

Weiter abwärts liegen, nach den vier Weltgegenden, vier große Klöster um die Stadt her: Bhraebung, Sera, Ghaldan, Samje, die größten unter den 3000 Klostergebäuden, welche man in Groß-Tübet zählt. Nach Bhraebung, d. h. Reishaufen, nach der Gestalt des Hügels, der es beherrscht, begiebt sich der Dalai Lama jährlich einmal, um daselbst das Buddha-Gesetz zu erklären. Besonders Eingeborne der Stadt H'Lassa, so wie Mongolen begeben sich zum Behufe ihrer Studien hierher. Sera, = das Goldene, wird ebenfalls jährlich einmal vom Dalai Lama zum Zwecke der Gesetzes-Auslegung besucht. Hier wird, ob in einem der drei großen, durch mehrere Stockwerke in die Höhe reichenden Säle mit vergoldeten Wänden, oder in einem besondern Gemache, ein besondres Heiligthum aufbewahrt, das alljährlich am Neujahrstage von den Lamen des Klosters nach Potala in feierlichem Zuge getragen wird, um ihm vom Dalai-Lama und den übrigen Großwürdenträgern Verehrung erweisen zu lassen. Dieses Heiligthum besteht aus einem dreieckigen Stücke Eisen von 9 Zoll Länge und wird als ein Stempel oder Kolben, wie jeder Lama solchen beim Beten gebraucht, bezeichnet, soll das Szepter des Buddha, in Gestalt des Donnerkeils, aus Indien durch die Luft nach Tübet geflogen, sein und wird, wie der Gebets-Kolben der Lama, bei den Tübetanern Dordje oder Sera-Pen-Dze genannt. Nachdem es vom Dalai Lama begrüßt worden, wird es zu den chinesischen Beamten, von da zu den Chalonen und, nach Empfang von Geschenken bei diesen, wieder heimgetragen. Das dritte dieser Klöster, zu welchem der Dalai Lama jährlich einmal in feierlichem Aufzuge geht, ist Samje, einst eine Zeit lang, als Tübet noch ein weltliches Königreich war, das Hoflager der Könige. Das vierte, Ghaldan, d. h. Himmelsfreuden, hegt die unverwesliche Leiche Tsong-Ka-Pa's (S. 142), die hier frei in der Luft schweben und bisweilen an diejenigen Lamen, welche dem Ziele der Vollkommenheit am nächsten gekommen sind, Worte richten soll.

2. Dzang, westlich von U, etwa zwischen 28°—30° n Br. und zwischen 102—108° ö. L., mit der Hauptstadt Dschigatzi und, neben derselben, dem Kloster Teschu Lumbu oder richtiger Taschi-Lhunpo (tübetanisch geschrieben bKraschiss-Lhunpo), dem Sitz der zweiten großen Einfleischung, des Pan Tschhen Lama, unter 29° 4' n. Br. und 106° 36' ö. L., in einer ganz flachen, auf allen Seiten von felsigen Höhen eingeschlossenen, sechs Stunden von S. nach N. und zwei gute Stunden von W nach O, sich ausdehnenden Ebene. Auf dem südlichen Vorsprung eines von N. vortretenden Felsriegels liegt der Kloster-Palast, und nicht weit davon gegen N. auf einem Felsrücken die Stadt, an einem Punkte, in welchem sich die Straßen aus allen Weltgegenden und umliegenden Ländern kreuzen. Die Umgebung des Palastes ist sehr öde, fast ohne Grün, und nur an der gegen S. geschützt liegenden Seite des Felsens, auf welchem der Palast steht, zeigt sich der freundliche Anblick einer Pflanzendecke. Von der größten Höhe fällt der Blick immer wieder auf öde Berge mit Schneerücken oder in gleichartige Thäler; nur gegen N. wird der Blick durch den Wasserspiegel des Jaru-Dzang-Bo-Tsju angezogen, welcher in geringer Entfernung von W. nach O. vorüberfließt. Dürre des Bodens und Trockenheit der Luft stimmen hier zusam-

men. Vom October bis Mai treibt der Wind mächtige Staubsäulen auf, deren Masse sich aus dem verwitternden Gestein bildet; die übrige Zeit des Jahres herrscht die größte Reinheit der Luft: kein Wölkchen und dabei, von blendendem Glanze der Sonnenstrahlen, eine das nicht daran gewöhnte Auge leicht ermüdende Helligkeit. Dem englischen Abgeordneten Turner platzten auf seiner Reise hier alle Kisten und Schachteln mit Krachen.

Der Klosterpalast besteht aus 300—400 von Gelongen bewohnten Gebäuden, einer Anzahl Tempel, Grabkammern und dem Palaste des Pan Tschhen Lama, der nicht nur dessen Wohnung abgiebt, sondern auch die Behausungen aller seiner Beamten und seines ganzen Hofstaates in sich schließt. Die Baulichkeiten sind sämmtlich aus Bruchsteinen aufgeführt, keins derselben niedriger, als zwei Stockwerke hoch. Die Dächer, flach, sind nach der Landessitte mit einer Brüstung umgeben, deren obrer Rand aus Mauerwerk besteht, während dessen Zwischenräume 4—5 Fuß dick mit Buschwerk ausgefüllt sind. Diese Füllung ist, nach Außen hin, so glatt geschoren, daß sie in einiger Entfernung wie Mauerwerk aussieht, zumal sie, gleich wie alle Einfassungen heiliger Gebäude im Lande, tief granatfarbig getüncht ist. Von den Fensteröffnungen, die nicht durch Laden, sondern nur durch schwarze Vorhänge geschlossen werden, tritt die mittelste oder hauptsächlichste über die Mauer als Balkon hinaus; das Hauptgemach im obern Stock hat eine Oeffnung nach oben, die mit einer Luke geschlossen werden kann. Ueber die obere Raumeinfassung erheben sich viele walzenförmige, wahrscheinlich zum Schmucke dienende Gebilde, einige derselben von schwarzem, kreuzweise mit weißer Binde überzogenem Zeuge verhüllt, andre aus Kupfer mit Verzierungen aus Gold.

Besonders bemerkenswerth ist das Grabgebäude eines auf der Reise in Peking verstorbenen Pan Tschhen Lama; die Ober-Lamen, welche als Einfleischungen des Buddha oder eines Buddhisatwa gelten, werden nämlich nach ihrem Abscheiden nicht behandelt, wie andre Verstorbne (S. 141), sondern die Leiche wird erhalten und zwar in der Stellung, welche alle Bilder des Buddha einnehmen. Der Kaiser von China hat die Leiche in goldnem Sarge heimschaffen lassen, und über dem Raume, in welchem sie sich befindet, ist ein Prachtgebäude aufgeführt.

Vom Pan Tschhen Lama hangen 51 andre Tempel mit 4000 Lamen ab, und 16 Dörfer sammt 10 Nomaden-Horden zinsen ihm. Außerdem finden wir in Dzang noch 19 berühmte Tempel, jeden mit 200—300 Lamen. Die chinesische Erdbeschreibung nennt in Dzang 17 Städte, darunter als bedeutendste neben der Hauptstadt: Gialdze, 7—8 geogr. Meilen im O. von dieser.

3. N'gari oder Gnari oder Ari, westlich von Dzang, umfaßt das ganze obere Thal des Sjudljudsch von den heiligen Seen her, und zerfällt in drei Theile: Gjuge, den größten, mit den Städten Tholing und Tsaprang; Gangri, das Umgebiet der heiligen Seen; Pjurang, das obere Thal des Flusses Gogra oder Karnali. Das Verhältniß dieses Landestheiles zu dem übrigen Groß-Tübet erscheint nicht hinlänglich aufgeklärt; zum Theil steht er wahrscheinlich unter erblichen Fürsten, über welche der Dalai Lama die Oberlehnsherrlichkeit beansprucht. So mag es sich wohl besonders mit den nordwestlicheren Theilen Tschang-Thang und Rjudok, verhalten. Tschang-Thang zerfällt in die beiden Landstriche Tschumurti und Garo am Indus; hier das Kloster Taschigong als Hauptpunkt, in Rjudok ist der große See Pang-Kong gelegen, der sich, in der Höhe über Meer von 14,200 Fuß, von W. nach O. gegen 20 und von S. nach N. gegen 15 geogr. M. erstrecken, also ein Gebiet von 300 geogr. Geviertmeilen decken soll. Ein Theil der Bewohner ist nicht fest ansässig, sondern führt, als Hirten, unter Zelten ein Wanderleben.. Von dem östlichen Theile dieser Provinz wissen wir so gut als gar nichts, nur Vereinzeltes, Unzuverlässiges; der westlichere Theil ist von Europäern betreten worden; in diesem werden uns Tschaprang oder Tzaprang, als Sitz eines Beamten des Dalai Lama oder der chinesischen Regierung, und Gertope als ein wichtiger Marktplatz namhaft gemacht, der aber nur aus Zelten bestehen soll und nur dadurch eine Bedeutung hat, daß er der Hauptwollmarkt für das westliche Tübet bildet, indem dorthin jährlich im Mai oder August, vielleicht zu beiden Zeiten, das gesammte Erzeugniß der Schafheerden, namentlich aber Shawl-Wolle, zum Verkaufe geschafft wird, und es scheint der einzige Platz zu sein, wo die Ladaager für die Kaschmirer zu dieser Zeit die Einkäufe machen dürfen. Zu dieser Messezeit findet man hier Beamte des Dalai Lama, die den Titel eines Garpan führen; diese scheinen sich aber für die übrige Zeit des Jahres oder doch für den Winter an einen andern Ort zu begeben, während ein chinesischer Beamter mit einer chinesischen Heeresabtheilung immer an Ort und Stelle bleibt. Der mit dem Namen Gurgunza Rodoch bezeichnete Winteraufenthalt der Garpan, weiter gegen W. gelegen, soll auch ein bedeutender Marktplatz, von 300 Familien bewohnt, sein, auf welchem indische Kaufleute Salz, Borax, Goldstaub, Thee gegen Zucker, Tabak, Tücher, baumwollene Zeuge, Indigo, Säbel, Gewürze, Korn eintauschen. — Der Kailasa, das Quellgebiet der großen Flüsse Tübets, erhebt sich in dieser Provinz.

4. K'ham oder Kahang, im O. von U, ziemlich eben so unbekannt als N'gari; so weit man weiß, von keinem Europäer betreten, als von Pater Huc, der diese Provinz bei seinem durch die chinesische Regierung zwangsweise beschafften Auszuge aus dem Lande auf gewiesener Straße zu durchziehen hatte; es bleibt bei seinem Berichte über diesen Auszug nur ungewiß, wo die Grenze zwischen U und K'ham gelegen ist, und was von seiner Darstellung U, was K'ham betrifft, bis wir ihn auf Boden finden, der sonst sicher zu K'ham gerechnet wird.

Dagegen bezeichnet er die Grenze im Osten gegen China, indem er den Grenzstein als auf einem, zwei Tagereisen vor der Stadt Bathang gelegenen Berge, also etwa unter 29⁰ n. Br. und 116⁰ 30′ ö. L. vorgefunden hat, und demnach würde der Fluß Kin-tscha-Kjang in seinem von N. nach S. gerichteten Lauf die Grenze zwischen Tübet und China bezeichnen, und wenn die chinesische Angabe über die Längenerstreckung der Provinz von W. nach O. sich bewährt, die Westgrenze unter dem 111⁰ ö. L. und zwar als eine von der Natur durch ein schwierig zu überwindendes Hochlands- und Berggebiet vorgezeichnete anzusehen sein. Als westlichste Stadt erreicht man hier, von H'Lassa her, Gbiambo oder Ghamba, wo Geschäfte in Hirschhorn, Lapis Lazuli und Rhabarber gemacht werden, der in besondrer Güte auf den umgebenden Bergen vorhanden sein soll. Die Heerstraße geht von hier gegen N. nach dem wenigstens fünf Tagereisen weit gelegenen Orte Lha-Ri, welcher jenseits des mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckten Bergstockes gleiches Namens, etwa 50—60 geogr. M. von H'Lassa entfernt gelegen ist, nichts weiter als ein von Hirten bewohntes Gebirgsdorf, welche Schafe, Jak und vor Allem Shawl-Ziegen ziehen. Häuser wie Menschen fallen nicht sonderlich angenehm ins Auge; dagegen gewährt ein Lama-Kloster einen hübschen Anblick. In dieser Stadt hat die chinesische Regierung eine Niederlage von Lebensmitteln, welche den chinesischen Soldaten statt Soldes zugetheilt werden.

Von Lha-Ri aus zieht sich die große Straße wieder gegen O. und SO., über viele beschwerliche Bergketten und längs tiefer Abgründe auf schmalen Saumwegen. Nach zwei mit den größten Wege-Gefahren verknüpften Tagereisen wird Alan-To erreicht, und 6 Meilen weiter, das malerische in einem fruchtbaren und gehörig angebauten Thalgrunde gelegene Dorf Lang-Ki-Tsung, das aus Blockhäusern besteht, ein sehr günstiger Halt- und Ruhepunkt, denn nun gilt es die Uebersteigung des Tanda, der alle vorhergehenden Uebergänge an Schwierigkeit hinter sich lassen soll. Jenseits desselben trifft man auf ein Dorf gleiches Namens, und von da aus erstreckt sich 4 M. lang die Ebene Pian-Pa, die von den Chinesen als die ausgedehnteste Tübets bezeichnet wird; allein von einer eigentlichen Ebene kann dabei gar nicht die Rede sein, denn Hügel und Klüfte finden sich in reichlicher Menge im Bereiche derselben. Von dieser Ebene aus verfolgt man 3 M. lang den schlangenartig sich windenden Lauf eines kleinen Gewässers, um den Ort Lha-Dze zu erreichen. Um nach Barilang zu gelangen, hat man abermals einen viele Gefahr bietenden, von Huc Dschak-La, auf Ritters Karte Tscha-Ma-La benannten Bergriegel zu übersteigen; und von Barilang geht es nach Schobando, einem Gebirgsdorfe mit einer chinesischen Besatzung und zwei stark bewohnten Lama-Klöstern, deren eines eine große Buchdruckerei hat, um von hier aus ganz K'ham mit religiösen Schriften versehen zu können.

Noch große Schwierigkeiten sind zu überwinden, Schluchten, Flüsse und die Hochfläche Wa-Ho, bis man nach Tsiambo, der Hauptstadt der ganzen Provinz in einem von hohen Bergen umgebenen Thale unter 31⁰ 15′ n. Br. und 115⁰ 10′ ö. L., nicht weit vom Zusammenflusse des Dza-Tsju und des Om-Tsju gelangt. Zwei große hölzerne Brücken, die eine über den Dza-Tsju, die andre über den Om-Tsju führen auf zwei gleichlaufende Straßen, von denen die ersten nach Sz'-Tschuan, die andre nach Jün-Nan geht. Die Stadt mit ihren plumpen, unregelmäßig zusammengeordneten Häusern bietet den Anblick eines alten, in Verfall gekommenen Platzes; die Bewohner zeigen sich unsauber, dem Müßiggang ergeben; wovon sie sich nähren, weiß Huc nicht zu erkennen; von Gewerbfleiß, selbst von Ackerbau fast keine Spur. Die Umgebung der Stadt besteht aus großen Sandflächen, die für Getreidebau sich nicht eignen; nur einige graue Gerste wird dem Boden abgewonnen; möglich, daß Moschus, Häute wilder Rinder, Rhabarber, blaue Türkisse, Goldstaub als Handelsgegenstände der Bevölkerung Erwerb verschaffen. Ein von etwa 2000 Lamen bewohntes Kloster auf einer im W. der Stadt gelegenen Hochfläche bietet einen großartigen Anblick und unterscheidet sich im Innern von andern zu demselben Zweck errichteten Gebäuden im Lande dadurch, daß hier nicht jeder Gelong seine eigne kleine Behausung hat, sondern daß sie in großen Gebäuden zusammenleben, welche den Haupttempel umgeben. Die kostbaren an diesem Tempel angebrachten Verzierungen machen ihn zu einem der schönsten und reichsten Tübets. Der Vorsteher dieses Klosters ist zugleich weltlicher Oberherr der ganzen Provinz K'ham. Von etwas geringerer Bedeutung ist der Ober-Lama in der 30 M. weiter gegen S. belegenen Stadt Dschaja, über welche die Straße nach Sz'-Tschuan führt. Der die beiden Städte verbindende Weg bietet Schwierigkeiten, wie sie auf dem bis Tsiambo leitenden dem Reisenden in den Weg treten. Die Stadt Dschaja von bedeutendem Umfange liegt in einem schönen Thale mit Tempeln und Lama-Klostergebäude.

An der Grenze zwischen U und K'ham lagern Nomaden-Horden: Die Galbe, die Saga, die Djaschot, die Djeba und wohl noch Andere, deren Verhältniß zu dem Dalai-Lama und zur chinesischen Regierung nicht klar vorliegt.

Wir haben nun, abgesehen von dem eigentlichen, unmittelbaren China, dasjenige Gebiet Asiens überblickt, welches vom Mittelpunkte des chinesischen Reiches aus in einer bestimmenden Weise zu einem mehr oder minder gegliederten Ganzen zusammengehalten wird; nur ist dabei das Land nicht zur Sprache gekommen, welches zwischen dem 32⁰ u. 36⁰ n. Br. und zwischen dem 96⁰ u. 116⁰ ö. L. gelegen ist.

Ehe wir zum eigentlichen China übergehen, hätten wir also noch von diesem, recht im Herzen Asiens gelegenen, 15,000 Geviert-Meilen umfassenden Gebiete zu handeln. Man pflegt es als Chuchu-Noorien und Si-Fan zusammenzufassen, weiß aber wenig davon zu sagen, wenn es auf übersichtliche Zusammenfassung und gründliche Bewährung ankommt. Entweder reden die Berichterstatter über dasselbe nur von Hörensagen, oder sie sind eine bestimmte Straße durch dasselbe hingezogen. Wir können uns mit demselben, ehe wir zum eigentlichen China übergehen, nicht besser abfinden, als die Berichterstattungen, welche veröffentlicht über dasselbe vorliegen.

VI. Chuchu-Noorien und Si-Fan.

Chuchu-Noorien und Si-Fan fassen wir getrost zusammen, obschon für das chinesische Reich und auch auf dem Boden der Natur eine Unterscheidung zwischen denselben vorliegen mag; denn vorläufig ist uns das Maaßgebende für diese Unterscheidung noch nicht zur Hand gebracht.

Chuchu-Noorien heißt ein Theil dieses Gebietes nach dem großen Landsee Chuchu-Noor, der den Mittel- oder Sammelpunkt desselben bildet; Si-Fan nennen, so viel wir erkennen, die Chinesen alles Land, was im Bereich und außerhalb des Bereichs des Chuchu-Noor als unbekanntes Gebiet dem chinesischen Reiche im Westen einverleibt oder doch zinsbar bezeichnet werden soll, denn Si-Fan bedeutet: „Westliche Fremde."

Als europäische Reisende, die ins Gewicht fallen, können nur Marco Polo und der Pater Huc angesehen werden; im Uebrigen sind wir auf spärliche chinesische Kunde angewiesen, welche uns, durch den Mund Gützlaff's*), wenig Licht über Land und Bevölkerung bringt.

Die Beschaffenheit der Oberfläche zeigt, so weit es sich erkennen läßt, große Aehnlichkeit mit derjenigen Groß-Tübets: viel Gebirge, wenig Ebene, eine Anzahl Seen. Hauptflüsse der Kin-Tscha-Kjang oder Jang-Tse-Kjang, der an den Tschurkule-Bergen entspringt, und der Hoang-Ho in ihrem obern Laufe, der Jar-long-Kjang (weißer Fluß), als größter Zufluß des Kin-Tscha-Kjang, der unter dem Namen Tsa-Tsju in der Gegend des Oring-Sees seine Quelle hat; der Lon-Dzang, als bedeutendster Zufluß des Kin-Tscha-Kjang. Unter den Landseen tritt vor allen der Chuchu-Noor, der blaue See, hervor, von den Tübetanern Tsot-Ngon-Po, von den Chinesen früher Si-Haï d. h. Westmeer, heutzutage aber Tsing-Haï d. h. blaues Meer genannt, etwa hundert Meilen im Umfange, mit salzigem oder bitterem Wasser, dessen Ausdünstung und Geruch in bedeutender Entfernung zu verspüren ist. Huc will auch von einer Ebbe und Fluth desselben wissen. Im westlichen Theile desselben tritt eine Insel hervor, und auf dieser haben sich Lamen angesiedelt, wie solche das auch sonst, wo sich eine Insel in einem See findet, vorzugsweise gerne thun, um sich recht abgeschlossen zu befinden. Als andere größere Seen werden der Saring und der Oring namhaft gemacht.

Das Klima ist, der hohen Lage des Landes entsprechend, dem tübetischen ähnlich: lange Winter, kalte Frühlingsnächte; auf Strecken fällt noch während des ganzen Juni Schnee, und ist der Wind so schneidend, daß man der Pelzkleidung nicht entrathen kann. Anfangs Juli fängt die Sommerwärme an, sich fühlbar zu machen, und ergießen sich Regenströme. Klärt sich danach der Himmel auf, so steigen heiße Dünste sichtlich von dem Boden in großer Fülle auf: sie ziehen sich die Thäler entlang, an den Berghalden in die Höhe, verdichten sich dann und ergießen sich in neuer Regenfülle. Diese Erscheinungen wiederholen sich vierzehn Tage lang; dann sprossen und wachsen die Pflanzen sichtlich hervor und in die Höhe, und Berge und Hügel überkleiden sich, wie durch Zauberschlag, mit Grün und Blumenschmelz. Ende Septembers oder Anfang Octobers tritt bereits wieder, wenigstens bei Nachtzeit, Frost ein. Das

*) Tibet and Sifan, im Journal of the Royal Geographical of London. Vol 20. p. 191 ff.

sind wenigstens die Erfahrungen, die Huc, wahrscheinlich in einem der günstigst gelegenen Gebiete dieses Länderumfanges, gemacht hat. Allgemeingültigkeit für das gesammte Landesgebiet kann für dieselben nicht in Anspruch genommen werden; allein viel angenehmer werden sie schwerlich in einem andern, am wenigsten im größeren Theile des Gebietes ausfallen können.

Die Pflanzenwelt ist im Allgemeinen dieselbe, die wir in Groß-Tübet finden, Wir befinden uns hier aber im eigentlichen Heimathlande der echten Rhabarber-Pflanze, deren Wurzel von den Gebirgsbewohnern in den größten Wildnissen gesammelt und auf dem chinesischen Markte Si-Ning an die Chinesen verkauft wird. Die Wurzel wird im April und Mai gegraben, in freier Luft auf Bäumen getrocknet. In dem weiter nördlich gelegenen Gebirgslande hat man wohl mancherlei Rhabarber-Pflanzenarten gefunden, allein die echte nur noch weiter südlich bis in den hohen Himalaja hin. — Huc lernte hier eine Nahrung bietende Pflanze kennen, die, wie es seiner Beschreibung nach erscheint, sich nicht zu Tage zeigt: er hatte die Erde etwa einen Zoll tief wegzuscharren, um, in großer Menge, lange, schlanke, sich hinwindende Wurzeln zu finden, die er denjenigen des Queckgrases vergleicht; diese Wurzeln sind ganz dicht mit kleinen knolligten Anschwellungen behaftet, die eine große Menge Stärkemehl enthalten; um sich eine Speise daraus zu bereiten, braucht man sie nur sorgfältig zu waschen und dann in Butter zu braten. — Die Thierwelt scheint auch keine Besonderheiten aufzuweisen zu haben; noch möchte zu bemerken sein, daß das einhöckerige Kameel hier gedeiht und von einem Theil der Bevölkerung benutzt wird.

Die Bevölkerung ist zweierlei Art. Ursprüngliche Landeseingeborne sind Tübetaner oder Bod-Leute; daneben aber haben sich Mongolen angesiedelt.

Die Bod-Leute eben sind es, die von den Chinesen als Si-Fan, d. h. westliche Fremde bezeichnet werden. Sie werden uns als einfaches, gutmüthiges Volk geschildert, das sein kaltes ödes Gebirgsland jedem andern vorzieht, und, voll Eifersucht auf seine Freiheit, die Unabhängigkeit als höchstes Gut betrachtet: rüstig, stark, tapfer, in Feldarbeit wie im Kriegshandwerk geübt. Wehe Dem, der sich schwächlich und feige zeigt: er wird der Spott der ganzen Horde, der er angehört. — Ihre Kleidung besteht aus eignem Wollengewebe; ihre Gesichter bemalen sie sich gelb; die Frauen flechten in ihre Haare Edelsteine und Metallflitter; ihre Fürsten und Großen tragen auf der Brust Abzeichnungen von Edelsteinen, Gold- und Silberplatten je nach ihrem Range, die unteren Beamten Platten von Kupfer. — Als Nahrung dient ihnen Fleisch und zwar roh oder in der Sonne gedörrt, ohne alle Würze, Früchte, besonders aber Milch; dem Boden gewinnen sie an Nahrungsmitteln Buchweizen, rothe Erbsen und andres Gemüse ab; er trägt ihnen auch Hanf, den sie zu mancherlei Gewebe verbrauchen, und birgt Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn. In Handwerken stehen sie sehr zurück; neben dem Weben betreiben sie nur das Waffenmachen; ihr Handel beschränkt sich auf Austausch des Rhabarbers, der Pferde, Ochsen und Schaafe gegen Stoffe und Gegenstände, deren sie bedürfen. Chinesischer Berichterstattung zufolge haben sie Dörfer und Städte in ihrem Lande; wo solche sich finden, muß demnach austräglicher Boden sein, und dieser wird sich denn namentlich längs der Flüsse, vielleicht auch im Bereiche der Seen finden; Huc aber ist auf seinem Zuge von Si-Ning nach H'Lassa auf keine Stadt gestoßen und nur auf ein einziges Dorf, das aber wahrscheinlich schon in Groß-Tübet gelegen war, und seine Erkenntniß von den Bewohnern ist nur dahin gerathen, daß ein Theil derselben Vieh weidendes Wanderleben, ein andrer Theil Räuberleben, ein dritter Klosterleben führt. Dies Gebiet bedarf offenbar noch ganz andrer Bereisung, wenn das Leben und Weben der Menschheit in demselben zu geeigneter Erkenntniß gelangen soll. Diese Si-Fan, sagt der chinesische Gewährsmann, können weder lesen noch schreiben; aber das Bündigmachen verstehen sie doch; ähnlich wie amerikanische Indianer ihr Wampum haben, binden sie Stricke an Holzstücke mit so viel geschlungenen Knoten, als die Zahl der getroffenen Uebereinkunft beträgt. Eine Urkunde in dieser Knotenschrift, sagt derselbe chinesische Gewährsmann, ist dem Si-Fan der heiligste Vertrag. Bei solcher heiligen Einfalt, noch in einer Zeit, wie wir

in Europa sie erleben, mag es denn auch möglich sein, daß sie ihr Gemeindeleben in der Verfassung führen, die uns von dem chinesischen Gewährsmann geschildert wird. Alle sind unter sich verbunden wie Ein Herz und Eine Seele. Bei Volksangelegenheiten werden Alle zu Rathe gezogen, die Geringen wie die Großen, die gemeinen Leute wie die Beamten; jedweder äußert seine Ansicht von der Sache. Scheint die Sache der Volksversammlung vortheilhaft, so führt man sie aus; ist die Mehrzahl dagegen, so unterläßt man sie. „Dadurch erhalten sie sich bei Kräften." Jede Horde hält jährlich eine allgemeine Versammlung, in welcher sich alle Glieder derselben unverletzliche Treue schwören und gegenseitigen Beistand, mit aller Kraft zu Aufrechterhaltung und Vertheidigung ihrer Gerechtsame, unter ihrem Tsanpu oder Häuptling zu sichern. Von drei zu drei Jahren aber pflegen sie Versammlungen zu halten, um sich von Neuem in den Schutz ihres Tsanpu zu begeben und ihm den Eid der Treue zu erneuern. Dabei werden die beiderseitigen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Horden durch Urtheil der ganzen Versammlung entschieden, die jeder ihr Recht sichert. Bei solchen Versammlungen weihen sich fünf oder sechs Jünglinge zum Dienste ihres Tsanpu auf Leben und Tod; sie dienen ihm im Leben tapfer, und stirbt er, so geben sie sich gegenseitig den Tod, um ihn auch in die andere Welt zu begleiten. Ein solches Treuleben ist wohl nur noch im Herzen Asiens möglich. Wie viele Horden vorhanden sind, in welchem Verhältniß sie zu einander und im Einzelnen oder Gesammten zum Oberhaupte des chinesischen Staates stehen mögen, ist schwerlich zu sagen; nur ergiebt sich, daß die Si-Fan in Landeserzeugnissen zahlen.

Ob man unter Si-Fan oder Mongolen hineingeräth, das läßt sich von Weitem erkennen. Die Si-Fan haben Zelte aus Hanfgewebe in sechseckiger Gestalt; die sechs Ecken werden durch Pflöcke in den Boden befestigt, und von der Spitze gehen nach allen Seiten Stricke, um an Ringen, die in den Boden getrieben sind, angeheftet zu werden. Ein solches Hordenlager hat ein helleres Ansehen, als das Lager der Mongolen, das aus schwarzen, runden, oben spitz zulaufenden Filzzelten besteht.

Die Mongolen in Chuchu-Noorien zerfallen in 29 Banner unter 3 Kiün-Wang, die dem Kaiser von China zinsbar sind und sich alle zwei Jahre nach Peking auf die Reise begeben, um ihren Zins in Pelzwerk und Goldstaub zu entrichten.

Die Si-Fan unterscheiden sich von den Mongolen durch ein ausdrucksvolleres Gesicht, dem eine geistige Nachdrücklichkeit des Innern entspricht; Gewandtheit und Lebhaftigkeit zeichnet sie vor ihren langsamen, schwerfälligen und schwermüthigen Nachbarn aus: sie treiben allerlei Kurzweil, singen sehr munter und laut und sind große Freunde des hellen Lachens. Haben sie irgendwo die Lagerstätte ersehen, so umgeben sie dieselbe mit einer steinernen Einhegung von vier bis fünf Fuß Höhe, während der Mongole in offnem Lager haust. Im Innern ihrer Zelte bauen sie sich Oefen von Festigkeit und Geschmack. Ziehen sie weiter, und ihr Weilen ist oft nur von kurzer Dauer, so zerstören sie das Mauerwerk, nehmen aber die Hauptsteine als Stücke Hausrathes mit.

In Betreff der Religion stimmen Si-Fan und Mongolen überein: sie sind mit einander Buddhisten, und zwar Lamaisten. Wie viele Lama-Klöster es aber in dem ausgedehnten Gebiete giebt, das muß einstweilen dahin stehen, so gut, wie groß die Bevölkerung sei, über deren Zahl aller Anhalt fehlt.

Als Städte werden uns genannt, längs des Kin-Tscha-Kjang: Tschonkor, Konkudsong, Pa, Tonkerdsong, Tschintam.

Als Klöster führt uns Huc auf: Kunbum, Tschogortan, Tansan.

Das Kloster Kunbum, nicht weit von der chinesischen Provinz Kan-Su, in dem wilden und meistens wüsten Landstriche Amdo gelegen, gilt als besonders heilig, denn es steht an der Geburtsstätte Tsong-Ka-Pa's, des Stifters des jetzt vorherrschend gewordenen gelbmützigen Lamaismus (S. 142. 143). Der Name bedeutet: 10,000 Bilder und gründet sich auf die Sage, daß aus dem, bei der Einweihung Tsong-Ka-Pa's zum Lamen, demselben abgeschorenen Haare, als es vor die Zeltthüre hinausgeworfen worden, ein Wunderbaum erwachsen sei, dessen Blätter jedes einen Schriftzug der heiligen tibetanischen Schrift getragen habe. Huc und Gabet haben sich neben dem Kloster in einer besondern Einhegung diesen Wunderbaum zeigen lassen und wollen, nach genauester Besichtigung solche Zeichen nicht nur den Blättern, sondern auch der Rinde, und nicht nur der oberen alten,

sogar der neuen unteren eingewachsen gesehen haben. Der chinesische Kaiser Kanghi, der eine Wallfahrt hieher angestellt hatte, hat auf seine Kosten über dem „Baume der 10,000 Bilder“ (ob Kloster? ob Baum?) eine silberne Kuppel bauen lassen, dem Ober-Lama ein schwarzes Pferd und einen mit Edelsteinen besetzten Sattel verehrt; das Pferd ist gestorben, der Sattel genießt noch in einem der Tempelgebäude des Klosters besondre Verehrung; von dem silbernen Dache aber sagt Huc nicht ausdrücklich, ob er es vorgefunden und gesehen habe. Das Kloster ist mit 4000 Lamen besetzt, die, in 4 Abtheilungen oder Fakultäten getheilt, verschiedenen Studien und Beschäftigungen obliegen: dem Studium der Vorschriften eines beschaulichen Lebens; der religiösen Bräuche; der Arzneikunst und der Gebete. Die der Arzneikunst beflissenen Lamen haben zu zeitweiliger Benutzung ein eignes Klostergebäude, das in einiger Entfernung belegene Tschogortan, wohin sie, wenn nicht sonst, doch zur gelegenen Zeit, zum Botanisiren und zur Bereitung von Arzneimitteln, sich begeben, während sonst die Anlage mit einem Vorwerke Aehnlichkeit hat, indem die dortigen Lamen, mit Ausnahme der kleinen Anzahl, die sich als Einsiedler oben an der Bergwand über dem Gebäude, in eigentlichem Sinne des Wortes, wie Adler eingenistet haben, sich mit Rinderzucht beschäftigen. Ein eigentlich gemeinsames Leben, wie in christlichen Klöstern, giebt es bei diesen Lamen nicht; je nach ihren Vermögens-Umständen gehen sie gut, schlecht, selbst in Lumpen gekleidet. Alle Vierteljahre findet von Kloster-Vorstands wegen eine Vertheilung von Mehl unter sie statt, wobei sie keineswegs ausreichend zugestellt bekommen: sondern die freiwilligen Opfergaben der eintreffenden Wallfahrer zum Heiligthum müssen aushelfen; diese Opfergaben werden aber nicht gleichmäßig vertheilt, sondern nach den Rangstufen, und darüber geschieht es, daß Manchem nur sehr wenig zufällt. Die Bedürftigeren wissen aber auf anderm Wege sich das Nothdürftige zu verschaffen; sie erscheinen dabei mehr als Laienbrüder; halten Kühe und verkaufen Milch und Butter an wohlhabendere Insassen; Einige sind Schneider, Schuhmacher, Färber, Mützenmacher; Einige halten auch Kramläden; Andere, und ihrer sind nicht wenige, gehen aus, um Thiermist zu sammeln und zu Feuerung zuzubereiten; die der Arzneikunde Beflissenen sammeln Pflanzen, und bereiten daraus allerlei Pulver, schicken sie nach Kunbum, und von hier nehmen die Wallfahrer sie für schweres Geld als auserlesene Heilmittel, die bei ihnen ein großes Vertrauen genießen, mit nach Hause. Die Anstalt bildet also mitten im wüsten Lande eine wohlgegliederte Ansiedelung und den Mittelpunkt eines Verkehres, denn die Inhaber der Kramläden unter den Lamen werden wohl nicht bloß mit ihren klösterlichen Mitbrüdern Geschäfte machen, sondern auch mit den Wallfahrern, die hier aus verschiedenen Gebieten mit verschiedenen Erzeugnissen der Natur und Hand eintreffen. Das Kloster hat auch eine große Buchdruckerei, zur Verbreitung religiöser Schriften.

Von Tschogortan bis an den Chuchu-Noor hatte Huc vier Tage zu reisen; auf dem Wege dahin findet sich das Kloster Tomsan mit etwa 200 Lamen, in reizender Lage innerhalb eines von Bergen eingeschlossenen Grundes, welche, mit Gesträuch und großen Fichten gekrönt, einem Bache den Ursprung geben. Die gegen WSW. gerichtete Straße führte in 6 Tagen an den aus dem Nan-Schan entquillenden, in den Chuchu-Noor sich ergießenden Fluß Puheng-Gol, der nicht sehr tief ist, aber an der Stelle, wo er zu überschreiten war, in zwölf nicht sehr weit von einander entfernte Arme getheilt, eine Breite von einer Meile hat; wie man ihn zur Sommerzeit überschreitet, liegt nicht vor; im Winter bietet seine Eisdecke, sobald sie sich festgesetzt hat, keine Schwierigkeit. Fünf weitere Tagereisen führten an den schmalen, nicht sehr tiefen Tuleng-Gol; dann gelangte man an den Tsädam. Gleich jenseits dieses Gewässers tritt ein ganz ödes, dürres, steiniges Gebiet auf; der Boden, an Salz u. Borax reich, bietet nur schlechte Weide. Es galt, nach sechsstündigem Marsche, den wegen seiner steilen Böschung und wegen der an ihm sich entwickelnden bösen Dünste berüchtigten Berg Burhang-Bota, d. i. Küche des Buddha, zu überwinden. Nachdem die überlieferungsmäßigen gesundheitlichen Vorkehrungs-Maaßregeln getroffen waren, zu denen besonders das Zerbeißen von zwei oder drei Knoblauchzehen gehört, ging das Steigen vor sich; bald wirkten die „bösen Dünste“, (nach Ritter's Asien Bd. 2, S. 633 f. und Bd. 3 S. 203 f.: die in großer Höhe verdünnte Luft) in höchstem Grade abspannend, Thiere wie Menschen verloren mehr und mehr die Gewalt über sich; ein Zustand, wie er bei Seekrankheit eintritt, machte sich fühlbar. Einige Tage später war der Tschupa an der Grenze Tübets zu übersteigen, der, es war im November, durch den auf ihm lagernden Schnee dem Uebergange große Schwierigkeiten in den Weg stellte, die noch durch einen den Reisenden gerade entgegenblasenden eisigen Wind vermehrt wurden. In den ersten Tagen des Decembers wurde die zwischen dem Hoang-Ho und Kin-Tscha-Kjang von SO. gegen NW. lagernde Bergkette Bajen-Charat und, nach dem Uebergang über diese, so wie über den gefrornen Kin-Tscha-Kjang, das Gebiet von Groß-Tübet erreicht.

VII. Eigentliches China.

Lage, Größe, Name. Ein eigentliches China giebt es in zweierlei Sinn. Vom geographischen Standpunkte aus bezeichnen wir mit diesem Namen die Landmasse,

welche sich östlich von Si-Fan und Tübet zwischen dem südlichen Abfall des östlichen Hochasiens im N., und den, freilich nicht hinlänglich bestimmten und bekannten, Grenzen Hinter-Indiens bis an das Meer im Osten und Süden ausdehnt. Diese bildet in der That ein, wenn auch gegliedertes, doch von Natur in sich abgeschlossenes Ganzes. Die Staatsklugheit der chinesischen Regierung jedoch hat es für rathsam und nothwendig erachtet, noch einen weiteren, theils im Süden der Mandschurei, theils am südlichen Rande des mongolischen Hochlandes, theils keilförmig zwischen die westlichen, mittelbar zum Reiche gehörenden Landschaften hineingelegenen Strich Landes dem unmittelbar regierten Reichsgebiete einzuverleiben. Diese Gebiete also, so wie die Inseln Formosa und Hainan fallen vom politischen und statistischen Gesichtspunkt aus mit in das eigentliche China. Von diesen Gebieten sind die einverleibten Stücke der Mandschurei und der Mongolei bereits, geographisch wenigstens, bei Behandlung dieser Länder mitbesprochen; allein mit dem gegen W. sich erstreckenden Keile haben wir es hier noch in vollem Maaße zu thun.

Die Landmasse des eigentlichen China, abgesehen von jenem Keile, hat im Großen und Ganzen ihre Ausdehnung zwischen 20° und 41° n. Br. und zwischen 115° und 140° ö. L., ist also von N. nach S., wie von W. nach O., etwa 300 Meilen lang; Berghaus rechnet für das eigentliche China 60,100 Gev.-M., mit Einschluß der oben erwähnten Anhängsel 71,936; Roon 73,000; Medhurst und W. Hoffmann 81,125; Klöden 97,600. Dies sind wenigstens zwei Fünftel von dem Umfange Europas. Jenes keilförmige Anhängsel aber zieht in Absätzen von verschiedentlicher Breite und Richtung in NW.-Richtung von 38°—45° n. Br., von 120°—102° ö. L. Dieser Strich Landes umfaßt etwa 8000 Geviert-M., ist also doppelt so umfangreich, als England und Schottland zusammen; so groß ungefähr, als Spanien. Die Inseln Formosa und Hainan sind jede noch auf 1000 Geviert-M. zu berechnen.

Wenn wir nun die große Landmasse, abgesehen von dem Keil im W., dem Mantel im N. und den Inseln im O. und S., mit dem Namen China bezeichnen, so ist dabei in Betracht zu ziehen, daß diese Bezeichnung eine willkürliche von uns Deutschen ist, zu welcher die Bewohner dieser Landmasse selbst sich nicht bekennen. Bei den neuerlich mit europäischen Mächten abgeschlossenen Verträgen haben die Reichsbehörden ihrem Lande den Namen Ta-Thsin gegeben, ein Name, der in Sinesen, Sin, dem französischen Chine und dem englischen China anklingt und sich auf einen geschichtlichen Ursprung und auf eine Bedeutsamkeit für das Land und Reich zurückführen läßt, denn die Chinesen lieben es, sich als Leute des jedesmaligen Herrscherhauses zu bezeichnen; es hat aber, 214 v. Chr., Schi-Hoang-Ti aus dem Herrscherhause Thsin zuerst das gesammte eigentliche China, das aus mehreren Herrschaften bestand, zu einem Gesammtreiche vereinigt, und wird dadurch Anlaß gegeben haben, daß man dieses Gesammtgebiet das Land von Thsin benannt hat. Von den Chinesen finden wir sonst das eigentliche China oder doch das große Tieflandsgebiet des Hoang-Ho und Jang-Tse-Kjang mit dem Namen: Reich der Mitte oder Blume der Mitte belegt, man würde ihnen aber zu viel thun, wenn man dies dahin verstehen wollte, daß sie ihr Land als den Mittelpunkt der Erdenwelt in anmaßender Weise hätten bezeichnen wollen; mit vollstem Rechte konnten sie es den Mittelpunkt ihres Gesammtreiches nennen; und wenn sie es als Blume oder Blüthe des Gesammtreiches angesehen haben wollten, so thaten und thun sie auch noch nicht über Gebühr, mochten sie nun mit dem Ausdrucke sagen wollen, daß die gesammte Triebkraft des Reichslebens nach diesem Mittelpunkt hin dränge, oder daß es die Augen- und Herzensweide des Gesammtreiches sei, oder daß von ihm aus sich erquickender, belebender Duft über das Gesammtreich ergieße.

Im Mittelalter wußten die Europäer von dem Lande unter dem Namen Katai oder Kataja. Unter diesem Namen übte es einen zauberischen Reiz als ein Land voll wunderbarer Schätze; was Kolumbus suchte, war das Land Katai. Mit diesem Namen hatte es auch seine Richtigkeit, denn die Binnen-Asiaten: Mongolen, Türken benannten den nördlichen, von den mongolischen Kitan oder Chitan von 907 — 1125

n. Chr. beherrschten Theil des Landes mit diesem Namen, und durch sie kam er an die Russen, die das Land noch jetzt Chitai heißen, und nach dem übrigen Europa; später ist dieser Name in den Meerländern dem von der Meeresseite hergekommenen gewichen.

Oberflächen-Beschaffenheit. Unter 117° und 118° ö. L. zieht sich als gewaltige, in mehrere Abtheilungen zerschnittene, Gebirgsmasse, in der Richtung von N. nach S., der Ostrand des Hochlandes von Si-Fan und Tübet, als natürlich gegebene Grenze zwischen diesen Ländern und dem östlich davon sich ausbreitenden eigentlichen China. Für diese Randketten giebt es keinen allgemeinen einheimischen Namen; Ritter schlägt vor, sie mit dem Namen Siwe-Ling d. h. Schneebergkette zu bezeichnen, da wir nur im Allgemeinen von ihrem Vorhandensein und von Bergen mit ewigem Schnee und Gletschern in derselben wissen. Mit diesem Siwe-Ling oder, wie er auf Karten auch bezeichnet ist, Jun-Ling d. h. Wolken-Gebirge steht sodann zunächst das westchinesische Alpengebiet in genauem Zusammenhang, und von diesem ziehen sich nun in östlicher Richtung vier Gebirgsketten: 1. der Pe-Ling d. h. die Nordkette, unter 34° n. Br.; 2. der Ta-Pa-Ling, unter 32° n. Br.; 3. der Nan-Ling d. h. die Südkette, unter 26° n. Br.; 4. der Jü-Ling, unter 23° n. Br.

Der Pe-Ling, der sich unter 122° ö. L. aus dem westchinesischen Alpenlande abzweigt, zieht, als Thsing-Ling, bis zum 130° ö. L. in gerader östlicher Richtung, dann nimmt er, sich senkend, eine Schwenkung gegen SO. bis zum 134° ö. L. und von da, allmälig immer mehr sich senkend, gegen NO. bis etwa 136° ö. L. Der südlichste Punkt, den er berührt, ist der 31° n. Br. Von ihm gehen zwei Verzweigungen gegen N. aus: 1. der Lung-Schan, in NW. Richtung, unter 124° ö. L. mit, angeblich, sehr steilen Bergmassen; 2. östlich vom Hoang-Ho die Kette von Schan, Si d. h. Gebirge im Westen, in NO. Richtung, unter 128° ö. L. mit einer Ausbreitung in gleichlaufenden Ketten bis zum 132° ö. L. und einer Ausdehnung in die Länge bis zum Zusammentreffen mit dem Südrande des hinterasiatischen Hochlandes unter 41° n. Br. — Ueber den Pe-Ling führt vom Südufer des Flusses Wei-Ho, der Stadt Pao-Ki gegenüber, eine Kunststraße, etwa 20 geogr. M. lang gegen S., gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts angelegt, von den Chinesen Zientao d. h. Pfeilerstraße genannt, weil sie vielfach, bei Ueberschreitung von Thälern, brückenartig von Pfeilern getragen wird.

Der Ta-Pa-Ling zweigt sich unter 123° ö. L. ab und zieht bis etwa 129° 30′ ö. L., mit vielen Schneebergen; auf seinen Gipfeln soll es empfindlich kalt, an seinem Südfuße unerträglich heiß sein; Erdbeeren, Himbeeren und wilde Kirschen gehören zu den Bodenerzeugnissen, die er bietet.

Der Nan-Ling nimmt etwa unter 122° ö. L. seine Entwicklung aus dem Jun-Ling und zieht dann, nach seinen Abtheilungen und Gruppen unter verschiedenen Namen, bis zum 133° oder 134° gegen O.; von da ab aber wendet er sich wieder, je nach der Gruppirung unter verschiedenen Namen, gegen NNO. von 26° bis 30° n. Br., bis er das Meer erreicht; in dieser Richtung die eigentliche Heimath des Thees, zumal in den Bohea-Bergen. In seinem westlichen Theile ist er reich an ewigem Schnee und an Gletschern; im östlichen Abschnitt, nicht weit von seiner Umbiegung gegen NNO., da, wo er den Namen Mei-Ling d. h. Gebirge der wilden Pflaumenbäume führt, ist er den Europäern bis jetzt am bekanntesten, indem hier die Straße von Kanton nach Nan-King führt, ein Weg, den Jesuiten-Missionare und Gesandtschaften europäischer Regierungen an den Hof des Kaisers von China mehrfach zurückgelegt haben. Der gegen NNO. gerichtete Theil, auch wohl Ta-Jü-Ling genannt, besteht, soweit sich überblicken läßt, aus einer Anzahl gleichlaufender Ketten, welche durch Quer-Ausläufer mit einander in Verbindung treten.

Der Jü-Ling ist zwar gesichert vorhanden, allein an der Anerkennung seines Vorhandenseins muß uns, wie ihm, bis auf Weiteres genüget sein.

Neben diesem, sich gliedhaft aus einem gemeinsamen Stamme entwickelnden Gebirgs-Gezweig tritt zwischen 34°—38° n. Br. und 134°—140° ö. L. eine selbstständ-

dige vereinzelte Gebirgsmasse in der Richtung von SW. gegen NO. auf: Schan-Tong, „das Gebirge im Osten" genannt, die in ihrem Zusammenhange mit der übrigen Landmasse eine Nase oder Halbinsel bildet.

Ueberblicken wir nun so das vorliegende Gebiet, so finden wir zunächst an dessen Wurzel ein ausgedehntes Alpengebiet; durch eine Anzahl Gebirgszüge, die sämmtlich im Allgemeinen ihre Richtung gegen O. nehmen, gliedert sich das Land, vom 122° ö. L. an, in Abtheilungen, die mehr oder minder von N. nach S. neben einander herliegen, doch nicht ohne eine weitere Quergliederung und Zerlegung durch Höhenzüge, die die Richtung von N. nach S. einhalten. Die Gliederung tritt danach in Gestalt einer Gitterung auf, jedoch nur bis etwa zum 131° ö. L. Hier hört das Gebirgsland von Schan-Si auf; hier hat der Ta-Pa-Ling sein Ende erreicht; hier hat der Jü-Ling seine Grenze gefunden. Auch der Pe-Ling verläuft sich hier immer mehr, und nur noch der Nan-Ling behauptet sich. Bis hierher müssen wir China als ein Hochland mit dazwischen gelegenen einzelnen Tieflands-Gebieten bezeichnen: von hier ab tritt von 30°—40° n. Br. ein gewaltiges Tiefland auf, aus welchem hier nur die Halbinsel Schan-Tong als Gebirgsland gegen NO. hinausragt. Im S. aber und im SO. des Nan-Ling zieht sich ein meistens noch von ausläuferischen oder nebenläuferischen Bergketten gebrochenes Gelände, abwechselnd in einer unbedeutenden Breite bis zu einer Breite von zwei Graden, dem Zuge des Nan-Ling folgend, längs der Meeresküste hin, mehr oder minder ein Stufenland.

Dieses Küstengebiet ist demnach geeignet, ein selbstständiges Lebensgebiet abzugeben, das mit eignen Strömen seinen abgeschlossenen Bestand hat. Das gesammte übrige China ist mit seinen Kräften auf das große Tiefland, als auf die bedeutsame Mitte des Reiches hingewiesen, wohin auch all sein Gewässer in mächtigen Adern strömt; das Tiefland aber sieht sich auf ein Meer gewiesen, welches kein eigentliches Gegenüber zuläßt, als die demselben gegenüber liegende Halbinsel Korea. So ist denn das große eigentliche China, durch den Rand des Hochlandes im N. und W., durch den Nan-Ling im S. und SO. umspannt, dazu bestimmt, eine eigne Welt in sich zu sein, in welcher sich die Menschheit eigenthümlich ausprägen kann, jedoch, bei dem Mangel eines Verkehrs mit andern Gliedern der Gesammtheit, nicht ohne Einseitigkeit.

Geognostische Beschaffenheit. Ein Land, nicht nur von dem Umfange des halben Europas, sondern auch von der großen Mannichfaltigkeit, wie sie sich in den Bodenverhältnissen ergiebt, muß uns als ein solches Erdengebiet erscheinen, das dem Geognostiker eine große Ausbeute für seine Wissenschaft zumitteln kann und sollte.

Das Tiefland, in einem Umfange von etwa 12,000 Geviert-M., also vom Umfange Deutschlands oder Frankreichs, wie es sich gegen O. zwischen den beiden Flüssen Hoang-Ho und Jang-Tse-Kjang ausdehnt, besteht theils aus diluvialischem, theils aus alluvialischem Boden, der seine natürlichen Grenzen gegen O. hin noch nicht gefunden hat, sondern vermittelst seiner beiden mächtigen Flüsse sich ausbreitet und immer weiter gegen O. ins Meer seine Grenzmarken vorrückt. Dieses gewaltige Gebiet wird zwar keinen Anspruch darauf machen dürfen, vor andern ähnlichen Anschwemmungen besondere Erscheinungen zu bieten; allein dem Hochlande darf es bis auf genauere, eingehendere Kenntniß von demselben nicht abgesprochen werden, daß es besondere Eigenthümlichkeiten in Betreff seiner Bodenbestandtheile aufzuweisen habe.

Wo und wie im Hochlande verschiedenes Gestein lagert, ist nur von ganz vereinzelten Punkten bekannt, die von sachverständigen Europäern haben in Augenschein genommen werden können. Der südwestliche Theil des Gebirgslandes wird von Chinesen als reich an Silber, Gold, Kupfer, Zinn und Quecksilber beschrieben; Eisen, Salz, Steinkohlen finden sich anderswo.

Thätige Vulkane scheinen in China nicht vorhanden, wohl aber finden sich erloschene, und solcher Art mögen die im westlichen Gebirgslande als Feuerberge bezeichneten Höhen sein, wenn sie nicht noch als thätige anerkannt werden müssen, indem sie Rauch ausstoßen sollen; auf vulkanischen Boden weisen in diesem Gebirgslande auch die sogenannten Feuerbrunnen hin, Stellen, aus welchen brennbares Gas auf-

steigt, das von den Chinesen schon lange zur Beleuchtung, so wie zum Sieden des Salzes verwendet wird. Erdbeben treten vielfach auf.

Gewässer. Die Gestaltung der Bodenverhältnisse weist schon darauf hin, daß China sich in mehrere Flußgebiete zerlegen läßt: das Küsten-Gebiet längs des Nan-Ling tritt als ein abgesondertes auf, und wenn dann auch im Tieflande eine Verflechtung des übrigen Fluß-Gewässers statt haben kann, so werden doch im Hochlande Wasserscheiden auftreten, durch welche die Quellgewässer zu verschiedenen Flußgebieten zusammengeordnet werden.

Im SW. des Landes finden wir ein reiches Quellgebiet; allein einem großen Theile des hier entspringenden Gewässers ist die Laufbahn gegen S. und SO. nach Hinter-Indien hinein angewiesen, indem es theils aus dem südöstlichen Tübet (Provinz K'ham) herkommend die oberen, uns freilich unbekannten, Quellgebiete des Irawaddi, Salwen und Mekong bildet, theils sich zu dem Strome zusammensammelt, welcher in Tong-King unter dem Namen Songka fließt.

Diese Gewässer halten mit einander OSO-Richtung inne; ihr Quell-Gebiet wird wohl noch dem Siwe-Ling oder Jun-Ling (S. 155) angehören, und da liegen, wo sich der Jü-Ling in gerader Linie gegen O. hin abzweigt und eine Wasserscheide bildet, von welcher gegen S., dem Busen von Tong-King zu, eine Anzahl Küstenflüsse sich ergießen, während im N. desselben, zwischen ihm und dem Nan-Ling ein von W. nach O. gestrecktes Flußgebiet sich bildet, das sich vom 122°—132° ö. L. entlang zieht. Die Wasserrinne, die sich hier bildet, hat, auf verschiedenen Erstreckungen, verschiedene Namen; Kieu-Hing-Ho, Niao-Kjang, Lung-Kjang, zuletzt Ta- oder Si-Kjang d. h. Großer oder Westlicher Fluß, auch wohl Perl-Fluß genannt. Als sein bedeutendster Zufluß erscheint vom Jü-Ling her der Jo-Ling, der unter 122° ö. L. entspringend, in gleicher Richtung mit dem Hauptflusse läuft, bis er sich unter 126° ö. L. demselben zuwendet; dieser Zufluß bringt das sämmtliche dem Jü-Ling entspringende Gewässer mit sich; das vom Nan-Ling im N. herkommende Gewässer ist nicht so in Eine Rinne zusammengesammelt, sondern gelangt in mehreren Zuflüssen zum Hauptstrom; im: Pan-Kjang-Ho, Hung-Tschui-Ho, Lung-Kjang, nach welchem der Hauptstrom auch auf eine Strecke den Namen annimmt; Fu-Kjang und Tsching- oder Pe- oder Tschu-Kjang. Diesen letzten kennen wir etwas genauer, während die übrigen uns nur dem Namen nach bekannt sind; der Tsching-Kjang aber mündet nicht nur mit einem Arme bei Kanton in den Si-Kjang, sondern führt auch an den Wei-Ling-Paß des Nan-Ling und bildet ein Stück der Straße von Kanton nach Peking. Er ist in seinem größeren Theile, bis Schao-Tscheu, für größere Barken tief genug und für kleinere Boote fast bis zu seinem Ursprunge befahrbar. — Unter 131° ö. L. begegnet dem Si-Kjang von O. her der Tong-Kjang d. h. der Ostfluß, welcher unter 25° n. Br. und 133° ö. L. entspringt, zunächst gegen S. fließt, dann sich aber gegen W. wendet. Das vereinigte Gewässer wendet sich sofort gegen S., um sich in zwei Hauptarmen und vielen Verzweigungen innerhalb eines Delta in das Meer zu ergießen. — Von den Quellen des Tong-Kjang an wendet der Nan-Ling sich gegen NO., und ihm gleichlaufend zieht nun die Küste vom 132°—139° ö. L., und in diesem Bereiche finden wir noch als dem Meere zugehende Flüsse: den Kong-Kjang unter 134° ö. L., den Kieu-Lung-Kjang, den Niao-Tong-Kjang oder Min als den bedeutendsten; den Wei-Miao-Ki oder den Ta-Ki.

Was nun der Nan-Ling an Gewässer gegen N., das westliche Alpenland gegen O. und S. und N., der Pe-Ling gegen N. und S., das nördliche Hochland gegen S. entsendet, das sammelt sich, mit einer einzigen Ausnahme, zu zwei mächtigen Adern zusammen, welche China, unter gewaltigen Ausbiegungen, von W. nach O. durchziehen. Diese sind 1. im S. der Jang-Tse-Kjang, 2. im N. der Hoang-Ho.

1. Der Jang-Tse-Kjang ist ursprünglich nicht im eigentlichen China einheimisch, sondern geht demselben erst aus der Fremde zu; seine Quelle und sein oberster Lauf befinden sich noch innerhalb des mittelbaren Reichsgebietes. Wenn sein Ursprung

richtig ermittelt ist, so findet sich derselbe in Chuchu-Noorien. Was dort als Steppengewässer, aus mehreren Geläufen erwachsen, unter dem mongolischen Namen Muru-Ussu, unter dem tübetanischen Burei Tsju, oder nach chinesischer Aussprache Fo-lai-Tschu fließt, wird als der oberste Lauf des Flusses geachtet. Hier bewegt er sich im Allgemeinen in östlicher Richtung; nach Si-Fan gelangt, soll er diese zunächst noch einhalten; später sich gegen SO. und S. wendend, tritt er unter dem Namen Kin-Tscha-Kjang, Goldsand-Fluß, als Grenze zwischen Tübet und China auf. Nachdem er diese südliche Richtung innerhalb eines Längenthales des Siwe-Ling unter scheinbar mehreren Versuchen, gegen O. durchzubrechen, vom 33° — 26° n. Br. hat innehalten müssen, gelingt ihm endlich unter 118° ö. L. der Durchbruch. Damit hat er seinen obern Lauf vollendet. Unter 118° ö. L. empfängt er den aus Si-Fan herstammenden Ja oder Jar-Lung-Kjang, ein mächtiges Wasser, und fortan erhält er, neben seiner bisherigen Bezeichnung, die Namen Ming-Kjang, Schluchten-Fluß, und Jang-Tse-Kjang, Blauer Fluß; in Anerkennung seiner Bedeutendheit auch Ta-Kjang, Großer Fluß, oder schlechthin Kjang, der Fluß, genannt. Dieser obere 240 M. lange Lauf ist uns fast ganz und gar unbekannt.

Nicht viel besser steht es um den, 215° M. langen, mittleren Lauf, der vom Durchbruche aus bis zum Eintritt in das Tiefland, innerhalb des chinesischen Gebirgslandes vollzogen wird. Unter dem 120° ö. L. scheint der Durchbruch vollendet zu sein; der Strom wendet sich vom 26° — 28° n. Br. gegen N.; dann schreiben die Karten, die nach chinesischen Angaben angefertigt sind, ihm vom 28° — 30° n. Br. und vom 120° — 126° ö. L. eine NO.-Richtung zu, von da ab bis an den 130° ö. L. eine östliche. Er geht dabei durch krumme Thäler mit vielen Wirbeln, durch Felsenengen und große Stürze; sein vermehrtes Gewässer geht mit reißender Gewalt dahin, denn hier stoßen zu ihm von N. aus Si-Fan mit vielen Zuflüssen unter 122° ö. L. der Ming-Kjang, der von den Chinesen als der eigentliche Quellarm des Jang-Tse-Kjang geachtet wird, zu welchem der Kin-Tscha-Kjang fließe, obgleich dieser als der viel bedeutendere an der Mündung des Ming auftritt, und unter 124° ö. L. der Kja-Ling-Kjang vom Pe-Ling her; von S. aber aus dem Nan-Ling her, abgesehen von kleineren, unter 125° ö. L. der Ning-Kjang-Ho oder Tse-Kjang, sämmtlich Flüsse von 90 — 120 M. Länge.

Mit seinem Eintritt in das Tiefland wird seine Strömungsgewalt allmälig gebrochen, denn hier begegnet ihm bald, obgleich er noch über 100 M. von seiner Mündung entfernt ist, die Meeresfluth.

Im untern Laufe wendet sich das Gewässer, in der Nähe des 130° ö. L. zunächst gegen O., bis es etwa unter 29° 30′ n. Br. auf den großen Landsee Tong-Ting stößt. Ein Vordringen in S.-Richtung wird durch Hochland gehindert, das dem Nan-Ling gleichlaufend ist; längs desselben zieht der Strom bis zum 30° 30′ n. Br. etwa und bis zum 132° ö. L. gegen NO., dann wendet er sich bis 30° n. Br. und 134° ö. L. nach OSO. und stößt abermals auf ein Seebecken, den Po-Jang-See; von hier aus schlägt er wieder eine NO.-Richtung bis 32° n. Br. und 137° ö. L. ein, um zuletzt von da in O.-Lauf unter etwa 139° ö. L. in das Meer zu münden. In diesem untern Laufe aber nimmt er von N. und S. noch mächtige Zuflüsse in sich auf; von N. den Jun-Kjang oder Han-Kjang, der unter 33° n. Br. und 124° ö. L. an der N.-Seite des Ta-Pa-Ling entspringt und in O. und SO.-Richtung unter 31° n. Br. und 132 ö. L. ungefähr den Hauptstrom erreicht, ein Fluß, ungefähr 150 Meilen lang; von S. durch den Tong-Ting, die diesem vom Nan-Ling her zuströmenden Juan-Kjang und Sjang-Kjang oder Heng-Kjang und durch den Po-Jang, den Kja-Kjang; drei Flüsse, deren jeder eine Strecke von wenigstens 70—80 M. durchläuft.

Rechnen wir die 175 M. lange Erstreckung des untern Laufes zu der des mittlern und obern Laufes hinzu, so hat der Strom bei einem Abstande von seiner Mündung in gerader Linie zum Betrage von 390 M. eine Entwicklung von 630 M.; eine Länge

wie sie durch die Zusammenreihung der Wolga, des Rheins und der Weser gebildet werden würde.

Der Strom hat für China offenbar eine ganz ausgezeichnete Bedeutung, allein bei Auffassung und Schilderung desselben in seiner Bedeutsamkeit hat man sich auch mancher Ueberschwenglichkeit schuldig gemacht. Es ist hin und wieder von einer Breite und Tiefe die Rede, die ihn beinahe zu mehr als einem Strom macht, und seine Schiffbarkeit bis tief hinein, ohne irgend eine Beschränkung, ist so ziemlich als ausgemacht angesehen worden; allein nachdem Ende Jahres 1858 der an die chinesische Regierung gesendete außerordentliche britische Botschafter eine Fahrt den Fluß hinauf angestellt hat, bei der es darauf abgesehen war, dessen Bedeutung für Schifffahrt und Verkehr genau in Erfahrung zu bringen, hat sich als Ergebniß herausgestellt, daß dieser Strom nicht zu aller Zeit gleich schiffbar, gleich tief, gleich breit ist; er hängt für die Fülle seines Gewässers von der Jahreszeit ab, und der Unterschied, der sich dabei herausstellt, wird auf 50 Fuß geschätzt. Er wird den Sommer hindurch für Fahrzeuge von 16—18 Fuß und im Winter für solche von 8—10 Fuß Tiefgang schiffbar sein; jedoch ozeanische Schiffe werden sich für denselben nicht eignen, sondern nur flach gebaute Schiffe von 7—8 Fuß Tiefgang.

2. Der Hoang-Ho, Gelber Fluß, hat mit dem Jang-Tse-Kjang gemeinsam, daß er im Hochlande von Chuchu-Noorien seinen Ursprung nimmt, nur weiter gegen O., aber wahrscheinlich unter gleicher N.-Breite, und zwar am Künlün. Europäische Reisende haben seine Quelle noch nicht besucht; nach chinesischer Angabe wäre sie unter 35° 20′ n. Br. und 113° 42′ ö. L. zu finden. Unter dem mongolischen Namen Kara Muren (Schwarzer Fluß) durchzieht er das Hochland in seinem obern Laufe, ohne daß man irgend etwas weiteres Zuverlässiges über ihn weiß. Zunächst gegen O. gerichtet, soll er sich, bogenhaft geschwungen, bis zum 36° n. Br. gegen N. ziehen, um sodann vom 118°—122° ö. L. die Richtung nach O. einzuschlagen. Unter 120° ö. L. tritt er in China ein. Hier in seinem mittlern Laufe nimmt er unter 121° ö. L. von N. den Tai-Tong-Ho oder Huang-Tsju, von S. den Jao-Tsju, beide aus Si-Fan her, auf; beide, obgleich nicht unbedeutende Gewässer, doch für uns, bis auf ihre Namen, gänzlich unbekannt.

Unter 121° 40′ ö. L. etwa wendet er sich gegen NO. und zieht im Anschluß an den Abfall Hochasiens entlang, bis ihm, nach einem Laufe von 75 M., unter 42° n. Br. das In-Schan-Gebirge in den Weg tritt; er schließt sich nun der Richtung desselben und des Hochlandes von Hochasien, von 107°—111° ö. L., mit einem Laufe von W. nach O., an, bis ihm in dem Gebirge von Schan-Si (S. 155) abermals ein Hinderniß in den Weg tritt, das er nicht zu überwinden vermag: er muß sein Gewässer gegen S. schicken, bis er unter 35° n. Br. Gelegenheit findet, nicht weit vom Pe-Ling entfernt, gegen O. durch das Gebirge von Schan-Si durchzubrechen, und sich nun in seinem untern Laufe gegen O. zunächst zwischen Bergketten bis etwa 131° ö. L. entlang zu ziehen und dann das Tiefland bis zum 138° ö. L. zu durchfließen.

In seinem mittlern Lauf kann er von dem Rande Hochasiens keine Zuflüsse beziehen; nur am rechten Ufer kann er Flüsse empfangen; es geht ihm aber auch hier nur Ein namhafter, der Tian-Tschui, unter 38° n. Br. und 123° 40′ ö. L. zu. Dagegen erhält er aus dem Gebirge von Schan-Si den Fen-Ho, und gerade in der Biegung bei dem Durchbruche stößt, von den Grenzen Si-Fans her, der Wei-Ho zu ihm, der bei einer Erstreckung seines Laufes vom 122°—128° ö. L., alles der Nordseite des Pe-Ling entquillende Gewässer, so wie das aus dem nordwestl. Hochlande herkommende durch den Nebenfluß King-Ho oder King-Tschui in sich aufgenommen hat; in seiner unmittelbaren Nähe mündet auch noch von NNW. her der Lu-Ho oder Lu-Tschui. In seinem untern Laufe empfängt er nur noch, nicht weit von seiner Mündung, von S. her durch den Hung-Tsëu-See, den sehr wasserreichen Zufluß des Huai-Ho, der aus vielen Quellwassern des Pe-Ling herstammt.

Der Hoang-Ho, mit seinen Quellen in gerader Linie 280 M. von seiner Mündung entfernt, hat, bei seinen Krümmungen, eine Länge von 540 M., anderthalb mal so groß, als die der Donau.

Während nun der Jang-Tse-Kjang im Tieflande sich bändigen läßt, zeigt der Hoang-Ho im Bereiche desselben sich so ganz besonders ungefügig, daß die Bewohner einen schweren Kampf mit demselben zu bestehen und ihn, trotz aufgewendeter bedeutender Mittel und Kräfte und trotz riesenhafter Anstrengungen doch noch nicht hinlänglich bewältigt haben.

Heutzutage hat der Hoang-Ho nur Eine Mündung im S. der Halbinsel Schan-Tong; allein in früherer Zeit, im achten Jahrhundert, hat er noch eine zweite Mündung, im N. von Schan-Tong, in den Busen von Pe-Tsche-Li gehabt; desselben geschieht auch im Jahre 1084 Erwähnung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Nordarm des Stromes noch 1289 vorhanden gewesen ist, jedoch damals schon in verkümmertem Zustande, und von da ab ist er durch Kanalführung bis zur Stadt Pe-King hin als Flußarm ganz beseitigt worden; nur in dem Ju-Ho oder Wei-Ho, welcher im N. des Stromes dem großen Kanal zufließt, zeigt sich noch eine Spur des früheren zweiten, wahrscheinlich damals des Haupt-Mündungsarmes. Die schiffbare Mündung des Flusses ist demnach von 38⁰ nach 34⁰ n. Br. verlegt. Durch Anlegung von Kanälen ist dem Hoang-Ho bedeutendes Gewässer entzogen, allein er ist dadurch noch nicht unschädlich gemacht worden. Aehnlich, wie beim Po, liegt sein Wasserspiegel nicht nur, sondern auch der Boden seines Bettes höher als das Umland, und es sind daher sehr massive Dammbauten nöthig gewesen, sein Gewässer in Schranken zu halten; durch Ableitung jener Kanäle ist es auch gelungen, seinen Wasserspiegel um 70 (reps. 42) Fuß herunter zu drücken, allein das Land, welches zu beiden Seiten seinen Ueberschwemmungen doch immer noch ausgesetzt ist, mag England an Umfang gleichkommen. Die jährliche Ausgabe der Reichs-Schatzkammern zur Erhaltung der Dämme wird auf 7—8 Millionen Thaler angeschlagen. Dennoch ist dieser Strom, obwohl er mit sehr großen Schiffen — ob aber das ganze Jahr hindurch, ist ungewiß — befahren werden kann, doch dem Kjang gegenüber nur als zweites Ranges angesehen und daher nur Ho betitelt.

Nach einem ungefähren Ueberschlage der mittlern Breite und Tiefe sendet der Fluß gegenwärtig in jeder Stunde eine Masse von 418 Millionen Kubikfuß Wasser dem Meere zu, darunter etwa 2 Millionen Kubikfuß Erde, deren demnach täglich 48 Millionen Kubikfuß dem Boden des Meeres zugefördert würde. Kein Wunder, wenn das Meer an der Mündung immer seichter wird, und Schlammbänke und Inseln sich bilden.

Als der Hoang-Ho noch seine Mündungs-Spaltung behaupten konnte, vermochte kein andrer Fluß neben demselben und dem Jang-Tse-Kjang selbstständig im Tieflande aufzutreten; aber seitdem die N.-Mündung des Hoang-Ho verschwunden ist, hat der Pe-Ho, Weißer Fluß, der vom NO.-Rande Hochasiens herkommt, Selbstständigkeit gewonnen, indem er zwar auf dem Wege des Kanals, noch mit dem Hoang-Ho verflochten ist, doch durch eine eigne Mündung dem Busen von Pe-Tsche-Li sein Gewässer zugehen läßt. Dieser Fluß ist nur im Frühling und Sommer wasserreich und reißend, wenn der Schnee am südl. Randgebirge der Gobi schmilzt; im Herbste wird er sehr seicht und im Winter belegt er sich mit Eis. Das Wasser ist sehr schlammig, und seinen untern Lauf hat er nur durch angeschwemmten Boden, der keinen Stein, keinen Trümmerkiesel, nicht einmal Grus, nur vorherrschend Sand und fruchtbaren, mit Glimmerblättern durchzogenen Schlammboden aufweist. In Folge seiner Schlammigkeit ist vor seiner Mündung ein Flußriegel angeschwemmt, der bei Ebbezeit nur 3—4 Fuß unter der Wasseroberfläche gelegen ist, bei Fluthzeit aber etwa 10 Fuß.

Schon haben wir, gelegentlich der Flüsse, einige Landseen genannt: den Tong-Ting, Po-Jang, Hung-Tsëu; noch hinzuzufügen haben wir, ohne genauere Kenntniß von ihnen zu besitzen, eine Gruppe in NO. des Tong-Ting, in dem Gebiete des Zusammenflusses des Jun- oder Han-Kjang mit dem Kjang, zwischen 30⁰ und 31⁰ n. Br. und zwischen 130⁰ und 134⁰ ö. L., die sich auch zersprengt bis an den Po-Jang unter 132⁰ ö. L. hinzieht, in einem Gelände, welches das Gepräge eines Deltas an sich trägt; und eben so finden wir im Delta der beiden großen Flüsse

in der Nähe des Meeres, noch die Gewässer-Ausbreitungen des Kao-Jëu, 33° n. Br. 137° ö. L.; des Tai, 31° n. Br., 137 ö. L., neben mehreren weniger umfangreichen.

Ueber den Tong-Ting hören wir nur, daß er umfangreicher als der Po-Jang, 12 M. breit, ungemein wasserreich, von fruchtbarem, fettem Ackerboden umgeben sei und auch bei großer Dürre dem Umlande die reichste Bewässerung zugehen lasse. Ueber den Po-Jang erfahren wir, daß er in der Richtung von N. nach S. zwischen 28° 43′ und 29° 57′ n. Br., also einen ganzen Grad lang, sich ausdehnt, während er von W. nach O. nur einen halben Grad, 133° 30′—134° ö. L. einnimmt. Viele Inseln liegen auf ihm zerstreut, welche dicht bewohnt erscheinen. Jedoch lauten die Berichte der Europäer, welche von diesem See Kenntniß zu nehmen Gelegenheit gehabt haben, sehr verschieden; ein Umstand, der sich nicht daraus erklären läßt, daß sie ihn zu verschiedenen Jahreszeiten gesehen haben und daß er, je nach den Jahreszeiten, denselben Bedingungen unterworfen sei, welchen der Jang-Tse-Kjang unterliegt; denn die Bemerkungen stammen aus gleicher Jahreszeit; allein die Einen sprechen vom SO.-Gebiete, die Andern von der W.-Seite. Barrow, der die SO.-Ecke kennen lernte, sah nur flaches Morastland, schlammiges Wasser, öde Ufer und Sandbänke, ohne alle Menschenwohnung, mit Schilf und Rohrdickichten bedeckt, eine langweilige Einöde; sein Reisegefährte Staunton bemerkt nur noch, daß hier und da auf den schlammigen Inseln das Land durch kleine Kanäle in Beete getheilt war, in welchen Mastungen der ihnen zugehörigen Fischschwärme gebildet waren. Schiffe können an diesen seichten Ufern nicht landen, auch Böte nicht: nur auf Flößen können die Fischer hinangelangen, auf welchen sie, nach chinesischer Weise, Gemüsegärten oder Gemüsekasten angelegt haben, indem die Boden-Beete der Inseln einen großen Theil des Jahres hindurch unter Wasser stehen und keinen Ertrag zu liefern im Stande sind. Daneben berichtet Barrow, daß der See nicht selten von Stürmen bewegt sei, die die Wogen hoch auftreiben und die Schifffahrt auf demselben sehr gefahrvoll machen. Was so von diesen Beiden mitgetheilt ist, das erscheint nur auf augenblicklicher Durchreise theils durch den Augenschein aufgefaßt, theils auf Nachfrage in Erfahrung gebracht, giebt kein genügendes Bild, muß aber doch vorläufig genügen, bis eingehendere Erkenntniß erworben sein wird. Ganz anders haben Andere das NW.-Ende des Sees gefunden: hier treten von W. her Höhenvorsprünge in das Wasser hinein und theilen es in mehrere Arme; die Ufer bieten einen malerischen Anblick, doch treten auch schon Flachinseln auf, wie sie im SO.-Ende des Sees vorherrschend gefunden sind. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Inseln mehr und mehr wachsen, da in die Bodenvertiefung, welche bisher der See ausfüllt, von NW. der Kjang, von S. her der Kja-Kjang und der Kin-Kjang sich ergießen, die an der S.-Seite bereits ein umfangreiches Delta gebildet haben, welches im Laufe der Zeit immer weiter in den See hinein wachsen wird, über dessen Tiefe keine Angaben vorliegen. Was Barrow und Staunton beschrieben haben, ist offenbar schon ein Delta-Ansatz gewesen. — Der Tai trägt, bei einer Ausdehnung von 6 M. von W. nach O. und von 7 M. von N. nach S. etwa 70 Inseln, und hat mehr als hundert in ihn mündende Kanäle und Gewässer; unter den Inseln treten zwei durch ihren Umfang vor den übrigen hervor: Si-Tung-Ting-Schan und Jung-Tung-Ting-Schan, etwa 3 M. von W. gegen O. von einander entfernt, jede etwa 3 M. im Umfange und mit etwa einer halben Million Bewohner. Auf dem See wird lebhafter Schifffahrts-Verkehr und Fischerei betrieben; die Uferlandschaft ist mit Anpflanzungen von Maulbeerbäumen für Seidenzucht bedeckt.

Delta-Bildung, wie sie hier am Po-Jang, wie sie im untern Gebiete der beiden großen Ströme in großartigster Ausdehnung zwischen den beiden Mündungen, 32°—34° n. Br., 137°—138° ö. L. auftritt, wo sich das Gewässer selbst Riegel vorwirft, die sein rasches Vorschießen in das Meer hindern, wo es sich aus eignem Getriebe in vielfache Rinnen zu einem mannichfaltig verflochtenen Netz von Wasserstraßen zerlegt und verknotet, zeigt dem Menschen, wie er das Gewässer in seinem Dienste verwenden kann; sie giebt eine natürliche, selbstverständliche Anleitung zum Kanalbau. Es wäre

ein Wunder, oder es zeugte von der geistigen Schwachheit der chinesischen Menschheit, wenn nicht im unmittelbaren Delta-Tieflande und über dasselbe hinaus in dem übrigen, an Wasserarmen reichen Tieflande **Kanäle** angelegt wären.

Es ist nun aber in der That das Netz derselben ein ganz ungemein umfangreiches und verflochtenes. Vor allen aber tritt uns hier der **Kaiserkanal** entgegen, der zunächst auf binnenländischem Wasserwege die beiden Hauptstädte des Reichs, Pe-King und Nan-King verbindet, gegen S. hin aber dann seine Fortsetzung noch zwei Grad weiter erhalten hat, und somit vom 30°—40° n. Br. reicht, also eine Strecke von 150 geogr. M. durchzieht. Es haben ja auch andere Länder ihre großartigen Kanal-Geflechte: die Niederlande mit Frankreich, Rußland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, allein der chinesische Kaiserkanal hat das besonders Eigenthümliche, daß er nicht sowohl einen Fluß zum andern bringen oder eine Verbindung eines Flusses mit dem Meere bewerkstelligen, als vielmehr, daß er, unter Umgehung des Meerweges, mitten durch das große Fruchtgelände hin, eine unmittelbare Straße zu dem Sitze der Reichs-Regierung bilden soll und dabei nicht etwa die Quellarme der Flüsse unter einander verbindet, sondern in nicht weiter Ferne von den Flußmündungen quer durch dieselben hindurchsetzt und sie in ihrem untersten Lauf auf eine Schnur zieht.

Diese große künstliche Wasserrinne, die wie andere derartige, an gehörigen Orten durch Schleusen in Abtheilungen gebracht ist, hat aber auch das Besondere, daß sie nicht mit stillstehendem Wasser gefüllt ist, welches nur bei Eröffnung der Schleusen in einige Bewegung geriethe, sondern es findet in ihr eine Strömung Statt: das Gefälle oft 8—12 Fuß auf die M. (Nach Ritter führt der aus dem Gebirge von Schan-Tong herabkommende Fluß Wen-Ho unter 36° n. Br. dem Kaiserkanal die nöthige Wasserfülle zu: hier ist die Wasserscheide, von welcher die Strömung nach N. und S. sich theilt.) Dabei trägt der Kanal kein so starres, steifes Gepräge, wie es sonst künstlichen Wasserstraßen eigen ist, sondern er richtet sich nach der Natur des Landes, windet sich vielfach, nimmt in verschiedenen Strecken eine verschiedene Breite ein, bald von 200 Fuß, bald von 1000 Fuß; bald ist er tief in Berge eingeschnitten, denn er führt an der bergigen Halbinsel Schan-Tong entlang; bald läuft er, von Granitquadern eingefaßt, auf einem Damme über Seen und Moräste in außerordentlicher Erstreckung hin. Eine Fahrt auf demselben ist durchaus nicht mit Langeweile verknüpft, denn sie bietet eine große Abwechslung und viele Augenweide: zahllose Brücken und Schleusen, schön bebaute liebliche Gefilde, viele große Städte, lebhaften Schifffahrts-Verkehr, schwimmende Dörfer und Fischer-Flöße.

Die Chinesen nennen diese großartige Wasserrinne am seltensten **Ju-Ho**, d. h. Kaiser-Fluß; gewöhnlichere Bezeichnungen sind: **Jün-Ho**, Beförderungs-Fluß, oder **Jün-Ljang-Ho**, Waarenbeförderungs-Fluß oder, vielleicht die amtliche, **Thsao-Ho**, der Abgaben-Beförderungs-Fluß. Ueber diese letztere Bezeichnung wird aus dem Abschnitt, der von dem Steuerwesen in China handelt, das Nöthige erhellen.

Für die Chinesen, wie sie nun einmal verfaßt sind, und wie das Meer im Osten ihrer Küste nun einmal ihrem Verkehr zwischen dem N. und S. ihres Reiches Schwierigkeiten in den Weg setzt, ist dieser Kanal von größter Bedeutung: er verbindet gefahrlos den kornarmen Norden und die in demselben gelegene volkreiche Hauptstadt des Reiches mit dem von Reis strotzenden Delta; der Reichsordnung gemäß dürfen Chinesen nur Schiffe bauen, die wenig seetüchtig sind; ihr Meer ist von bösen Wirbelwinden heimgesucht, zugleich voll Untiefen: ohne diesen Kanal wäre die Verbindung des S. mit dem N. eine sehr unsichere, während sie durch das Vorhandensein desselben eine sowohl gegen Wind und Wetter und See-Gefahr, als auch gegen Menschen, seien es eingeborene oder fremde Seeräuber, seien es auswärtige Reichsfeinde, durchaus gesicherte ist, so lange die chinesische Regierung die Hauptthore des Kanals am Jang-Tse-Kjang, Hoang-Ho und Pe-Ho zu behaupten weiß.

Es hat freilich dieses Kanal-Wesen auch sein Nachtheiliges: die Chinesen sind darüber nie ordentliche Seefahrer geworden und haben sich in einer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt halten können, die zu großer Einseitigkeit in der Entwicklung geführt hat

Zunächst zwar verbindet der Kaiserkanal nur den Norden und Süden des Ost-Gestades, allein vermittelst der weiteren Flüsse und der nöthigen Nachhülfe verbindet er den S. des Reichs von Kanton her mit der Reichs-Hauptstadt auf einem Binnen-Wasserwege, der keinen Zufälligkeiten ausgesetzt ist, und nur eine einzige, nicht sehr lange Unterbrechung am Mei-Ling-Paß (S. 155) erleidet, wo eine Landübertragungs-Strecke eintritt.

Klima. Mit einer geringen Ausnahme im S. liegt ganz China in der gemäßigten Zone; allein zum größeren Theile in dem subtropischen Gebiete, während der südlichste Theil, das Gebiet im S. des Nan-Ling, den Tropen selbst angehört. Bei Gleichmäßigkeit des Bodens würde sich für das gesammte Land eine Gleichmäßigkeit der Witterung, ein stehendes Klima herausbilden; allein im westlichen Hochlande liegen natürlich für die Gestaltung der Witterungs-Verhältnisse ganz andere, maaßgebende Bedingungen vor, als im Tieflande. Wie viel Kälte, wie viel Wärme im Hochlande auftritt, ist uns ganz unbekannt; denn die Chinesen haben sich bisher mit eingehenden Witterungs-Beobachtungen noch nicht eingelassen, sondern machen nur Anmerkung von ungewöhnlichen Erscheinungen, wie sie hin und wieder auftreten: Zu Kai-Fung-Fu, 35° n. Br., ist im Jahre 115 v. Ch. 5 Fuß hoher Schnee gefallen, und im Jahre 141 n. Ch. zu Nan-King, 30° n. Br., 3 Fuß hoher; am 8. Februar 1836 fiel selbst zu Kanton, 23° n. Br., Schnee, wie es im Jahre 1790 auch vorgekommen war.

Die meteorologischen Beobachtungen, welche angestellt sind und deren Ergebniß veröffentlicht ist, rühren von Europäern her, die an bestimmten Plätzen längeren Aufenthalt haben nehmen können, von der russischen Gesandtschaft in Pe-King, von Engländern aus den Freihäfen; sie stammen also sämmtlich aus dem Küstengebiete, das unter dem Einflusse des Meeres und seiner Witterungs-Gestaltung steht; nur bei Pe-King wird vom nordwärts gelegenen Hochlande Hinter-Asiens ein eigenthümlicher Einfluß geübt werden können. Dabei ist zunächst zu bemerken, daß die Küste Chinas um 1° R. hinter der Wärme zurücksteht, welche ordentlicher Weise in den verschiedenen Breiten sonst auftritt. Der Grund wird in dem Umstande zu suchen sein, daß vom November bis März W.- und N.-Winde vorherrschen, welche aus schneereichen Gebieten kommen, und vom März bis November S.- und O.-Winde, die vom Meere her Kühlung bringen.

Für Pe-King, 40° n. Br., ergiebt sich der jährliche mittlere Stand der Wärme auf 9—10° R., jedoch so, daß zwischen höchstem und niedrigstem Wärmegrad ein Unterschied von etwa 40° sich ergiebt, und daß einerseits zur Sommerzeit das Thermometer gelegentlich auf 28° steigt, andrerseits zur Winterzeit auf 10—11° R. unter Null hinabsinkt. Diese Angaben sind aus neueren Beobachtungen erwachsen; Beobachtungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die sich über sechs Jahre erstrecken, geben einen größern höchsten wie niedrigsten Stand an: hinauf bis zu 30, 33, 34½° R., hinab bis 12, 12¼ und 12½° R. unter Null.

Angestellte Beobachtungen ergaben eine mittlere Wärme:

	Winter	Frühling	Sommer	Herbst	des Jahres
1847	-1^0_{21}	$+10^0_{76}$	$+20^0_{15}$	$+10^0_{72}$	$+10^0_{10}$
1848	-1^0_{63}	$+10^0_{88}$	$+19^0_{81}$	$+9^0_{76}$	$+9^0_{70}$
1849	-0^0_{62}	$+9^0_{80}$	$+19^0_{77}$	$+9^0_{64}$	$+9^0_{65}$
1850	-2^0_{1}	$+10^0_{3}$	$+19^0$	$+8^0_{8}$	$+9^0$

In Schang-Hai, 34° n. Br., wird die mittlere jährliche Wärme 13—14° R. betragen; dabei aber kommt als höchste Wärme 30—32° R. und als geringste ein Thermometerstand von 2—3½° R. unter dem Gefrierpunkte vor. Im Winter 1845/46 fiel zehn Tage lang Schnee und auf dem Flusse Wu-Song konnten die Engländer Schlittschuh laufen.

Beobachtungen im Laufe eines Jahres ergaben:

1844	mittlere Wärme bei Tage	mittlere Wärme bei Nacht	größte Wärme bei Tage	größte Wärme bei Nacht	geringste Wärme bei Tage	geringste Wärme bei Nacht
Juni	$+ 20^{0}$	15^{0}_{11}	24^{0}_{90}	17^{0}_{34}	17^{0}_{79}	14^{0}_{67}
Juli	$+ 27^{0}_{11}$	19^{0}_{11}	30^{0}_{23}	22^{0}_{23}	20^{0}_{45}	17^{0}_{34}
August	$+ 25^{0}_{34}$	20^{0}	28^{0}_{90}	21^{0}_{79}	23^{0}_{56}	19^{0}_{11}
September	$+ 20^{0}_{90}$	15^{0}_{56}	26^{0}_{23}	20^{0}	16^{0}	13^{0}_{79}
October	$+ 18^{0}_{67}$	12^{0}_{45}	23^{0}_{56}	15^{0}_{56}	12^{0}	4^{0}
November	$+ 14^{0}_{67}$	9^{0}_{34}	18^{0}_{23}	12^{0}_{45}	10^{0}_{23}	3^{0}_{56}
December	$+ 7^{0}_{56}$	1^{0}_{79}	14^{0}_{23}	7^{0}_{56}	1^{0}_{34}	$- 2^{0}_{67}$
1845						
Januar	$+ 5^{0}_{79}$	1^{0}_{79}	12^{0}_{45}	5^{0}_{79}	0^{0}_{90}	$- 3^{0}_{56}$
Februar	$+ 5^{0}_{79}$	2^{0}_{23}	13^{0}_{34}	6^{0}_{67}	1^{0}_{79}	$- 0^{0}_{90}$
März	$+ 9^{0}_{34}$	4^{0}_{90}	21^{0}_{23}	14^{0}_{23}	4^{0}	0^{0}
April	$+ 14^{0}_{23}$	8^{0}_{45}	19^{0}_{11}	14^{0}_{67}	6^{0}_{56}	4^{0}
Mai	$+ 17^{0}_{34}$	12^{0}_{45}	24^{0}_{45}	16^{0}	12^{0}	8^{0}_{45}

Ganz ähnlich stellten sich die Beobachtungen in Ning-Po, 30° n. Br., heraus. — In Fu-Tschëu-Fu, 26° n. Br., ist der höchste Wärmestand ungefähr derselbe mit den beiden zuletzt genannten Hafenstädten, allein der niedrigste bleibt doch um 5—6° R. oberhalb des Gefrierpunktes, während zu Emoi, 24° n. Br., das Thermometer im Laufe des Jahres zwischen 28° und 3½° R. schwankt. — Im Thee-Gebiete des Nan-Ling, an dessen nördlichen Ketten oder Gruppen, 29° n. Br., fällt viel Schnee, und es friert selbst in den Häusern Eis, und auch in dem durch das Gebirge gegen die N.-Winde geschützten Küstengebiete zwischen 24° und 28° n. Br. gefrieren im December und Januar Flüsse und kann reichlicher Schnee fallen, wie er denn im Jahre 1815 bis zu 33 und 49 Zoll vorgekommen ist. — In Kanton beträgt die mittlere jährliche Wärme etwa 17° R., in Macao 18° R.; dabei treten 23½° R. als höchste Wärme und 9° R. als niedrigste auf.

Angestellte Beobachtungen ergaben mittlere Wärme:

	Winter	Frühling	Sommer	Herbst	des Jahres
1829	$+ 10^{0}_{33}$	$+ 17^{0}_{37}$	$+ 22^{0}_{94}$	$+ 18^{0}_{49}$	$+ 17^{0}_{28}$
1830	$+ 11^{0}_{57}$	$+ 17^{0}_{26}$	$+ 22^{0}_{15}$	$+ 17^{0}_{95}$	$+ 17^{0}_{23}$
1831	$+ 9^{0}_{86}$	$+ 17^{0}_{91}$	$+ 22^{0}_{57}$	$+ 17^{0}_{59}$	$+ 16^{0}_{98}$

Die Monsuhne machen sich, wenn auch nicht so lebhaft ausgeprägt, als im Indischen Ozean, doch im chinesischen Meere und bis über den Küstenstrich hinaus geltend. Eine besondere Erscheinung von großer Verderblichkeit sind aber auf diesem Meere die furchtbaren Stürme, welche zwischen Juli und September auf demselben, aber nicht über den Wendekreis hinaus, wüthend auftreten, von den Chinesen Tai-Fung d. h. Starker Wind, und von Europäern durch Wortverderbung Taifun, nach englischer Schreibart Typhoons genannt.

Pflanzenwelt. Giebt es in China ein tropisches Gebiet, so wird es in diesem auch wohl eine tropische Pflanzenwelt geben; sie findet sich in dem Küsten-Gebiete, das durch den Nan-Ling nach N. hin begrenzt ist, mit Palmen, Zuckerrohr, Bananen, Bataten, Jam und andern den Tropen angehörigen Gewächsen, jedoch zeigt sich die eigenthümliche Erscheinung, daß hier das Veilchen im Schatten der Melostoma blüht, Bambu und Nadelhölzer durch einander hinwachsen, Pinien und Eichen im Walde neben einander stehen und Kartoffeln und Zuckerrohr auf demselben Felde gezogen werden. Aber schon der Nordabhang des Nan-Ling kennt von derartigen Pflanzen nichts mehr, sondern trägt Kastanien, Hagebuchen, Pappeln, Nadelhölzer: Gewächse, die sich schon mit Kälte abfinden können. Zwischen dem Nan-Ling und dem Hoang-Ho, 25°—35° n. Br., im Tieflande gedeihen Reis, Baumwolle, Orangen, Zitronen, auch wohl noch Zuckerrohr; der Granatbaum, der Maulbeerbaum, der Kampherbaum,

Wein, Nüsse, Kastanien, Pfirsiche, Aprikosen, Bambu, Pinien. Wald findet sich hier wenig, dagegen vielerlei niedriges Buschwerk; die Blumen sind nicht sehr groß, tragen aber reiche dunkle Farben, und das Buschwerk erzeugt zahlreiche Beeren von den mannichfaltigsten Farben. Einer eingehenden Kenntniß der Pflanzenwelt dürfen wir uns jedoch keineswegs rühmen; es ist den Europäern dazu bisher noch nicht die gehörige Gelegenheit zu Statten gekommen: am allerwenigsten oder gar nichts Rechtes wissen wir aus dem Hochlande, und auch was wir vom Nan-Ling wissen, beruht nur auf Untersuchungen, die an bestimmten Strecken desselben haben angestellt werden können. Aber so wenig umfangreich, so sehr beschränkt, als unsre Kenntnißnahme von der Pflanzenwelt Chinas bisher gewesen ist, hat sie uns doch schon eine Anzahl dem chinesischen Boden ganz eigenthümlicher Pflanzen zur Kenntniß gebracht. Vor allen hat der Thee hier seine eigentliche und bisher auch noch so ziemlich seine ausschließliche Heimath, eben so die Euphorbia Litschi, ein Baum von der Größe einer Eiche mit einer traubenförmigen Frucht, die aus pflaumengroßen Körpern besteht, und als Obst genossen wird; sodann die gelbe Baumwolle; von Zierpflanzen die Hortensia, die Aster, die Päonie und sehr viele andere, zu uns herüber verpflanzte und noch nicht herüberversetzte. Neben den eigenthümlichen Pflanzen, sehen wir nur auf die Nutzpflanzen, wissen wir mit Sicherheit von europäischem Obst und Gemüse, daß es sich sammt und sonders in China vorfindet.

Es ist nur Eines zu bemerken und überhaupt für richtige Beurtheilung Chinas festzuhalten, daß die Chinesen ein Nützlichkeitsvolk sind, daß sie aber in Betreff der Nützlichkeit der Pflanzenwelt eine einseitige und beschränkte Auffassung hegen, indem sie, nach der ganzen ihnen eigenthümlichen Lebensanschauung, das zeitliche Fortkommen als Lebensaufgabe betrachtend, und vielleicht auch von Lebensnoth getrieben, den Nutzpflanzen hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, ihre Aufmerksamkeit und Pflege zuwenden, und dabei so verblendet werden können, daß sie das Nutzholz beseitigen, um Nutzgräser zu ziehen und dadurch ihr Land von Waldung kahl machen und sich wegen Nutzholzes in Verlegenheit setzen.

Thierwelt. So weit der Boden Chinas von der bearbeitenden, hegenden und pflegenden Hand seiner Bewohner der Herrschaft des Menschen unterthan geworden ist, kann von einem Vorhandensein eigentlicher wilder Thiere, sei es raubender, sei es harmloser, wenig oder gar nicht mehr die Rede sein; was nicht erlegen und ausgerottet ist, das hat sich in das Hochland des Westens und etwa in den Abfall des N.-Hochlandes flüchten müssen; kleinere Nachtthiere, nebst einer Anzahl Hirsche, Rehe, Eber und Hasen haben sich behaupten können und behaupten sich noch der Jägerei gegenüber; aber weder unter diesen, noch unter den gezähmten giebt es, das dem weiten Lande eigenthümlich wäre; auch besonderem Geflügel, das sich nicht auch anderswo fände, begegnen wir in China nicht; wir treffen überhaupt im Lande fast nur verwandte Arten weitverbreiteter Familien. Als eigentlich einheimisches Thier, das von dort aus seinen Weg in andre Länder gewiesen bekommen hat, läßt sich wohl nur die Seidenraupe bezeichnen, und neben dieser das nicht weiter versiedelte weiße Wachs-Insekt, Cicada limbata, welches das Mark des Ligustrum lucidum zu Wachs verarbeitet. Wie das Thierreich von den Chinesen in Dienst und Benutzung genommen wird, davon wird später noch die Rede sein; hier wollen wir nur als am Platze erwähnen, daß eine Fülle schöner Schmetterlinge und Käfer, die im Lande zu Hause sind, nach der Hauptstadt und wohl auch nach andern Städten geschickt werden, um als Haarschmuck der Frauen zu dienen.

Bevölkerung. Wer China, so weit es bisher zu betreten gewesen ist, kennen gelernt hat, weiß nicht genugsam seine Verwunderung über die Fülle und Gedrängtheit der Bevölkerung desselben auszudrücken; ist es doch, als ob der feste Boden nicht ausreiche, die Erdgebornen zu fassen: da wimmelts von Menschen zu Land und zu Wasser, auf fester Straße wie auf schwankendem Floße, und Mancher hat nicht einmal den Boden eines Flosses unter seinen Füßen oder zu seinem Nachtlager, sondern führt sein Leben von den Windeln bis zum Sarge auf beweglichem Schiffe, daß der Unter-

schied von beweglichem und unbeweglichem Eigenthum aufgehoben wird und beiderlei Habe unter einen und denselben Begriff zusammenfällt. Es wird nun wohl nicht allenthalben im Lande so dicht mit der Bevölkerung stehen, als in den bekannteren Landestheilen, die dem eigentlichen großen Verkehrsboden angehören, welcher überall in der Welt, in London, New-York, Paris, Berlin und Hamburg eine große, stehende Menschenfluthwelle über sich zusammenziehen sieht: anderes Falles wäre die noch so knappe Speisung einer solchen Bevölkerung ohne Zufuhr von Nahrungsstoffen aus anderen Gebieten kaum denkbar; allein, ziehen wir die Zahl der Gesammt-Bevölkerung gegen den Umfang des Bodens in Betracht, so müssen wir doch anerkennen, daß im Allgemeinen die Bevölkerung des Landes eine starke ist.

Die neueste zu unsrer Kenntniß gelangte, im Jahre 1842 vollzogene Volkszählung verzeichnet 414,686,994 Köpfe, ohne die bewaffnete Macht und ohne die Mandschurei; so viel wir annehmen dürfen, als Bewohner sonst des eigentlichen China, wie dessen Bereich oben (S. 154) angegeben worden ist. Demnach kämen auf je Eine Geviert-Meile etwa 5020 Bewohner. Vergleichen wir mit andern Ländern, so finden wir in Belgien für jede Gev.-M. 8582, im Königreich Sachsen 7805, in Modena 5929, im Großherzogthum Hessen 5506, in den Niederlanden 5198, in Nassau 4948, in Groß-Britannien und Ireland 4781, in Baden 4723, in den Thüringischen Gesammt-Staaten 4618, in Toskana 4538; das Verhältniß ist also nicht ein so gar über alle sonst bestehenden hinausgehendes, sondern findet in unserm deutschen Vaterlande, im Binnenlande selbst, seine Wetteiferer; es hat zwar der gesammte Preußische Staat nur 3596 Bewohner auf 1 Gev.-M., allein in der Rheinprovinz kommen 6124 auf dieselbe. Dagegen zählt Frankreich auf 1 Gev.-M. nur 3746, Gesammt-Oesterreich 3003, Hannover 2629, Dänemark 2381, die Türkei 1963 Bewohner.

Wollen wir uns aber einen eingehenderen Begriff von der Dichtigkeit, welche die Bevölkerung in China gewonnen hat, machen, so müssen wir uns danach umsehen, wie viele Leute in dem einen oder in dem andern Landestheile auf 1 Gev.-M. als Bewohner anzuschlagen sind. Dann wird sich finden, daß Kjang-Su 15,840, Ngan-Hwui 13,120, Tsche-Kjang 12,480, Pe-Tschi-Li 8830, Schan-Tong 8260, Ho-Nan 7860, Hu-Pe 7280, Kjang-Si 6000, Fu-Kjan 5170, Schan-Si und Hu-Nan, jedes 4720, Quang-Tong 4510, Kan-Su 3280, Schen-Si 2560, Sz'-Tschuan 2400, Quang-Si 1740, Quei-Tscheu 1540, Jun-Nan 960 Köpfe in runder Zahl auf die Gev.-M. zählt.

Die erste genaue Angabe über die Bevölkerung Chinas betrifft das Jahr 1760. Damals betrug die Zahl derselben 196,837,977 Seelen. Seitdem sind bis zu der Volkszählung vom Jahre 1842, der letzten, deren Ergebniß bekannt gemacht worden ist, 82 Jahre verflossen, und in dem Laufe dieser Jahre hat die Bevölkerungs-Masse bis zu 414,686,994, also um 217,849,017 Seelen zugenommen, das ist um mehr als das Doppelte; genauer, um 110⅔ Procent. Etwas mehr als eine Verdopplung ist in 82 Jahren eingetreten. Wenn ein solches Ergebniß erwachsen soll, so bedarf es jährlich nur einer Vermehrung der Bevölkerung um etwa ⅘ Procent, genauer, um 0,833%. Demzufolge hat China die europäischen Völker im Fortschritt überflügelt, denn zwar hat die jährliche Zunahme der Bevölkerung in Preußen vom Jahre 1817—1828 1,71%, von da bis 1840 1,35% betragen, allein 1846—1855 nur 0,686%, also nur etwas über ⅔%; in England vom Jahre 1821—1831 1,40%, von 1831—1841 1,07%, von 1841—1851 nur 0,23%; in Frankreich von 1821—1831 nur 0,67%, von 1831—1841 nur 0,50%, von 1841—1851 nur 0,44% und von 1851—1856 gar nur 0,14%.

Immerhin kann die Frage aufgeworfen werden, wie denn eine so genaue Angabe über den Stand der Bevölkerung, wie sie in der obigen Zahl vorliegt, aus einem so umfangreichen Reiche beigebracht werden kann. Dieser Frage muß erwiedert werden, daß die chinesische Regierung einen sehr ausgebildeten Sinn für das Fügliche hat, und daß sie, in ihrer patriarchalischen Stellung zur Bevölkerung, es entschieden in ihrem Fuge und Rechte findet, sich darüber zu vergewissern, wie viele Köpfe ihr großer Hausstand denn eigentlich zähle, und als ein zum Ziel treffendes Mittel hat sie, wie wir berichtet werden, die Maßregel getroffen, daß jeder Hausvater verpflichtet ist, ein Namensverzeichniß seiner sämmtlichen Hausgenossen an seiner Hausthür aufzuhängen und, bei Strafe von 50 Stockhieben im Unterlassungsfall, sein Verzeichniß nach jeder in seinem Hausstande in Betreff des Personenstandes vorgehenden Veränderung sofort gehörig zu berichtigen. Unter solchen Umständen ist die Möglichkeit zu einer genauen Volkszählung gegeben, die auch leicht, wenn sie bewerkstelligt werden soll, zu vollziehen ist, indem aller Orten je zehn Häuser unter einem besondern Aufseher als einem Wächter der Gemeinsicherheit stehen.

Jedoch Eines ist bei allen chinesischen Volkszählungen nicht zu übersehen: es giebt im Innern abgeschlossene Stämme einer Urbevölkerung im Besitz eines nicht geringen Bodenumfanges, über

deren Anzahl auch nicht einmal eine irgend zutreffende Ahnung aufkommen kann, weil sie eben durch die chinesische Regierung ganz abgesperrt gehalten wird, und in einer Unabhängigkeit lebt, wie noch bis vor Kurzem ein Theil der Kaukasier gegenüber den Russen.

Nun aber diese großartige Masse von beinahe 415 Millionen Menschen, zehnmal so stark, als die Bevölkerung Deutschlands: besteht sie aus einer einförmigen Masse, Alle Eines Ursprungs? Alle stammverwandt? — Allermeistens ja. Mag sie früher aus einer Mischung mannichfaltiger Familien der Menschheit entstanden sein: jetzt bilden die Chinesen einen eignen Schlag der Menschheit, der sein eigenthümliches Gepräge trägt, das seinen Haupt-Ursprung, den Kern der Familien-Eigenthümlichkeit unverkennbar aufweist, zugleich aber von anderen Gliedern der Familie sich auch unverkennbar unterscheidet, wenn auch nicht sofort zu erkennen und anzugeben sein mag, wo eigentlich genau der Unterschied liegt.

Die Masse, welche ihr eigenthümliches Gepräge zum herrschenden gemacht hat, muß der sogenannten mongolischen Menschen-Familie angehört haben; denn, was als besondere Kennzeichnung dieser Familie auftritt, finden wir, wenn auch in einer Besonderheit, an der chinesischen Bevölkerung im Großen und Ganzen: unbedeutende Stirn, in die Breite vortretende Backenknochen, schräg stehende, mehr geschlitzte, als frei offen stehende Augen, gedrückte Nase, unfeine Lippen, dünner Bart an Oberlippe und Kinn, gänzlicher Mangel des Backenbartes, schwarzes, schlichtes, grobes, glänzendes Haupthaar, gelbweiße Hautfarbe. Woher nun dieses Gepräge stammen mag, ob es das ureinwohnliche, ob es durch Einwanderung über die Gesammtbevölkerung ausgebreitet ist, bleibt noch Frage, mag es wohl für alle Zeitlichkeit bleiben. Eine Mischung verschiedenartiger Menschheits-Stämme hat hier offenbar stattgefunden; das bezeugen auch die geschichtlichen Ueberlieferungen; es kann der Verlauf aber wohl der gewesen sein, daß auf dem Gebiete des leiblichen Elementes die eingewanderten, auf dem Gebiete des geistigen und sittlichen die ursprünglich eingeborne Masse die Herrschaft gewonnen und behauptet hat, denn der mongolischen Erscheinung im Aeußern steht entschieden die Aeußerung des Geistes in Einsilbiger Sprache gegenüber, und es mag dabei zugegangen sein, wie bei den Germanischen Stämme, welche über Pyrenäen und Alpen unter vorhandene ausgebildete Stämmen eingewandert, sich mit diesen verschmolzen haben, nur mit dem Unterschiede, daß in China mehr eine Gegenseitigkeit und beiderseitige Ausgleichung zu Stande gekommen ist.

Das so erwachsene Mischvolk der Chinesen hat von seiner ursprünglichen Eingeborenheit durchaus kein Bewußtsein mehr, sondern kennt sich nur als die echten, rechten Abkömmlinge derjenigen Volksmasse, welche noch etwa zur Zeit Abrahams, 2000 Jahre vor Chr., den NO.-Theil des Reiches inne hatte, und sich im Laufe der Zeit des ganzen Landes zu bemächtigen verstanden hat.

Während sie sich als die „Leute des Reichs der Mitte" oder als die „Leute der Blume der Mitte" (S. 154) bezeichnen, haben sie für die Stämme, welche sich unvermischt erhalten haben und von ihnen als Urbevölkerung geachtet werden, verschiedene Namen, je nach dem Gebiete, in welchem sie ihre Wohnsitze haben. Das große Tiefland hat natürlich verschmelzenden Einfluß geübt und kennt nur „Leute des Reichs der Mitte"; auch der Küstenstrich auswärts des Nan-Ling ist von Chinesen besetzt, wenn die hier hausenden sich auch in mancher Hinsicht von den Bewohnern des Tieflandes unterscheiden; im W des Reiches aber, im Hochgebirgs-Lande scheint die rein erhaltenen Urbevölkerung keinesweges so ganz unbedeutend, weder an Zahl, noch an inwohnender Kraft zu sein.

Was wir von dieser Urbevölkerung bisher haben in Erfahrung bringen können, ist aus chinesischen Quellen geschöpft. Europäer haben von derselben nicht sehr bedeutende Kenntniß nehmen können. Die südwestlichen Stämme, welche sich unvermischt erhalten haben, werden von den Chinesen als Pape bezeichnet, und was Solo benannt wird, scheint dasselbe Bruchstück der Urbevölkerung zu sein. Den Jesuiten zufolge, welche über das von den Pape oder Solo bewohnte Land im Namen der Regierung

Karten aufzunehmen hatten, aber mehr vom Hörensagen, als von eignem Hineinsehen zu reden wissen, sind diese Leute von gutem Körperbau, abgehärteter als die Chinesen; das Erz, das sie in ihrem Boden finden, verstehen sie nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu verarbeiten; neben den Eisen- und Kupferbergwerken tritt das Schmieden auf, und Waffenschmiede möge eine große Anzahl derselben ausmachen. Ihre Kleidung besteht in einer Leinwandweste, kurzen Beinkleidern, Strohhut und Sandalen. Niemand wird sie für Chinesen erkennen, wenn sie ihren Mund zum Reden aufthun, denn was man da zu hören bekommt, ist offenbar eine andre Sprache, als die chinesische: eine an Wortbildung ihr entgegengesetzte; und wie die Sprache eine von der chinesischen verschiedene ist, so ist auch die Schrift bei Beiden je ganz verschieden. Anfänglich wußte man diese Stämme nur dadurch im Zügel zu halten, daß man ihr Gebiet mit Festen umzingelte, deren Besatzungen die Aufgabe erhielten, einen ununterbrochenen Angriffskampf gegen die Bevölkerung des umschlossenen Landesstriches aufrecht zu erhalten. Allein zu gleicher Zeit hat die chinesische Regierung es nicht verschmäht, die Häuptlinge der Bevölkerung für sich zu gewinnen; Begünstigungen, die ihnen zugesagt wurden, bewogen sie, vom Kaiser Einsetzungs-Urkunde und Siegel hinzunehmen: sollten sie doch unter dieser Bedingung bis zu bestimmten, im chinesischen Reiche oder am chinesischen Hofe einen schönen Klang habenden, Würden erhoben werden können. Die Einsetzung mußte vom Kaiser entgegengenommen werden; wenn sie dann diesem Gehorsam gelobt hatten, wurden sie von ihm als Erbfürsten bestätigt. Auf diese Weise blieben sie ihren Unterthanen gegenüber unumschränkte Herren, ohne dabei den kaiserlichen Statthaltern in ihrer Umgebung unterworfen zu sein.

Die weiter gegen W. hausenden rein erhaltenen Stämme werden unter dem Namen Miao-Tsëu oder Miao-Tse oder Miao zusammengefaßt. Ein Theil derselben ist unmittelbar oder doch mittelbar der chinesischen Regierung unterthan, ein andrer Theil aber lebt im Umfange großer Gebirgsstöcke in Unabhängigkeit und selbstständigem Gemeinwesen. Die unmittelbar Untergebenen gehören eigentlich schon zu den Chinesen, und tragen nur einen besondern, sie bezeichnenden Kopfputz; die mittelbar Regierten haben als eigene erbliche Oberhäupter Nachkommen älterer kaiserlicher Kriegsbeamten, die bei der Unterwerfung dieser Stämme thätig gewesen sind; jedoch scheint jeder einzelne dieser nur ein beschränktes Gebiet erhalten zu haben, und seine Gerechtsame sind wenigstens dahin beschränkt, daß sie nicht über Leben und Tod verfügen können. Die Freigebliebenen werden von den Chinesen Sing- oder Je-Miao-Tse d. h. wilde Miao genannt. Rings um die größeren oder kleineren Berginseln, die von ihnen besetzt sind, hat die chinesische Regierung an allen Zugängen und Thal-Mündungen Festungen angelegt, um sie, nachdem ihre Unterwerfung zwar mehrfach mit großer Anstrengung in Angriff genommen, aber nicht durchgesetzt worden ist, wenigstens ganz vom Verkehr mit den Chinesen abzuschneiden und das Umland vor ihren Ueberfällen sicher zu stellen. Sie stehen unter Fürsten, welche zu höheren sich als Lehnsleute verhalten und denselben mit Kriegsmacht dienen müssen. Von ihrer Tapferkeit und Freiheitsliebe haben die Chinesen hinlängliche Beweise empfangen. Ob alle Eines Stammes, ob sie verschiedener Herkunft sind, das läßt sich, bei der geringen Kenntniß von ihnen nicht sagen: von der chinesischen ist ihre Sprache ganz verschieden, allein es heißt auch, daß ein Theil der Miao den andern nicht verstehen könne. Wenn der Chinese diese Urbevölkerung als Wilde bezeichnet, so ist damit noch keinesweges ausgemacht, daß sie roh und ungesittet sind: sie haben sich nur nicht die chinesische Gesittung angeeignet, scheinen auch die Chinesen und den Verkehr mit denselben gar nicht so nöthig zu haben, um sich Kleidung, Waffen oder Lebensbedürfnisse zu verschaffen; sie gehen eben so wenig nackt und bloß, als die Chinesen; wie sie den Acker bauen, so weben sie auch Zeuge, und fertigen gute, buntfarbige Teppiche, die ihnen zu Decken dienen; die Kleidung einiger Stämme besteht in einem weiten Rocke und kurzen Beinkleidern; andere sollen ein sackartiges Gewand aus Hanf, mit breiten Aermeln und einem Schlitz am Halse, unter demselben eine bunte Weste tragen, und die Nähte ihres Kleides mit kleinen Muscheln verzieren; bei noch einer andern Abtheilung sollen die

Frauen ihren Kopf eigenthümlich zurecht putzen: sie legen ein einen Schuh langes und halb so breites Bretchen auf den Kopf, umschlingen es auf allen Seiten mit ihrem Haar, und kleben dieses mit Wachs an dasselbe fest; wollen sie diesen Putz neu aufmachen, müssen sie das Wachs am Feuer schmelzen. Sonst wird von diesen Wilden gesagt, daß sie lauter Diebe und Spitzbuben seien; allein auch hier wird man an chinesische Gehässigkeit denken dürfen, denn bei den unterworfenen Miao findet sich von den angedichteten Lastern keine Spur. Bedürfen die Miao der Chinesen nicht, so bedürfen doch die Chinesen der Miao oder der Erzeugnisse ihrer Gebirge, und trotz aller Absperrung sehen sich die chinesischen Holzhändler in die Nothwendigkeit versetzt, vermittelst unterworfener Miao mit den Wilden in Verkehr zu treten, damit sie das Holz aus dem Gebirge derselben gefällt und zugeflößt bekommen, um es am Ausgange der Thäler im Austausch gegen Rinder in Empfang zu nehmen. Es giebt nun noch mancherlei Gerede der Chinesen über die verschiedenen Abtheilungen der Miao, glaubwürdiges und bedenkliches; davon mag manches seinen richtigen Grund haben, anderes aber sieht auch stark nach böser Nachrede aus und erscheint nur als Witzübung auf dem Gebiete der Völkersitten; es hört sich mitunter ganz schnurrig an, aber es ist auch eben nur eine Schnurre, etwas Zerrbildliches, das ohne Bedeutung für uns ist, indem wir das Urbild nicht klar und deutlich erkennen können. Offenbar ist es für Erkenntniß, wie Bildung, gleich wenig austräglich, ob wir z. B. erfahren, daß eine Abtheilung, neben der Betreibung der Viehzucht, sich auch mit Hühner- und Entenzucht abgiebt und dabei aus wohlgenährten Leuten mit kurzen Röcken ohne Krägen besteht; daher lassen wir, wenn auch mit Bedauern über unsere mangelhafte Kenntniß von einer sicherlich nicht verächtlich zu behandelnden Abtheilung der Menschheit, die Miao sein, wie sie einmal sein mögen, bis wir in den Stand gesetzt sein werden, einen tieferen Blick in die unter ihnen bestehenden Verhältnisse zu thun.

Doch ehe wir von den verschiedenen Bestandtheilen der Bevölkerung unsern Blick abwenden, müssen wir noch bemerken, daß neben den Chinesen in den wichtigeren Städten eine Besatzung von Mandschu und Mongolen vorhanden ist, die einen eignen Stadttheil, die sogenannte Tataren-Stadt, inne hat.

Die Chinesen bilden einen sehr kräftigen Menschenschlag, zumal im Vergleich mit andern Asiaten: sie tragen ohne Anstrengung Lasten, unter welchen andere Asiaten zusammenbrechen würden, und zeigen nicht nur eine frische Rührigkeit, wie man sie sonst unter Asiaten vergeblich sucht, sondern auch eine Stetigkeit und Ausdauer, die andern Asiaten ebenfalls abgeht. Zu einem Theile darf man diese größere leibliche Rüstigkeit auf Rechnung der günstigen Witterungs-Verhältnisse setzen, zu einem andern Theile auch der Art anrechnen, wie sie sich kleiden, noch zu einem andern ihrer mäßigen Lebensweise.

Ihre Kleidung behemmt in keiner Weise die freie Bewegung der Glieder und befördert dadurch deren kräftige Entwicklung. Sie ist nach den Jahreszeiten verschieden, auch verschieden nach Stand und Vermögen; allein sie hat nun einmal einen ständigen Zuschnitt und ständige Bestandtheile, ohne irgend wie dem Wechsel der Mode unterworfen zu sein. Der gemeine Mann und der Landmann trägt Jacke und Beinkleid, im Sommer auch wohl bloß das Beinkleid ohne Jacke. Die bessern Stände tragen während des Sommers ein langes, weites Obergewand von Seide oder Leinwand ohne Kragen, mit weiten Aermeln, das, an der rechten Seite übereinander geschlagen, von oben bis unten mit vergoldeten oder, bei Trauer, mit krystallenen Knöpfen zugeknöpft, für gewöhnlich frei herunterhängt, aber, wo es der Anstand und die Sitte verlangt, durch einen seidnen Gürtel zusammengehalten wird, den eine Spange von Achat oder ähnlichem Gestein schließt. An dem Gürtel werden die seidne Fächerscheide mit dem Fächer in derselben, ein gestickter Tabaksbeutel und eine Dose mit Feuerstein und Feuerstahl getragen, zuweilen auch noch ein Messer in einer Scheide und ein Paar Eßstöckchen, wie wir sie nachher kennen lernen werden. Einen besondern Werth legt man darauf, auch eine Taschenuhr zur Schau zu tragen, die in einen gestickten seidnen Beutel eingesackt wird. Unter diesem Obergewande legt man für den Sommer Blu-

derhosen aus Seide oder Baumwolle an, und auf dem Kopfe trägt man kegelförmig zugehende Kappen, die aus Bambu-Gefäde oder Bast oder Spänen gewoben sind, oben auf der Spitze mit einem Knopfe, der den Rang des Trägers anzeigt und von dem über die Oberfläche der Kappe her ein Büschel von karmoisinrother Seide oder rothen Pferdehaaren herunterhängt. Die Landleute bedecken ihren Kopf, im Sommer mit großen schirmartigen Hüten aus gesplittertem Bambu; gegen regnichte Witterung tragen sie einen Mantel oder eigentlich ein Gestell aus Rohricht, an welchem das Wasser herunterläuft. Im Winter zieht man über das Obergewand eine Jacke oder einen Spenser mit weiten Aermeln, der nicht über die Hüften hinabreicht, oft ganz aus Pelzwerk besteht, oft aber auch aus Seidenzeug, das mit Pelzwerk gefüttert ist; um den sonst ungeschützten Nacken legt man einen Kragen von Seide oder Pelz, und über die Pluderhose wird eine enge gezogen; die Kopfbedeckung verwandelt sich in eine filzene mit runder, an die Gestalt des Kopfes sich anschließender Kappe, deren Rand rundum in die Höhe geschlagen wird, und auch der Landmann greift nun zu einer Filzmütze. Sobald die oberste Behörde der Provinz, der Tsong-Tu oder Vice-König, den Winter- oder Sommerwechsel in seiner Kleidung vorgenommen hat, wird dieser Umstand im Amtsblatte bekannt gemacht, und diese Bekanntmachung ist zugleich eine Anweisung für Jedermann in der Provinz, denselben Wechsel eintreten zu lassen. Die Feier- und Staats-Anzüge sind außerordentlich reich und schön: die Farbe des Spensers ist dabei gewöhnlich dunkelblau, das lange Obergewand von heller, heitrer Farbe, und bei großen Staats-Feierlichkeiten ist das Obergewand auch noch möglichst reich und stattlich, in Seide und Gold, mit Drachengestalten und anderem Gebilde bestickt. Die Glieder der neun ersten Ränge tragen bei feierlicher Gelegenheit noch um den Hals bis zum Gürtel hinabhängend eine Schnur von 108 Steinen oder Korallen in der Größe eines Taubeneies. Strümpfe, aus Baumwolle oder Seide gewebt oder gestrickt, werden von Allen getragen, die es leisten können; weniger Wohlhabende nähen sie aus Nanking-Zeug zusammen; allemal aber werden sie nicht in die Gestalt des Beines gebracht, sondern bilden eine Art langen Beutel, der über die Beinkleider hingezogen und unter dem Knie mit farbigem Strumpfband befestigt wird; im Winter werden sie wattirt. Als Fußbedeckung dient im Allgemeinen der Schuh in plumper Gestalt; im Winter tragen Glieder eines bestimmten Ranges Stiefeln von Tuch, Atlas oder Sammet, aber an diesen Stiefeln wie an den Schuhen ganz dieselben plumpen Sohlen, die aus mehreren Lagen von Tuch oder zusammengefilztem Papier und zu unterst aus einer Lage Leder zusammengearbeitet werden und eine dicke Masse bilden, die dennoch das Durchdringen von Flüssigkeit und Feuchtigkeit verhindert; der Rand dieser Sohle wird nicht, wie bei uns, geschwärzt, sondern im geraden Gegentheile geweißt. Der Landmann geht großentheils barfuß; die Lastträger pflegen Sandalen von Stroh anzulegen.

Vom Tragen weißer Wäsche wissen die Chinesen nichts, ein Hemd tragen sie nicht, ebenso wenig wissen sie von Tisch- und Betttüchern. Für ihre Winterkleidung bedienen sie sich alles möglichen Pelzwerks: Schaaf, Katze, Hund, Ziege, Eichhorn, Ratte, Maus haben alle ihren Beitrag zu liefern; die kostbaren Pelze der höheren Stände vererben von Vater auf Sohn und bilden ein nicht unbedeutendes Stück des Nachlasses. Als feinstes Pelzwerk gilt das Fell unausgetragener Lämmer, deren Schafmütter allein zu dem Zwecke durch Aufschlitzung getödtet werden, um die zarte unzeitige Frucht zur Bereitung von Pelzwerk zu gewinnen.

Die **Frauentracht** ist ähnlich wie die der Männer, nur von größerer Länge und Weite, und die Pluderhosen hangen bis auf die Füße hernieder und sind um die Knöchel zusammengezogen; ein Schleier wird nie getragen, aber Augenbrauen, Wange und Lippen werden geschminkt; das Haar wird, je nach dem Geschmack, bei Verheiratheten in allerlei künstliche Gestalten zusammengeordnet, mit Gold- und Silbernadeln, mit Goldplättchen und Perlen, so wie mit natürlichen und künstlichen Blumen aufgeschmückt; die Unverheiratheten haben es in langen Zöpfen herabhangen. Dem gegenüber scheeren die Männer das Haar am Vorder- und Hinter-Kopfe kahl ab, das Haar um den Scheitel wird in einen Zopf zusammengebracht, der lang über den Rücken herabhängt

und so sehr als Bestandtheil eines echten Chinesen angesehen wird, daß, wer kein Haar zu einem langen Zopfe hat, sich einen künstlichen an sein kurzes Haar befestigen läßt. Dieser Zopf ist jedoch keine uralte Kleidungs-Sitte, sondern erst durch das jetzige Herrscherhaus eingeführt und zu einer Nothwendigkeit gemacht worden. Vor dem vierzigsten Lebensjahre einen Schnurrbart, vor dem sechzigsten weiter Bart zu tragen, ist gegen die Sitte. Kein Wunder, wenn der Stand der Barbiere ganz außerordentlich zahlreich in China vertreten ist und zu den wichtigsten gerechnet wird. Ihr Geschäft üben sie aber nicht immer unter Dach und Fach aus; sondern wenn man Männer sieht, die über eine Schulter hin eine Bambustange tragen, an welcher vorn ein Stuhl und hinten ein Wassergefäß mit einem Kohlenbecken darunter hängt, so sind das die Barbiere, die beliebiges Orts, unter freiem Himmel, ihre Kunden bedienen wollen, und zu dem Zwecke den Stuhl mit sich führen, zwischen dessen Beinen Schubladen zur Aufnahme der Messer und der Seife angebracht sind.

Der Anstand verlangt, daß Männer wie Frauen die Nägel der linken Hand zu einer möglichst bedeutenden Länge heranwachsen lassen; und bei den vornehmen oder irgend vornehm sein wollenden Ständen erstickt man bei den Mädchen das Wachsthum des Fußes durch Einzwängung, daß er mit dem Schuhe bekleidet wie eine Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gange seine Fähigkeit verloren hat. Welcher Grille diese unnatürliche Sitte entsprungen ist, wissen wir nicht; möglich daß sie, wie das Wachsenlassen der Nägel, eine über das Arbeiten hinausreichende Vornehmheit anzeigen soll. Ein Schnupftuch trägt der Chinese nicht; entweder schneuzt er sich mit den Fingern oder mit Papier, das er nach der Benutzung sofort wegwirft; wie er aber nie ohne Fächer erscheint, der bei ihm die Stelle unsers Spazierstockes zu vertreten scheint, den man vielfach, ohne eigentliche Benutzung nur in der Hand trägt, um etwas in der Hand zu haben, so erscheint er auch selten ohne ein porzellanenes oder krystallenes oder aus feinem Glase gearbeitetes Schnupftabaks-Fläschchen von etwa zwei Zoll Länge, mit einem kleinen daran befestigten Löffel, mit welchem er den Tabak in die linke Hand, an das untere Glied des Daumens bringt, um ihn von da aufzuschnauben.

Die Wohnungen der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen, in den großen Häfen leben Viele ganz und gar auf Schiffen, und wie ein größeres Schiff sein kleineres Nebenschiff führt, sei es am Verdeck befestigt, oder werde es vom Hauptschiffe an Seil oder Kette nachgezogen, so haben diese Schiffshäusler im Gefolge ihres Wohnschiffes ein andres oder zwei andre daneben, wovon das eine als Schweinestall, das andre als kleiner Gemüsegarten Dienste leistet. Besser schon wohnen Diejenigen, die ihre Behausung auf festgelegten Flößen genommen haben: in Stein können sie da freilich nicht bauen, allein mit Holz läßt sich auch schon etwas ausrichten. Betreten wir das Land, so werden wir, je nach dem Gebiete, je nach dem Vermögensumständen der Bewohner Hütten aus Zweiggeflecht, Blockhäuser, Wohngebäude aus Backstein finden, größere, kleinere, ansehnliche, unansehnlichere.

Sehen wir uns nun aber nach den Wohnungen der bessern Stände in den Städten um, die uns das Gepräge aufweisen können, das der Chinese, wenn es ihm seine Umstände erlauben, seiner Wohnung aufdrücken würde, so finden wir zuvörderst, daß der Chinese, und das hängt mit seinem Aberglauben zusammen, von welchem noch die Rede sein wird, nicht in die Höhe, sondern vor Allem in die Breite und Weite baut. So ein Haus, von Außen angesehen, trägt ganz das Gepräge, welches uns sonst im Morgenlande in's Auge fällt und sich auch in den Trümmergebäuden Pompeji's ausspricht. Es erhebt sich die Masse zu einer todten Mauer, die weder Aussicht, noch Einblick gewährt. An allen bedeutenden Häusern zeigen sich drei Eingänge: in der Mitte eine große Flügelthür, an beiden Seiten derselben eine gewöhnliche Thür. Durch diese letzteren können wir allezeit eintreten, die mittlere wird nur zum Empfange ausgezeichneter Gäste geöffnet; andere Häuser haben an Einem Eingange genug. Bei dem Eintritte kann man bemerken, daß das Gebäude im Viereck um einen Hof in der Mitte aufgeführt ist, und daß alle Erleuchtung von diesem Hofe aus in die Gemächer gelangt. Das nächste Zimmer am Eingange ist zur Aufnahme von Besuchen und zum

Eßzimmer bestimmt; weiter hineinwärts sind die Gemächer für das weniger öffentliche Leben, deren Zugänge durch baumwollene oder seidene Vorhänge geschlossen sind, angelegt. Bei Häusern Vornehmerer hangen an den Seiten walzenförmig gestaltete Leuchten, auf welchen Namen und Titel des Hausbewohners so angebracht sind, daß sie sowohl bei Tage, als nach Anzündung der Leuchte zu lesen sind. Zunächst führt bei diesen Wohnungen der Eingang unter eine Vorhalle, unter welcher der Tragsessel des Hausherrn steht mit rothen lackirten Tafeln umgeben, welche in goldnen Schriftzügen die vollen Titel und Würden des Hausherrn kundgeben. Gegenüber dieser Vorhalle, in den Wohnungen des Mittelstandes sofort am Eingange, findet sich eine Halle, die an der Hinterwand rechts und links einen weitern Eingang in das Innere des Hauses zeigt. Dies ist die Vorhalle der Ahnen; dort hangen die Stammtafeln des Hausstandes und hier brennt Weihrauch, stehen auf Tischchen Schälchen mit gemachtem Thee, Schüsselchen mit gesottenem Reis; die beiden Ausgänge rechts und links führen im vornehmen Hause auf einen zweiten unbedeckten Vorhof, in den andern auf den Hof, um welchen her die Zimmer liegen. In Städten, wo der Raum in die Breite und Weite kostbarer ist, baut man dem Erdgeschoß noch einen zweiten Stock auf, aber höher geht man nicht aus Furcht vor bösen Geistern, die in der Luft ihr Wesen haben. In den Städten sind die Häuser fast durchgehends so eng auf einander gebaut, daß die Straßen nur 9—12 Fuß Breite haben, für Fuhrwerk gar nicht berechnet sind; jede Straße hat an ihren Ausgängen Thore, welche Abends geschlossen werden.

Von vielem Hausrath in seinen Zimmern weiß der Chinese nichts; aber, im Unterschied von andern Asiaten, ist er es gewohnt, auf Stühlen zu sitzen. Während wir also in andern asiatischen Ländern ziemlich kahle Gemächer mit bloß unbeweglichen Lotterbetten längs der Wände finden, treffen wir hier den beweglichen Stuhl, der dazu geeignet ist, die Einförmigkeit zu brechen, und auf eine größere Beweglichkeit hinweist. Als Schmuck dienen seidene, hörnerne und andre mit karmoisin-rothen Quasten gezierte Leuchten, und im Vaterlande des Porzellans kann es natürlich an allerlei Zimmerverzierung aus diesem Stoffe nicht fehlen. Die Betten, im Winter von seidenen oder baumwollnen Vorhängen, im Sommer von einem schönen Moskito-Netz umschlossen, sind im Allgemeinen sehr einfach: zwei oder drei Breter, über Böcke gelegt, und mit einer Matte überdeckt, machen das Bett an und für sich aus; drei oder vier Bambu-Stecken gehören noch dazu, um das Moskito-Netz anbringen zu können.

Die Gestaltung des häuslichen Lebens beruht auf der von den Chinesen durchgängig anerkannten Geltung patriarchalischer Ordnung in den Lebensverhältnissen. Der Hausvater ist im vollsten Sinn des Wortes Hausherr, mit unumschränkter Gewalt über alle Glieder seiner Familie bekleidet; ihm gegenüber sind alle ohne Selbstständigkeit, alle in Unmündigkeit, die Söhne mögen Kinder oder Männer oder vielleicht auch schon Greise, unverheirathet oder verheirathet sein, eignes Geschäft und selbstständigen Erwerb haben: der Sohn, der schon selbst Vater, vielleicht Großvater ist, ist der Willkühr seines Vaters in gleicher Weise mit seinen Kindern und Enkeln unterworfen und der strengsten Zucht unterthan. Mag das Leben sich auch in manchen Fällen etwas anders gestalten, als die Vorschriften für dasselbe lauten; im Allgemeinen jedoch gelten die Grundzüge der Lebensauffassung, welchen jene Vorschrift die Herrschaft verschaffen und erhalten sollen. Was für eine Stellung im bürgerlichen Leben ein Mann, dessen Vater noch lebt, einnehmen mag, ein wie hoher Beamter, angesehener Würdenträger er geworden ist: er gehört doch noch dem Vater; und das Recht der väterlichen Gewalt, wie es dem Vater zugesteht, mit seinem Vermögen, sei es erworben, sei es ererbt, bei Lebzeiten, wie durch letztliche Verfügung unbeschränkt zu schalten und zu walten, geht so weit, daß er auch über des Sohnes Eigenthum verfügen und es nach Willkühr verwenden kann, daß dabei der Sohn für alle Schulden, die der Vater auch aus Vergeudung anhäuft, nur nicht für Spielschulden, zu haften hat, ja, es steht dem Vater nicht nur zu, den erwachsenen, verheiratheten, schon

als Vater oder Großvater dastehenden Sohn zu züchtigen, sondern auch seine Kinder nach Belieben zu verkaufen. Natürlich darf ein Sohn nicht ohne Einwilligung des Vaters heirathen; und wird die Schwiegertochter später mißliebig, so muß der Sohn, wenn der Vater es befiehlt, seine Frau verstoßen, auch wenn er sie liebt.

Theilt die Mutter auch nicht die Gewalt, die dem Vater beigelegt ist, so muß sie dennoch von Seiten der Kinder auf das Höflichste und Ehrerbietigste behandelt und in keine Weise darf sie hinter dem Vater zurückgesetzt werden; wird sie Witwe, und der Sohn tritt das Regiment an, so bleiben die Vorschriften der Ehrerbietung bis an ihren Tod für den Sohn in Geltung, und ihr Unterhalt zu geben, ist seine Pflicht. Die Hausmütter, welche Söhne haben, sind denn die einzigen im chinesischen Volksleben geachteten Frauen; sonst wird das weibliche Geschlecht in tiefer Mißachtung gehalten, und die Geburt einer Tochter für ein Unglück geschätzt; während auf die Ausbildung des Sohnes alles Mögliche verwendet wird, werden die Töchter fast gänzlich vernachlässigt und wie Stehimwege behandelt. Im genauesten Zusammenhang damit steht die Kinderaussetzung und der Kindermord, der sich nur auf eben geborne Mädchen in den untern, vielleicht auch den mittleren Ständen erstreckt, über deren Umfang aber auch noch nichts Klares und Bestimmtes vorliegt, denn wenn die Einen, die Land und Volk in China zu kennen meinen, uns berichten, daß Hunderte, wo nicht Tausende von neugeborenen Mädchen wöchentlich als Opfer fallen, sind Andere der Ansicht, daß wenigstens in Betreff des Kindermordes eine bedeutende Uebertreibung stattfinde und die Findlingshäuser ziemlich ausreichen, einen dem Bedürfniß entsprechenden Ausweg zu treffen. Zur richtigen Würdigung des Greuels darf auch nur nie übersehen werden, daß die Reichsordnung den Eltern unbedingte Vollmacht zur Verfügung über ihre Kinder zugesteht, die Kinder überhaupt als dingliches, bewegliches Eigenthum angesehen werden, der Mensch erst Persönlichkeit im Kreise seiner Hausstands-Genossenschaft wird, wenn er Stammhalter geworden. Was nicht Stammhalter ist, ist eine Null, wenn auch hinter der Eins; die Mädchen aber gelten in China als Nullen vor der Eins. Man muß alle Dinge im Lichte der gegebenen Verhältnisse beurtheilen lernen; nur so wird man dazu gelangen können, den Uebelständen an die Wurzel zu greifen.

Die Art und Weise, wie die Kinder des Hauses gestellt sind, übt nicht bloß eine entschiedene Einwirkung auf die Gestaltung des Lebens in den engeren Familienkreisen, sondern, weil sie in allen Familienkreisen dieselbe ist, durchdringt sie mit ihrer Einwirkung das gesammte Volks- und Staatsleben. Kein Wunder, wenn der Chinese im gemeinen und öffentlichen Leben Geschliffenheit, Geschmeidigkeit, Höflichkeit, Gefälligkeit, Ehrerbietigkeit, Unterwürfigkeit zeigt: wie sollte er, nach seiner Gewöhnung von Kindesbeinen an bis in hohe Jahre hinauf, anders können? Allein mit diesem Verhältniß des nachwachsenden Geschlechtes zum weichenden erwächst auch ganz natürlich eine Hinterhaltigkeit, die sich im Allgemeinen so stehend ausspricht, daß im Verkehr von Treu und Glauben nicht viel die Rede sein kann, indem Jedermann auf diesem außer dem Familienkreise liegenden Gebiete gleichsam einzuholen sucht, was ihm an Persönlichkeits-Rechten auf dem Gebiete des von Natur gegebenen Lebenskreises vorenthalten wird.

Die Verheirathung steht, nach Ansicht der Chinesen, unter der Bestimmung einer unwandelbaren Geschicksmacht. Sie findet schon in frühen Lebensjahren des Mannes statt, weil er, um eine Frau zu erhalten, keinen selbstständigen hinlänglichen Erwerb haben muß, indem seine Frau mit ihm in das Hauswesen seiner Eltern, unter gleichem Verhältniß mit ihm eintritt, und weil es einem Hausvater zur Ehre gereicht, eine zahlreiche Nachkommenschaft um sich versammelt zu haben. Vor der Verheirathung haben Bräutigam und Braut sich nicht gekannt; die Sache wird auch ganz allein durch Unterhändler zwischen den beiderseitigen Eltern abgehandelt, und als Hauptbedingung für die Anknüpfung einer Verhandlung gilt Gleichheit in der bürgerlichen Stellung der beiderseitigen Familien. Ehe die Sache aber zum Abschluß kommt, wird noch allerlei Aberglauben in's Spiel gezogen, namentlich Sterndeuterei aus der Stel-

lung der Sterne bei Geburt der beiden in Frage stehenden Personen getrieben. Ist dann, mit großer Vorsicht in Betreff der für glücklich oder unglücklich erachteten Tage, ein für günstig gehaltener ausgewählt, so holt der Bräutigam an demselben unter großer Begleitung die Braut in sein Haus, und hier erst lernt er sie, nachdem er sie entschleiert, von Angesicht zu Angesicht kennen. Etwa einen Monat nach der Hochzeit kehrt die junge Frau auf kürzere Zeit in das älterliche Haus zum Besuche zurück; nach Vollendung desselben ist sie von diesen los und Angehörige des Hauses ihres Mannes. Fortan soll „der Gatte der Himmel der Gattin" sein, sie im Hause wie „der Schatten und das Echo; der Schatten hat keine andre Gestalt, als welche er durch den Körper empfängt, und das Echo spricht nichts, als was man will, daß es sage." Der Gehorsam, welchen die Frau ihrem Manne und zugleich dem Vater und der Mutter desselben schuldig ist, kennt keine Ausnahmen in der Zeit, keine Rücksichten auf Umstände, keine entgegentretenden Schwierigkeiten, keine widerstrebenden Neigungen und Gefühle, erstreckt sich über Alles und übt sich in Allem, was das Leben in der Familie mit sich bringt. Dafür kann aber einer Frau auch kein Verbrechen angerechnet werden, wenn sie ein solches beginge, sondern der Mann ist für sie verantwortlich.

Der Scheidungsgründe erkennt das Gesetz sieben an; Unfruchtbarkeit, Ehebruch, Ungehorsam gegen die Schwiegereltern, Schwatzhaftigkeit, Stehlen, üble Laune und eingewurzelte Schwächen.

Es liegt einem Chinesen alles daran, männliche Nachkommenschaft zu bekommen; daher kommt es, daß sie sich Beiliegerinnen zulegen, wenn die Frau unfruchtbar oder nur mit Töchtern gesegnet ist. Diese Beiliegerinnen, welche nur als Mägde erkauft werden, nehmen eine ganz untergeordnete Stellung ein. Hat ein Mann einen Sohn von seiner Frau, so macht es ihn übelberüchtigt, wenn er auch noch eine Beiliegerin nimmt; sollte er gar mehrere nehmen, so verliert er im Urtheil an Ehrenhaftigkeit und, wie die Gütervertheilung in China einmal sich herausgebildet hat, ist auch nur ein wirklich reicher Mann im Stande, seinen Hausstand auf diese Weise zu erweitern, und ein solcher ist denn auch, als unabhängig in Betreff auskömmliches Bestehens, durch das Urtheil der Mitwelt weniger unbequemt.

Ein Sohn ist dem Vater theils für die Lebenszeit wichtig, indem er durch denselben im Erwerbe unterstützt wird, theils aber auch für den Fall des Todes, weil sonst nicht die gehörige L e i c h e n b e s t a t t u n g stattfinden kann, an welcher dem Chinesen viel gelegen ist. Sobald ein Vater oder eine Mutter oder älterer Verwandter verstorben ist, wird der Todesfall allen Zweigen der Familie zu Kunde gebracht. Nachdem die laute Trauerklage neben der Leiche und die feierliche Waschung dieser vollzogen ist, kleidet man die Leiche wie eine lebende Person an, legt sie in einen hölzernen Sarg, dessen Planken vier bis sechs Zoll dick sind, und der luftdicht verschlossen wird. Eine Tafel, mit Namen und Titeln des Verstorbenen beschrieben, wird neben demselben aufgestellt. Nach 21 Tagen erst geht die Bestattung vor sich; die Tafel wird in einer vergoldeten Sänfte oder unter einem Baldachin der Leiche vorangetragen, unter musikalischer Begleitung setzt sich der Zug, zu dem alle Verwandte und Freunde sich in weißen Trauergewändern eingefunden haben, in Bewegung; nach der Bestattung wird die Tafel wieder in das Trauerhaus gebracht, und bei Wohlhabenderen in der gleich im Eingange des Hauses belegenen Halle der Vorfahren aufgehängt, bei Aermeren in irgend einem Theile des Hauses. Die Gräber bestehen, für die Wohlhabenden, aus gemauerten Gewölben auf Gottesäckern außerhalb der Stadt an Höhen; viele Leichen aber werden an solchen Plätzen auf den Boden gestellt und dann mit Erde überworfen. Bei der Bestattung muß Geld, Kleidung und Hausrath, wahrscheinlich zum Gebrauch für den Abgeschiedenen in seinem nunmehrigen Zustande, verbrannt werden, allein man hat die nöthigen Gegenstände aus Goldpapier verfertigt und überliefert sie so der Flamme. Zweimal im Jahre, im Frühling und Herbst, findet eine Todten- oder Gräberfeier statt, bei welcher für die Verstorbenen allerlei Feierlichkeiten begangen, namentlich die Gräber ausgebessert und gereinigt, sodann Opfer gebracht werden

müssen. Die Trauerzeit für Vater oder Mutter soll eigentlich drei Jahre dauern, wird aber gewöhnlich auf 27 Monate beschränkt: aber die drei Jahre müssen vollends verlaufen sein, ehe ein Kind des Trauerhauses eine Heirath vollziehen kann. Die Trauerfarbe ist weiß und aschgrau; statt der vergoldeten Knöpfe (S. 169) werden krystallene oder gläserne getragen; der Knopf, so wie der seidene Behang der Kopfbedeckung wird abgelegt; das Haar bleibt ungeschoren.

Der Nachlaß des verstorbenen Hausvaters gehört den Söhnen gemeinsam, bleibt aber im Gewahrsam des ältesten, der auch doppelten Antheil für sich davon hat; so behält der älteste Sohn eine Ueberbedeutung für seine Brüder; und gewöhnlich leben diese mit ihm in der Weise zusammen, daß sie gemeinsam den Nachlaß benutzen, und in einer Art Gütergemeinschaft leben; eine Maßregel, die in dem dicht bevölkerten Lande den Lebensunterhalt zu erleichtern scheint.

Als Nahrungsmitel dient, wenigstens im S. und O., hauptsächlich der Reis, der, gekocht, dem Chinesen das Brot ersetzt, das er nicht kennt; dagegen vertritt im N. Waizen, Hirse, Hafer, Buchwaizen die Stelle desselben. Als Hauptgemüse neben dem Reis finden wir wenigstens im N. den Pe-Tsä, der, frisch oder gesalzen, weit und breit verschickt wird und mit dem Sellerie oder den weißen Rüben Aehnlichkeit hat; sonst aber kennen und ziehen sie eine Menge Gemüse; theils solche, wie sie auch bei uns zu Hause sind, theils verwandte und ähnliche. Fleisch wird in viel geringerem Maaße als in Europa genossen, es würde auch schwer werden, bei der Dichtigkeit der Bevölkerung hinlängliche Weide für Rindvieh- und Schaafzucht zu finden, wenn das Fleischessen bei den Chinesen besonders im Schwange wäre: es ist aber auch denkbar, daß sie in Folge des Mangels an Weidegrund sich im Genusse des Fleisches beschränken und sich nur an den Genuß solcher Thiere zu halten gelernt haben, welche ohne Weidegrund heranwachsen oder heranzuziehen sind. Schweinefleisch und Geflügel liefert neben dem Reis das Hauptgericht, dazu werden reichlich Fische, die in großer Fülle vorhanden sind, genossen. Es ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß der Buddhismus dem Genuß des Rindfleisches vor Allem entgegen und auch dem Genuß von Rindermilch, Butter und Käse abhold ist. Der reichliche Genuß des Schweinefleisches aber, in Verbindung mit einem Mangel an Sorge für gehörige leibliche Reinlichkeit und an Gebrauch von Leibwäsche wird Ursache, daß die Chinesen an einer Menge Hautkrankheiten zu leiden haben. Ob gespickte Hunde, gebratene Katzen, gesottene Ratten Leckerbissen oder Nothbehelfe sind, mag noch dahin stehen; aber so viel ist gewiß, daß neben andern zu Kauf ausgebotenen Eßwaaren sich auf den Märkten auch gemästete Hunde in Körben, Katzen in Säcken oder weidenen Käfigen ausgestellt finden. Enten, diese Schweine unter dem Geflügel, sind ganz außerordentlich beliebt und werden denn auch in außerordentlicher Menge auf Flüssen und Kanälen gezogen, wo ihre Zucht noch weniger Kosten und Mühe macht, als die Schweinezucht, indem man sie auf eigenthümlichen Schiffen oder Flößen unterbringt und von da aus im Schlamme der Gewässer und Ufer ihre Nahrung finden läßt; auf diesen Zuchtanstalten werden sie, wie Heerden der Nomaden, von einer Stelle des Flusses oder Kanales an die andere befördert, wenn sie abgeweidet haben. Mit dem Brüten brauchen sie sich die Zeit nicht zu verderben, denn die Eier werden auf künstlichem Wege ausgebrütet. Das Entenfleisch kommt aber nicht bloß frisch auf den Markt, sondern die Züchter schlitzen die Enten auf, machen sie platt, salzen sie ein und lassen sie dann an der Luft während der kalten Monate durch den Nordwind dörren. Gesalzenes nimmt überhaupt unter den chinesischen Speisen eine große Bedeutung ein; ein Umstand, der der Regierung gut zu Statten kommt, die von dem Salze eine bedeutende Steuer erhebt. Wie Schweine-, wie Entenfleisch, wie Pe-Tsä in gesalzenem Zustande in die Küche gelangt, eben so der größte Theil der Fische, nicht bloß, weil sie sonst nicht länger aufzubewahren wären, sondern auch weil die Chinesen gesalzene, von der Luft getrocknete, ein wenig in Geruch übergegangene Fische als Leckerbissen achten und daher auch ganz besondre Freunde von Stockfisch, Laberdan, Klippfisch sind. Einem solchen Geschmacke würde auch ganz besonders das Wild, wenn es seinen An-

geschmack gewonnen hat, zusagen, aber wo soll das Wild in einem Lande herkommen, wo jeder Fleck Bodens mit Reis besäet, und die unangebautere Gebirgswelt etwas weit im Hintergrunde gelegen ist?

Wie anderswo, so streckt man sich auch in China nach der Decke: der geringe Mann, der Mittelstand läßt sich an nahrsamer Kost genügen, deren Kosten aus seinem Verdienste bestritten werden können; der höhere Stand kann schon ein Mehres thun und hält das auch für seine Aufgabe, selbst wenn er mehr als ein Mehres, wenn er zu viel thun und darüber Schulden machen sollte: was in den höheren Kreisen auf den Tisch kommt, das erinnert sehr an die Gastereien zur Zeit Roms, als es in Verfall gerathen wollte: es ist aber möglich, daß den Chinesen diese Leckereien nicht so theuer zu stehen kommen, als die Römer die ihrigen bezahlen mußten. Regenwürmer, die dazu gehören, werden sie wohl im Lande hinlänglich vorräthig haben, würden auch dem gemeinen Manne zu Gebote stehen, wenn es sich nicht um ausländische oder doch um eine kostspielige Behandlung handelte; ein Hauptgericht machen die indianischen Vogelnester aus, die in Gestalt von Fadennudeln in Suppen genossen werden; daneben Haifisch-Flossen, Fischmagen, Flechsen von Thieren, Spitzen von Hirschgeweihen, selbst Büffelhäute, zu Gallert versotten. So viel ist gewiß, daß die Kochkunst unter den Chinesen eine solche Stufe erreicht hat, daß sie sich mit europäischer in jeder Hinsicht wird messen können, an Mannichfaltigkeit der benutzten Gegenstände sie aber noch übertreffen wird.

Abweichend vom ganzen übrigen Asien genießt der Chinese seine Mahlzeit auf einem Stuhle sitzend; nur in Gegenwart des Kaisers oder wo er gegenwärtig gedacht wird, muß, nach der Sitte des übrigen Asiens, auf Kissen mit untergeschlagenen Beinen, die Mahlzeit eingenommen werden. Damit ist dem Europäer die Theilnahme an einer chinesischen Tischgesellschaft erleichtert, allein ohne Unbequemlichkeit geht es doch nicht ab, denn der Chinese weiß nichts vom Gebrauche einer Gabel, bedient sich auch nicht, wie andere Asiaten, seiner unbewaffneten Finger oder Hand, um die Speise zu Munde zu führen, sondern hat zu diesem Zwecke zwei kleine Stöckchen, je nach Vermögen, von Bambu oder Elfenbein oder sonst geeignetem Stoffe, und diese, zwischen den Daumen und die beiden nächsten Finger eingebracht, weiß er so zu handhaben, daß sie aus den suppenartig bereiteten Gerichten alle festen Stücke herauszufischen und richtig auf den Teller und in den Mund zu bringen wissen, während ein Europäer nur mit Mühe sich der schwimmenden Gegenstände bemächtigt, bis er die Handhabung der Fangwerkzeuge erlernt hat.

Der Chinese genießt keine unwarme Speise, daher auch kein Brot; eben so wenig aber nimmt er kaltes Getränk, so daß er selbst den Branntwein, den er bereitet, warm zu sich nimmt. Er trinkt auch kein reines Wasser, sondern Thee ist es, worin er seinen Durst löscht und seine Labung sucht; allein das Thee-Getränk wird etwas anders hergestellt, als bei uns zu Lande: in eine Mundtasse werden Theeblätter geschüttet, auf dieselben ein Sieb, aus Stoff nach Vermögen, gelegt, dann siedend Wasser aufgegossen; ohne Zucker, ohne Milch, ohne irgend weiteren Zusatz wird er genossen. Wie man bei uns zu Lande Bier-, Wein-, Kaffee-, Schnapsschenken findet, so liegen in China Thee-Schenken an den Landstraßen entlang und der Lustreisende, wie der Geschäftsmann und der Lastträger weiß von keiner andern Erquickung, als derjenigen, welche der Thee ihm gewähren kann. Es ist immerhin möglich, daß der ganz allgemeine und fast ausschließliche Gebrauch des Thees zur Löschung des Trinkbedürfnisses seinen Grund in dem allgemein, wenigstens im Bereich der größeren Flüsse im Tieflande vorhandenen, sehr getrübten und an sich ungesunden Wasser hat. Die Chinesen bauen Wein, bereiten aber nicht einen Tropfen Wein, sondern genießen nur die Trauben als Obst. Dagegen wird aus Reis und Hirse gegohrenes Getränk bereitet, ein Branntwein, der, je nach der Güte, vom geringen Mann genossen und auch auf die Tafel der Vornehmen in kleinen Tassen gebracht wird, um die Stelle des Weins zu vertreten. Trunkenheit ist im Ganzen kein Laster der Chinesen; dagegen hat der Rausch, den das Opiumrauchen hervorbringt, einen besondern Reiz für sie, und das Ver-

langen nach demselben sich in neuester Zeit in hohem Grade gesteigert und verbreitet. Sie nennen den Genuß des Opiums Trinken, allein es ist ein Einathmen des entzündeten Opiums ganz in der Weise, wie Tabak in Gestalt des Rauches genossen wird, und hat daher eine viel verderblichere Einwirkung auf Geist und Leib, als das Opium-Essen bei den Vorder-Asiaten, indem bei diesen das Gift zunächst in den Magen gelangt und so dem Körper mittelbarer zugefördert wird, als dies beim Zuführen durch die Lunge geschieht, in welcher es unmittelbar mit dem Blute zusammentritt und dem Herzen nur vergiftetes Blut zugehen läßt.

In den Städten finden sich Speise- wie Wirthshäuser für die untern Stände und den Mittelstand, so wie längs der Landstraßen, außer den Theeschenken, Einkehren und Gasthöfe; der Ausspanne bedarf es nicht, da das Bewegen von einem Ort zum andern, wohin Wasserverbindung nicht reicht, nicht zu Pferde oder zu Wagen, sondern zu Fuße oder im Tragsessel vorgenommen wird. Ein solcher Tragsessel besteht aus Bambu, zwischen welchen an den Seiten und hinten Wollenzeug, mit Wachstuch gegen Regen überkleidet, ausgespannt ist; eben so findet sich vorne ein Vorhang, in der Mitte mit Stramei zum Durchblicken ausgefüllt, ebenfalls von Wollenzeug; die zwei Stangen zum Tragen sind schlank und elastisch, durch ein Querholz verbunden, welches der Träger auf seinen Nacken nimmt. Privatleute dürfen sich nur von zwei Männern tragen lassen, gewöhnliche obrigkeitliche Personen von vier, Vice-Könige von acht; der Kaiser allein ist ermächtigt, sich ihrer sechszehn zu bedienen. Die Ausgleichung und Vertheilung der Last geschieht dadurch, daß an den Stangen Querhölzer befestigt werden, unter welche die Nebenträger ihre Schultern bringen. Räderfuhrwerk scheint man nur in der Umgegend von Pe-King zu kennen; die Landstraßen sind auch für dasselbe gar nicht eingerichtet, sondern nur für Fußgänger, Tragsessel und Reiter; Reiter aber kommen selten vor, und Thiere, wie Geschirr, zeigen, daß man nicht sonderlich viel darauf giebt, sich rittweise von einem Orte zum andern zu begeben. Wo es irgend angeht, begiebt man sich bei Ortsveränderung auf den Wasserweg, auf welchem man zwar etwas langsamer, aber auch desto bequemer befördert wird; es scheint dabei, als ob der Chinese, sonst so rührig, geschäftstreiberisch, emsig, auf Erwerb erpicht, doch in Betreff der Zeit kein guter Wirthschafter ist, und sich in dieser Hinsicht der asiatischen Natur nicht ganz entfremdet hat, wenn auch sonst seine Beweglichkeit in starkem Abstich gegen die Langsamkeit der übrigen Asiaten steht. Der Personenverkehr auf den Wasserwegen ist ein ganz außerordentlicher. Der Fahrlohn heißt Schuä-Keo d. h. Wasserbeine, weil er statt der Beine zur Beförderung dient. Der öffentlichen großen Boote bedienen sich jedoch nur die ärmeren Stände, alle übrigen miethen sich eigne kleinere. Das Segeln ist nicht allemal und allenthalben am Platze; früher, vor der Zeit der Mandschu-Kaiser, konnten die Fahrzeuge durch Pferde gezogen werden, allein es ist jetzt nicht mehr erlaubt, Pferde zum Schiffziehen zu verwenden, sondern das Ziehen muß durch Menschen geleistet werden. Die Zugleine ist aus fadenhaft fein gesplitztem Bambu gereepschlagt; der Ruder bedient man sich eigentlich verhältnißmäßig wenig, allein ein hinten angebrachtes, zugleich als Steuer dienendes langes Ruder, das im Wasser oft bis dreißig Fuß weit entlang reicht, thut ganz besondere Dienste zur Beförderung, kann aber von einem Einzelnen nicht in Schwung gebracht oder erhalten werden. Alle Anstalten zur Beförderung, zu Lande und zu Wasser, sind Unternehmungen Einzelner; von Regierungswesen giebt es keine solchen Anstalten, ein Postwesen ist nur in Beziehung auf amtliche Beförderungen vorhanden: an bestimmten Plätzen stehen zu diesem Zwecke Pferde bereit. Die Waaren-Beförderung auf dem Landwege geht nicht mit Fuhrwerk vor sich, sondern durch Träger; diese aber stehen unter Regierungs-Aufsicht; sie haben Vormänner, welche für sichere Beförderung und Ablieferung verantwortlich sind. Das Frachtgeld wird dem Vormanne im Voraus bezahlt; er besorgt an den Empfänger eine entsprechende Anzahl Karten; diese werden, nach sichrer Ablieferung den Trägern vom Empfänger eingehändigt, und gegen diese Karten erhalten sie nun vom Vormanne ihre Bezahlung, die etwa 4—5 Silbergroschen als Tagelohn beträgt.

Zu den ganz lächerlichen Erholungen zählt der Chinese das Spazierengehen; er kann nicht begreifen, wie der Europäer daran Vergnügen finden kann; er bewegt sich überhaupt nur gerne, wenn es sein muß, und leibliche Uebungen sind ihm etwas Fremdes; nur die Mandschu und Tataren liegen denselben ob, scheinen aber allmälig dieselben auch aufzugeben oder schon gar aufgegeben zu haben, seitdem vom Hofe aus in dieser Hinsicht nicht mehr ein ermunterndes Beispiel gegeben wird, sondern daselbst die Verweichlichung, die in China daheim ist, ebenfalls Boden gewonnen hat. Ballspiel wird jedoch geübt, allein der Ball wird dabei nicht mit Hände- oder Armkraft durch die Luft zu irgend einem Ziele getrieben, sondern an der Erde mit den Füßen hin und hergestoßen, wobei die dicken Sohlen der Schuhe (S. 170) zu Statten kommen. Karten-, Würfel-, Domino-Spiel kommt hauptsächlich nur bei den untern Ständen vor; Glieder der bessern Stände dürfen es nur heimlich treiben, wenn sie nicht in Mißachtung fallen wollen, und Beamte dürfen es gar nur unter Gefahr der Amtsentsetzung nach schwerer Strafe wagen. Gaukler aller Art sieht man sehr gerne, und theatralische Darstellungen üben einen Reiz, wie auch bei andern Völkern. Das Aufsteigen von Papierdrachen in allerlei Gestalt scheint eine besondere Belustigung nicht bloß für die Jugend, sondern auch für das gesetzte Alter zu sein, allein es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß diese Vornahme nicht immer bloß den Zweck des Zeitvertreibes hat, sondern eine Auslassung des Aberglaubens ist, wie weiter unten, bei Gelegenheit der Religion, davon die Rede sein wird.

Daß und wie in der chinesischen Lebenssitte Abweichungen von der in Europa erwachsenen auftreten, leuchtet schon aus dem bisher Beigebrachten hervor, auf Anderes werden wir bei Gelegenheit der noch zu erledigenden Punkte treffen; hier wird zunächst als Eigenthümlichkeit in der Sitte nur noch zu erwähnen sein, daß, im geraden Gegensatz zu uns, der Chinese zum Zeichen des Bejahens den Kopf schüttelt, und zum Zeichen des Verneinens mit dem Kopfe nickt; daß er beim Schreiben die Wörter nicht von Links zu Rechts oder von Rechts zu Links aneinanderfügt, sondern von oben nach unten, dabei aber, im Gegensatze gegen die Japanesen, rechts anfängt; daß er nicht den Nordpol des Magnets, sondern dessen Südpol gelten läßt; kurz, daß scheinbar die Chinesen eine verkehrte Welt bilden, wir aber bei ihnen gleicher Weise berüchtigt sind. Sie waschen sich auch nur mit warmem Wasser und nicht mit der Hand, sondern nur mit einem Tuche.

Einen ganz besondern Gegensatz gegen uns bilden die Chinesen auf dem Gebiete der Sprache und der Schrift. Die chinesische Sprache kennt nur einsylbige Wörter und Zusammensetzungen aus denselben; Bildungssilben kommen in ihr gar nicht vor, eben so wenig weiß sie etwas von Biegung, Abwandlung: die Stellung der einzelnen Wörter im Satze zu einander muß das nöthige Verständniß bringen, und an die Stelle der Abwandelung und Biegung treten Verhältniß- und Hilfswörter. So muß das Zeitwort immer vor dem Object und nach dem Subject stehen. Die Chinesen theilen demnach ihre Wörter auch in drei Redetheile: „Lebendige Wörter" d. h. Zeitwörter als Bezeichnung einer Thätigkeit oder Leidentlichkeit; „Todte Wörter" d. h. Hauptwörter und Eigenschaftswörter: bloße Namen und Eigenschaften der Dinge angebend; „Sprachhülfen" zum Ausdrücken der verschiedenen Verhältnisse; unter diese gehören denn auch die Zahlwörter.

Nur insofern als diese Eigenthümlichkeit der Bildung in Betracht kommt, kann von einer chinesischen Sprache als Eigenthum der gesammten Chinesen die Rede sein; denn wir dürfen ja nicht denken, daß der Süd-Chinese sich mit dem Nord-Chinesen durch mündlichen Verkehr zu verständigen im Stande sei; es kann hier kaum noch die Rede von solchen Unterschieden unter ihren Sprachen, sein, wie wir sie unter den Romanischen Sprachen finden, sondern es herrscht eine solche Verschiedenartigkeit, die kaum daran glauben lassen will, daß wir in den Chinesen ein Volk mit durchgehends ein und derselben Sprache vor uns haben; selbst in den Zahlwörtern, bei denen sonst noch eine Verwandtschaft in verschiedenen, auch sehr abweichenden Mundarten und im Laufe der Zeit aus einem und demselben Stamme erwachsenen Zweigen besteht, findet sich kaum ein Anklang,

z. B. die Zahl 22 heißt in Pe-King Urh-Schi-Urh, in Kanton aber I-Schap-I, also die Zahl 2 heißt einmal Urh, das andere mal I. Ein solcher Unterschied der Sprache besteht aber nicht bloß zwischen N. und S., zwischen W. und O. in weiter Entfernung, sondern in manchem Gebiete verstehen die Bewohner eines Ortes nicht die Bewohner des nächst benachbarten; und Richter müssen Dolmetscher benutzen, wenn Chinesen aus verschiedenen, oft auch aus an einander grenzenden Theilen des Reiches vor ihnen erscheinen. Zur Ausgleichung hat irgend eine der Mundarten und Sprachen zu einem Hoch-Chinesisch ernannt werden müssen; man hat daher die am Pe-Kinger Hofe gültige zu der von uns Europäern sogenannten Mandarinen- oder Beamten-Sprache gemacht, deren nicht nur jeder Beamte pflichtgemäß, sondern auch jeder Gebildete anstandshalber mächtig sein muß.

Die Zahl der einsilbigen Laute, deren die Chinesen sich zur Bildung ihrer Sprache bedienen, belaufen sich allerhöchstens auf 487. Es muß mit diesen also noch in besonderer Weise umgegangen werden, wenn sie zum Zwecke dienen sollen. Man spricht denn den Laut, um damit verschiedene, oft ganz entgegengesetzte Vorstellungen zu bezeichnen, durch die Oktave in verschiedener Höhe und Tiefe, und jede Höhe giebt dem Worte seine besondere Bedeutung. Wer nicht musikalisches Gehör hat, wird nie im Stande sein, diese Sprache sich so anzueignen, daß er unzweifelhaft den Sinn einer Rede versteht oder seine Gedanken mit Sicherheit verständlich machen kann. Welche Schwierigkeiten hier erwachsen mögen, wird leicht einleuchten, da z. B. die Silbe Mai sowohl „kaufen" als „verkaufen"; Chjä: „austreiben" und „weggehen"; Tai: „begraben" und „tödten"; Tschu: „Schaar", „Herr", „Küche", „Pfeiler"; Pang: „helfen", „binden", „gehen lassen", „Zimmer", „Keule" bedeutet, und nur verschiedener Tonanschlag die rechte Bedeutung angiebt. Neben dem Ton-Anschlag dient das Einschalten eines Hauches zur Erweiterung des Umfanges der Bedeutungen; so wird aus Pang die Sylbe P'hang mit abermals fünf Bedeutungen je nach dem Tonanschlag: „Biene", „spinnen", „wohlbeleibt", „Segel", „Naht"; Tschung bedeutet: „ruhig", Tsch'hung: „traurig". Um Mißverständnisse zu vermeiden, werden zu solchen Wörtern, welche bei ungewisser Aussprache zu Irrthum Anlaß geben könnten, andere als erklärender Beisatz hinzugefügt, und das Wort erscheint dadurch zweisilbig, z. B. Fu heißt zugleich der „Vater" und das „Beil"; um Zweideutigkeiten zu beseitigen, sagt man für „Vater" Fu-Tsin d. h. Vater-Verwandter, oder für „Beil" Fu-Tau d. h. Beil-Nacken. Das Beil scheint also in China mehr mit dem Nacken, als mit dem Holze in Berührung zu treten. Will es mit dem richtigen Verständniß aber gar nicht gehen, so rettet man sich in das Hinschreiben des bedenklichen Wortes.

Wie wird es denn aber mit der schriftlichen Darstellung dieser Sprache gemacht? Lassen sich hier Buchstaben anwenden? und wenn das, welcher Abzeichen bedient man sich bei derselben, um den richtigen Tonanschlag anzudeuten? — Die christlichen Missionare haben den Versuch gemacht, die chinesische Sprache in Buchstabenschrift darzustellen, und behaupten, daß es ausführbar sei und daß dadurch die Lesefertigkeit erleichtert werde. Allein die Chinesen selbst wissen nichts von einer Buchstaben-, sondern nur von einer Zeichenschrift. Dieser Zeichen wird es denn natürlich nicht so wenige geben können, als der Silben, sondern jede Bedeutung einer und derselben Silbe wird durch ein besondres Zeichen ausgedrückt werden müssen. Diese Zeichen mögen ursprünglich Bilder der Gegenstände gewesen sein, die durch sie im Worte vertreten sein sollten, allein sie sind im Laufe der Zeit in ihrem ursprünglichen Gepräge verwischt, verstümmelt, verkümmert, und nehmen sich vielfach nur noch als willkürliche Zeichen aus, deren Ursprung mit Sicherheit zu ermitteln bedeutende Anstrengung kostet; es mögen auch zu den bildlichen Zeichen willkürliche hinzugezogen sein, die allem Kopfbrechen über ihren Ursprung entschiedenen Trotz bieten.

Muß es nun auch eben so viele Zeichen, als Wortbedeutungen geben, so lassen sie sich doch sämmtlich auf eine ziemlich geringe Zahl Wurzelzeichen zurückführen, aus denen sie zusammengesetzt sind, wie bei uns ein Wort aus Buchstaben. Die Zahl dieser Wurzelzeichen wird jedoch von den Gelehrten sehr verschieden angegeben, und Jeder derselben glaubt dabei,

das Rechte getroffen zu haben: man schwankt zwischen 200 und 373. Sie haben nun theils eigentliche, theils bildliche Bedeutung, wie Sprichwörter: ein Bild von hervorsprießendem Korn bedeutet so viel als: „kommen", eine andere aus dem Boden sprießende Pflanze bedeutet ziemlich dasselbe, wird Tschi ausgesprochen und dient zugleich zur Bezeichnung des Genitivs: Fu-Tschi-Tsen, buchstäblich: Vater Ausgang Sohn = Vaters Sohn; ein Kind ohne Arme = zu Ende sein, und zugleich als Zeichen für die vergangene Zeit des Zeitworts.

Diese einfachen Wurzelzeichen werden zum Ausdruck der Begriffe zusammengesetzt, z. B. das Zeichen: Berg, mit dem Zeichen: Mensch über sich = Einsiedler; die Zeichen für Thor und Ohr = hören; für Auge und Wasser = Thränen; für Thor und Mund = öffnen; für Hund und Mund = bellen; für Vogel und Mund = krähen oder singen; für Hund und Nase = spüren, riechen; für Herz und Nase = athmen; für Herz und Hirn = denken; für eine Pflanze über einem wagerechten Strich = hervorwachsen; über dem Zeichen für das Herz = Wille, Absicht. Es kommt dann zu weiteren Zusammensetzungen: das Zeichen für ein Messer mit zwei auseinandergehenden Strichen heißt Fen und bedeutet „theilen"; setzt man nun zu diesem Doppelzeichen das Zeichen für Korn, so heißt das Wort auch noch Fen in andrem Tone, aber es bedeutet „mähen"; eben so, gleichlautend, mit Reis = Mehl; mit Herz = Zorn oder Haß; mit Pflanze = Duft; mit Flügel = fliegen; mit Luft = Dampf oder Athem. So kommt das Zeichen für Mensch in 741, dasjenige für Mund in 989 und das für Hand in 1030 Schriftzügen vor.

Diese Zeichenschrift ist für das ganze Land, bei aller Verschiedenheit der Sprache, eine und dieselbe; daher kann man sich durch dieselbe, wo man mündlich unverstanden bleibt, einfach gegenseitig verständigen. Es ist mit ihr, wie mit unsern Ziffern: wir können uns dadurch gegen die verschiedenen Völker mit verschiedenen Sprachen verständlich machen, wo es sich um Zahlenverhältnisse handelt, obwohl zum Zeichen 5 wir Deutschen fünf, die Engländer five und die Franzosen cinq sagen. Kommt es nun darauf an, fremde Namen, Wörter aus fremden Sprachen durch die Schrift zu bezeichnen, so nimmt man die Zeichen für entsprechende chinesische Silben.

Religion. China hat eine eigne Staats- oder Reichs-Religion, zu der alle Staats-Beamte sich bekennen müssen, der eigentlich alle Staatsbürger angehörig sein sollten; was an anderem Religionswesen im Staate besteht, ist nur geduldetes.

Diese Staats-Religion gründet sich auf eine durch denkende Auffassung vermittelte Grundanschauung vom Wesen und Zusammenhang der Dinge. Die Grundanschauung geht dahin, daß es über dem Sein der einzelnen Dinge noch ein höheres Sein an sich gebe, ein Absolutes, das, neben dem An- und Fürsich-Bestehen, in den Einzelwesen der Welt zur Erscheinung komme. Allein das chinesische Denkvermögen hat sich noch nicht zu einer rein über Alles in die Erscheinung Getretene hinausgehobenen Einheit, einer in sich selbst lebenden Persönlichkeit, erheben können, sondern zeigt sich immer in der Auffassung einer Zweiheit befangen. Da giebt es eine Urkraft und einen Urstoff, aber keins dieser beiden besteht für sich, sondern sie durchdringen einander, sind in einander. In der religiösen Lebensanschauung der Gesammtheit erscheint nun, die Urkraft der Denker vertretend, der Himmel als die höchste Offenbarung der in den Urstoff eingegangenen Urkraft, und, den Urstoff der Denker vertretend, tritt, als sinnliche und wirkliche Erscheinung des mit Urkraft durchdrungenen Urstoffes, die Erde auf; in der religiösen Verehrung aber tritt die Erde gegen den Himmel zurück. Unter dem Himmel müssen wir uns dabei den sichtbaren, blauen Himmel mit Sonne, Mond und Sternen denken. Wo also nach unsrer Auffassung bei den Chinesen von Gott die Rede sein sollte, da ist allemal vom Himmel die Rede, und zwar von dem sichtbaren, blauen Himmel. Dieser ist für sie das höchste Wesen, nach dessen Wesen der Mensch sich mit seinem Wesen und Wandel, als nach einem Vorbilde richten muß, indem er die nie endende regelmäßige scheinbare Bewegung des Himmels in seinem sittlichen Wandel zur Richtschnur nehmen und nachahmen muß. — Himmel und Erde sind Vater und Mutter aller Dinge; jedoch ist die Hervorbringung derselben keineswegs die Handlung und That eines schöpferischen Willens. Der Begriff eines Schöpfers und einer Schöpfung geht den Chinesen so gar ab, daß sie in ihrer Sprache kein Wort für denselben haben. Die Urkraft und der Urstoff wirken nicht mit Willen, sondern durch ihre Natur; ist auch hin und wieder vom Geiste des Himmels die Rede, so wird unter demselben doch allemal nur ein inwohnender Lebenstrieb, ein innewohnendes Gesetz

verstanden: was eine innere, nicht von Außen her bewirkte Bewegung hat: Thiere, Pflanzen, die Elemente, die Sonne 2c., dem Allem wird Geist zugeschrieben, mit andern Worten, Kraft und Trieb, ihr Wesen zu erhalten und geltend zu machen; an ein sich selbst bewußtes, willentlich einen Zweck anstrebendes Wesen darf dabei nicht gedacht werden. Wenn nun aber dem Himmel, chines. Tiën oder Schang-Ti d. h. erhabener Herrscher, auch geistige Eigenschaften: Liebe, Gerechtigkeit, Allwissenheit und andere beigelegt werden, so ist das nur sinnbildlich gemeint, wie wenn wir die Sonne das Auge, die Regenwetter das sich in liebender Zuwendung ausbreitende Herz des Himmels nennen wollten. Als ein solches höchstes Wesen kann der Tiën dem religiösen Bedürfnisse des Volkes im Allgemeinen durchaus nicht genügen: der Mensch hat nun einmal das Bedürfniß einer wirklich lebendigen Gottheit, einer göttlichen Persönlichkeit, die ein herzliches Gemüth in sich trägt. Daher kennt die Volksreligion auch eine große Menge Geister, die von ihr als Schutzmächte oder auch wohl als feindselige Mächte geachtet werden, und neben der Verehrung des Himmels, als des allgemeinen höchsten Wesens, tritt nun Geister-Verehrung und Dämonen-Berücksichtigung in vorherrschendem Maaße auf. Vor Allem aber finden wir bei dem chinesischen Volke eine demselben eigenthümliche Verehrung der Ahnen als Schutzmächte der Familien, durchgehends bestehend, ja gesetzlich geordnet; eine Einrichtung, die sich hinlänglich aus dem bestehenden volksthümlichen Verhältniß der Familie zum Hausvater erklärt, während auf der andern Seite das religiöse Verhältniß zu dem, weder zur gemüthlichen Persönlichkeit gestalteten, noch in Gliederung sich entfaltenden Himmel der bestehenden Familien-Ordnung Vorschub zu leisten geeignet gewesen ist. — Man könnte nun auf den Gedanken kommen, daß der Himmel der Menschheit gegenüber als ein starres, unbekümmertes Wesen aufgefaßt würde, allein eine solche Ansicht würde nicht zur Sache treffen, denn dem Himmel wird allerdings ein gewisses Walten zugestanden oder zugeschrieben: Glück und Unglück, Alles, was geschieht, wird durch den Himmel gesandt; der Weise erkennt dieses himmlische Walten in jedem Begegniß, und wenn sich etwas ereignet, wofür sich keine Ursache auffinden läßt, so ist es durch den Himmel bewirkt. Störungen des gewöhnlichen Naturlaufes: Dürre, Erdbeben, Sturm, Ungewitter, Ueberschwemmungen, Sonnenfinsternisse erscheinen dem Chinesen als Aeußerungen der Gerechtigkeit des Himmels über die Störungen, die das Volk oder die Regierung hat in der sittlichen Führung eintreten lassen. Diese Strafgerichte sind eigentlich die einzigen von dem Himmel ausgehenden Offenbarungen; weder in Wundern noch durch Propheten giebt er sich kund, um so mehr achtet das Volk auf Vorzeichen und Träume; des Himmels Wille fällt mit der Anschauung der menschlichen Vernünftigkeit zusammen, daher gilt Volksstimme als Himmelsstimme, denn das Himmelsgesetz ist dem Menschen von Natur eingepflanzt.

Der Mensch steht als das höchste der gewordenen Wesen da; er allein hat einen selbstbewußten Geist, welcher mit Denkkraft begabt ist, allein diese erscheint nicht ganz klar vom Körperlichen getrennt und unabhängig, sondern in der Weise der Sehkraft, des Gehörvermögens aufgefaßt, also nicht als auf dem Gebiete des Geistes allein, sondern auch auf dem der Natur vorhanden angenommen zu werden. Auf diese Weise ist denn der Mensch nicht eigentlich als Geist, sondern als ein Naturwesen aufgefaßt, das sich einer besondern Vollkommenheit zu erfreuen hat, und mehr richtigen Lebenstrieb in sich trägt, als die übrigen gewordenen Wesen. Daher bedarf er nun auch nicht noch besonderer Offenbarungen vom Himmel, sondern er hat die Quelle aller Erkenntniß in sich selbst und ist befähigt, das Wesen aller Dinge zu erkennen. Von der Unsterblichkeit wird nichts ausdrücklich gelehrt; alle Lehrschriften gehen schweigend über dieselbe hin; allein was kein Stück der ursprünglichen Staats-Religion ist, das wird in der anerkannten und gesetzlich geordneten Ahnen-Verehrung zum Ausdruck.

Gemeiniglich wird als Stifter der chinesischen Staats-Religion Kong-Fu-Tse oder Kong-Tse, der um das Jahr 550 v. Chr. gelebt hat, genannt; allein das ist keineswegs dahin zu verstehen, als ob dieser Mann diese Religion zu seiner Zeit erst aufgebracht hat: er hat sie schon als uraltes Erbtheil seines Volkes vorgefunden; er

aber hat, was an alten Ueberlieferungen vorhanden war, gesammelt, gereinigt, geordnet und erweitert. Die von ihm so hergestellten Schriften sind die heiligen Schriften der Chinesen geworden, wonach sich ihre Anschauung und ihre Lebensführung, im Einzelnen wie im gesammten Staatsleben entwickelt und gestaltet. Diese Schriftsammlungen heißen King, und derselben giebt es drei: 1. der I-King, der die ältesten Ueberlieferungen vom Gebiete des chinesischen Geisteslebens enthält, ursprünglich in 64, vom Gründer des chinesischen Reiches, dem Kaiser Fo-Hi, vor Abrahams Zeiten erfundenen, aus verschiedenen Strichen zusammengesetzten Zeichen oder Qua niedergeschrieben, aber mit einer Uebertragung in die neuere Zeichenschrift und mit Erläuterungen versehen; die dunkle Fassung desselben hat zu vielen Auslegungen angereizt, allein ein eigentliches Verständniß scheint nicht erreicht worden zu sein. Die Hauptgedanken betreffen das Wesen der Natur. 2. Der Schu-King enthält die alte Geschichte Chinas bis in's siebente Jahrhundert v. Chr. hinein, mit vielen Betrachtungen, und ist die Grundlage für das Staatsleben Chinas geworden. Kaiser Schi-Hoang-Ti, dem, bei seiner despotischen Anlage, Manches in dem Buche zuwider war, ließ im dritten Jahrhundert v. Chr. alle Abdrücke, die von demselben aufzufinden waren, verbrennen; in Folge dessen ist das Buch in seinem jetzigen Bestande ein verstümmeltes. 3. Der Schi-King, das Buch der Lieder, deren es 311 bietet, aber nicht blos Sittengedichte, sondern auch rein lyrische, ohne irgend eine Beziehung auf einen sittlichen Zweck, von Tafelfreuden, Gefühlen der Liebe u. dgl. handelnd.

Liegt in der chinesischen Welt auf den verschiedenen Lebensgebieten so Vieles vor, wodurch sie sich von andrer Menschheit unterscheidet, so finden wir auch auf dem religiösen Gebiete besondre Eigenthümlichkeiten. Hier fehlt Mehreres, das wir als nothwendig für die Gestaltung und die Aeußerung des religiösen Lebens erachten: der Chinese kennt keinen Priester oder Geistlichen, kein Gotteshaus, keine heiligen Zeiten, und die Ausübung des Gottesdienstes ist eine ganz dürftige, eine rein äußerliche Vornahme, bei der das Gemüth wenig oder gar nicht in Anspruch genommen wird. — Das einzige Heiligthum, das die Staatsreligion kennt, ist der Ahnen-Raum in den Häusern, in welchem die Gedächtniß-Tafeln der verstorbenen Familienglieder aufgehängt sind (S. 172. 174) und den Abgeschiedenen Thee und Reis in Schälchen hingesetzt und Sandelholz als Räuchwerk verbrannt wird, wahrscheinlich alles nicht als Opfer, sondern zum Genusse, und was vom Rauch verschwindet und vom Thee verdunstet, das wird als von den Geistern der Ahnen genossen angesehen. Tempel als Behausungen der Gottheit kennen sie so wenig, als Götzenbilder; was wohl als Tempel bezeichnet wird, sind nichts weiter als Erinnerungshallen an verdiente Männer, namentlich giebt es solcher eine Menge zu Ehren des Kong-Fu-Tse, und in diesen hangen dann, als einziger Schmuck und als einziger Zweck des Gebäudes, Tafeln, auf welchen sein Name oder ein und der andere seiner Aussprüche mit goldner Schrift eingegraben ist. Andre Hallen enthalten die Namen oder auch wohl die Standbilder der bedeutendsten Gelehrten oder sonstiger verdienter Männer. — Von einem wöchentlichen Fest- oder Feiertage weiß der Chinese nichts; für ihn giebt es nur Einen Tag im Jahr, wo er es für seine Pflicht hält, das Arbeiten einzustellen: das ist der Neujahrstag, der als ein bedeutender Abschnitt in dem Gesammtleben betrachtet und beobachtet wird. Mit unbezahlten Rechnungen mag denselben Niemand antreten, sondern wer nicht genug Geld zu Handen hat, sie zu berichtigen, leiht lieber zu hohem Zins, als daß er Schuldner bleiben sollte. Eben so findet als Zurüstung eine Reinigung und Aufputzung der Häuser und der Kleider statt, und vom Augenblicke, da das neue Jahr um Mitternacht eintritt, werden, bei möglichst großartiger Erleuchtung der Häuser, große Feuerwerke abgebrannt, wobei Raketen und Schwärmer die Hauptrolle spielen, und nicht nur der Wohlhabende einen Theil seines Vermögens in die Luft verpufft, sondern auch der Aermste es sich angelegen sein läßt, seine Schwärmer unter die übrigen hineinfliegen und seine Raketen mit den übrigen aufsteigen zu lassen, sollte er auch seinen letzten Pfennig dafür verausgaben müssen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß diese Feuerwerke nicht nur eine bloße Belustigung, sondern eine in der

religiösen Anschauung gegründete bedeutungsvolle Handlung, wenigstens ursprünglich, sind, wenn ihre Bedeutung auch heutzutage nicht mehr im Bewußtsein der Menge vorhanden ist. Am Neujahrstage selbst macht man sich gegenseitig Besuche zum Beglückwünschen, schickt Geschenke und Gegengeschenke und Karten, auf welchen ein Storch als Sinnbild langes Lebens, ein Beamter als Sinnbild der Amtserhöhung, und ein Kind als Sinnbild der Familien-Vermehrung abgebildet sind. — Es kommen ja zwar Opfer vor, allein einen eigentlich zu ihrer Darbringung ausgesonderten Stand giebt es nicht, sondern, was ein Einzelner an Opfern zu bringen gedenkt, das verbrennt er selbst; es scheint aber, daß die Einzelnen sich nicht viel, wenn überhaupt, auf das Opferdarbringen einlassen; was aber im Namen des Staats und der Gesammtheit darzubringen ist, das wird zu Pe-King durch den Kaiser selbst, und zu gleicher Zeit im ganzen Lande, an jeglichem Ort, von dem dortigen obersten Beamten, es sei nun ein Vice-König oder ein Dorfschulze, besorgt. Diese Opfer sind dreierlei Art: die Ta-Sze oder großen Opfer, die dem Himmel, der Erde, dem großen Tempel der kaiserlichen Ahnen, d. h. allen in der Ahnen-Halle des kaiserlichen Palastes aufgestellten Gedächtnißtafeln des jetzigen Herrscherhauses, und den, als Schutzgeistern des allemal regierenden Hauses angesehenen, Göttern, des Landes und des Getreides gebracht werden; die Tschung-Sze oder mittleren für Sonne, Mond, die früheren Kaiser aus allen Herrscherhäusern, den Kong-Fu-Tse, den Sin-Nung als Anfänger des Ackerbaues, den Sin-Tsan, den Urheber der Seidenweberei, die Geister des Himmels, der Erde, des verflossenen Jahres; die Seaü (Se.a.u)-Sze oder kleinen, dem alten Beschützer der Heilkunst, unzähligen abgeschiedenen Staatsmännern, großen Gelehrten, Blutzeugen der Tugend, den Sternen des Himmels, den Wolken, dem Regen, Winde, Donner oder deren Geistern, den fünf Bergen, den vier Meeren, den Kriegsfahnen und Bannern, dem Geist der Heerstraße, auf welcher das Geschütz zieht, dem Geist der Geschütze, dem Geist des Polarsterns, der Tiën-Hau oder Königin des Himmels, welche als Verwalterin des Wetters geachtet und von den Seefahrern als Beschützerin verehrt wird. — Bei dem Opfern für den Himmel trägt der Kaiser ein himmelblaues, sternenbesäetes Gewand; bei dem für die Erde ein gelbes, das an die Bodenfarbe erinnern soll; bei dem für die Sonne ein rothes, und bei dem für den Mond ein falbes. Die Förmlichkeit geht unter freiem Himmel vor sich, und bietet in Pe-King, wo alle höchsten Würdenträger dazu in ihren Staats- und Feierkleidern erscheinen müssen, einen großartigen Anblick. Die Opfergaben selbst bestehen in Ochsen, Schaafen, Schweinen, Seidenzeugen. Der Opferaltar für den Himmel ist rund, der für die Erde viereckig. Die großen Opfer verlangen eine Vorbereitung, indem Waschungen, Kleiderwechsel, dreitägiges Fasten ihnen vorausgehen müssen; während dieser Zeit müssen sich die Theilnehmer in einem reinen Zimmer aufhalten, und dürfen weder über peinliche Verbrechen Urtheil sprechen, noch an einer festlichen Gelegenheit sich betheiligen, Musik hören, mit Frauen in fleischliche Berührung kommen, Kranke besuchen, Wein und Zwiebeln oder Knoblauch genießen, noch ihre Todten betrauern. Die Vornahmen bei diesen Opfern bestehen namentlich in Bücklingen, Kniebeugungen und Niederstoßen des Kopfes zur Erde, doch hat der Kaiser die letzte dieser Uebungen nicht vorzunehmen. Hat derselbe seine Bücklinge und Kniebeugungen vollzogen und Räucherwerk verbrannt, so bringt er ein Stück Atlas herbei, auf welches er alle seine bösen und guten Thaten während des Jahres geschrieben hat, legt es, mit einer Spende an Wein auf den Altar, kniet zum Beten nieder, nimmt, nachdem er damit fertig geworden, den Wein und spendet ihn, und liest nun mit leiser Stimme oder blos mit den Augen die Schrift ab; kommt er an ein Versehen, so bezeugt er Reue über dasselbe, gelobt, sich zu bessern, und bittet den Himmel dazu um Beistand. Nach der Verlesung wird die Schrift, nachdem noch Dank- und Bittgebet stattgehabt, in ein Gefäß gethan und zu Asche verbrannt.

Treten nun bei diesen Opfern der Kaiser und seine Beamten als seine Stellvertreter besonders in den Vordergrund, und ist dabei gar keine Betheiligung des Volkes von nöthen, so giebt es im Gegensatz dagegen außer dem Neujahrstage, im Zusammenhang mit der Ahnen-Verehrung, eine feierliche Gelegenheit, die einen religiösen An-

strich hat, für die gesammte Bevölkerung. Diese besteht in einem zweimal im Jahre gesetzlich angeordneten allgemeinen Besuch der Gräber im Frühling und im Herbst, bei welchem nachgesehen wird, ob die Grenzen der einzelnen Familiengräber noch aufrecht erhalten sind, ob das Grab noch in gutem Zustande; zugleich werden den Ahnen Opfer gebracht. Aermere verbrennen zu dem Ende Goldpapier, Wohlhabendere bereiten Speisen und lassen zwischen den Gräbern ein Mahl anrichten; es wird nach Auftragung der Speisen eine Zeit lang mit dem Zugreifen gewartet, damit die Geister der Vorfahren erst ihren Theil davon nehmen können (S. 182), dann aber schmaust die Gesellschaft zu Ehren der Ahnen. — Ein eigenthümliches Fest wird am Tage des ersten Vollmonds im neuen Jahr begangen, indem sie die Häuser innerlich und äußerlich mit allerlei, mannichfaltig gestalteten, bunten angezündeten Laternen schmücken und mit solchen auch durch die Straßen gehen; der Kaiser hält mit seinem ganzen Hofstaate an diesem Tage, begleitet von Musikanten, Soldaten, Laternen-, Fackeln-, Fahnen-, Fächer- und Sonnenschirm-Trägern einen prachtvollen Umzug durch seine Hauptstadt. Was für einen Sinn dieses Laternenfest eigentlich habe, ist nicht ganz klar; dagegen hat das Fest der Papierdrachen-Aufführung eine uns bekannte Bedeutung. Dieser Tag ist nicht etwa eine der Jugend bewilligte Vergnügung, sondern an demselben sieht man Alt wie Jung, ehrsame Hausväter, wie Kinder, die Väter der Stadt, wie die Bürger, den höchsten Beamten wie den niedrigsten dieser Beschäftigung mit wichtiger Miene und ernster Haltung obliegen: die Vornahme soll nämlich dazu dienen, die Luft von böswilligen Geistern, von schadenfrohen Dämonen zu reinigen; daher führen diese Papiergestalten auch meistens die Gestalt des Drachen, das Wappen oder Sinnbild des Kaisers als Stellvertreters des Himmels. Immerhin mag es sein, daß die Annahme solcher bösgearteten Dämonen ursprünglich der Staats-Religion ganz fremd gewesen ist; die Dämonen aber mögen hereingekommen sein, wie sie wollen: ihr Vorhandensein macht einen Bestandtheil des Volksglaubens aus und ihre Berücksichtigung einen Bestandtheil der allgemeinen Volksreligion, dem auch die gebildeten Stände, nicht einmal die Beamten, welche doch als Vertreter der Staatsregierung dastehen, sich entziehen können. Der Schutzmittel gegen die böse Einwirkung der Dämonen, der Talismane und Amulete, giebt es eine große Menge, theils von Personen am Leibe getragen, theils in den Häusern angebracht, theils um Gedeihen zu schaffen, theils zur Abwehr der bösen Geister oder der Quei, eigentlich zunächst der Geister Derjenigen, welche ein unglückliches Lebensende genommen, sodann auch anderer. Bekanntlich werden auch die Europäer von ihnen als Fan-Quei d. h. fremde Dämonen bezeichnet, und daher von der Jugend und von dem gemeinen Manne mit rechtschaffenem Grauen und Schauder angesehen; kein Wunder daher, wenn man sich so fern als möglich von ihnen und so feindlich als möglich gegen sie verhält.

Die Staats-Religion, auch in ihrer Anbequemung an das Volksbedürfniß, hat doch nicht gegen glückliche Nebenbuhler und Wetteiferer das Feld allein behaupten können, sondern neben ihr ist zunächst der Tao-Tse, der Taoismus oder Toismus aufgetreten und eine nicht unbedeutende Macht geworden. Weil der Name etwa so viel sagt, als Religion der Vernünftigkeit, haben Europäer und namentlich Deutsche diese Toisten als sogenannte Rationalisten und den Toismus als den Rationalismus innerhalb der kongfutsianischen Religions-Gemeinschaft aufgefaßt; allein damit haben sie sehr weit vom Ziele abgetroffen, geradezu von demselben abwärts, denn der Toismus ist vielmehr eine mystische Weltanschauung und Religion. Zwar bedeutet das Wort Tao oder To das Vernunftgemäße, allein in chinesischem Sinne, und in diesem bedeutet es das Absolute, das wirkliche, unbedingte Sein; dieses Absolute oder To ist nichts Anders als die Urkraft des Kongfutsianismus; es ist nur in Verbindung oder Verquickung mit dem Urstoffe vorhanden: „Was nicht in die Sinne fällt — heißt es in dem, dem Kong-Fu-Tse selbst zugeschriebenen, philosophischen Werke Hi-Tse — das ist To; das Sinnliche ist nur der Träger des To". To ist also nicht die Vernünftigkeit als Bewußtsein, sondern Vernunftgemäßheit als Eigenschaft, Ordnung des Daseins, der Einklang des Urgegensatzes zwischen Urkraft und Urstoff. Der Stifter des

Toismus selbst läßt sich so vernehmen: „Alle sichtbaren Dinge sind nur Ausflüsse des To. Ehe dieselben entstanden waren, gab es ein großes Durcheinander. Nur To schwebte über dieser endlosen Leere und Stille. To ist unermeßlich, still, unbeweglich und doch beständig thätig, die Mutter des All. Ich weiß nicht, wie das Wesen zu nennen ist, aber ich bezeichne es durch das Wort To. To hat die Eins hervorgebracht, die Eins die Zwei, die Zwei wieder die Drei, und die Drei dann alle Dinge. Alle gute Wesen kehren in To zurück; die schlechten aber müssen die Leiden und Schmerzen der Seelenwanderung durchmachen. Der Weg zum Zurückfluß in To besteht in Stille, Abkehr von der Welt und Unterdrückung aller Leidenschaften. Der vollkommene Mensch lebt in der Welt ruhig und still; nur in Betreff des Glückes der Menschheit lebt er in Unruhe."

So weit Buddhismus, Brahmanismus, Pantheismus vom sogenannten Rationalismus entfernt sind, ganz gerade so weit ist es offenbar auch der Toismus. Der Stifter dieser Religion Loze, in Mandarinen-Mundart, Laou-Tse, gewöhnlich aber Lo Quan d. h. ehrwürdiger Fürst genannt, war ein Zeitgenosse des Kong-Fu-Tse. Seine Weltanschauung legte er in seinem Werke To-Ta-King d. h. Buch des To und der Tugend nieder, und dieses ist noch die heilige Schrift für seine Anhänger. Wie er sich in seiner Auffassung vom Kong-Fu-Tse unterschied, das leuchtet am klarsten aus den Worten ein, welche er, laut der Lebensbeschreibung des Kong-Fu-Tse, zu diesem gesprochen, als derselbe den Loze besuchte: „Ich habe von dir reden gehört — hob er an — und ich kenne deinen Ruf. Mir ist gesagt worden, daß du nur von den Alten redest, und nur lehrst, was sie gelehrt haben. Nun, was für einen Nutzen hat es, von Menschen zu reden, die spurlos von der Erde verschwunden sind? Der Weise muß die Zeiten verstehen, in denen er lebt. Sind dieselben günstig, so kann er sie verbessern; sind sie aber ungünstig, so zieht er sich in die Stille zurück, ohne sich um das zu bekümmern, was Andere thun."

Der Aufgabe, zu einem stillen Herzen zu gelangen, suchten seine Anhänger nun auf verschiedene Weise gewachsen zu werden: sie befleißigten sich schon bald nach Loze's Tode des Einsiedlerlebens und der Beschaulichkeit, um so die Abkehr von der Welt und zugleich die Verläugnung des eignen Lebens in sich zu vollziehen. Zugleich aber bildete sich bei ihnen eine Scheu vor dem Uebergange in das To aus, und sie legten es darauf an, möglichst ihr Leben zu verlängern, möglichst den Tod ganz zu vermeiden. Da, nach ihrer Ansicht, der Tod eine natürliche Folge des endlichen Wegathmens der Lunge ist, so sannen sie auf Schonung dieser, und indem man durch Unterdrückung aller Gefühle und Leidenschaften die Verschwendung der Leibes- und Seelenkräfte zu verhindern suchte, sann man auch darauf, so viel möglich der Verathmung in den Weg zu treten; die Einsiedler saßen demgemäß auf ihren kreuzweise untergeschlagenen Beinen mit vorgebücktem Oberleibe, damit der ausgehauchte Athem auf einem Kreiswege wieder in den Körper eindringen könne. Andre, die sich dem Einsiedlerleben nicht ergaben, suchten dasselbe Ziel auf andern Wegen zu erreichen: durch Frühe-Aufstehen, Baden, Nachdenken über die Pflichten gegen Himmel, Erde, Fürst, Eltern, Lehrer, tägliche dreimalige Prüfung ihrer Handlungen und Gefühle. Da sich aber weder die leibliche, noch die geistige Uebung als zweckdienlich erwies, so fing man nun an, besonders 400 — 200 v. Chr., eine Unsterblichkeits-Arznei, das goldene Elixir, zu entdecken, das den Menschen in den unverwüstlichen Zustand versetze, welcher dem Golde eigen ist, und häufig traten Toisten auf, welche dieses Elixir gefunden zu haben vorgaben. In späterer Zeit kamen Versuche hinzu, sich unsichtbar machen, vor Verfolgern mit dem Leibe in die Erde fahren, sich in Thiere, Pflanzen und andere Gegenstände verwandeln oder mit Windesschnelle die Räume durchfliegen zu können. Trieben sie so Alchymie, so gesellten sie bald Astrologie hinzu, und es bildete sich nun allmälig eine Mythologie heraus. Den einzelnen von ihnen aufgestellten Theilen des Himmels, so wie den Sternen wurden eigne Gottheiten zugegeben, deren Schutz sie anrufen oder deren Tücke sie fürchten; was am Himmel an-

gefangen, zog sich auf die Erde herunter: die Natur wurde, wie in der Volks-Religion, mit einer großen Anzahl Geister ausgestattet, und jeder Landeskreis erhielt seinen Schutzgeist. Diese sämmtlichen Schutzgeister stehen unter dem Tscheong-Tiën-Sz'. Neben ihnen treten als Gegenstände des Aberglaubens thierische Kobolde auf. Füchse, Hunde und andre Thiere vermögen es, wenn sie zu einem bestimmten Alter gelangt sind, menschlichen Leib anzunehmen, und diese Anlage benutzen sie, um ihren viehischen Lüsten und Tücken zu genügen.

Gegen alle Unholde aus Geister- oder Thierwelt sucht man sich nun durch allerlei Talismane, Tagewählerei, Reinigungen zu schützen, während man durch Gebete und Lobpreisungen die Gunst der guten Geister zu gewinnen sucht. Die Wohnplätze werden von Zeit zu Zeit durch öffentliche Feste und Opfer gegen die bösen Einflüsse gesichert. Von den Anhängern der Staats-Religion unterscheiden die Toisten sich dadurch, daß sie einen Priesterstand unter sich haben, der sich durch seine Tracht von den übrigen Gliedern der Religions-Gemeinschaft unterscheidet. Die Priester tragen ein langes, weites Gewand von grauer oder schwärzlicher Farbe, scheeren weder den Vorderkopf (S. 170), noch den Hinterkopf so weit als die übrigen Chinesen, und fassen das in der Mitte übriggelassene Haar nicht in einen Zopf, sondern in einen Büschel vermittelst einer Nadel zusammen. An ihrer Spitze steht der Tscheong-Tiën-Sz', eine dem Dalai Lama und andern (S. 142) ähnliche, bei dem Todesfall immer sich wieder erneuernde Einfleischung Tscheong's, eines Toisten, der zur Zeit der Herrscher aus dem Hause der Tang, um 600 n. Chr., welche dem Toismus zugethan waren, durch seine Zauberkünste berühmt, vom Kaiser zu hohen Ehrenstellen berufen und mit dem Titel: Tiën-Sz' d. h. himmlischer Meister belegt worden ist. Der Nachfolger des Heimgegangenen muß allemal zu dessen Familie gehören, und durch irgend wunderbare, übermenschliche Handlungen beweisen, daß der Geist des Abgeschiedenen in ihn gefahren ist. Der Tscheong-Tiën-Sz' hat seinen Sitz auf einem Berge in der Provinz Kjang-Si; früher den höchsten Beamten im Range gleichgestellt, steht er jetzt, durch die Herrscher aus dem Hause Ming erniedrigt, um einige Rangstufen tiefer. Für das Reich und die Staats-Religion hat er dadurch eine Bedeutung, daß er die Anfertigung des Reichs-Kalenders und die abergläubige Bezeichnung der Tage in demselben als glückliche und unglückliche unter seiner Aufsicht hat; und wo es sich um Talismane oder Amulete handelt, da wird auch der nicht dem Toismus huldigende Chinese sich doch am liebsten eine vom Tiën-Sz' ausgefertigte Zauberformel zu verschaffen suchen, als sonst eine, weil der Tiën-Sz' nun einmal als gewaltiger Beherrscher der Geisterwelt in festgewurzeltem Ansehen steht. Innerhalb des Toismus steht er als geistliches Oberhaupt da: alle Priester sind ihm untergeben. Die eigentlichen Priester müssen unverheirathet bleiben und leben in Klöstern; neben ihnen giebt es niedrigere Priester, die sich verheirathen und unter ihrer Familie leben können. Dem Toismus wird in keiner Weise eine Unterstützung von Staatswegen zu Theil, er ist nur eine geduldete Religionsweise und hat für sein Bestehen selbst zu sorgen; die Bevölkerung aber thut das Ihrige zur Aufrechthaltung desselben, indem sie sich in ihrem Aberglauben der toistischen Priester und ihres Dienstes zum Schutze gegen die angenommene Geisterwelt versichert. Die einzelnen Ortschaften erbauen Klöster und benutzen dann einen oder mehrere Priester, um durch deren Dienst den ganzen Ort gegen die Geisterwelt sicher zu stellen, und geben ihnen da Unterhalt.

Einen viel größeren Einfluß und Anhang hat der Buddhismus (S. 141), hier Religion des Fo genannt, im Lande gefunden; jedoch über die Zahl der Klöster, so wie der Buddhisten läßt sich nichts Bestimmtes sagen, da die Buddhisten zugleich auch allen Ansprüchen genügen müssen, die die Staats-Religion an die Bevölkerung macht, und der Buddhismus nur vermittelst der Klöster und Pagoden zu Ehren des Buddha oder Fo in die äußere Erscheinung tritt; von Staatswegen aber eben so wenig Rücksicht auf denselben genommen wird, als auf den Toismus, mit dem er in dieser Hinsicht ganz gleich gestellt ist. Der Stand der Gebildeten in China sieht von

seinem kongfutsianischen Standpunkte aus sehr verächtlich auf die buddhistischen Mönche oder Priester hinab, indem sich kein Sohn besseres Standes dem Klosterleben widmet, sondern nur die Hefe des Volks die Mönche und Priester aus ihrem Kreise liefert, da dem Chinesen Müßiggang und Beschaulichkeit etwas sehr Fremdes ist und nur der Arbeiter Achtung genießt; die Insassen der Klöster sind für ihren Unterhalt größtentheils der Bettelei zugewiesen, ein Umstand, der sie noch verächtlicher hinstellt. Was die Bettelei, was etwaige Schenkungen und Vermächtnisse nicht eintragen, das suchen die Klosterbewohner dadurch herbeizuschaffen, daß sie ihre Klöster und auch ihre Tempel zu Herbergen für Reisende hergeben und in denselben als Gastwirthe auftreten. Wer in ein Kloster eintritt, bei den Buddhisten oder bei den Toisten, wird aus dem Verzeichniß der Abtheilung der ehrbaren Bürger getilgt und tritt in die Abtheilung der Gemeinen, wird aus einem Leang ein Tsiën.

Toismus und Buddhismus haben keine abgeschlossene Zahl offenkundiger Bekenner; nur die Priesterschaft bildet solche; nur durch diese, deren Klostergebäude, Pagoden und Götzen treten sie in die öffentliche Erscheinung. Aus ihnen her aber ist in das religiöse Bewußtsein und unter die Aeußerungen des religiösen Wesens in der Gesammt-Bevölkerung Vieles hineingetreten oder hineingetragen, und der reinen Kongfutsianer wird es außerhalb des Standes der Studirten kaum geben, und auch dieser Stand, der auf Toismus und Buddhismus, namentlich auf den letzteren, sehr verächtlich herabsieht, hat vom Toismus wenigstens in das religiöse Bewußtsein des Einzelnen Elemente aufgenommen, wenn man nicht etwa die Sache so ansehen will, daß der Kongfutsianismus sich mit einer in der Bevölkerung ihm zuvorgegangenen oder gleichzeitig erwachsenen Naturreligion vermengt hat, welche als Gemeingut der Gesammtbevölkerung in allen drei Religions-Bekenntnissen zum Vorschein und Austrag kommt. Der Kongfutsianismus an und für sich entspricht dem religiösen Bedürfniß und den daraus erwachsenden Ansprüchen des Gemüthes so gar wenig, daß sich demselben mannichfaltige und verschiedene Elemente beimischen mußten, um ein herrschendes Religionswesen abgeben zu können, das, dem sonstigen geistigen Bildungsstande des Volkes gegenüber, immerhin noch als ein sehr dürftiges, nur der Oberflächlichkeit des Denkens und Fühlens zu genügen vermag.

Schwerlich wird es auszumachen sein, ob ursprünglich der Kongfutsianismus einer allgemeinen geistigen und gemüthlichen Anlage des Volkes ohne Weiteres entsprochen hat und als natürliches Erzeugniß dem Gemüths- und Geistesboden entwachsen ist, oder ob das geistige und sittliche Gepräge des Volkes sich erst unter Einwirkung des Kongfutsianismus so eigenthümlich entwickelt hat, wie es sich gegenwärtig und schon Jahrhunderte hindurch unveränderlich kundgiebt. Das aber wird keinem Zweifel unterliegen, daß der Mangel des Glaubens an eine lebendige Gottheit, die als persönliches Einzelwesen oder in Gestalt mehrerer Persönlichkeiten aufgefaßt würde, das sonst so reich begabte Volk daran gehindert hat, eine weltgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen, und, über seinen eignen Kreis und Bereich hinaus, bestimmend auf die Gestaltung der Menschheit einzuwirken, ja eine Masse zu bilden, der man nicht bloß Verständigkeit und Berechnungsgabe, sondern auch unbedingt Vernünftigkeit zuschreiben könnte. Von Urbildlichem, Idealem, von Entwicklung des Wesens weiß der Chinese nichts; nur eine Ahnung davon dämmert an seinem Geisteshimmel; wie schon oben bemerkt ist: der blaue, weltliche Himmel in seiner scheinbar nie endenden regelmäßigen Bewegung ist ihm ein Vorbild, dem er in seiner sittlichen Führung nachzuahmen hat; allenfalls wird auch der Kaiser als Vorbild aufgefaßt, wenigstens soll er, als Abglanz des Himmels, ein solches abgeben; kein wirklicher Kaiser wird den Ansprüchen genügen, die ein Urbild macht, der gedachte Kaiser als Urbild aber wird nicht über den allgemeinen sittlichen Begriff hinausreichen. Die Sittlichkeit, die Tugend des Chinesen ist keineswegs, soll auch keineswegs das Erzeugniß geistiger Freiheit, sondern des Naturtriebes sein. Wie das Thier, nach Maßgabe des ihm zu Theil gewordenen Naturtriebes, seine eigne Vollkommenheit ist, so ist der Chinese dieses eben-

falls: er will nicht, strebt nicht über das ihm angeborne Wesen hinaus, sondern erkennt sich in demselben zu Hause; höher hinauf gehört er nicht, genug, wenn er nicht sinkt, sondern in Dem bleibt, das er ist. Die Wirklichkeit eines Jeden ist dem Chinesen die Wahrheit eines Jeden, daher das Stillestehen, die Dürftigkeit, die Verkommenheit auf dem Gebiete des Vernünftigen, während die Verständigkeit auf dem Gebiete des Betriebes des wirklichen Lebens sich durch die gegebenen Verhältnisse von selbst im Entwicklungsgang erhält, vielleicht, zur Ausgleichung des Mangels auf andrer Seite, in Entwicklungsschwung geräth.

Der Chinese hat offenbar Tugenden: die der Mäßigkeit, Nüchternheit, Keuschheit, des Gehorsams, der Bescheidenheit, Demuth, Sanftmuth, Billigkeit, Nachgiebigkeit, Höflichkeit, Ehrerbietung; allein sie sind sämmtlich nicht von wesentlicher Bedeutung und vielfach sehr zweideutiger Natur, indem ihre Darlegung nur Schein ist, unter welchem die Selbstsucht ihre thatkräftige Wirksamkeit übt und unter Schleichen und Lauern und Hinterhaltigkeit eine Uebervortheilung im Auge hat. Die Rührigkeit im Leben, der Fleiß, die Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit muß zwar als eine thätliche Tugend anerkannt werden, allein sie steht durchaus im Dienste des Erwerbes, ohne höheren Zweck, und ergiebt sich vielfach nur aus dem Naturtriebe der Selbsterhaltung bei der Gedrängtheit der Bevölkerung und dem Wetteifer in Betreff der Lebensfristung. Mag dann hier auch nun die Selbstverleugnung so weit gehen, als der Mangel an persönlichem Ehrgefühl hier eben alle Schranken hinwegbebt, so ist anderseits der Chinese doch so wenig Herr seiner selbst, daß unter Verhältnissen, in die er sich nicht eingelebt hat, der Selbstmord in einem unter der übrigen Menschheit unbekannten, ungeahnten Maaße auftritt; ein Zeugniß dafür, daß die innere sittliche Haltung eine in sich sehr schwache und gebrechliche ist, wenn auch nach Außen hin und in dem Lehrbegriff ein Gleichmuth, eine unerschütterliche Seelenruhe, ein Innehalten der Mitte und daraus folgende Selbstbeherrschung und Beherrschung der Umstände und des gesammten Geschicks zur Schau getragen wird. Der Mangel an persönlichem Ehrgefühl aber tritt so stark hervor, daß wir, bei allem Trachten des Chinesen nach hohen Dingen, ein Trachten nach höheren und den höchsten Dingen auf's Schmerzlichste vermissen, und uns in seinem Namen verletzt und empört fühlen können, wo er mit dem größten Gleichmuth darein blickt und inzwischen, während er die Schmach und Schande durchzumachen hat, nur auf seinen äußern Vortheil bedacht ist und sich des erworbenen oder in Aussicht stehenden getröstet.

Es bedarf gewaltiger sittlicher Hebel, um das chinesische Volk auf die sittliche Höhe der gebildeten Welt Europas zu heben; wir dürfen erwarten, daß sie durch die Ausbreitung des evangelischen Christenthums in Bewegung gesetzt werden, wenn demselben nicht bloß der Zugang nicht gewehrt, sondern die Ausbreitung desselben auch mit dem entsprechenden Maaße der Kraft und des Nachdrucks gefördert werden wird. Von den Religionen, welche einen persönlichen Gott kennen, zählt der Islam in den westlichen Landestheilen eine Anzahl Anhänger, deren Umfang aber verhältnißmäßig sehr geringe ist; von Juden findet sich eine kleine Gemeinde im Innern des Landes, zu Kai-Fung-Fu in Ho-Nan als eingewanderte Nachkommen Abrahams, nicht als aus dem Heidenthum Bekehrte; jedoch von der Reichs-Religion nicht unberührt geblieben, indem sie z. B. die Gräberfeier mitbegehen und bei derselben Opfer bringen, wenn auch nicht von Schweinefleisch, wie die Chinesen. Das Christenthum hat in den letzten Jahrhunderten zunächst durch die Jesuiten Eingang gefunden, allein was sie als solches unter den Chinesen zu verbreiten suchten, trug ein so starkes Gepräge der Anbequemung an das heidnische Wesen des Landes an sich, daß andere römisch-katholische Missionare sich darüber beunruhigt fühlten und daß, auf ihre Anklage hin, der Papst der Bekehrungs-Arbeit der Jesuiten den Stab brach. Die Bekehrungs-Arbeit ist nun von Seiten der römisch-katholischen Kirche unausgesetzt bald kräftiger, bald lauer fortgeführt worden, und ihre Sendlinge haben sich nicht gescheut, trotz der gegen ihr Eindringen in das Land erlassenen Verbote heimlich, unter Verstellung und unter

Anwendung der verschiedensten Mittel, in das Innere vorzugehen und ihrem Berufe obzuliegen; wie groß aber der Umfang der durch sie gebildeten Christenheit in der That und Wahrheit ist, muß vorläufig dahin stehen, da wir in Betreff der Kenntniß von demselben ganz allein auf die, allemal ziemlich ruhmredigen und wenig in übersichtlichem Zusammenhange stehenden, Berichte angewiesen sind. Es bleibt dabei auch ganz unklar, in wie weit sich die römisch-katholisch Bekehrten von der Ausübung der Reichs-Religion fernhalten oder an derselben betheiligen und sich, wenigstens bisher, offen zum Christenthum bekannt haben. Die höchsten Angaben über die Zahl der Bekehrten beläuft sich auf 400,000 in den verschiedenen Landestheilen, ohne daß wir über deren Bildungsstand etwas erfahren. Die Evangelische Kirche hat durch Sendlinge von verschiedenen Ländern und verschiedenen Kirchengemeinschaften aus zunächst auf der brittischen Insel Hongkong und in den fünf bisher eröffnet gewesenen Freihäfen ihre Wirksamkeit eröffnet und hat es sich besonders angelegen sein lassen, durch Verbreitung der heiligen Schrift in chinesischer Zeichensprache, so wie, für die lehrbegierige chinesische Bevölkerung, durch Verbreitung christlich-religiöser Schriften der Verkündigung Bahn zu brechen, indem sie zugleich durch ärztliche Wirksamkeit das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen sucht, eine Maaßregel, die von bedeutendem Gewichte erscheint, da die Chinesen in der Heilkunde sehr weit zurück sind und doch viele an der Gesundheit Leidende zählen. Diese Wirksamkeit, seit dem Jahre 1842 im Lande begonnen, hat sich seitdem immer kräftiger entwickelt, allein auf Massenbekehrung ist es dabei nicht abgesehen, sondern auf gründliches Verfahren mit dem Einzelnen, so wie mit Hineinsprengung des Wortes der Wahrheit unter die Masse zur Anregung und Erweckung; denn die Evangelische Kirche kann nur eine Durchsäurung und nicht bloß ein bloßes Zusammensammeln oder Zusammentreiben in eine Hürde wollen. Sie setzt ihr Vertrauen auf den unvergänglichen Samen des Wortes Gottes und auf die lebensvolle Wirksamkeit des Geistes durch dasselbe; daher kann sie mit geringen Anfängen und unscheinbarem Fortgange zufrieden sein; für die Bedeutung ihrer Wirksamkeit liegt der Maaßstab zunächst nicht in der rasch heranwachsenden Zahl der Bekenner, sondern in der Frucht des Geistes, die an den Bekennern sich kundgiebt. Zwar wird das römisch-katholische Christenthum immerhin einen leichteren Eingang bei den Chinesen finden, weil in ihm, wie in dem chinesischen Volkswesen, der Einzelne in der Gesammtheit untergeht, und das Urbildliche sich schon in vollendeter Verkörperung vorfindet, allein der Chinese birgt in seiner Tiefe doch auch ein Bewußtsein der Persönlichkeit, das jetzt nur in verkehrter Weise, nach der Schranke des hergekommenen, angestammten Volkslebens, Spielraum und Geltendmachung sucht; und der Verständigkeit des Chinesen, seiner Tüchtigkeit und seinem Verständniß für das wirkliche Leben wird das evangelische Christenthum immer näher liegen, als das römisch-katholische.

Geistige Bildung, Wissenschaft, Kunst, Literatur. Der Chinese erscheint zunächst ganz im wirklichen, dem Geschäfte dienenden Leben befangen; seine geistige Beweglichkeit beschränkt sich von vorn herein, wie aus Angeborenheit, nur auf den Erwerb zeitlicher Güter, heißen sie nun Geld, Macht, Rang. Er scheint wohl einen Anlauf zu nehmen, sie einem höheren Ziele zuzuwenden, sie nicht bloß in den Dienst des äußern Lebens einzuschirren, allein sehr bald schlägt alle seine Vorbereitung für geistige Bildung in Nutzbarmachung seiner Geisteskräfte um und über; er hält sich an die Erfahrung und denkt höhern in der Geisteswelt gelegenen Gründen nicht nach. Dem Gemüthe so weit er es in sich trägt, gewährt er nur im engern Familienkreise das Walten; eine Welt, die über das Verständniß der Sinne und des Verstandes hinausgeht, kennt er nicht. Die Wirklichkeit ist ihm aber das wahrhaft Seiende. Daher verschlägt es auch gar nichts, daß von Jugend auf Geistesbildung bei ihm angestrebt wird: er wandelt dabei immer nur durch Steppen oder Haiden, ohne auf eine Aussicht zu stoßen, die der Einbildungskraft eine Anregung gäbe. Die Einförmigkeit des Tieflandes hat hier eine so überwältigende Kraft geübt, daß auch der Berglands-Bewohner keinen Sinn mehr für die oft eigenthümlichen und wunderlichen

Gestaltungen seiner Umgebung hat, die einen Europäer in Hebung oder Aufregung versetzen würden.

Allgemeine Schulbildung für das männliche Geschlecht ist Reichsordnung, daher hat jeder Ort seine Schule oder Schulen, und bei der großen Menge der Schüler ist das Schulgeld sehr unbedeutend; in größern Städten bestehen auch Abendschulen für die Kinder, welche am Tage ihren Eltern mit Geldverdienen zu Hülfe kommen müssen. Wohlhabende halten Hauslehrer. Die Schul- und Gelehrten-Bildung wird von einer eignen Behörde zu Pe-King, dem Haan-Lin, überwacht. Bei diesem Eifer für allgemeine Bildung hat die Regierung es aber keineswegs darauf abgesehen, den Kreis der Kenntnisse und Wissenschaft, der von uralten Zeiten hergekommen und überliefert ist, zu erweitern, sondern das bestimmte, überkommene Maaß dem heranwachsenden Geschlechte zuzumitteln. Die allgemeine Schulbildung macht sich mit eigentlicher Wissenschaft nichts zu schaffen: es wird Schreiben, Lesen, Rechnen getrieben, und der Inbegriff der Kongfutsischen Lehre, wie er in den „Vier Büchern" vorliegt, dem Gedächtniß überliefert; auch nach Aneignung des Inhalts dieser wohl noch der Inhalt der „fünf Klassiker" auswendig gelernt. Wer nun in das einfache bürgerliche Leben eintreten will, hat an der Erwerbung dieser Kenntnisse genug; wer aber in den Stand der Beamten treten will, muß seine Studien fortsetzen, die darin bestehen, die sämmtlichen von Kong-Fu-Tse verfaßten Schriftsammlungen so wie die Auslegungen durchzunehmen, und über verschiedene Sätze und Gegenstände, die sich in denselben finden, schriftliche Ausarbeitungen zu machen. In den Kreis-Hauptstädten werden jährliche Prüfungen angestellt, bei welchen die Studirenden aus dem Kreise sich stellen können; wer hier besteht, erwirbt den Rang eines Magisters oder Bakkalaureus, er wird ein Szju-Tsä; als solcher seine Ausbildung in derselben Weise fortsetzend, kann er sich zu der Prüfung stellen, welche alle drei Jahre durch einen vom Haan-Lin eigends dazu abgeordneten Beamten in den Provinz-Hauptstädten gehalten wird, und wer dieselbe besteht, wird ein Kju-Dschin oder Lizentiat und als solcher zur Uebernahme von Aemtern befähigt; für die Kju-Dschin findet alle drei Jahre zu Pe-King eine dritte Prüfung statt, und Diejenigen, deren Vermögensumstände nicht ausreichen, die Reisekosten zu bestreiten, erhalten das Reisegeld aus öffentlichen Mitteln; bei dieser Prüfung kann man zum Range eine Tsin-Sz', eines Doctors, gelangen; jedoch nur eine beschränkte Anzahl, ihrer 300, (Einige nennen nur 30, aber höchst wahrscheinlich irrthümlich) werden allemal in diesen Rang erhoben, welcher zu den höchsten Staatsämtern und nach nochmaliger wohlbestandener Prüfung im kaiserlichen Palaste zur Erwählung in den Haan-Lin befähigt. Zur Abhaltung der Prüfungen sind in den dazu bestimmten Städten umfangreiche öffentliche Gebäude errichtet, mit Hallen, Höfen und vielen Zellen, je für einen Prüfling zur Ausarbeitung der ihm gewordenen schriftlichen Aufgaben in ungebundener und gebundener Rede. Von dem Umfange solcher Gebäude mag man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß etwa 10,000 Prüflinge zusammenströmen, die von einander und allen Andern streng abgesperrt zu halten sind. Offenbar aber sind diese Prüfungen ein sehr zweckdienliches Mittel zur Absperrung des gesammten Volkes von der übrigen Menschheit und den Weltanschauungen und Lebensauffassungen, die sich anderswo herausgebildet haben, und wir begreifen, wie das chinesische Volk in seiner hergekommenen Weise ganz hat verstocken müssen.

Die Europäer haben sich gewöhnt, die der Studien beflissenen Chinesen als Literaten zu bezeichnen, allein der Unterschied zwischen einem chinesischen und deutschen sogenannten Literaten wird schon einleuchten; nur das möchten sie mit einander gemeinsam haben, daß es, wenn es sich um eigentliche Wissenschaft handelt, bei ihnen Beiden ziemlich gleich ins Blaue hinausgeht. Von eigentlicher Wissenschaft, als Ergebniß der Denkarbeit, weiß der Chinese nicht. Die Gedanken und Satzungen der Vorfahren über das Wesen der Dinge sind stehend geworden; eine selbstständige Entwickelung, Ausführung derselben hat wohl noch in alten Tagen, im vierten Jahrhundert v. Chr., durch Meng-Tse, und auch noch im zwölften Jahrhundert n. Chr., durch Tschu-Hi oder Tschu-Tse stattgefunden; allein die Arbeit des Denkens über die Welt

des Geistes ist jetzt ganz in den Kreis der hergekommenen Anschauungen und Auffassungen gebannt, und wehe dem Prüfling, der sich erlauben wollte, eine Neigung zu anderweitiger Auffassung kundzugeben: er würde als Ketzer bezeichnet werden, und der studirende Chinese hat also nur die Wahl zwischen einem Banne nach innen und einem Banne nach außen. Er wird nach seiner angestammten Lebens-Anschauung bis auf Weiteres den ersteren vorziehen, weil er bei demselben Amt und Brot und bürgerliche Ehre findet, bei dem letzteren aber die Schmach eines Auswürflings inmitten eines in sein angelebtes Wesen verstockten Volkes. — Eine Wissenschaft des Geistes, des Uebersinnlichen kann bei dem Chinesen, wie er ist, nicht vorkommen: Geist und Uebersinnliches sind für ihn so gut als gar nicht da. Der Mensch allein hat, nach seiner Anschauung, Vernunft, die Anlage zu einem bestimmten Wollen, allein in der Geister- und Geisteswelt kann er gar keinen Zweck haben; Geist, so weit er von ihm weiß oder ihn ansetzt, ist für ihn nur in der Natur vorhanden. Diese Naturbefangenheit straft sich nun aber auch darin, daß die Chinesen es selbst nicht zu einer Wissenschaft der Natur, weder des Himmels, noch der Erde, noch des Menschen gebracht haben. Ihr Wissen von der Natur besteht in einzelnen Beobachtungen, Erfahrungen, Einfällen; was sich ihnen gelegentlich ergiebt, das halten und verwenden sie; schwerlich ist eine Benutzung der Naturkörper und Naturkräfte auf eine Untersuchung oder Nachforschung gegründet; obgleich der Chinese so sehr auf Anwendbarkeit und Nutzbarkeit sieht, daß, was ihm nicht unter diesem Gesichtspunkte bekannt ist, für ihn werthlos gilt und bleibt, hat er sich doch nicht herbeigelassen, eine Arzneiwissenschaft zu ermitteln; und mag ein Einzelner es sich auch angelegen sein lassen, sich zu Gunsten der Heilkunde auf beobachtende Untersuchung zu legen, so liegt im Allgemeinen die Heilkunde, ohne eine ordentliche Kenntniß des menschlichen Leibes, in den Banden der Astrologie und der Weltanschauung: die obere Hälfte des menschlichen Leibes, sagt ein Chinese, hat Theil an der Urkraft (S. 180), an der Natur des Himmels, daher dienen als Arzneien für Erkrankungen im obern Theil die Spitzen der Pflanzen; dagen enthält der eigentliche Pflanzenkörper die Heilmittel für die Erkrankungen am mittleren Theile des menschlichen Leibes. Alle Anstalten zur Heranbildung von Aerzten fehlen; wer als Arzt wirken will, muß zu Jemand in die Lehre gehen, der als Arzt handthiert. Was an Naturkenntniß vorhanden ist, wird wohl sammt und sonders theils in dem Buche San-Tsä-Tu-Hoei, das aus dem sechszehnten Jahrhundert n. Chr. stammt, theils in dem Pön-Tsoo, dem Kräuterbuche vorhanden sein, welches, seinem Titel zum Trotz, nicht bloß von Pflanzenkunde, sondern auch von Thier- und Mineralienkunde handelt. Daß der Mensch in seinem Innern Theile habe, die das Leben tragen, ist dem Chinesen bekannt: die der Arzneikunde Beflissenen wissen auch vom Vorhandensein einer Lunge, einer Leber, eines Herzens, allein ein gut Theil derselben weiß nicht recht von ihrem Platze; den Unterschied zwischen Arterien und Venen kennen sie nicht, eben so wenig die Entkohlung des Blutes durch das Athmen; das Seziren ist ihnen etwas ganz Fremdes, so gut wie das Amputiren, das sich bei dem Chinesen nur unter Gestalt des Köpfens im Brauche findet; allein vom Gerippe des Menschen wissen sie wohl Bescheid. — Kenntniß der Astronomie bis auf ein gewisses Maaß ist den Chinesen wohl nicht abzusprechen, wenigstens den Bestgebildeten, allein ohne Astrologie geht es nicht ab, wie sich das schon aus ihrer Weltanschauung ganz von selbst ergiebt. Das bezeugt ihr Kalender, der viel Astrologisch-Abergläubisches enthält. Sie haben einen solchen schon von alten Zeiten her angefertigt, sollen auch in demselben die Sonnen- und Mondfinsternisse berechnet aufgeführt haben; allein die Sache erscheint doch nicht so ganz gewiß, sondern, wenn heutzutage die Berechnung der Bewegungen am Himmel auch genau angestellt werden kann, so wird das wohl eine Folge des Unterrichts und der Anweisung sein, welche die Chinesen durch Europäer, besonders durch die Jesuiten-Sendlinge empfangen haben. Im Volke gilt von Sonnen- und Mondfinsternissen die Ueberzeugung, daß sie daher entstehen, weil ein großer Drache Sonne oder Mond verschlingen wolle; und an den albernen Maßregeln, die dann ergriffen werden, um dies Verschlingen zu verhüten oder zu vereiteln, nimmt Kaiser und Hof

in feierlicher Weise Antheil. Mit der Zeitrechnung halten sie es, wie die Israeliten: sie rechnen nach Mondenjahren und schalten, um mit dem Laufe der Sonne im Einklang zu bleiben, je nach Bedarf alle zwei oder drei Jahre, genauer: im Mondkreislauf von 19 Jahren siebenmal, einen ganzen Monat ein: das gewöhnliche Jahr hat 354 oder 355, das Schaltjahr 383 oder 384 Tage. Die Tage, von Mitternacht an gerechnet, werden in 12 Stunden getheilt; eine Eintheilung der Monate in Wochen kommt nicht vor. Die Zahl der Jahre wird nach dem Regierungs-Antritt des jedesmaligen Herrscherhauses bezeichnet. — Geometrie und Algebra sind dem Chinesen etwas Fremdes; von Ziffern weiß er nicht, sondern die Zahl wird mit Wortzeichen geschrieben. Im gemeinen Leben aber hilft man sich mit einem Rechen-Werkzeug, das, in zwei Abtheilungen getheilt, Knöpfe auf Draht gezogen enthält, die in der einen je fünf, in der andern je eine Einheit bedeuten: die Ziffer oder Zahl 8 wird durch einen heruntergezogenen Knopf und drei in die Höhe demselben entgegengeschobene Knöpfe bezeichnet; will man die Ziffer 18 bezeichnen, so schiebt man am nächsten Drahte links eine Einheit in die Höhe; bei 108 läßt man die Knöpfe an den links gelegenen liegen, aber an dem linksnächstfolgenden Drahte schiebt man eine Einheit in die Höhe rc. Auf dem Gebiete der Mechanik haben die Chinesen diese und jene sinnreiche Einrichtung, z. B. bei Ueberleitung des Gewässers oder bei Aufbringung desselben zur Bewässerung höher liegender Landstrecken getroffen, allein eine eigentliche Wissenschaft und deren Förderung ist aus den gemachten und angewendeten Erfahrungen nicht hervorgegangen, so wie auch die Chemie, die bei Bereitung von Heilmitteln, namentlich der Quecksilber-Heilmittel, so wie bei Anfertigung des Schießpulvers in Anwendung kommt, nur eine sehr dürftige und beschränkte Kenntniß auf dem einschläglichen Gebiete der Natur kundgiebt.

Eine etwas bedeutendere Pflege als die Wissenschaft hat die Kunst erfahren, so weit überhaupt bei einem Volke, das des Urbildlichen ermangelt, auf dem Gebiete der bildenden Kunst eine gedeihliche Entwicklung statthaben kann. Die Bildhauerkunst steht auf ganz niedriger Stufe; dagegen hat der Chinese sich eine Fertigkeit und ein Geschick in Thonbildungen oder überhaupt in Bildungen aus weicher Masse erworben. Dabei kann aber nie von einer ausdrucksvollen Darstellung des Leibes oder der Glieder die Rede sein, weil man von nackten Bildern nichts weiß, sondern nur Gestalten in der ziemlich plumpen volksthümlichen Bekleidung darstellt, und das Ganze am Ende auf gefällige Herstellung der Kleiderhülle hinausläuft. Nun aber ist nicht zu übersehen, daß der Chinese in Hinsicht auf die Darstellung peinlich bemüht ist, die Wirklichkeit wiederzugeben. Es ist das ja nur eine Aeußerung seiner gesammten Anlage und Bildung, bei welcher nichts Urbildliches vorschwebt und von einem schöpferischen Wesen sich nichts kundgeben kann. Das Einzelne wird ganz naturgetreu gegeben, allein alles Sprechende fehlt im Ausdruck; die Gebilde der Malerei treten schattenspielartig vor das Auge, und von perspektivischer Darstellung hat der Chinese keinen Begriff, oder vielleicht will er nichts von ihr wissen. Er malt die entfernteren Gegenstände gleich groß mit den nahen, denn, sagt er, sie sind ja gleich groß; die verschiedene Entfernung der dargestellten Körper wird durch Höherstellung der entfernteren zur Anschauung gebracht. Die Maler- und Zeichenkunst steht auch in China in nicht besondrer Gunst, gilt fast ganz als Luxussache; daher findet sie nicht die gehörige Berücksichtigung und Aufmunterung, indem der größte Theil des chinesischen Volkes für etwas, das irgend über das Nöthige und Nützliche hinausgeht und auf das Gebiet des Luxus gehört, in der Wirklichkeit kein Geld übrig hat. Die getreue Darstellung des Einzelnen macht übrigens die Chinesen insbesondere dazu befähigt, einzelne Naturkörper zweckdienlich darzustellen. In besonderer Schätzung stehen bei ihnen leicht in Wasserfarbe und indischer Tusche hingeworfene Bilder auf feinem Papier oder auf Seide. Eine vorzugsweise Darstellung erfährt der Bambu in den verschiedensten Stufen seiner Entwicklung vom zartesten Sproß, der sich über dem Boden zeigt, bis zur vollendet ausgebildeten Gestalt mit seinen grasartigen Blumen und Samen. — Meisterhaft und musterhaft zeigt sich der Chinese in der Garten-

kunst, indem er ausgezeichnet der Natur entsprechende Zusammen-Gruppirungen von Bäumen und Rasen zu Stande zu bringen und dabei zugleich einen engen Raum so anzulegen versteht, daß er als ein umfangreicher erscheint und genossen wird. — Wo man vor Allem und fast nur auf Nützlichkeit sieht, da wird es mit der Baukunst auch nicht weit her sein können, sie wird eben nur dem Bedürfniß zu dienen haben und ganz unter die Handwerke fallen. Die Bauart hat dabei eine so bestimmte Gestalt gewonnen, daß auf diesem Gebiete schöpferische Thätigkeit keinen eigentlichen Spielraum geboten findet. Bei dem Bau der Wohnhäuser geht alles seinen gewiesenen Weg, in einer hergekommenen Dürftigkeit, ohne irgend einen Schmuck aus eigenthümlichem Geschmack; nur bei den Garten-Lusthäusern der Wohlhabenden mag sich ein Unterschied im Geschmack geltend machen lassen; allein im Allgemeinen sehen sie sich doch in Einförmigkeit alle ähnlich: Hallen, im Viereck mit Säulen umgeben, die das in chinesischer Bauart angelegte, einem Zeltdache nachgebildete Dach tragen. Auch die über Götzenbilder oder Reliquien erbauten, thurmartig in Stockwerken, die der Höhe nach in Umfang abnehmen, sich erhebenden Pagoden buddhistisches Ursprungs bieten der Baukunst keinen besonderen Raum für Hinausgehen über hergekommene Einförmigkeit. Oeffentliche Bauwerke finden wir sonst nur in den, zum Andenken an ausgezeichnete Beamte, in den Straßen erbauten Ehrenpforten: sie bestehen aus Dächern in chinesischem Geschmack, die auf einfachen Säulen ruhen, und die schöpferische Kunst hat mit ihnen wenig oder gar nichts zu schaffen. Im Brückenbau scheint Ausgezeichnetes geleistet zu sein; jedoch, was frühere Reisende als ausgezeichnete, überraschende Denkmäler der Baukunst berühmt gemacht haben, will neueren Besuchern und Beobachtern nicht allemal als etwas erscheinen, wovon so sehr viel Wesens und Aufhebens zu machen wäre. — Die Tonkunst wird im Kongfutsianismus als ein Bildungsmittel geachtet; allein die Chinesen haben es in derselben nicht weit gebracht; von einer Mehrstimmigkeit wissen sie nichts, wenigstens beim Singen, wenn auch die Instrumente in zwei Octaven spielen; Noten sind erst durch die Jesuiten eingeführt; bis zu ihrer Ankunft mußte der Chinese die Melodie auswendig wissen. Die Instrumente sind sehr zahlreich: Laute und Guitarre, verschiedene Flöten und sonstige Blasinstrumente; eine dreisaitige Geige; eine Art Draht-Harmonika, die mit zwei Bambu-Stäbchen geschlagen wird; Glocken und Geklingel, Trommeln und Pauken; die Saiten bestehen aus Metalldraht, der mit Seide umwunden ist. — Daß der Dichtkunst eine besondere Beachtung zugewendet werde, läßt sich nicht sagen, aber bei der ganzen Anlage des Volks auch nicht erwarten. Wer nur der Wirklichkeit lebt, in dieser befangen ist, woher soll dem das Dichten kommen? Lehren mögen etwas dichterisch gefaßt werden; die Gefühlsseite mag hin und wieder in lyrischem Ergusse hervortreten; allein Epos und Drama, die eine großartige Weltanschauung und Lebensauffassung als Boden in Anspruch nehmen, kann es in eigentlicher Bedeutung bei einem Volke nicht geben, das nur Tage entlang lebt, nur von Ereignissen, nichts von einer sich entwickelnden Geschichte weiß. Zwar giebt es Schauspiele, allein es sind lediglich Possen, die nicht weit, wenn überhaupt, über die Darstellungen Pollicinells hinausgehen.

Die Literatur der Chinesen ist an dichterischen Erzeugnissen verhältnißmäßig sehr dürftig, während belehrende Schriften in außerordentlicher Menge vorhanden sind. Neben den oben (S. 182) angeführten King treten zunächst andre, auch wohl als King bezeichnete, den heiligen Schriften beigerechnete Bücher: der Li-Ki, der von den äußeren Sitten und Verhaltungsmaßregeln, vom Zeremoniell bei den verschiedensten Gelegenheiten handelt, der Tschong-Tsieu, eine Schilderung der Zeiten Kong-Fu-Tse's; der Ta-Hjo und der Tschung-Jung, zwei Inbegriffe der Lehre des Kong-Fu-Tse und anderer; an diese schließen sich die von der Regierung und den Gelehrten gebilligten Aufsätze und Abhandlungen: oben an der Sching-Ju oder „der heilige Erlaß", eine Sammlung des Kaisers Jung-Tsching von eignen Abhandlungen und von Werken seines Vaters und Vorgängers Kang-Hi über sittliche Pflichten und Staatswirthschaft, in Abschnitte getheilt und danach zur öffentlichen Vorlesung an bestimmten Tagen durch die Oberbeamten verordnet. Reich ist der chinesische Schriftschatz an Sammlungen

von Sprüchen, lehrhaften Sätzen und Sprichwörtern. An die Lehrschriften schließen sich die geschichtlichen Werke oder, besser gesagt, die Chroniken, welche das Ergehen des Volkes und Reiches aus ältester Zeit her erzählen, ohne irgendwie die Thatsachen und Begebenheiten in einen Entwicklung nachweisenden Zusammenhang oder unter übersichtliche Gesichtspunkte zu bringen, trockne Aufzählungen ohne irgend eine Verarbeitung. Die Zeit der Mongolen-Herrschaft ist stiefmütterlich behandelt, und kann nach den Vorlagen aus dem chinesischen Schriftschatz nicht eingehend und ausführlich behandelt werden; dagegen ist die Geschichte der Herrscher aus dem eingeborenen Hause Ming, welches die Mongolen vertrieb, wieder reichlich mit Aufzeichnungen bedacht; über das jetzige Herrscherhaus, das der Mandschu, welches die Ming stürzte, liegt im Druck veröffentlicht noch nichts vor; handschriftlich ist eine Aufzeichnung über die Zeit der ersten drei Kaiser aus diesem Hause vorhanden, aber die Veröffentlichung durch den Druck wird nicht gewagt. Lebensbeschreibungen, Sching-Heo, giebt es in Hülle und Fülle, allein sie bestehen allesammt in solchen dürren Aneinanderreihungen, als die übrigen Geschichtswerke. Auf dem Gebiete der Statistik hat der Chinese sich wacker getummelt, und man kann und wird am Kaiserhofe eingehendere Kenntniß vom sämmtlichen Reichsgebiete und von den Verhältnissen und Zuständen unter der Bevölkerung haben, als europäische Regierungen über den Bereich ihres Gebietes und den Bestand der Bevölkerung innerhalb desselben. Das bedeutendste derartige Werk, Ta-Tsing Je-Tong-Tschi d. h. ein vollständiger Bericht über das Ta-Tsing-Reich, besteht aus 240 Bänden. Ein eigenthümliches geschichtlich-statistisches Werk ist das bürgerliche Gesetzbuch des jetzigen Herrscherhauses, der Ta-Tsing-Hoei-Tiën, 261 Bände stark: er enthält nicht nur die geltenden Gesetze, sondern auch einen Bericht über alle Veränderungen, welche während der Regierung der Mandschu-Kaiser, seit 1644, durch die verschiedenen Kaiser mit den Gesetzen vorgenommen sind, vielfach unter Anführung der Gründe, welche zur Ertheilung neuer und zur Aufhebung alter Gesetze gewirkt haben; dem Buche voran finden sich Holzschnitte, welche alle Staats-Zeremonien, bürgerliche wie religiöse, darstellen, und Landkarten von allen Theilen des Reiches, auch der auf dem Hochlande außerhalb des eigentlichen Chinas gelegenen, und ein Abschnitt des Buches selbst giebt eine ganz ausführliche Uebersicht über die Staats-Verwaltung. In dieser Hinsicht darf auch der vierteljährlich erscheinende Hof-Kalender oder das Rothe Buch nicht unbeachtet gelassen werden, welcher ein Verzeichniß sämmtlicher Reichsbeamter enthält. Die Literatur vom Gebiete der Naturwissenschaft ist oben (S. 191) schon besprochen. — Vom Gebiete der Belletristik giebt es viele Erzeugnisse, theils Schauspiele, theils Erzählungen, die für den Ausländer den Werth haben, aus denselben das Leben des Chinesen und seine Lebensanschauung und Auffassung kennen zu lernen.

Verfassung. China ist so sehr von der ihm eigenthümlichen, angestammten Weltanschauung beherrscht, so sehr in derselben befangen und aufgegangen, daß fremde Elemente sich in demselben nicht der Ueberwältigung erwehren und in Selbstständigkeit aufrecht behaupten können, sondern daß Toismus, Buddhismus in demselben von der herrschenden Weltanschauung verschlungen sind, ja, das jesuitische Christenthum sich zu einer Anbequemung genöthigt gesehen hat, die dasselbe einer ähnlichen Bewältigung entgegengeführt haben würde, wenn ihm längere Zeit der Entwicklung und nicht gewaltsame Entfernung zu Theil geworden wäre. Bei solcher Sachlage ist es dann nur selbstverständlich, daß alle naturwüchsig verwirklichte Gestaltung der sittlichen Verhältnisse den Stempel und das Gepräge dieser Weltanschauung und Lebensauffassung entschieden an sich trage. Das chinesische Gemeinwesen muß sich als einen Abglanz, einen Abdruck, ein Abbild der Weltordnung ausweisen, die hier, in besondrer Art der Verkörperung, in die Erscheinung treten muß, weil der Mensch, im Gegensatz gegen alles sonst in der Weltordnung Vorhandene, mit Geist und Vernunft ausgestattet ist. Das Reich des Himmels unter den Vernünftigen, das ist der Begriff des chinesischen Staates und Reiches. Ein solches, dem übrigen Himmelsreichs-Bestande entgegengesetztes Reich muß auch einen vernünftigen Verwalter haben. Dieser ist der Kaiser, der

„Himmels-Sohn", der Hoang-Ti d. h. der Erden-Walter, im Gegensatz des Schang-Ti oder Tiën-Ti, des Himmels-Walters.

Wir haben es hier also mit einer Theokratie zu thun, keineswegs mit einem Patriarchalismus, wie vielfach die Ansicht herrscht. Der Schein des Patriarchalismus fällt hier auf die Theokratie, weil das Staatswesen dem im Reiche herrschenden Familienwesen entspricht; das chinesische Familienwesen unterscheidet sich aber wesentlich von dem sonst in der Menschheit vorhandenen patriarchalischen Familienwesen, denn in diesem findet sich doch die Möglichkeit und die Zuständigkeit eines Gegensatzes innerhalb des Familienkreises gesetzt, nur, daß die widerstrebenden, zu selbstständiger Geberdung begabten Glieder sich vom bestehenden Haushalte ausscheiden, und ein abgesondertes Familienwesen gründen müssen. Derartiges aber ist dem chinesischen Familienwesen ganz und gar fremd. Der eigentliche Patriarchalismus läßt eine Mannichfaltigkeit der Entwicklung, und, nach vollzogener Scheidung und gegenseitiger Weiterentwicklung, eine höhere Vermittlung der Gegensätze zu, aus welcher sich ein reiches Volksthum in Einsinnigkeit und Eingeistigkeit, und nicht in Einförmigkeit entwickeln kann. Von einer solchen Entfaltung weiß das chinesische Familienwesen so wenig, als das chinesische Staatswesen, und beide sind nur in ihrer Gestaltung gleichmäßig naturwüchsige Schößlinge desselben Samenkornes. Der Kaiser gilt als Vorbild; was er für das gesammte Reich ist, das ist in seinem Abbilde der Hausvater in seinem Familienkreise. — Auch als Despotismus ist die chinesische Reichs-Regierungsweise wohl bezeichnet; allein wenn freilich scheinbar der Kaiser als unbedingter, unumschränkter Herr waltet, so darf dabei nicht übersehen werden, daß er, dem Begriffe nach, doch nur, als Stellvertreter des Himmels, in dessen Sinn oder Ordnung als Abbild der Urkraft, dem Volke, als dem Abbilde des Urstoffes gegenüber, walten soll.

Im Kaiser gipfelt sich das Staatswesen Chinas. Er steht allemal, unter welchen Umständen auch er auf den Thron gelangt ist, als durch den Himmel eingesetzt da, und führt seine Regierung bis in das Kleinste hinein im Namen des Himmels; alle seine Verordnungen und Befehle gelten als Willensausdrücke des Himmels d. h. Gottes, so weit sich bei dem Chinesen an den Himmel der Begriff Gottes knüpft. Daher werden alle seine Befehle, Erlasse und Schreiben mit der Verehrung begrüßt, die man dem Himmel erweist; nicht nur dem Kaiser in Person wird von den vor ihm Auftretenden diese Verehrung durch dreimaliges In-die-Knie-fallen und Kopfverbeugung bis zur Erde gezollt, sondern auch dem leeren Throne: obgleich derselbe durch einen Vorhang verdeckt wird. Dem Kaiser sind Altäre geweihet, über denen sein Name mit goldner Schrift eingeschrieben ist, und auf denen wohlriechendes Räucherwerk verbrannt wird. Eine solche Stellung des Kaisers aber hat ihre zwei Seiten: durch unwürdige Regierung verwirkt er den Thron. „Der Auftrag des Himmels, welcher einem Menschen die Herrschaft überträgt, überträgt sie ihm nicht auf immer; wenn er sie gerecht verwendet, so bewahrt er sie; wenn ungerecht, verliert er sie", heißt es im Ta-Hio (S. 193). Für Landplagen ist der Kaiser verantwortlich, denn sie sind Folgen seiner Versehen, und bei Gelegenheit solcher bekennt der Kaiser sich nicht nur öffentlich als Schuld an der Heimsuchung, sondern thut auch als Reuiger in grober Kleidung Buße; ja, wenn das Volk in Empörung ausbricht, muß er die Schuld davon durch unwürdiges Regieren tragen. Der Himmels-Sohn hat die Volksstimme zu beachten. „Ein wahrer Kaiser muß sie mehr beachten, als alle Urtheile seiner Verwandten, Minister und Höflinge; was das Volk einmüthig ausspricht oder zurückweist, das muß ein guter Kaiser immer beachten; dann ist er ein wahrer Vater des Volks". „Die Kunst, die Herrschaft sich zu erhalten, besteht darin, die Gemüther des Volks sich treu zu bewahren; die Kunst, die Gemüther sich zu bewahren, besteht darin, des Volkes Wünsche und Bedürfnisse zu erfüllen, und, was demselben zuwider ist, zu meiden und zu entfernen". „Das Glück eines Fürsten hängt vom Himmel ab, der Wille des Himmels lebt im Volke". Also: Volkswillen, Gotteswillen, heißt es für den Kaiser, und als in Folge des Friedens in Nan-King im Jahre 1842 die Thore von Kanton den Europäern eröffnet werden sollten, das Volk sich aber der Ausführung

widersetzte, erklärte der Kaiser: des Volkes Wille sei des Himmels Wille. Im Zusammenhange mit dieser Auffassung steht die Herrschaft der vollständigsten Preßfreiheit, welcher gegenüber keine andre Beschränkung besteht, als die gesetzliche Bestrafung von Preßvergehen, und als das Verbot, über die Personen des regierenden Herrscherhauses zu schreiben (vergl. S. 194). Eben so aber steht damit im Zusammenhange die Anerkennung, ja, Einschärfung des Rechtes zum Sturze solcher Kaiser, welche sich der Aeußerung des Volkswillens nicht beugen. „Bei schlechten Fürsten nimmt das Volk seine Zuflucht zu milderen". „Es ist gut und recht, vor der Tyrannei eines Kaisers zu einem untergeordneten Fürsten zu flüchten und ihn zur Uebernahme der Herrschaft zu bewegen". Dabei aber ist die Verfassung als eine einmal göttlich geordnete durchaus unantastbar; nur der unwürdige Stellvertreter des Himmels und sein ganzes, durch seine Verantwortlichkeit für dasselbe, unwürdig gewordenes Herrscherhaus kann gestürzt und ein andres an seine Stelle gesetzt werden. Die Herstellung einer Republik, einer konstitutionellen Monarchie, die Aufrichtung einer, vom Himmel abgetrennten, rein weltlichen Herrschaft kann nicht als berechtigte Staatsumwälzung auftreten; sie wäre ein Umsturz des Reiches des Himmels selbst; eine Sache, die dem Chinesen, wie er annoch beschaffen ist, ganz und gar fremd sein, ihm als Selbstvernichtung erscheinen muß. — Die Thronfolge beruht nicht unmittelbar auf dem Rechte der Vorgeburt, sondern, hat auch im Allgemeinen der erstgeborene Sohn des regierenden Kaisers die Aussicht, seines Vaters Nachfolger zu werden, so steht doch jedem Kaiser das Recht zu, aus der Zahl seiner Söhne und Verwandten seinen Nachfolger frei zu erwählen. — Herrscherhaus ist auf Herrscherhaus gefolgt: einheimische, wie auswärtige, Kongfutsianer und ursprüngliche Nicht-Kongfutsianer; sie sind aber Alle miteinander Himmels-Söhne im Sinne des Kongfutsianismus geworden: eine solche bewältigende Macht hat dieser bisher behauptet. — Als Himmels-Sohn ist der Kaiser auch höchster Richter, Hoherpriester, so weit von einem Priesterthume die Rede sein kann (S. 181), Anführer im Kriege, allein als Kriegsherr ernennt er oft an seine Stelle einen Feldherrn.

Zwischen dem Kaiser und dem Volke steht in vielen Abstufungen, aber immer vom Volke gesondert gehalten, der Stand der Beamten, der in seinem jedesmaligen Bestande etwas Kastenartiges, eine Ausschließlichkeit, an sich trägt, nicht aber in seiner fortgehenden Entstehung, denn ein Glied der untersten Stände, wenn es den nöthigen Vorbedingungen für die Befähigung zur Einreihung in diesen Stand entspricht und genügt, hat das Recht, Aufnahme in demselben zu finden und die höchsten Stufen innerhalb desselben zu ersteigen. Die einzige Bedingung für die Aufnahme ist das Bestehen der verordneten Prüfungen.

Die dem Kaiser zunächst stehenden Beamten sind vier Staats-Minister, der erste ein Mandschu oder Tatar, wie denn das regierende Haus aus den Mandschu herstammt; der zweite ein Chinese; der dritte wieder ein Tatar; der vierte wieder ein Chinese. Sie bilden das Nuy-Ko, den geheimen Rath; ihre Titel sind Tschung-T'hang und Ko-Loo. Neben ihnen besteht noch die Körperschaft des Keun-Ki-Ta-Tschin, deren Glieder bei Gelegenheiten, die geheim behandelt sein wollen, in Anspruch genommen werden. Unter dem Staats-Ministerium stehen sechs Ober-Behörden für verschiedene Zweige der Verwaltung, zusammen Lu-Pu genannt: 1. die Behörde für Ernennungen in die Aemter, welche zugleich die Oberaufsicht über die gesammte Beamtenwelt übt; 2. die Behörde für die Einkünfte, welche sich genaue Kenntniß von dem Stande der Bevölkerung zu verschaffen hat, um zu ermitteln, wie hoch die Einkünfte aus den Steuern sich belaufen mögen, und wie viele Unterstützung im Falle einer Hungersnoth nach dem betroffenen Landestheil zu besorgen sei; sie achtet auf richtige Erhebung und Zusendung der Grundsteuer, die theils in Geld, theils in Getreide zu zahlen ist; hat die Landesmünze unter Aufsicht, daß sie nicht verfälscht werde, und hat danach zu sehen, daß das Silber nicht aus dem Lande fließe. Ausgabe und Einnahme des Reiches wird von ihr überwacht, und die Besoldung der Beamten, so wie die Kosten für die Staatsopfer werden durch sie geleistet. 3. Die

Behörde für die religiösen Gebräuche, Hofetikette, astrologische Wahrsagerei und das Unterrichtswesen sorgt für die religiöse Abhaltung der verordneten Opfer und Feierlichkeiten, bei welchen zu Pe-King der Kaiser, in den Landestheilen bis in die einzelnen Orte hinab die Beamten die Ausführung haben; für die Anordnung außerordentlich nöthig erfundener Feierlichkeiten; für die gehörige Aufrechthaltung der Sitte bei Vorstellungen und Aufwartungen am kaiserlichen Hofe; für die Anordnung des Kalenders und gehörige Bezeichnung der glücklichen und unglücklichen Tage in Betreff bestimmter Vornahmen, der Himmels-Erscheinungen, Finsternisse, Konstellationen rc.; für die Aufrechthaltung des Schulwesens. 4. Die Behörde für das Kriegswesen hat die Sorge für Land- und Seemacht, bestimmt die Truppenzahl für jeden Landestheil, hält die Befestigungen nnd Vertheidigungs-Mittel und Anlagen unter Aufsicht. 5. Die Behörde für Bestrafungen setzt Richter ein und ab, nimmt Kenntniß von den Urtheilen über Verbrechen, wacht über Ausführung der Gesetze. 6. Die Behörde für öffentliche Arbeiten, Anlegung von Kanälen, Eindeichung von Flüssen, Brücken- und Schleusen-Bau. Jede dieser Oberbehörden hat ihre Hülfs-Behörden; so z. B. die dritte eine solche an dem astronomischen Amte, welches die astronomischen und astrologischen Berechnungen zu leisten hat. Diese Oberbehörden nehmen die Stelle der Ministerien in europäischen Staaten ein, und sind nach den im Reiche vorliegenden Bedürfnissen und Ansprüchen eingesetzt. Es fehlen dabei, die uns nöthig erscheinen würden, eine Oberbehörde für das Innere, für die Kolonien, für das Auswärtige, für Handel und Gewerbe. Nun aber scheint ein Ministerium für das Innere nach der Gesammt-Verfassung des chinesischen Staates eine überflüssige Behörde zu sein; Handel und Gewerbe sind sich selbst überlassen; aber für die Kolonial-Angelegenheiten, oder vielmehr, da China keine eigentliche Kolonien hat, für die dem Kaiser zinspflichtigen Länder besteht eine eigne Behörde, der Li-Fan-Juēn, die Behörde für die Fremden, der zugleich Angelegenheiten mit auswärtigen Mächten oder Ländern zu behandeln hat, und ganz aus Tataren, mit Ausschluß jedes eigentlichen Chinesen, zusammengesetzt ist, aber nicht in so hoher Bedeutung steht, als die übrigen Oberbehörden; ein Umstand, der in der chinesischen Anschauung von der übrigen Welt außerhalb Chinas seinen richtigen Grund hat. Gehen dem Reiche nun einige dem europäischen Staatswesen sich als nothwendig ergebende oberste Behörden ab, so hat es dagegen seine eigenthümliche in dem Tu-Tscha-Juēn, der Aufsichtsbehörde, deren Mitglieder Ju-Sche oder Ko-Too betitelt werden, und das Reich zu bereisen haben, um nachzusehen, ob mit den Beamten und mit der Lage des Reichs auch Alles in Richtigkeit sei. Die Ko-Too wohnen den Sitzungen der Behörden, selbst der Ministerien bei, jedoch ohne Stimmrecht zu haben, untersuchen die geschriebenen Verhandlungen, forschen der Handhabung der Gesetze nach, dürfen selbst den Kaiser tadeln. Durch zahlreiche geheime Untergebene, die als Auflaurer und Späher dienen, suchen sie genaue Kenntniß über das Verhalten sämmtlicher Beamten einzuziehen, und oft sind sie über diese besser unterrichtet, als deren nächste Vorgesetzte; über das Ergebniß ihrer Spürerei in Betreff des amtlichen, wie häuslichen Lebens der Angestellten berichten sie dann dem Kaiser; wo es nöthig erscheint, treten sie als öffentliche Ankläger auf, und ihre Aussagen bedürfen keiner Zeugen. Durch diese Behörde und ihre Glieder hat der Kaiser Auge und Ohr für die ganze Bevölkerung, wie sich's für den Himmels-Sohn gebührt, der für alle seine Unterthanen sorgen, für sie alle verantwortlich sein soll; die Allwissenheit des Himmels-Sohnes ist nicht anders, als auf diesem, immerhin sehr trüglichen Wege, herzustellen. — Eine andre eigenthümliche Körperschaft oder Staatsbehörde ist der Haan-Lin d. h. der Pinsel-Wald, denn der Chinese schreibt nicht mit irgendartiger Feder, sondern zeichnet oder malt seine Schriftzeichen mit dem Pinsel, und daher kann Pinsel bei ihm wohl eine Bezeichnung für Höchstgelehrte sein. Dieser Haan-Lin besteht nämlich aus den bewährtesten Gelehrten, zu deren Zahl bei jeder dreijährigen Prüfung zu Pe-King, vermittelst einer hinzukommenden, durch den Kaiser selbst angestellten, drei neue Glieder hinzugefügt werden; aus den Gliedern dieser Behörde werden die allerhöchsten Beamten, die Staatsminister, bestellt und alle, die Literatur, und viele, die Politik

betreffende Gegenstände werden dieser Körperschaft zur Beurtheilung unterbreitet, die auf diese Weise nicht bloß ein eigentliches, auf Staatskosten freigebigst ausgestattetes Prytaneum bildet, sondern den allergrößten Einfluß zu üben im Stande ist, und ähnlich, wie der Tu-Tscha ein Allwissenheits-Ersatzmittel, so ein Weisheits-Ersatzmittel für den Himmels-Sohn abgiebt.

Die 18 Landestheile werden entweder einzeln für sich durch einen Fu-Juën oder Statthalter regiert, oder es sind derselben auch zwei zusammen unter einen Tsung-To oder Ober-Statthalter, oder, nach Bezeichnung von Seiten der Europäer, Vice-König, gestellt, der dann in jedem der beiden unter sich einen Fu-Juën hat. Dem Statthalter zur Seite stehen ein Strafrichter und ein Schatzmeister, welcher zugleich in gewöhnlichen Rechtshändeln Urtheil spricht, insbesondere aber für das Eingehen der Grundsteuer zu sorgen hat. Für die Salzverwaltung ist noch ein besondrer Beamter angestellt, der Jen-Jon-Sz'. Die Städte und Landkreise jedes Landestheiles in der Rangabstufung von Fu, Tschëu und Hiën haben ihre eigne Beamtenwelt, die ihren Rang nach dem Range ihres Verwaltungskreises haben.

Die Zahl der Verwaltungs-Beamten wird auf 14,000 angeschlagen. Das Rothe Buch, nach seinem Einbande so bezeichnet, vierteljährlich neu gedruckt, bringt in sechs Heften oder Bänden ein Verzeichniß sämmtlicher Beamten mit Angabe nicht nur des Namens, sondern auch des Geburtsorts und anderer näherer Auskunft über die Personen. Der Europäer pflegt, nach Vorgang der Portugiesen, jeden Beamten einen Mandarin zu nennen, im chinesischen aber heißen sie Quang. Keiner derselben darf ein Amt in dem Gebiete verwalten, in welchem er geboren ist, sondern zwischen seinem Amtsorte und seinem Geburtsorte muß wenigstens eine Entfernung von funfzig Stunden Weges liegen; eben so wenig darf einer eine Frau aus den ihm untergebenen Familien zur Ehe nehmen, oder dingliches Besitzthum in seinem Verwaltungs-Gebiete erwerben; Verwandte dürfen nicht in einem und demselben Landestheile Aemter bekleiden, die einander untergeordnet sind. Alle diese Vorschriften und Maaßregeln zielen dahin, die Beamtenwelt über die übrige Bevölkerung herauszustellen und zu einer besondern, in sich geschlossen gehaltenen Körperschaft zu machen. Jeder Beamte trägt zu diesem Zwecke auch seine besondern Abzeichen; der Verwaltungs-Beamte trägt auf seiner Brust und seinem Rücken, auf einem in die Kleidung genähten Schilde, Bilder von Vögeln mit Seide gestickt, der Offizier des Heeres Bilder von vierfüßigen Raubthieren; um den Hals eine bis auf den Gürtel reichende Schnur von Perlen oder Kügelchen, und oben auf der Kopfbedeckung ist ein Knopf angebracht, von verschiedener Farbe und Gestaltung je nach dem Range. Der Rangstufen giebt es neun; der Knopffarben, sich abstufend, die rothe, hellblaue, dunkelblaue; darüber hinunter gehen die krystallenen, weißsteinichten, goldenen und vergoldeten Knöpfe. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß nicht Jedermann, der in solcher Tracht einherschreitet, ein Beamter ist, denn man kann das Vorrecht, sich in solchem Anzuge öffentlich zu zeigen, für, freilich ein bedeutendes, Stück Geldes erkaufen und hat davon dann den Vortheil, daß man bei einer Gesetzes-Uebertretung nicht sofort, sondern erst nach Abnahme des Knopfes, mit Stockprügeln bestraft werden kann. Es muß aber schon einer Geld übrig haben, wenn er sich solches Vorrecht erkauft, denn die Entfernung des Knopfes wird doch nicht so viele Umstände machen; aber der Mensch ist ja nun einmal so, daß er wunderliche Arten hat, mit seinem Gelde umzugehen, und der sonst so absonderliche Chinese kann in diesem Stücke die gewöhnliche Menschheit nicht verleugnen. — Im Unterschiede von europäischen Ländern geht der Verwaltungs-Beamte dem Offizier vor; und auch in diesem Stücke hat sich der Mandschu der chinesischen Auffassung fügen müssen, obgleich er als Kriegsmann die Herrschaft über die den bürgerlichen Geschäften obliegende eingeborene Bevölkerung an sich gebracht hat.

Das Gesetzbuch ist sehr leicht übersichtlich geordnet. Den Anfang machen Erklärungen und Auseinandersetzungen in Betreff des gesammten Gesetzbuches, dann folgen als Kern sechs Abschnitte, die im Verhältniß zu den sechs Oberbehörden (S. 196)

geordnet sind, und ein treues Bild von den Obliegenheiten und Pflichten derselben bieten. Der erstere Theil enthält eine sehr genaue Auskunft über die gesetzlichen Strafen und Bußen. Gewöhnliches Strafwerkzeug ist der Bambu, dessen verschiedene Länge genau bestimmt ist; die Zahl der Schläge ist nach der Bedeutsamkeit der Uebertretung bemessen, jedoch oft ist die Prügelstrafe durch Geld abzufinden. Das nächste Strafmittel ist der Kja oder Kang, ein hölzerner Halskragen, der dem Verurtheilten umgelegt wird, zwei aus Brettern oder Bohlen gefertigte Tischblätter je mit einem halbkreisförmigen Ausschnitt in der Breite eines Menschenhalses, die um den Hals zusammengefügt werden, daß der so Beladene sich nicht ordentlich niederlegen, auch nicht mit der Hand über den Rand des Kragens hin Speise oder Trank zum Munde führen kann; will er nicht damit gerade aufrecht stehen, will er irgend eine Entlastung, so muß er sich so niederkauern, daß die scharfe Kante seines Plagekragens auf den Boden gestützt wird, und er sich möglichst bequem unter demselben zusammenzieht; ein solcher Kragen muß vielfach Monate lang getragen werden. Schwerere Strafen sind Verbannung bis auf funfzig Meilen vom Wohnort, und Verbannung über die Grenze des Eigentlichen Chinas auf bestimmte Zeit oder auf Lebenslänge. Die drei härtesten Strafen sind Erdrosselung, Enthauptung und Zerstückelung. — Das schwerste Verbrechen besteht in Hochverrath. Unter Hochverrath aber wird nicht allein ein Angriff auf die Person des Kaisers oder ein Versuch zum Umsturz der bestehenden Regierung verstanden, sondern auch ein Angriff auf den Tempel, in welchem die kaiserlichen Ahnen verehrt werden, oder auf die Gräber, in welchen dieselben bestattet worden sind. Wer sich dieses Verbrechens schuldig macht, soll die Zerstückelung erleiden und dabei eines langsamen und möglichst peinlichen Todes sterben; die Strafe aber trifft nicht bloß den Hochverräther selbst, sondern alle männliche Verwandte desselben, die über 16 Jahre alt sind, wo sie auch leben mögen, ob krank oder gesund, bis zu Geschwisterkindern, sind der Enthauptung verfallen; die männlichen Verwandten aber des ersten Grades, die noch nicht 10 Jahre alt sind, so wie die weiblichen desselben Grades von jedem Alter sollen an hohe Staatsbeamte als Sklaven vertheilt werden. — Ein Vater, der seinen Sohn absichtlich tödtet, hat Bambu-Schläge und ein Jahr Verbannung auf sich zu nehmen; der Sohn dagegen muß jeden von ihm gegen die Eltern geführten Schlag oder ausgesprochenen Fluch mit dem Tode büßen. — Ganz besonders ist Absehen dahin gerichtet, die öffentliche Ruhe ungestört zu erhalten, daher große Strenge gegen alle Störer derselben: wer in einem Auflauf oder mit einer ordnungswidrigen Waffe Jemand tödtet, ist, ohne Rücksicht darauf, ob er absichtlich gehandelt oder nicht, der Erdrosselung verfallen; anderartiger Todtschlag, bei welchem man die wahrscheinlichen Folgen vorher nicht gekannt hat, kann mit einer Geldbuße von etwa 30 Thlr. an die Verwandten abgefunden werden. Jedoch gilt in Betreff der Tödtung bei Aufläufen, wenn sie unabsichtlich begangen ist, die Milderung, daß die Strafe nur dann eintritt, wenn der Verwundete innerhalb einer bestimmten Zeit nach empfangener Verletzung stirbt; für eine Verletzung mit Hand oder Stock ist der Thäter zwanzig Tage lang verantwortlich, füreine mit scharfer Waffe, Feuer oder siedendem Wasser, dreißig, für eine Schußwunde vierzig und für Knochenbruch funfzig Tage. Um der Ruhestörung die Wurzel abzuschneiden, wird jede Schlägerei, jeder Schlag mit der Hand, jeder Stoß oder Tritt mit dem Fuße von Staatswegen strafbar: daher nimmt der Chinese sich sehr in Acht, handgemein zu werden, und springen sie auch vor einander herum, daß von ihrem Trampeln der Boden erdröhnt, und arbeiten sie mit den Händen wie Rasende um sich: der Streit gelangt in der Regel nicht bis zu Handgreiflichkeiten, sondern wird mit der Zunge allein verfochten, natürlich auf Kosten der Zeit für die Streitenden und für die Zuhörer. Es läßt sich ja nun wohl denken, daß im Laufe der Zeit und in der Aufeinanderfolge so vieler Geschlechter die Gewohnheit der Sitte und des Herkommens einen natürlichen Dämpfer in Betreff der Leidenschaftlichkeit abgegeben hat, allein zur Verhütung leidenschaftlicher Ausbrüche ist noch ein andrer Dämpfer in Wirksamkeit: er besteht in der gegenseitigen Verantwortlichkeit, und in Betreff dieser ist die gesammte Bevölkerung in kleine Kreise gebracht, deren Glieder für einander einzustehen

und sich zu überwachen haben: jeder Landestheil, in Bausch und Bogen zu 360,000 Familien berechnet, zerfällt zunächst in 10 Unterabtheilungen zu je 36,000 Familien; diese wieder in 10 weitere Abtheilungen zu je 3600, und noch weiter zu je 360, 72, 24, 8 Familien, jede unter einem verantwortlichen Vorsteher. Was die Ko-Too für die Beamten sind, das sind diese Vorsteher für die Unterthanen, und man wird zugeben müssen, daß dies Polizeiwesen sich einer gründlich zum Ziele treffenden und dabei sehr wohlfeilen Gestaltung zu erfreuen hat. Nur in Japan werden wir auf etwas, wo möglich, noch Vollendeteres treffen. — Raub mit Anwendung von Angriffswaffen macht des Todes schuldig; wer einen Dieb beim Einbrechen tödtet, wird nicht schuldig erachtet. Einfacher Diebstahl, der den Werth von 300 Thlr. nicht übersteigt, wird mit Bambu-Schlägen und Verbannung, Diebstahl, den ein Verwandter am andern übt, geringer als Diebstahl an fremdem Eigenthum bestraft, denn das Eigenthum des Verwandten wird, nach der Lebensgestaltung, mehr als gemeinsames Eigenthum der gesammten Hausverwandtschaft geachtet; die Strafe des Diebstahls nimmt mit der Entfernung der Verwandtschaft des Bestohlenen zu. Dienstboten dagegen werden für einen Diebstahl, den sie an ihren Herrschaften verübt haben, nur verhältnißmäßig leicht bestraft. — Zufällig entstehende Feuersbrünste werden an und für sich mit Bambu-Schlägen, und je nach Ausbreitung des Brandschadens mit einer erhöheten Anzahl abgefunden. — Wer sich eine Gesetzes-Uebertretung hat zu Schulden kommen lassen, muß sofort von dem mit der Sicherheits-Ueberwachung Betrauten in Haft genommen und an das zustehende Gericht abgeliefert werden. Eine deßfallsige Versäumniß kommt dem Betreffenden schwer zu stehen. Die männlichen Uebertreter werden bis zur Aburtheilung ins Gefängniß gegeben; nur bei geringerem Versehen von Seiten eines, der krank ist, kann eine vorläufige Freilassung gegen Bürgschaft eintreten. Frauen können in gewöhnlichen Fällen nur den nächsten Verwandten, unter Verantwortlichkeit dieser, in Verwahrsam bis zu ausgemachter Sache übergeben werden. Bei der Untersuchung wird dadurch Foltern angewendet, daß bei Männern die Knöchel, bei Frauen die Finger zwischen drei, in dreieckige Gestalt zusammengebundenen Stöcken geschraubt werden; jedoch die ersten acht Rangklassen sind von dieser Folterei ausgenommen, wenn nicht der Kaiser ausdrücklich anders verordnet; auch bei Kindern unter 15 Jahren und bei Greisen über 70 Jahren darf das Foltern nicht in Anwendung treten. Eide werden weder gefordert, noch zugelassen; wer falsches Zeugniß ablegt, wird aber hart bestraft. — Ist Jemand der Verbannung oder des Todes schuldig befunden worden, so wird derselbe in Gegenwart seiner Familie vom Richter über sein Verbrechen belehrt, und die Angehörigen müssen Erklärung von sich geben, ob sie das Urtheil billigen oder nicht; billigen sie es nicht, so muß die Untersuchung noch einmal aufgenommen werden; doch kann ein falscher Urtheilsspruch nur durch den Kaiser abgeändert werden.

Verfassung und Recht im Allgemeinen haben sich stetig bis in die heutige Zeit herein in ihrer Ursprünglichkeit erhalten und keinen wesentlichen Wandel erfahren; dagegen hat das Recht am Boden eine Entwicklung durchgemacht: als ob, bei der Zusammengehörigkeit und Gegenseitigkeit, die zwischen Mensch und Erde verordnet ist, der Boden die ihm zugewendete Pflege treulich vergelten und, so viel er dazu zu thun vermag, dem Geist zu einer naturwüchsigen Entfaltung und Beweglichkeit verhelfen wolle, während der Geist, außer der Berührung mit ihm, auf sich allein angewiesen, in Starrheit und Stumpfheit, in den Banden der Herkömmlichkeit liegt.

Ursprünglich gab es in China für den Einzelnen kein Grundeigenthum, sondern nur Bodenbesitz. Der Reichsboden war Eigenthum der Gesammtheit oder vielleicht eben so richtig, des Himmels, und als natürlicher Herr und Verfüger über denselben stand der Sohn des Himmels, der Kaiser, da. Vermittelst der ihm zustehenden Befugniß machte er einen Theil des Bodens zu seinem unmittelbaren Besitzthum, ein anderer wurde an die Glieder des kaiserlichen Hauses zu erblichem Besitze oder, genauer, zur Vererbung auf den jedesmal ältesten Sohn, als Majorat, verliehen, noch ein anderer den Staatsdienern vom ersten Minister bis zum untersten Beamten, je nach Maßgabe seiner Stellung, jedoch nur für die Dauer der Beamtung, ausgethan.

Aus den Majorats-Besitzern sind die Wang oder Fürsten hervorgegangen, und in Betreff ihrer ist von Anfang bis auf den heutigen Tag alles Verhältniß auf demselben Fuße verblieben. Die Inhaber erblicher Lehen konnten Theile ihres Lehens als Afterlehen an Nebenzweige ihrer Familie oder an Personen vergeben, welche sich verdient gemacht hatten, und diese Afterlehnsleute standen dann zum Lehnsfürsten in demselben Verhältniß, welches zwischen diesem und dem Oberlehnsherrn bestand.

Der Lehnsmann, wie der Afterlehnsmann, überkam sein Gebiet als ein in eine bestimmte Ordnung gebrachtes, in welcher er keine Abänderung treffen durfte: es war eine in bestimmte Abtheilungen abgegrenzte Strecke Landes, innerhalb welcher keine einmal festgesetzte Grenze verrückt werden durfte. Ein Gebiet von je einem Li = 1440 Fuß im Geviert war in 9 gleiche Theile, zu je 480 Fuß im Geviert zerlegt. Ein solches Stück Landes war an 8 Familien ausgethan, deren jede einen der 9 Theile zu eigner Nutznießung und Ausbeutung bekam, während sie den in der Mitte liegenden neunten Theil in Gemeinsamkeit unentgeltlich für den Fürsten, oder wo das Gebiet nicht verlehnt war, sondern unmittelbares Krongebiet des Kaisers bildete, für den Kaiser zu bearbeiten hatten. Diese Art der Bodenvertheilung hat etwa 2000 Jahre lang bestanden; allein nun hatten sich inzwischen Uebelstände aus derselben entwickelt: da die Familien sich nicht theilen durften, so war nur der ursprünglich nach Bedürfniß der Bevölkerung vermessene und vertheilte Boden angebaut, und viele Landstrecken lagen brach und unbenutzt; der Ertrag des neunten Theiles an Fürsten oder Kaiser entsprach nicht mehr den Bedürfnissen dieser und den Ansprüchen, die an ihren Stand, namentlich aus Anlaß schwerer Kriegführungen gemacht wurden. Den Umständen mußte Rechnung getragen werden: allmälig wurde es Jedermann freigestellt, wo sich Gelegenheit erbot, so viel Boden, als ihm gutdünkte, in Anbruch zu nehmen und unabhängig von früheren Vermessungen nach eignem Belieben einzugränzen. Was Jemand so in Besitz nahm, wurde gleichzeitig sein Grundeigenthum, über welches er durch Kauf oder jedes andere Mittel frei verfügen konnte; im Jahr 221 v. Chr. war dieser Uebergang des Bodens aus Staatseigenthum zum Eigenthum des einzelnen Erwerbers vollzogen.

So entstand eine große Freisassenschaft; allein in Folge der Zunahme der Bevölkerung und daraus erwachsender Zerstückelung des Familienbodens unter die einzelnen Familienzweige, insbesondere aber auch in Folge der unruhigen und kriegerischen Zeitläufte entstand eine Verarmung des Landbauers, und wer sich nicht der Drängniß erwehren konnte, suchte für seinen Acker einen Käufer; die Wohlhabenden und Reichen benutzten die Gelegenheit, um sich in Besitz großer Bodengebiete zu setzen, und der bisherige Freisasse mußte sich dazu verstehen, Pächter zu werden; und, wer auch nicht verkauft hatte, sondern, um Nahrung zu finden, nur aus der Heimath gewandert war, fand bei seiner Rückkehr sein Eigenthum meistens in fremdem Besitz und sah sich, wie die Zeitumstände nun einmal waren, außer Stande, den Besitznehmer seines Eigenthums zur Auslieferung seines Raubes anzuhalten: Pächter zu werden war seine Rettung. Der Grund und Boden, den Jedermann besessen hatte, gehörte jetzt weder der Krone, noch den Ackerbauern, sondern einzelnen reichen Leuten, welche Tausende von Morgen Landes besaßen, aber sich mit der schweren Arbeit der Bebauung zu befassen keinesweges geneigt waren, während Viele, verarmt, nach dem Ausdrucke gleichzeitiger Schriftsteller nicht so viel Boden hatten, daß sie eine Nadel hätten hineinstecken können. Die Grundeigenthümer bereicherten sich daher, aber die Grundbesitzer oder Pächter geriethen in die äußerste Dürftigkeit und sahen sich vielfach genöthigt, sich selbst, ihre Frauen und Kinder als immerwährende Sklaven dem Grundeigenthümer zu verkaufen oder zu verpfänden.

Im Kreise Derer, welche zur Abhülfe der öffentlichen Nothstände verpflichtet waren oder sich verpflichtet fühlten, wurden verschiedene, die entgegengesetztesten Rathschläge laut. Die Einen wollten Rückschritt zu der ursprünglichen Flur-Einrichtung, die Andern wollten einen gemäßigten Fortschritt unter Annäherung an die alten Einrichtungen. Ein thronräuberischer Kaiser traf um's Jahr 9 n. Chr die Maßregel, allen Boden im Reiche für kaiserliches Eigenthum zu erklären und dabei festzusetzen, daß Niemand mehr als 100 Mu = 1 Zin oder King in Besitz haben dürfe; daß Niemand sein Besitzthum verkaufen dürfe; daß Jeder, der mehr als 1 Zin im Besitz habe, das Ueberflüssige der Regierung zur Verfügung zu stellen habe; allein dieser Kaiser hatte nicht die Macht, den reichen Gutsbesitzern gegenüber den eingenommenen Stand zu behaupten, sondern fand sich genöthigt, seine Maßregel wieder rückgängig zu machen. Damit aber war der einmal angeregte, wenn auch hier mißrathene Gedanke an eine Besitz-Ausgleichung durchaus nicht erstickt oder auch nur gedämpft, sondern er brach sich immer wieder neue Bahn und gewann auch wohl in den die Reichsverhältnisse bestimmenden Kreisen eine bestimmtere Gestaltung, die bis zur Veröffentlichung von desfallsigen Verordnungen vordrang, allein es war doch erst einem von Außen her eingedrungenen Herrscherhause, demjenigen der Wei (385—557 n. Chr.), vorbehalten, eine wirkliche Umgestaltung ins Leben zu rufen, so weit seine Herrschaft in Geltung stand; jedoch es konnte nur in die Verhältnisse des nördlichen China bestimmend und durchgreifend einwirken: und erst unter dem Herrscherhause der Tang, 619—997 n. Chr., welches das gesammte China zu einem einzigen Reiche zusammenschloß, konnte es dahin kommen, daß die angestrebte Gleichmachung allgemeine Anerkennung oder Einführung fand.

Zufolge der von den Tang-Herrschern erlassenen Gesetze erhielt Jeder, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes, insofern er einen eignen Hausstand bildete, ein Stück Landes zu immerwährendem, und jede rüstige, arbeitsfähige Person außerdem noch ein Stück zum zeitweiligen Besitz, das zur Anlage von Baumgärten verwendet werden sollte, während das Uebrige zum Ackerbau bestimmt war. Den verschiedenen Ständen wurde dabei ein verschiedenes Umfangsmaaß zugetheilt. Jedoch auch diese Einrichtung wollte dem Zwecke auf die Länge nicht entsprechen. Es sollte zwar Niemand seinen Antheil verkaufen oder verpfänden oder auch nur einem Andern zur Bestellung übergeben dürfen; allein, weil es unter den Chinesen, wie unter andern Völkern eine beträchtliche Anzahl Leute giebt, die lieber wanderndes und handelndes, Verkehr betreibendes Geschäft führen, als dem stetigen Ackerbau obliegen, so hatten bald oder vielleicht von vorn herein viele Chinesen wenig Lust, ihren Boden-Antheil mit eigner Anstrengung auszubeuten: trotz des ausdrücklichen Verbots wurde Verkauf oder Verpfändung des Grundes und Bodens eine so landläufige Sache, daß die Regierung sich genötbigt sah, sie gesetzlich zu ordnen, und in Betreff des Grundes und Bodens ganz dieselbe Verfügungs-Freiheit und Berechtigung zuzugestehen, welche in Betreff anderes Besitzthums geltend ist. Es sind bereits mehr als tausend Jahre verflossen, seitdem diese Maaßregel zur Geltung gekommen ist; dem Herrscherhause, unter welchem sie ins Leben getreten ist, sind andre gefolgt, allein sie haben es nicht unternommen, irgendwie wieder rückwärts zu greifen, sondern sie haben die Sachlage unangerührt bestehen lassen: ein Zeichen, daß dieselbe der Ausdruck und das Erlebniß der gemachten Erfahrungen und der über ihre Angemessenheit gewonnenen Ueberzeugung ist.

Nunmehr hat sich denn eine Ungleichheit in Betreff des Grundeigenthums entwickelt: von Vielen ist dasselbe aufgegeben und durch Verkauf an Andre übertragen, und es giebt nun eines Theils Eigenthümer von umfangreichem Grund und Boden, und andern Theils eine große Menge, die gar kein Grundeigenthum besitzen, nicht nur Kaufleute und Gewerbtreibende, sondern auch Landbauer: was diese bebauen, haben sie nur gegen zeitweilige oder immerwährende oder erbliche Grundmiethe. Allein auf dem Wege des Gesetzes sind diese Pächter und Bodenbesitzer, den Grundeigenthümern gegenüber, in Schutz genommen: es ist nicht nur ein, je nach Beschaffenheit des Landes, bestimmter Pachtzins festgesetzt, sondern es darf ein Pächter, so lange er seinen Pacht gehörig entrichtet, ohne gesetzlichen Grund aus seinem Bodenbesitz nicht entfernt werden.

Grundeigenthum kann durch Erbschaft, Ankauf und Urbarmachung unangebautes Bodens erworben werden. Will Jemand eine wüste liegendes Stück Landes urbar machen, so muß er der Behörde des Landeskreises, in welchem es belegen ist, Angabe über Lage, Umfang &c. desselben einreichen: die Behörde erläßt sodann eine Aufforderung, daß sich Diejenigen, welche an das bezeichnete Grundstück ein Anrecht zu haben meinen, innerhalb fünf Monate mit ihren Ansprüchen melden. Ist diese Zeit verstrichen, ohne daß ein Anrecht geltend gemacht worden ist, so wird das in Rede stehende Grundstück dem Antragsteller zu vollem und immerwährendem Besitze überliefert. Arme, welche unbebautes Land zum Bebauen übernehmen, können Geld von der Regierung auf bestimmte Zeit vorgestreckt bekommen. Wer aber bereits ein Grundeigenthum von 1000 Mu und darüber besitzt, kann angeschwemmtes Gebiet zu Urbarmachung nicht zuerkannt bekommen, auch wenn es unmittelbar an sein Grundeigenthum stößt, und Nicht-Grundeigenthümer sollen von angeschwemmtem Boden nicht mehr als 500 Mu eindeichen dürfen.

Ein Theil des Grundes und Bodens bildet Kronländereien und zwar dreierlei Art: 1. Ausstattungs-Güter, 2. Heer-Ländereien, 3. eigentliche Kronländereien. Die Ausstattungs-Güter gehören dem Kaiser und den Mitgliedern des Herrscherhauses und sind unter diese vertheilt; die Anzahl der dem Kaiser gehörigen beläuft sich im Ganzen auf 1078, im Umfange von 35,772 Zin und 75 Mu; die an die Glieder des Herrscherhauses verliehenen auf einen Umfang von 13,555 Zin, 39 Mu. — Die Heer-Ländereien, meistens in der nächsten und nahen Umgebung der Hauptstadt, bei Eroberung des Landes durch das jetzige Herrscherhaus den Gliedern des Heeres überwiesen, und auch eigentlich nur deshalb, weil sie von der Krone aus ausgetheilt worden sind, als Kronländereien bezeichnet; denn das Besitzrecht des einem Soldaten zugewiesenen Landes geht auf seine Kinder und Enkel, auf Witwe, Brüder und Neffen über, wofern diese kein eignes Grundeigenthum besitzen. (Näheres unten beim Heer-

wesen). — Eigentliche Kronländereien sind die Ländereien, mit welchen religiöse Stiftungen ausgestattet worden sind; Schulländereien, Gemeindeländereien, welche einzelnen Orten zu deren allgemeinem Besten überwiesen sind; Schilf- und Rohrländereien, die, wegen der häufigen Ueberschwemmungen, keine beständigen steuerzahlenden Eigenthümer haben können, im Umfange von 101,586 Zin 11 Mu; und die Ländereien der Soldaten-Ansiedelungen, worüber Weiteres beim Heerwesen bemerkt werden wird. (Ausführlicheres über Grundeigenthum und Erwerbung desselben findet sich, von Thomas Taylor Meadows in den Transactions of the China branch of the Royal Asiatic Society. 1847, und von J. S. Sacharoff in den „Arbeiten der Kaiserlich Russischen Gesandtschaft zu Peking über China". Aus dem Russischen von Dr. Carl Abel und F. A. Mecklenburg. Berlin. Heinecke 1858. Bd. 1 S. 3 ff.)

Die Besteuerung des Grundeigenthums bildet die Hauptquelle der Staats-Einkünfte. Diese Einkünfte ergeben sich: 1. aus Grundsteuer, 2. aus Gewerbesteuer, 3. aus dem Ertrage der ausschließlich der Staats-Regierung vorbehaltenen Erwerbsquellen, 4. aus Zöllen.

Die Grundsteuer, früher als Ertrag des neunten Theils des angebauten Bodens (S. 201) erhoben, beträgt, nach einem siebenjährigen Durchschnitts-Ueberschlage, den zehnten, oder, wie Medhurst behauptet, in der That nur den fünfzigsten oder hundertsten Theil des Ertrages. Sie wird von dem Grundeigenthümer erhoben, der sich, wenn er seinen Boden nicht selbst bearbeitet, sondern ihn auf zeitliche oder immerwährende Pacht- oder Grundmiethe ausgethan hat, am Grundbesitzer erholen muß. Die Steuer wird nur zu einem Theile in Silber entrichtet, zum andern Theil in Getreide. Von diesem so gelieferten Getreide und Gelde bleibt ein Theil im Innern zu Besoldungen, welche zum Theil in Getreide bestehen und ausgekehrt werden; oder auch zu Aufspeicherung in Staats-Kornhäusern für Zeiten der Theurung; das Uebrige wird nach Pe-King an den Hof geschickt, um der obersten Regierung zur Verfügung zu stehen. Zur Beförderung dieses Getreides, das als Erübrigendes von der eingenommenen Grundsteuer an den Kaiser geht, um namentlich zu Besoldung der Hof- und obersten Staatsbeamten zu dienen und verwendet zu werden, ist ganz besonders der Kaiser-Kanal (S. 162) angelegt, der deshalb auch Jün-Ljang-Ho = Getreide-Beförderungsfluß genannt wird. Auf demselben befindet sich unausgesetzt die Menge von 10,455 Getreide-Schiffen in Bewegung, gegen welche jedes andere Schiff, das den Kanal befährt, mit seiner Fahrt zurückstehen muß. Nicht zu verwundern ist es daher, daß die chinesische Regierung möglichste Anstrengung macht, eine feindliche Macht außer Bereich des Kanals zu halten und die auswärtigen Kriegsflotten nicht bis nach Tiën-Tsin am Pe-Ho gelangen zu lassen, da bei dieser Stadt gerade der Kanal von S. her in den Pe-Ho mündet, um sich an der andern Seite desselben bis Pe-King fortzusetzen: Tien-Tsin ist der Schlüssel zu Pe-King, und, wer diese Stadt in seiner Gewalt hat, kann der Hauptstadt nicht bloß die Zufuhr an Lebensmitteln, sondern auch dem Kaiser den bedeutendsten Theil der Reichs-Einkünfte abschneiden, durch welche er den Staats-Haushalt aufrecht erhalten soll, wenn er desselben auch nicht für sich selbst bedürfen mag, indem ihm das für seine Person etwa Nöthige aus seinen Hausgütern zufließt. Der Umstand, daß diese Steuer nicht ganz in Geld, sondern zum größten Theil in Getreide entrichtet wird, hat wohl allermeistens seinen Grund in dem andern Umstande, daß, außer kupferner Scheidemünze von sehr beschwerlicher Beschaffenheit, gemünztes Geld in China nicht vorhanden ist, sondern alles vom Auslande eingelangende Geld eingeschmolzen und in Barren gegossen wird.

Man rechnet nach der eingebildeten Münze des Taël oder Ljang, welche den Werth von etwa 2⅕ Thlr. Preuß. hat; und aus dem Ertrage der Grundsteuer werden jährlich, nach Angabe Medhurst's, an den kaiserlichen Hof baar 31,745,966 Taël = 67,841,125 Thlr. und in Getreide 4,230,975 Schi (1 Schi = 3460 Kubikzoll englisch; nach Gewicht in Kanton zu 162½ Pfd., im Innern zu 225 Pfd. berechnet), im Werth von 27,924,315 Thlr. geschickt; was aber in den Landestheilen selbst zur Verwendung kommt oder verbleibt, macht an Getreidemasse 31,596,569 Schi im

Werthe von 208,537,356 Thlr., und an baarem Gelde einen Betrag von 28,705,125 Taël = 63,151,275 Thlr. aus. Demnach würde die Grundsteuer etwas mehr als 367 Millionen Thlr. eintragen, allein es wird unter dieser Summe die Gewerbesteuer für die Nicht-Grundeigenthümer, die nicht besonders ausgeworfen ist, mitbegriffen sein. Wenn Pauthier den Gesammtbetrag der Grund- und der Gewerbesteuer auf etwa 30 Mill. Taël angiebt, so hat er offenbar nur aufgeführt, was aus dieser Summe nach Pe-King befördert wird. Die von Gützlaff gemachten Angaben stimmen mit den Medhurstschen.

Wäre die Gesetzgebung der Chinesen auch nicht so sorgfältig bedacht, als sie es in allen Stücken wirklich ist, so müßte sie sich doch, das sieht man leicht, der Verhältnisse des Ackerbodens und Grundeigenthums in besondrer Weise angenommen haben, da hier die eigentliche Schatzgrube für den Bestand des Reiches gelegen ist. Daher ist auch die Unterlassung der Bearbeitung anbaubarer Flur von Seiten des Besitzers oder Eigenthümers mit Strafe belegt, und es will scheinen, als ob, dem Ausspruch des Gesetzes nach, durch sie der Besitzer sein Besitzthum verwirken kann; auf andrer Seite, wie schon bemerkt, wird ein Stück Landes, das unbebaut liegt und urbar gemacht werden soll, für eine bestimmte Zeit von Abgabe befreit. Alles Land, das der Eigenthümer nicht in die Landbücher, unter Selbstverantwortlichkeit für die Zahlung der Grundsteuer eintragen läßt, ist verwirkt; eine Verpfändung des Grundstücks kann nur unter der Bedingung stattfinden, daß Derjenige, welchem es verpfändet wird, es wirklich so weit in Besitz nimmt, daß er den Ertrag desselben erhält und für die Zahlung der Steuer persönlich verantwortlich wird, bis das Stück wieder ausgelöst sein wird. Die chinesische Regierung ist auf diese Weise im Besitz eines genauen und ausführlichen Reichsbuches, das über das Grundeigenthum genaue Uebersicht und Auskunft giebt.

Die Grundsteuer ist die ursprüngliche Weise der Erhebung der Mittel für den Staatszweck; späteres Ursprunges ist die Gewerbesteuer, erst seit 780 n. Chr. eingeführt. Die damals vom Tang-Herrscherhause erlassene Steuerverordnung wollte die Abgaben nicht mehr von Arbeitskraft, Alter oder Grundbesitz, sondern einfach vom Eigenthum jeder Art erhoben haben. Wie viel sie abwirft, liegt nicht vor, da in den veröffentlichten Angaben ihrer in Abgesondertheit nicht gedacht wird. Eben so wenig liegt es gehörig klar vor, inwiefern noch neben Grund- und Gewerbesteuer eine Kopfsteuer erhoben wird. Es läßt sich nicht verkennen, daß im Reichs-Gesetzbuche von einer solchen die Rede ist, allein sie scheint in so genauem Zusammenhange mit den beiden andern erhoben zu werden, daß ihr Ergebniß nicht besonders aufgeführt, sondern mit dem der beiden andern in den amtlichen Abgaben zusammengeworfen ist.

Der Regierung steht ausschließlich die Gewinnung und Verwerthung des Salzes und der als kostbares Heilmittel geschätzten Ginseng-Wurzel zu; sie hat aber dieselbe nicht in eignen Betrieb genommen, sondern auf Pacht ausgethan, die des Salzes an eine bestimmte Anzahl Kaufleute, die des Ginseng an die „acht Banner" d. h. das stehende Heer (siehe weiter unten), dessen einzelnen Abtheilungen ein bestimmter Landstrich zur Erhebung dieses Bodenschatzes zugewiesen ist. Der Salzpacht hat nach Pauthier im Jahre 1844 einen Ertrag von 4,278,967 Taël = 9,413,727 Thlr. geliefert, während Gützlaff, ebenfalls auf Grund amtlicher Angaben, den jährlichen Ertrag auf nicht weniger als 7,486,380 Taël = 16,470,036 Thlr. anschlägt; ihm zufolge ergiebt die Ginseng-Pacht 1,000,000 Taël = 2,200,000 Thlr. Heimlicher Verkauf von Salz, so wie das Graben von Ginseng von Seiten Anderer, als der dazu Bevorrechteten, ist bei schwerer Strafe verboten.

Zölle werden von Ausfuhr und Einfuhr erhoben, und zwar nicht allein am Ab- oder Eingangs-Punkte, sondern auch im Innern giebt es Zolllinien. Was an Waaren aus dem Innern nach Kanton oder von Kanton in das Innere geht, hat sich mit drei Zolllinien abzufinden; nachdem neben Kanton noch andere Plätze zu offnen Häfen für den Handelsverkehr erklärt sind, die dem Boden der Erzeugnisse des Innern näher liegen und eine Vermeidung der Zolllinien zulassen, sind zwar, wie es scheint,

nicht gegen alle diese Häfen hin neue innere Zolllinien angelegt, aber in den Häfen selber wird ein desto höherer Zoll erhoben, der dem Werthe des Gesammtzolles der drei Linien gleichkommt. Der Ertrag aus der Zollerhebung wird von Pauthier vom Jahre 1844 auf 1,095,001 Taël = 2,409,000 Thlr. angegeben; von Gützlaff nach amtlichen Quellen jährlich auf 7—8 Millionen Taël = 15—18 Millionen Thaler angesetzt.

Es finden nun noch verschiedene andere Erhebungen von Auflagen statt, so in einzelnen Landestheilen, vom Verkauf der Marktwaaren; Pferde-, Ochsen-, Eselbesteuerung u. s. w. Die derartigen Einkünfte vom Jahr 1844 giebt Pauthier zu 1,202,591 Taël = 2,645,700 Thlr.; Gützlaff dagegen auf jährlich durchschnittlich 7,228,000 Taël = etwa 17—18,000,000 Thlr. an.

Die Gesammt-Staats-Einnahme ist demnach auf etwa 192,000,000 Taël = 432,400,000 Thlr. zu veranschlagen. Bei einer Bevölkerung von mehr als 414 Millionen Seelen hat also jeder Kopf jährlich etwa 1 Thlr. Steuer zu erlegen. Der jährliche Gesammt-Staats-Aufwand wird mit dieser Einnahme eben bestritten, allein bei außerordentlichen Zeiten kann er nicht ausreichen; ist auch bei der Einnahme theure Zeit durch das in die Staats-Kornhäuser gelieferte Getreide vorgesehen, so wird es für Kriegszeiten doch besondrer Mittel bedürfen, um den erwachsenden Ansprüchen zu genügen, und man muß dann zur Anfertigung und Ausgabe von Papiergeld schreiten. In diesem Papiergelde besteht die Staatsschuld; eine weitere giebt es nicht; wie groß aber die Summen sind, die durch Papiergeld vertreten werden, ist schwer zu ermitteln. Dieses Papiergeld trägt keine Zeichen, kann auch bei Abgaben-Bezahlung an den Kassen der Regierung nicht abgegeben werden, wird auch vorläufig vom Staate nicht eingelöst. Wie am kaiserlichen Hofe über die Veranstaltung einer Einlösbarkeit oder deren Unzweckmäßigkeit geurtheilt wird, findet man in dem „Bericht des Assignaten-Comités" in den „Arbeiten der Kais. Russischen Gesandtschaft" von Abel und Mecklenburg Bd. 1. S. 47 ff.

Die Ausgaben zerfallen unter 12 Titel: 1. Kosten für die öffentlichen Opfer und religiösen Feierlichkeiten; sie werden vor allen andern Verwendungen von den eingegangenen Abgaben entnommen und betragen insgesammt 198,694 Taël = 437,127 Thlr.; in jedem Landestheil giebt es einen für die Opfer auf dem Altar des ersten Ackerbauers bestimmten Schatz, aus welchem her auch Preise für Verbesserung und Bebauung der Flur bestritten werden; reicht das Vorhandene nicht, so wird das Mangelnde der eingegangenen Grundsteuer entnommen. 2. Kosten für die Aufrechterhaltung der örtlichen Festlichkeiten: für Bezahlung des bei denselben genossenen Essens und Trinkens; der bei den Frühlingsopfern nothwendig vorgeführten Gliederpuppen in Gestalt eines mit Blumen geschmückten Ochsen; der Künstler, welche die Bekanntmachungen der Ortsobrigkeit malen, und der Sicherheitsvorkehrungen; dem Staatsschatze erwachsen daraus Ausgaben von 24,904 Taël = 54,780 Thlr.; es besteht aber auch noch eine besondre Auflage für dieselben. 3. Kosten für den Unterhalt unterer Beamten, im Betrage von 1,914,978 Taël = 4,212,950 Thlr. 4. Kosten für die öffentlichen Prüfungen, der Einnahme, vor andern Ausgaben, vorweggenommen: 125,848 Taël = 276,865 Thlr. 5. Kosten des Heeres, bei denen China sich seiner sonstigen Absonderlichkeit begiebt: 17,244,944 Taël = 37,938,875 Thlr. und 2,640,186 Schi Reis im Werth von 8,712,600 Thlr.; außerdem fallen den Landestheilen Tschen-Si 135,621 Bund Stroh und 3,516,300 Bund Pferdefutter, und Kan-Su 3,000,731 Bund Pferdefutter zur Last und der Sold an die Offiziere ist dabei nicht mitgerechnet, sondern tritt weiter unten noch besonders auf. 6. Kosten für den Postdienst, der aber allein zur Beförderung von Regierungs-Mittheilungen besteht: etwa 2,000,000 Taël = 4,500,000 Thlr. 7. Unterstützung Studirender, die schon zur Beamtung befähigt sind, sich aber in Bedrängniß befinden: an baarem Gelde etwa 125,000 Taël = 300,000 Thlr. außer Getreide. 8. Milde Anstalten und Unterstützung für die Armen, im Voranschlage auf etwa 218,000 Taël = 480,000 Thlr. an baarem Gelde angenommen, allein sehr ins Ungewisse hinein, denn das wirkliche Bedürfniß hat wohl jährlich mehr

als eine Million Taël = 2,500,000 Thlr. beansprucht. 9. Kosten für das öffentliche Bauwesen in schwankendem Betrage, ohne festen Anschlag, allein bei der großen Ausdehnung und Mannichfaltigkeit der Arbeiten (siehe unten) von sehr bedeutendem Umfange. 10. Kosten für den Ankauf bestimmter dem Kaiser aus den verschiedenen Provinzen als besondre Gabe zuzusendender Gegenstände: 121,044 Taël = 266,300 Thlr.; solche Gegenstände sind: Rinderflechsen, Wachs, Papier, Taffet und verschiedene Seidenwaaren, Baumwollenzeuge, weißer Hanf, Zinnober, Thee, Sandelholz, Indigo 2c. 11. Kosten für die kaiserlichen Fabriken, in welchen dicke und feinste Seidenstoffe für den Hof und die Beamten gewebt werden: 140,055 Taël = 308,110 Thlr., und außerdem Getreide. 12. Besoldung der Verwaltungs-Beamten, der Offiziere und sonstiger Beamter beim Heerwesen, so wie die Kosten für die öffentlichen Unterrichts-Anstalten, jedoch nur was in baarem Gelde aus der Grund- und Gewerbesteuer entnommen wird, zusammen: 4,984,872 Taël = 10,966,718 Thlr.

Für die Verwaltung der Einnahme und Ausgabe giebt es 14 Behörden, die die Einnahme der Steuern in den verschiedenen Landestheilen und die örtlichen Ausgaben zu verwalten, daneben aber zum großen Theile einen besondern Zweig der allgemeinen Staatsgelder-Verwaltung zugewiesen bekommen haben. So hat die Behörde von Kjang-Su und Ngan-Hwui die Rechnungen aus sämmtlichen Reichsgebieten zu beglaubigen; diejenige von Tsche-Kjang die Volkszählungen und das Rechnungswesen der Staats-Kornhäuser zu besorgen; diejenige von Kjang-Si den Sold des Heeres zu beschicken; diejenige von Fo-Kjan sich mit dem Seezoll zu Tiën-Tsin in Pe-Tsche-Li zu befassen u. s. w.

Die Staats-Kornhäuser sind verschiedener Art: 1. solche, welche dazu dienen sollen, eine Gleichheit des Preises herzustellen, eins in jedem der 18 Landestheile, in welchen zusammen 45,192,990 Schi (S. 203) zu lagern haben; 2. solche, welche der Noth vorbeugen sollen, in den vier Landestheilen: Ho-Nan mit 1,053,000 Schi; Ngan-Hwui mit 200,000; Sz'-Tschuan mit 800,000 und Quei-Tschëu mit 10,000, oder zusammen mit 2,063,000 Schi; 3. die für die tatarischen Heerestheile in der Mandschurei mit 736,845 Schi; 4. die dem Geiste der Erderzeugnisse geweiheten, welche das für die Opfer an denselben bestimmte Getreide aufnehmen, und damit verbunden 5. diejenigen für das sonst bei den religiösen Bräuchen üblich zu verwendende. Ueber Eingang und Abgabe des Getreides wird genaue Rechnung geführt und alljährlich an die Oberbehörde für die Staatsgelder-Angelegenheiten eingesendet. Zur Zeit großer Unglücksfälle durch Ueberschwemmung, durch Einäscherung von Orten, so wie zur Zeit von Theuerung und Hungersnoth wird aus diesen Vorräthen Vertheilung an die Nothleidenden oder Verkauf zu niedrigen Preisen veranstaltet; wir finden aber nicht bemerkt, was mit dem im Jahre Erübrigenden gemacht wird, ob es verkauft oder als Gehalt verwendet wird. Diese Vorrathshäuser bilden ein wesentliches Stück der Reichs-Verwaltung: „denn", heißt es im Schu-King (S. 182), „das Regieren besteht vor Allem darin, daß dem Volke die zu seinem Leben nothwendigen Dinge: Wasser, Feuer, Metalle, Holz und Getreide verschafft werden", und nach chinesischer Weltanschauung muß die kaiserliche Regierung ein Stück Vorsehung abgeben. — „Ein weiser Fürst — sagt Meng-Tse (S. 190) — wird das häusliche Familienleben dadurch erst zu sichern bestrebt sein, daß die Menschen zur Unterstützung der Eltern, zur Ernährung der Gattinnen und Kinder genug haben und in unfruchtbaren Jahren vor Hunger geschützt sind; er muß dafür sorgen, daß jeder Mensch hinlänglich Acker zu Lebensmitteln und zum Seidenbau habe, und daß überall Schulen seien."

Die Errichtung und Instandhaltung dieser Staats-Speicher liegt der Oberbehörde für das öffentliche Bauwesen ob, die einen der bedeutendsten Verwaltungs-Zweige unter ihrer Obhut und Pflege hat. Diese Oberbehörde zerfällt in 4 Haupt-Abtheilungen: 1. die Behörde für die öffentlichen Gebäude hat mit Allem zu schaffen, was mit der Gründung von Städten, Anlegung von festen Plätzen, Aufbau, Erhaltung und Ausbesserung öffentlicher Gebäude zusammenhängt; alle Einkünfte aus den Staats-Waldungen, so wie aus den Schilf-Fluren stehen unter ihrer unmittelbaren Ueberwachung; und eben so hat sie darüber zu wachen, daß bei baulichen Anlagen keins der in Betreff derselben festbestehenden Gesetze übertreten wird; es giebt solche Gesetze aber über Umfang und Gestalt der verschiedenen Städte nach dem fünffachen für sie angesetzten Range; über Zahl und Lage der Straßen und Thore, Zahl und Art der Tempel, so wie der zu Wohnungen der für Beamte bestimmten Gebäude. Daneben hat diese Behörde den kaiserlichen Fabriken (S. oben) die Muster, welche sie ausführen sollen, anzugeben; für die Pflege und Erhaltung der Waldungen zu sorgen. 2. Die Behörde für Werkzeuge und Gegenstände der Kunst hat die Sorge für die Anfertigung von Vasen und andern Kunstgegenständen; von blanken Kriegswaffen, wie von Feuerwaffen, für deren jede ein ganz bestimmtes Kaliber gesetzlich vorgeschrieben ist, wie auch die Zahl, die jährlich geliefert werden muß. Dieser Behörde steht auch die Ueberwachung des Maaßes und Gewichtes, so wie die Sortirung der in den kaiserlichen Fischereien gewonnenen Perlen in fünf Sorten zu. 3. Die Behörden für Brücken

und Landstraßen hat für Fähren, Brücken, Deiche, Hafendämme, Landungsbrücken und den gesammten Wasserbau: Ueberwachung, Handhabung und Bewältigung der Gewässer, Anlage und Erhaltung der Kanäle, daneben für die Wachposten zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und der Erhaltung der Kunstwerke, sodann für alle dem Staate gehörigen Schiffe, ihrer 920, die als Kriegsschiffe zur See, und ihrer 1282, die als solche auf den Flüssen dienen und noch für mancherlei Andres zu sorgen, daß Köpfe und Hände vollauf zu thun haben. 4. Die Behörde für die Heeres-Aecker, die zugleich die kaiserlichen Gräber zu Tsching-King oder Mukden in der Mandschurei unter ihrer Obhut hat.

Die Oberbehörde für das Bauwesen hat auch das Münzwesen in Ordnung zu halten, so wie Sorge für Anfertigung von Schießpulver zu tragen. — Der Regierungs-Münzstätten giebt es 19; in denselben wird aber Münze nicht geschlagen, sondern gegossen, und zwar nur eine einzige Art von Münze: der Tsiën oder (mongolisch) Tschoch, oder Kasch, oder Sapeke, eine Mischung aus 54 Kupfer und 46 Zink, kreisrund gebildet, mit einem viereckigen Loche in der Mitte und einer Inschrift auf beiden Seiten, welche sie als Verkehrs-Münze bezeichnet und Kaisers-Namen, so wie Münzstätte angiebt. Der Werth ist sehr gering, denn 1000 Tsiën = 1 Taël = $2\frac{1}{5}$ Thlr.; also 1 Tsiën noch nicht einmal = 1 Pfennig. Dabei wiegen ihrer 100 ungefähr 1 Pfund. Das Loch dient dazu, sie auf Schnüre zu ziehen; ihrer 1000 heißen Tschuëng, d. h. Schnur; eine Schnur also, die $2\frac{1}{5}$ Thlr. werth ist, wiegt etwa 10 Pfd.; wer eines Thalers Werth davon bei sich trägt, fühlt sich mit 4 Pfd. belastet. Jährlich müssen 34,560,000 solcher Tsiën aus den Münzen zu Kanton hervorgehen, und im Schaltjahr, das um einen Monat länger ist (S. 192) 2,880,000 mehr. Die kaiserliche Münzstätte zu Pe-King allein liefert jährlich 145,101,780 Tsiën, und die übrigen Münzstätten zusammen beschaffen 134,359,250. Der jährliche Ertrag der Münzarbeit beläuft sich also auf 279,461,030 Tsiën, im Werthe = 614,514 Thlr. — An Schießpulver muß immer eine Masse von 300,000 Kin in den Pulverhäusern vorhanden sein. (1 Kin = 617 Grammen, = $1\frac{1}{5}$ Pfd. Zollgewicht).

Das Heer zerfällt in 8 Banner, je nach der Farbe der Fahnen und Standarten, wird auch „die acht Banner" genannt. Die drei ersten Banner, fast ausschließlich aus Mandschu bestehend, bilden die kaiserliche Garde, zerfallen in 12 verschiedene Corps und stellen allein die Artillerie. Die rein chinesischen Truppen bilden eine besondere Abtheilung Reiterei und das hauptsächlichste Corps Fußvolks, das in zwei Abtheilungen: diejenige für den Krieg und diejenige für den innern Dienst oder Reserve, zerfällt. Wenn Huc ein sehr wegwerfendes Urtheil über die chinesischen Soldaten fällt, so wird dies nur auf diese Reserve zu beziehen sein. Die Reiterei zählt 229,394 Pferde, das Fußvolk 659,351 Mann; die Gesammtstärke des Heeres wird demnach auf 888,745 Mann zu schätzen sein. Zu Stande kommt dieses Heer durch freiwilligen Eintritt und durch das Hereinwachsen der Soldatenkinder in dasselbe: die Tataren sind in demselben auffallend stark vertreten, während die Chinesen sich sehr in der Minderzahl befinden: der Chinese ist der friedlichen Beschäftigung mehr zugethan, der Tatar liebt das Soldatenwesen. Der Rangstufen giebt es 9, wie auch bei den Verwaltungs-Beamten; nur ist zu bemerken, daß auf gleicher Rangstufe der Offizier immer dem Verwaltungsbeamten nachsteht; in die drei ersten Rangstufen können nur Glieder des erblichen Adels oder durch die Prüfung Gegangene gelangen; wer auf anderem Wege sein Glück gemacht hat, ist auf die sechs untern Rangstufen beschränkt.

Das jetzige Herrscherhaus hat nach vollzogener Bezwingung des Landes seine Mandschu-Krieger mit Ländereien ausgestattet, die Sold und Gnadengehalte ersetzen sollten. Diese Ländereien wurden der reichsten Umgebung von Pe-King entnommen, deren Bewohner theils ihre Besitzungen verlassen hatten, theils nach andern Gegenden übergesiedelt wurden. Die Fürsten erhielten, je nach ihrem Range, einen Antheil von 18—$1\frac{4}{5}$ Zin, Beamte und Soldaten, je nach Rang und Abkunft, 150—18 Mu. Bei späterer Erhebung oder Erniedrigung im Stande trat keine Vermehrung oder Entziehung des einmal zuerkannten Landestheiles ein. Wer nun in den Dienst trat, empfing ebenfalls ursprünglich immerwährenden Landbesitz; später jedoch wurde für die neu Eintretenden, statt Bodens, eine jährliche Vergütung im Werthe von $1\frac{1}{2}$ Taël ausgesetzt, und im Jahre 1771 wurde auch diese jährliche Auszahlung in eine Abfindung ein für allemal von 200—600 Taël bei Eintritt in den Dienst verwandelt. In dieser Weise können auch Alle, welche schon früher Land bekommen haben, es der Krone gegen die gesetzlich bestimmte Summe zurückgeben. Das Besitzrecht geht auf Frau, Töchter, so lange sie unverheirathet sind, Brüder und Neffen über, sofern sie kein eignes Grundeigenthum haben; stirbt ein gemeiner Soldat, ohne Nachkommen oder Verwandte zu hinterlassen, so fällt, was er über dreißig Mu besessen, seinem Truppentheil anheim; bei kinderlosem Tode eines Beamten dagegen wird nur, was er über 300 Mu hinterläßt, von der Krone eingezogen, der Rest verbleibt den entfernteren Verwandten

oder fällt, in Abwesenheit desselben, an einen Regimentsgenossen, der dafür dem Verstorbenen die Todtenopfer zu bringen hat. Sieht die Regierung sich veranlaßt, aus bewegendem Grunde einem Soldaten sein Besitzthum zu entziehen, so ist damit dieses Besitzthum dem Heere nicht entfremdet, sondern es verbleibt dem Heerestheile, welchem der bisherige Besitzer angehört hat, und der Ertrag desselben wird entweder zu gemeinsamen Ausgaben, zur jährlichen Belohnung verdienter oder zur Unterstützung bedürftiger Soldaten verwendet, bis es in der Folge entweder an neu Eintretende vergeben oder von Offizieren und Soldaten derselben Abtheilung durch Kauf zum besondern Eigenthum erworben werden kann. Zu Anfang voriges Jahrhunderts waren theils durch Vergrößerung der Familien, theils in Folge schlechter Wirthschaft ein großer Theil der Soldaten in so große Noth gerathen, daß sie sich genöthigt sahen, ihr Eigenthum Leuten aus dem Volke, dem Namen nach, zu verpfänden, der Wirklichkeit nach aber verkäuflich abzutreten; dadurch aber geriethen sie in nur noch hülflosere Lage. Die Regierung trat denn also dahin ein, daß sie alle Soldaten-Ländereien kaufte und dann den Heeres-Abtheilungen als gemeinsames Eigenthum übergab, jedoch unter dem Zugeständniß, daß die früheren Besitzer, oder andre Genossen derselben, die dazu im Stande waren, den bisherigen Besitz wiedererwerben konnten, und die Erlaubniß erhielten, diesen weiter zu veräußern oder zu verpfänden; nur was ein Soldat vom Kaiser als Gehalt erhalten hat, darf nicht, auch nicht einmal an einen Corps-Genossen abgetreten werden; dagegen darf jeder Soldat den Grundbesitz des niedern Volkes als Eigenthum durch Kauf erwerben, während die Verwaltungs-Beamten am Platze ihres Amtes unbewegliches Eigenthum nicht erwerben dürfen. Wenn ein Chinese aus dem Heere austreten will, so muß er alles Land, das er in einer Entfernung von 500 Li = 2 Grad im Umkreise von Pe-King besitzt, unausweichlich entweder an einen andern Heergenossen abtreten oder es, wenn sich kein Käufer findet, für einen bestimmten Preis an die Reichs-Kämmerei abtreten; was er in weiterer Entfernung besitzt, bleibt auch nach Verabschiedung sein erblicher Besitz. Die Ländereien, welche sich jetzt im Besitze von Offizieren und Soldaten befinden, belaufen sich im Ganzen auf 140,191 Zin 70 Mu.

Außer den in der Umgebung Pe-Kings mit Land bedachten Soldaten, von welchen aus die verschiedenen über das Land hin verlegten, von der übrigen Bevölkerung sich getrennt haltenden und besondre, als Tataren-Städte bezeichnete, Stadtviertel bewohnenden Besatzungen ausgehen, giebt es noch eigentliche Soldaten-Ansiedlungen, deren Bewohner zugleich Ackerbau zu treiben haben. Solche Ansiedlungen finden sich im eigentlichen China längs der Grenze der von den Miao-Tse (S. 168) bewohnten Gebiete und längs der westlichen Reichsgrenze; die Ansiedler sind Reitervolk und ihre Zahl wird auf 116,174 angegeben, so wie der Umfang ihres Ackerbodens auf 400,000 Zin. Es scheint nicht ganz sicher, anzunehmen, daß Huc von den Bewohnern dieser Heer-Ansiedlungen reden will, wenn er von den mongolischen Truppen redet und diesen ein ziemlich auf Kläglichkeit lautendes Zeugniß ausstellt. Es will überhaupt erscheinen, als ob man sich von dem chinesischen Heerwesen und der Tapferkeit der chinesischen Wehrmacht einen hergekommenen vorurtheilichten Begriff gebildet hat, der der Wirklichkeit nicht entspricht, und auch die ausländischen Bereiser des Landes blendet. Wo die Engländer und Franzosen neuerdings mit dem eigentlichen Mandschu-Heer zusammengetroffen sind, hat dieses sich, trotz der Reisenden und oberflächlichen Beobachter, Achtung zu verschaffen gewußt. Eine Art Verstocktheit, die schlechte Dienste leisten könnte, wäre es, wenn man ernstlich sich darauf einließe, fremder Hülfe und Bedienung, wenigstens allein, zuzuschreiben, was bei Tiën-Tsin im Juni 1859 in Erfahrung gebracht ist.

Die **Flotte** steht unter 2 Tschui-Sz'-Tsi-Toû, etwa so viel als Admiral, deren einer in Fo-Kjang, der andre in Quang-Tong seinen Sitz hat; an weiteren oberen und unteren Befehlshabern giebt es 1533; über die Zahl der Bemannung lautet die Angabe auf 31,000.

Mit **Kriegs-Wissenschaft** sind die Chinesen den Europäern gegenüber noch sehr in Rückstand, steht doch eine europäische Macht darin der andern nach: die Bewaffnung ist mangelhaft; Feuergewehr scheint bei dem Fußvolke ziemlich allgemein eingeführt; auch grobes Geschütz besitzen sie, allein alles befindet sich vorläufig in unvollkommenem Zustande; in Betreff der Taktik bestehen von Alters her bestimmte Vorschriften: sie scheinen denn doch aber für eine Mannichfaltigkeit der Bewegung, je nach Umständen, nöthigen Spielraum zu gewähren. Alle Einrichtungen sind nur dahin getroffen und haben nur den Zweck, zur Vertheidigung Krieg führen zu können; Eroberungskriege

sind dem Chinesen fremd; die Kriege, die gegen die Völker des nördlichen Hochlandes von Reichswegen geführt worden sind, haben nur zur Sicherung des eigentlichen Chinas dienen sollen und die Unterwerfung der Bevölkerung jener Gebiete hat nur dem Zwecke der Friedenserhaltung gedient. Zur Sicherung gegen Einfälle von da oben her ist denn auch in alten Tagen, im dritten Jahrhundert v. Chr., im N. und W. die Wang-Li-Schang-Tsching oder „Große Mauer von 10,000 Li" durch Kaiser Schi-Hoang-Ti aufgeführt worden. Diese, die sich etwa 600 Meilen weit, am Rande des Hochlandes, entlang zieht, besteht meistens aus Erdwällen mit Futtermauern, bisweilen doppelt und dreifach, über Höhen und Tiefen wegziehend, in Zwischenräumen mit Thürmen von sehr verschiedener Größe, die höchsten 63 Fuß hoch, aus Felsstein aufgeführt, mit einer bestimmten Anzahl Thore, die Eingang zum eigentlichen China gewähren. Als Schutz gegen ein großes Kriegsheer hat sie nie ausgereicht; räuberischen Ueberfällen setzt sie einen Damm, einen besseren aber geben die jenseits der Mauer gegründeten Ansiedlungen gegen diese ab; jedoch dem Polizeiwesen leistet die Mauer noch immer gute Dienste, indem die Thore mit Wachposten besetzt sind, und alles Aus- und Eingehende überwacht werden kann.

Geschichte. Was unter dem Vorhergehenden geschildert worden ist, sind lauter Einrichtungen, mit denen es von Alters her in demselben Geleise vorwärtsgeht, ohne daß irgend eine Entwicklung, Umgestaltung, Neugestaltung im Wesen derselben vorgegangen ist. Von einer eigentlichen Geschichte, von einer Entwicklung, Erweiterung, Entfaltung ist da nicht die Rede. Das chinesische Reich an und für sich ist fertig, und die Reichsgenossen sind mit ihrer Persönlichkeit so in demselben untergegangen, daß sie in sich auch fertig sind; sonst wäre eben das Reich nicht fertig. So lange nicht die Persönlichkeit sich als eine unfertige erkennen lernt, so lange sie nicht aus Unfertigkeit zur Fertigkeit hinanstrebt, wird China ohne eigentliche Geschichte bleiben, ohne sittliche Bedeutung für seine eigne Reichsgenossen, wie für die übrige Menschheit; nur was es bisher noch nicht gewesen, eine Melkkuh für die übrige Welt, kann sie werden, oder es kann auch die übrige Welt zur Melkkuh machen, wie bereits gegenseitig Uebung dazu stattfindet. Sehr richtig sagt Adolf Wuttke: „Unter allen Stürmen, die von Außen hereinbrausten, ist China geblieben, was es ist. Das ganze Staatsleben trägt so sehr den Charakter der Natur-Nothwendigkeit, und hat in sich eine so gewaltige Kraft, daß es alles Fremde in seine Natur umwandelt, daß selbst die rohen Tataren-Horden und die später herrschenden Mandschu nicht im Stande gewesen sind, das chinesische Volksleben anders zu gestalten und das mächtige Getriebe der großen Staats-Maschine umzubilden. China läßt sich nur chinesisch beherrschen; die fremden Eroberer haben in die Natur des chinesischen Staates eingehen, Chinesen werden müssen: nicht sie herrschten eigentlich über China, sondern China's Geist herrschte über sie". Es haben sich ja die Verhältnisse des Reichs nicht immer in Ruhe die Laufbahn der Zeiten entlang geschleppt; allein, wenn es dabei auf Niemand anders, als auf die Chinesen angekommen wäre, so würde es mit ihnen doch darauf hinausgekommen sein, daß sie wie Gesättigte der Behaglichkeit gepflegt und in einer Art Siesta ihre Daseinsfrist zugebracht hätten. Aber auch bei Anstößen und gewaltigem Andrange von Außen her hat China es nur bis zu Häutungen, nie bis zur Umwandlung aus einer Raupe zu einem Schmetterling gebracht.

Kann denn nun aber von einem Entwicklungsgange der Verhältnisse Chinas auch nicht die Rede sein, so hat sich das einmalige Bestehen doch nicht in ununterbrochener Stetigkeit geltend erhalten, sondern es sind Störungen der Gemächlichkeit eingetreten, wie wenn ein Dieb unversehens über den Schlafenden hereinbricht oder ein böser Traum ihn aufschüttert.

Die ältesten Zustände und Verhältnisse Chinas sind in das Gewand der Sage gekleidet; unter den Gestalten, die diese Zeit uns vorführt, tritt uns besonders Fo-Hi entgegen, der im Jahre 2953 v. Chr. vom Volke zum Führer erwählt wurde und aus dem Volke einen Staat herstellte. Jahrhunderte hindurch ging dann Alles, ohne daß ein bedeutender Nachfolger aufgetreten wäre, in dem durch ihn vorgezeigten Wege weiter, bis, 2357 v. Chr. (Jahr der Sündfluth) nach einer ungeheuren Verwüstung des Landes durch Wasserfluthen, Jao als Hersteller der gebrochenen Verhältnisse auftritt; in seine Fußtapfen treten seine beiden vom Volke erwählten Nachfolger: Schue und J'u. Durch J'us Sohn kam 2205 v. Chr. das Herrscherhaus der Hia auf den Thron, und dieses behauptete in Erblichkeit denselben bis zum Jahre 1766 v. Chr., wo es, in Folge der in das Kaiserreich eingerissenen Lasterhaftigkeit durch einen Großen des Reichs, Tsching-Tang gestürzt wurde, der der Anfänger des Schang-Hauses wurde. Mit diesem Hause erging es im Verlaufe der Zeit, 1766—1123 v. Chr., wie mit seinem Vorgänger, bis der letzte desselben, ein gewaltthätiger grausamer Kaiser, in Uebereinstimmung mit dem Volke, durch Wu-Wang gestürzt wurde, und mit diesem nun das Haus Tscheü, 1122—255 v. Chr., die Herrschaft überkam. Zu seinen Zeiten war das, ursprünglich nur Schen-Si und Schan-Si umfassende, Reichsgebiet, schon nach S. wie nach O. hin erweitert, Ho-Nan, Schan-Tong und Pe-Tsche-Li gehörten demselben schon an. Er, wie seine nächsten Nachfolger, trugen

einen Sinn für geistige Bildung und trafen durch Schulwesen Anstalten, das Volk geistig zu heben. Er hielt es auch für geeignet, das Reichsgebiet in einzelnen Theilen an 71 Unterfürsten auszuthun, die den Titel Wang führten, und es ist nicht undenkbar, daß unter seinem nächsten Nachfolger daher das eigentlich kaiserliche Gebiet, in welchem der Kaiser Hoflager hält, das „Reich der Mitte" genannt wurde. Unter den späteren schwächeren Nachfolgern aus diesem Hause maßten die eingesetzten Fürsten sich immer größere Selbstgewalt an, und zu Anfang des achten Jahrhunderts v. Chr. war das Reich in 21 kleine Staaten zertheilt, die unter sich in fortwährendem Kampfe mit einander lagen, während der Oberherr einzugreifen für nicht an der Zeit oder nicht in seiner Macht erkannte. Das hervorragendste Haus unter diesen Emporkömmlingen war das im Lande Tsin, in Schen-Si, regierende, und diesem war es auch vorbehalten, das verkommene Geschlecht Wu-Wangs der Herrschaft zu entheben und sich und sein Haus an dessen Stelle zu setzen. Mit dem Jahre 255 bestieg das Haus Tsin den Kaiserthron, aber erst in volle kaiserliche Machtvollkommenheit trat um das Jahr 246 Schi-Hoang-Ti, bekannt als Erbauer der großen Mauer (S. 209), von noch größerer Bedeutung dadurch, daß er das durch Wu-Wang in das Leben gerufene Vasallenthum wiederaufhob, die kaiserliche Macht auf den höchsten Gipfel brachte und die Grenzen seines Reiches zu dem Umfange des jetzigen Reichs erweiterte. Er war der glänzende Stern, der aus diesem Hause über China aufging, einer der gewaltigsten, thatkräftigsten Kaiser, dessen Wirksamkeit noch Frucht trägt; er war aber auch der Einzige seines Hauses, der Bedeutung, freilich für viele Andre, in sich trug; mit dem Erlöschen seines Lebens brach der Glanz seines Hauses zusammen, und das Haus Han nahm bei der Ueppigkeit, der der Sohn Schi-Hoang-Ti's fröhnte, die Herrschaft an sich und behauptete sie 400 Jahre lang, 206 v. Chr. — 263 n. Chr., ein glorreiches Herrscherhaus, das im Innern die Bildung pflegte und nach Außen hin sich gefürchtet machte, allein durch die Heranziehung der Gelehrten und der Verschnittenen an den Hof hier einen Tummelplatz der Ränke bildete, die das Ansehen und die Macht des kaiserlichen Hauses ertödten mußten. So kam es denn, daß im Jahre 190, nach dem Absterben Kaiser Ling-Ti's, das Reich in drei Herrschaften zerfiel und das bisherige Herrscherhaus nur einen kleinen Theil von Sz'-Tschuan behielt, während ein Feldherr im N. für sich den Staat Wei mit der Hauptstadt Lo-Jang gründete, und ein andrer für sich den Staat Wu im S. mit der Hauptstadt Nan-King. Den Han blieb am Ende keine andre Wahl, als sich den Wei zu ergeben; diesen Schritt führte Heu-Tschu aus, während sein Sohn sich mit seiner Gattin und seinen Kindern in der Halle seiner Ahnen das Leben nahm. Der Fürst von Wei aber genoß seines Glückes nicht lange, es stürzte ihn unmittelbar nach der Ergebung des Han ein Andrer, der nun als Anfänger des Hauses Tzin den Thron bestieg, welches von 263—420 n. Chr. das Szepter führte, ohne bedeutende Herrscher aufweisen zu können. Der letzte dieses Hauses dankte zu Gunsten einer andern Familie ab, die nun als das Haus Song 410—479 n. Chr. den Tzin folgte; allein während die Song den Süden des Reichs botmäßig hatten, bildete sich im N. wieder das Reich der Wei, und beide bestanden nun unter mehreren einander folgenden Herrscherhäusern: der Süden unter den Tsi, 479—502 n. Chr., der Leang und Tschin, 502—588; der Norden unter den Pe-Tsi, westlichen Wei und Heu-Tscheu. Beide Regentenhäuser wurden gleichzeitig gestürzt, und das Haus Sui trat an ihrer beider Stelle, gab jedoch dem vereinten Reiche nur zwei Herrscher und ward dann durch Lijuen oder Kao-Tsu aus dem Hause Tang gestürzt, das darauf von 618—917 das Reich behauptete, nachdem Kao-Tsu's Sohn, Kaiser Tai-Tsong, durch seine besonders ausgezeichnete Begabung den Besitz des Thrones seinem Hause gesichert hatte. Unter der Herrschaft dieses Hauses fand der Buddhismus Eingang und Förderung, und damit eine Untergrabung des eigentlichen Reichsbodens, die seit daher allein aus dem Grunde nicht gefährlich und umstürzend gewirkt hat, weil der Buddhismus überhaupt mit Angreiflichkeit nicht behaftet ist, sondern immer nur schwächlich auftritt, oder, wenn er doch zum Angriff vorschreiten sollte, seine Schwächlichkeit nicht überwinden kann. Einer Gewohnheit, wie die chinesische Lebensfassung, die zur andern Natur geworden ist, kann er nicht Meister werden, wenn er ihr auch hie und da seine Fußtritte einprägt und Sohlenabdrücke des Buddha oder Fo, als Spuren seines Eintrittes in das Reich, zu geweiheten Stätten gestempelt haben mag. Darin aber wies sich die Schwäche des Tang-Herrscherhauses aus, daß sie einen Anlauf zur Umwälzung und Umgestaltung nahm, die Mittel zur Erneuerung aber nicht gehörig bemessen hatte. Das andere große Uebel für Hofstaat und Reich war die Einführung von Verschnittenen in die Gliedschaft der Reichsverwaltung, und zwar in die oberste Gliedschaft. Verschnittene Thiere sind Geschöpfe, die ausgezeichnete Dienste leisten können, wenn es auf stoffliche Förderung ankommt, die doch ihre höchste Bestimmung ausmacht, daneben aber ist es unzweifelhaft nachgewiesen, daß menschliche Verschnittene auf geistigem Gebiete nur eine sehr verderbliche Bedeutung zu gewinnen pflegen. Den in ihrer Natur-Entwicklung behemmten 10,000 Verschnittenen, welche am Hofe waren, konnte ein Kaiser eben so wenig Widerstanden entgegsetzen, oder noch geringeren, als Salomo seinen vielen Frauen. Und eine Frauen-Regierung lassen sich die Großen eines Reiches noch gefallen; da lassen sie die Courtoisie walten; aber ein Verschnittenen daß die Tang erloschen, sondern unter Zersplitterung des Reiches fortdauerten, bis das Haus Tang-Kaiser in ein Gewirr von Unruhen hineingeriethen, die damit ihren Abschluß nicht fanden, Regiment kann auch den Zahmsten zum Rebellen machen. Was natürlicher, als daß endlich die

Sung, 967—1127 n. Chr., die Herrschaft an sich brachte, auf so lange, bis, abermals in Folgen der Verschnittenen-Wirthschaft, das Regiment in Verfall kam, und sich im Westen die Hia, im Osten und Süden die Mandschu oder Kin in das Reich warfen oder drängten, bis, von den Sung zu Hülfe gerufen, 1234 n. Chr., unter Koblai Chan die Mongolen das Reich sich aneigneten und das Herrscherhaus Juën die Herrschaft an sich riß. Die Herrscher dieses Hauses regierten ganz im Sinn und Geist des hergekommenen Chinesenthums, allein sie waren doch nicht im Stande, das Volk für sich zu gewinnen, sondern, nachdem die Mongolen, von 1279—1368 n. Chr., das Reich unter ihrer Gewalt gehabt, erhob sich, auf Anregung eines Mannes aus seiner Mitte, das Volk, stürzte die Mongolenherrschaft und erkannte, unter der Aufgabe, die alte Ordnung und Selbstständigkeit des Reiches zu begründen und fest aufrechtzuerhalten, seinen Führer als Kaiser an. Mit diesem kam dann wieder ein einheimisches Haus, das der Ming, 1368—1644 auf den Thron, um dann wieder einer Fremdherrschaft Raum zu geben, die noch bis diesen Tag im Lande herrscht, indem seit 1644 die Mandschu sich des Reiches zu bemächtigen und das aus ihr herstammende Herrscherhaus Zin auf den Thron zu bringen und auf demselben noch zu erhalten gewußt haben, wenn sich auch seit einigen Jahren eine feindselige Masse der Bevölkerung gegen diese Fremdherrschaft erhoben hat, obwohl dasselbe sich sonst dem chinesisch-hergekommenen Wesen angeschlossen, und nur das Tragen der nunmehr landesüblich gewordenen Zöpfe eingeführt hat. Tritt aber auch der Kampf gegen den Zopf und für das freie Wachsthum des Haares bei dieser Volkserhebung in besonderer Weise hervor, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß eine reine, unbedingte Rückkehr zu der vorzöpfigen Zeit angestrebt wird, sondern es will scheinen, als ob andre Schätze der geistigen Tiefwelt, die bisher nicht gehoben sind, nunmehr eine Beförderung an das Licht und eine Verwendung zum Gemeinbesten der Menschheit erfahren sollen. Es läuft aber bei der Sache so viel Zweifelhaftes, Räthselhaftes, Unreimbares zwischendurch, daß es sehr schwer hält, die eigentliche Bedeutung dieser Bewegung schon jetzt sicher zu beurtheilen. Daß eine Erhebung gegen das Herrscherhaus der Zin vorhanden ist, kann nicht in Abrede gestellt werden, allein von wem sie eigentlich betrieben wird und zu welchem Zwecke, ob ein Gegenkaiser wirklich vorhanden ist, ob derselbe noch ein Nachkömmling des Hauses Ming sei, wie weit die Herrschaft der Bekämpfer der Zin sich erstreckt; ob sie bloß die alte chinesische Reichsordnung mit ihrer Gegründetheit auf die urangelebte Welt-Anschauung wiederherstellen will, ob sie einen Anstrich von Christenthum trägt und ein wechselbälgisches Wesen an die Stelle der chinesischen Herkömmlichkeit setzen will, ob sie dem Buddhismus und dem mit demselben in Zusammenhang stehenden Götzenwesen bloß ein Ende machen und dem Ahnendienst allein wieder Geltung, oder christlichen Anschauungen Raum verschaffen will, das ist eine ganz unausgemachte Sache, und bei einem so lügnerischen, der Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit ermangelnden Volke, wie die Chinesen sind, wird es bis auf Weiteres sehr schwer zu ermitteln sein, wie viel Wahrheit, wie viel Schein, wie viel Trug die Urheber und Beförderer der Bewegung ins Spiel bringen.

Beziehungen zum Auslande herzustellen, hat die chinesische Regierung sich nie sehr stark angelegen sein lassen; Abgeschlossenheit ist vielmehr meistens der eingehaltene Grundsatz gewesen, von dem nur ausnahmsweise abgewichen ist, und die Beziehungen, welche von Seiten auswärtiger Regierungen angeknüpft worden sind, haben sich keiner besondern Pflege von Seiten Chinas zu erfreuen gehabt. Mit dem Nachbarreiche Japan hat bald freundlicher, bald feindlicher Verkehr stattgefunden; Japan hat seine Abgeschlossenheit gegen China eben so nachdrücklich behauptet, als gegen Europäer, und wie den Holländern, so ist auch den Chinesen nur ein Handelsverkehr vermittelst des Hafens von Nangasaki zugestanden worden. Ein Verhältniß zu europäischen Mächten und Regierungen hat sich erst seit Eröffnung des Seeweges nach Indien herausgestellt, anfangs in sehr dürftiger und noch nicht in genügender Weise. Die Portugiesen waren die Ersten, die Beziehungen mit China anzuknüpfen suchten; im Jahre 1517 trafen Schiffe derselben in Kanton ein: das Ergebniß der Unternehmung war, daß ihnen auf der Insel Macao eine Ecke zur Errichtung eines Handelsplatzes eingeräumt wurde; ihnen folgten die Holländer, welche im Jahre 1655 eine feierliche Gesandtschaft an den Hof von Pe-King abordneten, diese fand am Hofe eine ziemlich gute Aufnahme, mußte aber mit dem Bescheide wieder abziehen, daß aus besondrer Sorge für die Holländer, mit Rücksicht auf die weite Entfernung und die vielen Stürme auf dem chinesischen Meere, der Kaiser den Wunsch hege, sie möchten nicht öfter, als alle acht Jahre in China erscheinen und zwar mit nicht mehr als 100 Mann, wovon 20 die Erlaubniß erhalten sollten, an den Hof zu kommen. Ganz und gar die Ansprüche an Eröffnung eines Handelsverkehrs zurückzuweisen, nahm die Regierung Anstand, zum Theil wohl aus Rücksicht auf die Bevölkerung des Reiches

selbst. Es wurde daher die Stadt Kanton als ein solcher Platz ausgesondert, an welchem Handelsverkehr auf dem Seewege stattfinden könne; jedoch durften die Fremden nicht die eigentliche Stadt betreten und den Handel nur mit einer Anzahl dazu eigends ausgesonderter Kaufleute, Hong genannt, die Geschäfte treiben. Wer von den Chinesen ohne Befugniß dazu mit den Ausländern in Verkehr trat, ihnen als Dolmetsch diente, sie ins Land einführte, hatte schwere Strafe zu erleiden. Gesandte europäischer Mächte, die wiederholentlich erschienen, um mit dem Hofe zu verhandeln, wurden zwar, wie die holländische, zugelassen, allein sie mußten im Hafen von Kanton landen und wurden dann auf eine Weise nach Pe-King befördert, die es ihnen eindrücklich machte, daß man ihnen eine besondre Gnade erweise, deren theilhaftig zu werden die Europäer nun einmal das sonderliche Verlangen hätten. Rußland gegenüber wurde für den Landweg der Ort Maimatschin an der nördlichen Grenze gegen Sibirien als Verkehrsplatz bezeichnet, welchem gegenüber sich auf russischer Seite Kjächta bildete. Daneben ist einer sogenannten „Geistlichen Mission“ von Rußland her der Aufenthalt in Pe-King bewilligt. In dieser Stadt nämlich sind im 17. Jahrhundert durch russische Gefangene, die durch die Mandschu zu verschiedenen Zeiten von den Ufern des Amur weggeführt und dem Heerestheil des gelben Banners d. h. der kaiserlichen Garde (S. 207) einverleibt worden sind, eine Kirche und ein Kloster gegründet. Ein unter den Gefangenen mit weggeführter Geistlicher hat von Anfang an für seine Landsleute und Bekenntniß-Genossen Gottesdienst gehalten. Die Glieder dieser ständigen „Geistlichen Mission“ wurden bisher für je sechs Jahre nach Pe-King entsendet; kraft des neuesten Vertrages: auf beliebige Zeit. Sie bestehen aus einem Archimandriten, 3 Hieromonachen, 4 Studenten, einem Arzt und einem Maler, und haben seit langer Zeit völlige Freiheit der Bewegung und des Verkehrs mit den angesehensten Einwohnern genossen, während ihre Aufgabe darin besteht, den Gottesdienst für die Nachkommen jener Russen zu versehen, welche griechisch-katholisch geblieben sind, sodann aber sich mit dem Studium der Sprache und der Einrichtungen des Landes zu befassen. Wie nun hierbei von Seiten der chinesischen Regierung ein Eingehen auf Umstände eingetreten ist, so hat sich auch im Laufe der letzten dreißig Jahre Manches und Bedeutendes im Verhältniß zu dem Auslande umgestaltet. In Folge des sogenannten Opium-Krieges, der mit den Engländern in den Jahren 1839—1842 geführt und durch den Frieden von Nan-King abgeschlossen wurde, erklärte die chinesische Regierung, neben Kanton, noch die 4 Seestädte Emoi, Fu-Tscha-Fu, Ning-Po und Schang-Haï für Handelsfreihäfen. Mißhelligkeiten, die sich in Kanton ereigneten, führten im Jahre 1857 zu einem neuen Kriege, an welchem Frankreich sich betheiligte, und das Ergebniß desselben, im Frieden von Tiën-Tsin, war, daß noch eine Anzahl Häfen geöffnet werden sollten; daß den Ausländern erlaubt sein soll, gegen gehörig ausgestellte Pässe in das Innere zu reisen; daß der Verbreitung und der Annahme des Christenthums kein Hinderniß in den Weg gestellt werden dürfe; daß die bei diesem Frieden betheiligten auswärtigen Mächte: England, Frankreich, Rußland, die Nordamerikanische Union, am Hofe zu Pe-King ständige Gesandtschaften halten können. Indessen haben sich vor vollzogenem Frieden zwischen den Chinesen einerseits und den Engländern und Franzosen andrerseits, bei der Gelegenheit, da die Gesandten dieser beiden europäischen Mächte in würdiger Weise ihren Weg nach Pe-King antreten wollten, auf's Neue, im Mündungs-Gebiete des Pe-Ho, Feindseligkeiten entsponnen, deren Ergebniß noch nicht abzusehen ist; der nordamerikanische Gesandte ist mittlerweile in einer Art Käfig, aus welchem, wie aus einem Verschlags-Gefängniß, nur der Himmel wahrzunehmen war, von der Mündung des Pe-Ho nach Pe-King geschafft, und dort so gut als eingesperrt gehalten, bis er auf demselben Wege seine Rückreise anzutreten hatte. Der mit der Union abgeschlossene Vertrag soll erst nach Austrag der Mißhelligkeiten mit England und Frankreich Kraft erlangen; eine Verständigung zwischen den streitenden Mächten scheint den neuesten öffentlichen Aeußerungen nach jetzt angebahnt zu sein.

Ausbeutung des Mineralreiches. Der für die chinesische Regierung bedeutsamste Schatz aus dem Mineralreiche ist das Kupfer; aus diesem Metalle wird

die Landesmünze geschlagen oder, richtiger, gegossen (S. 207). Daher ist die Kupfer-Ausbeutung auch Sache der Regierung, und diese gestattet Andern die Bearbeitung nur weniger und unausträglicher Lager oder Adern: ja, auch diese Lager und Adern werden, wenn es die Regierung für nöthig erkennt, mit Beschlag beschlagt. Den Haupt-Ertrag liefert der Landestheil Jun-Nan und die beste Masse das Grenzgebiet gegen Hinter-Indien. Viele bisher im Gange gewesenen Werke sind erschöpft oder geben nur noch spärliche Ausbeute. Die jährliche Lieferung nach Pe-King beträgt 123,334 Pikul = 16,603,432 Pfd. In der Münze angelangt, wird das zum Münzen Nothwendige zurückbehalten, das Uebrige verkauft. Zink, welches zur Herstellung der Münze mit dem Kupfer verbunden wird (S. 207), wird gleicherweise auf Regierungskosten ausgebeutet und an den Hof geschafft; über die Masse des Ertrags fehlt es an zuverlässigen Angaben; in gleichem Verhältniß befindet sich die Ausbeute von Blei. Bei der weiten Beförderung dieser drei Metalle aus dem fernen und äußersten SW. bis nach dem äußersten NO. kann es nicht fehlen, daß der Preis derselben in einem Mißverhältniß zum Werthe und Vorrath steht, und in einem noch stärkeren stehen würde, wenn nicht durch Zufuhr von Außen her dem Bedürfniß entgegengekommen und der Uebertheuerung entgegengetreten würde. Dem freien Betriebe gegen eine Steuer sind die Eisen-, Silber-, Gold- und Quecksilber-Gruben überlassen. Die Steuer wird von den Hochöfen, aber in sehr verschiedener Weise und Höhe, erhoben. In Kjang-Si zu Tschang-Ning schmelzt jeder Ofen täglich etwa 1200 Katti = 12 Pikul = 1600 Pfd. und zahlt dafür an die Regierung 2 Taël 4 Maß = $5^2/_5$ Thlr.; zu Scha-Hiën in Fu-Kjang zahlt jeder Ofen jährlich 18 Taël = $39^2/_5$ Thlr., ebenso zu Jung-Chan; dagegen zu Ju-Ku 43 Taël = $94^3/_5$ Thlr., daneben giebt es in demselben Landestheil Kreise, welche nur 11 Taël = $24^1/_5$ Thlr. zu zahlen haben. Den Gesammt-Ertrag der Eisenwerke im Lande zu ermitteln, wird also immer seine Schwierigkeit haben, auch wenn uns eine amtliche Angabe über den Ertrag der Bergwerksteuer vorläge. Es ist ja denkbar, daß eine solche vorhanden ist, da sie vom Ertrage des übrigen Bergbaues auch gemacht wird, allein sie ist uns nicht vorgekommen; jedoch, auch wenn sie uns vorkäme, würden wir sie schon in Betreff ihrer Zuverlässigkeit mit großem Bedenken anzusehen haben, da die bekannt gemachten amtlichen Angaben über den Ertrag des übrigen Bergbaues schwerlich dem wirklichen Ertrage entsprechen, indem sie ganz unbedeutende Werthzahlen aufführen. In der Hinsicht mag es mit ihnen seine Richtigkeit haben, daß sie getreulich angeben, was an den Staatsschatz zu Pe-King aus der Bergbau-Steuer abgeliefert worden ist, allein wie viel davon in den Landestheilen verblieben, wie viel außerdem an den kaiserlichen Sonderschatz, über dessen Verwaltung öffentliche Abrechnung nicht abgelegt wird, übergegangen, darüber liegt keine amtliche Auslassung vor; aber auch wenn dieses, auf Grund der Berichte von Seiten der betheiligten Beamten mitgetheilt wäre, wurde dennoch die Angabe eine ganz und gar unmaßgebliche sein und für den Betrag der wirklichen Ausbeute einen sichern Anhalt nicht bieten, indem leider in China alle möglichen Betrügereien, die auf Schmuggel- und Unterschlagungs-Wege zu denken sind, in lebhaftestem Schwunge stehen. Wir sehen daher von Aufführung dieser Zahlen-Angabe als von einer unnützen Raumverschwendung ab, und bemerken nur, daß der Ertrag der Silber-Bauwerke im Landestheil Jun-Nan auf jährlich 5,000,000 Taël = 11,000,000 Thlr. angegeben und aus Bleierz gewonnen wird. Das silberhaltige Bergland erstreckt sich zwischen 24 und 27° n. Br. vom äußersten W. des Landes in SO.-Richtung bis an die Meeresküste und scheint mit dem Kün-Lün in Zusammenhang zu stehen, oder eine Fortsetzung desselben zu sein. Dieses selbe Bergland, besonders Jun-Nan, liefert auch reiche Ausbeute an Gold, theils aus Bergwerken, theils aus Goldwäschen am Jang-Tse-Kjang, der deshalb innerhalb dieses Gebietes Kin-Tscha-Kjang, Goldsandfluß, genannt wird. Vom Goldgewinn ist nicht nur eine Steuer an den Staatsschatz, sondern außerdem eine Gebühr an den kaiserlichen Schatz zu entrichten, und die Goldgruben im westlichen Kan-Su, im Bereiche des Tiën-Schan, haben allein an den kaiserlichen Schatz eine Gebühr von 3% zu zahlen, und die

Ausbeute muß; wenn sie verwerthet werden soll, durch bestimmte Angestellte in Barren gegossen und mit einem besondern Stempel beprägt werden; Barren ohne diesen Stempel werden mit Beschlag belegt.

Das Ausscheiden der Metalle aus den Erzen verstehen die Chinesen, wenn auch nicht in so ausgebildetem Maaße, als die Europäer, und eben so verstehen sie, Metalle mit einander zu legiren. Das Eisenerz, das sich in den erdigen Bestandtheilen an der Oberfläche des Bodens befindet, wird durch den Pflug zu Tage befördert, gewaschen, zusammen mit Holz- oder Steinkohle in kleine, als Hochöfen dienende Oefen geworfen, welche durch hölzerne Blasebälge in Gang gehalten werden. Ist es geschmolzen, läßt man es auf gewöhnliche Weise, wenn es Gußeisen bilden soll, in Gießformen aus Sand strömen, und die Arbeit ist fertig; soll Schmiedeeisen beschafft werden, so gräbt man eine Vertiefung von mehreren Fuß Durchmesser und einigen Zoll Tiefe in den Boden und umgiebt dieselbe mit einer etwa zwei Fuß hohen Mauer; auf diese stellen sich Männer mit Bamburöhren, und sobald, bei Abkühlung, die ausgeflossene Masse anfängt, sich zu körnen, fangen sie an, mit ihren Stäben dieselbe umzurühren, und nachdem sie sich darauf entflammt hat und damit die Kohle entwichen ist, haben sie hammerbares Eisen hergestellt, das freilich lange nicht so gut ist, als das in Europa bereitete. — Das Kupfererz, welches Blei enthält, bringen sie in Oefen, welche in ungleicher Höhe zwei Löcher haben; beim Schmelzen kommt das Blei oben auf und fließt durch das obere ab, während das Kupfer durch das untere abfließt. — Das Quecksilber wird zwar gediegen gefunden, allein auch auf chemischem Wege aus Zinnober gewonnen. — Aus einer Legirung von Kupfer, Zink, Eisen und etwas Silber, gelegentlich auch Nickel, stellen sie das sogenannte weiße Kupfer her, welches ein festes Korn hat und vortrefflichen Glanz annimmt. In Pulvergestalt wird es, mit Holzkohle vermischt, über langsames Feuer gebracht, und in Dampfgestalt in ein Destillir-Gefäß aufgestiegen, in Wasser verdichtet. So ist es hammerbar genug, um zu Dosen, Tellern und verschiedenem Hausstands-Geräth verarbeitet zu werden; am meisten aber zu einer Ueberkleidung einer Art irdener Theetöpfe. — Glocken wissen sie aus einer Speise herzustellen, die einen ausgezeichneten Klang giebt, und ihre Metallspiegel liefern einen weitern Beweis von ihrer Kenntniß der Metall-Mischung. Messing sowohl, als Tombak bereiten sie, ersteres, indem sie 6 Theile Kupfer mit 4 Theilen Zink, dieses, indem sie Kupfer und Galmei zu gleichen Theilen mit einander verbinden. Die chemische Bedeutung des Quecksilbers ist ihnen unbekannt geblieben, doch machen sie Staniol, nicht nur zur Belegung von Spiegeln, sondern auch zur Ueberziehung von Papier, das bei gottesdienstlichen Gelegenheiten verbrannt wird.

Der Ju-Stein, der sich in den Landestheilen Schen-Si und Jun-Nan findet, wird dem aus Kotan kommenden gleichgeschätzt, und eben so wie jener zu Kostbarkeiten, unter Anwendung des Korundums oder sogenannten Diamant-Spathes, verarbeitet. Dieses Korundum, eine ähnliche Masse wie der Schmirgel, findet sich in granitischem Felsen und dient bei seiner außerordentlichen Härte auch zum Schneiden des Berg-Krystalls, aus dem sie theils Brillen, theils, so wie aus Achat, kleine Fläschchen zur Führung des Schnupftabaks oder als Riechfläschchen, durch Aushöhlung vermittelst zweckmäßiger Werkzeuge, herzustellen wissen. Wie weit Marmor verarbeitet wird, liegt nicht bestimmt vor; der dunkelgraue, der zu Kanton in Gebrauch ist, ist zu grobkörnig, als daß er die gehörige Glättung annähme. Der Alabaster wird nach mehreren Seiten hin in Gebrauch genommen. Zu Pulver gebrannt und mit Oel gemischt dient er als Kitt zur Verstreichung der Schiffs-Nähte; ohne Zuthat von Oel als Zahnpulver, oder als Arznei bei Fiebern oder als Verfälschungsmittel des gestoßenen Kandiszuckers, dessen sich die Chinesen zu bedienen pflegen, oder als Mittel zur Umwandlung beschädigten schwarzen Thees in verfälschten grünen.

Der Alaun, der als Natur-Erzeugniß reichlich vorkommt, wird, wie zu andern Zwecken, so besonders dazu verwendet, das Flußwasser zu klären und trinkbar zu machen, eine sehr nöthige Vornahme im ganzen Tieflande wenigstens; aus Gestein, das sich in Steinkohlen-Lagern findet, wird durch Brennen, Laugen und Versieden

Vitriol gewonnen. Die Steinkohlen sind schon lange in Gebrauch: schon Marco Polo berichtet: „Es findet sich eine Art schwarzes Steines, den man aus den Bergen gräbt, in welchen er in Adern lagert. Angezündet brennt er wie Holzkohle, und Feuer hält er besser als Holz. Diese Steine flammen nur beim ersten Anzünden, geben aber während des Brennens selbst eine bedeutende Hitze." Das Bergöl, das sich in Verbindung mit Steinkohlenlagern bildet, ist schon lange als Brennöl gebraucht, und Kohlen-Wasserstoff-Gas, das sich aus ihnen entwickelt, in den Gegenden, wo es hervordringt, zur Beleuchtung und zum Salzsieden (S. 216) benutzt, indem man es durch Bamburöhre leitet, deren oberes Ende zum Schutze gegen die Flammen mit Thon ausgefüttert wird.

Aus dem reichlich vorhandenen eisenhaltigen rothen Lehm werden Backsteine beschafft, nicht zwar in röthlicher Farbe, sondern in blauer, welche sie im Backofen gewinnen. Mit Glas machen die Chinesen sich nicht so viel zu thun, als die Europäer; statt Fensterglases bedienen sie sich lieber eines starken halbdurchsichtigen Papiers, indem sie behaupten, daß Glasscheiben den großen Unterschied zwischen Hitze und Kälte, wie er in N.-China auftritt, nicht ertragen können, sondern zerspringen; ein ungewöhnlicher Wechsel in der Witterung hat zu Kanton auch wohl die Folge gehabt, daß die Scheiben gesprungen sind, allein die Ursache ist nicht im Glase, sondern im Rahmen zu suchen gewesen. Gläsernes Geschirr ist nicht eigentlich im Gebrauch, indem an dessen Stelle das Porzellan tritt. Spiegel wurden früher aus Metall verfertigt; neuerdings stellt man sie auch aus Glas her, allein die Oberflächen sind nicht geschliffen, die Rückseite ist mit Staniol belegt. Zu Kanton wird das Glas meistens durch Umschmelzung von Glasscherben, die aus Europa dahin eingeführt werden, verfertigt; jedoch wird auch Feuerstein zum Zwecke der Glasbereitung abgesetzt. — Schießpulver, den Chinesen schon von Alters her bekannt, wenn auch bei ihnen nicht als Schleudermittel, so doch zu den bei ihnen so sehr beliebten Feuerwerken verwendet, wird aus $75{,}_7$ Salpeter, $14{,}_4$ Holzkohle und $9{,}_9$ Schwefel gebildet, ist jedoch, obwohl es in seiner Zusammensetzung dem englischen Pulver näher kommt, als sonstiges europäisches, dennoch nicht von besondrer Güte, wahrscheinlich in Folge schlechter Art, es zu mischen, oder unreines Stoffes.

Die Verfertigung des Porzellans ist etwas, worin die Chinesen allen europäischen Völkern vorangeschritten sind und sie viele Jahrhunderte hinter sich gelassen haben. Der Hauptort für dieselben ist King-Te-Schin, 29° 20′ n. Br., 134° 50′ ö. L., im O. vom Po-Jang-See im Thale des Flusses Tschang-Kjang, zwar nach chinesischer Ordnung keine Stadt, weil ohne Mauern, allein von einer Million Menschen bewohnt, welche alle mehr oder minder mit Bereitung oder Verhandlung des Porzellans beschäftigt sind und einen Sammelpunkt der größten Wohlhabenheit bilden, an welchem, um möglichst Räuber fernzuhalten, kein Fremder Herberge findet, der nicht bei einem für ihn sich verbürgenden Gastfreund Unterkommen hat. Die Zahl der hier vorhandenen und in steter Thätigkeit befindlichen Brennöfen wird auf mindestens 500 angegeben, mag sich aber in neuerer Zeit noch gesteigert haben. Die Arbeit, welche zu Tschaëu-King-Fu, im W. von Kanton für die Nachfrage aus Indien und aus Europa geliefert wird, steht sehr zurück, vielleicht nicht aus Mangel an Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit bei der Behandhabung und Ausführung der Waare, sondern wahrscheinlich aus Mangel so gutes Stoffes, als zu King-Te-Schin zu Gebote steht, in dessen unmittelbarer Nähe die Bestandtheile, aus welchen ausgezeichnetes Porzellan herzustellen ist, in größter Vollkommenheit dem verwitterten, in Auflösung begriffenen Granitgestein entnommen werden können. Als wichtigste Bestandtheile zur Herstellung der durch Härte, Feinheit des Bruches und Ertragung von Hitze ausgezeichnetsten Masse bezeichnen die Chinesen das Kaou-Ling und Pe-Tun-Tse, jenes ist aufgelöster Feldspath mit eingeschlossenem Glimmer, dieses weißer, harter, blanker Quarz; jenes, als Thon bedarf weniger Anstrengung bei der Verarbeitung, dieses wird unter Aufwendung großer Hammerkraft, die durch Wasser in Betrieb gesetzt wird, zu Pulver zerschlagen und mit Wasser in einen Kuchen oder Backstein verwandelt,

mit dem die Bildner der Gefäße weiter in Betreff der Gestaltung zu verfahren haben. Es kommt nun auch noch Speckstein, und, nach dem Brennen, beim Malen, Gyps in Anwendung, und die Glasirung wird durch zermalmten, mit Asche von Farrenkraut, also mit Alkali verbundenem Quarze beschafft. Bei der Verfertigung hat jeder Arbeiter seine eigne Beschäftigung, damit er in derselben eine eigne Fertigkeit entwickle, der Eine zeichnet für die einzubrennenden Gestalten den Umriß, Andre füllen die Farben ein, der eine das Blau, der andre das Roth; so soll vor dem Brennen jedes Stück Waare schon durch 20 Hände gegangen sein, und bis zum Verkauf muß es vielleicht noch durch eben so viele wandern.

Die Salz-Gewinnung geht auf dreierlei Weise vor sich: aus dem Meer, aus Landseen und aus der Tiefe des Bodens. Die Gewinnung aus den Landseen wird in der gewöhnlichen Weise durch Verdunstung an der Luft betrieben; eben so zum Theil die Gewinnung aus dem Meere; allein sie wenden auch noch eine andre Art an, bei welcher die Soole verkocht wird. Bei dieser Art reinigt man die Strandplätze, wo die Arbeit betrieben werden soll, von Gewächsen, lockert sodann die obere Erdschicht durch Umgraben auf und wühlt sie mit Bambustäben um, bis sie fein und eben geworden. Aus künstlichen Behältern, die sich zur Fluthzeit gefüllt, holt man nun Seewasser, um mit demselben, wie mit einem leichten Regen gleichmäßig die bearbeitete Strecke zu benetzen; Abends schaufelt man die so befeuchtete Masse in Haufen, um die Wegführung des aufgenommenen Salzes durch Regen zu verhüten; folgendes Tages setzt man die Benetzung fort und Abends das Zusammenschaufeln, bis die Masse ganz mit Salztheilen versetzt ist. Nunmehr kommt es darauf an, sie in Heerde zu tragen, welche in Gestalt eines Kastens von 9 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe angelegt sind. Diese heißen Lju und werden am Boden zunächst mit einer Schicht faules Holzes, dann mit feinem Bambu, einer Lage Reisig und zuletzt einer Lage Pflanzenasche aufgefüllt; oben auf die Asche wird die gesalzte Erde festgeschlagen und mit Reisstroh bedeckt; darauf wird Seewasser darüber gegossen. So soll eine Soole hergestellt werden; damit sie sich aber bilden könne und nicht im Boden versickere, ist neben dem Lju eine Grube gegraben, die nun zum Sool-Brunnen wird, aus welchem die Soole in die Pfanne zum Versieden geschafft wird. Ein jeder solcher Lju liefert dann innerhalb 24 Stunden etwa 240 Pfd. reine Soole und diese geben durchschnittlich 56 Pfd. reines Salz, das in drei Abstufungen auftritt: weiß als bestes, dunkel als schlechteres, gelb als bitteres. Statt des Auskochens überläßt man die Soole auch wohl dem Verdunsten durch Sonne und Wind.

In Kan-Su, Sz'-Tschuan und Jun-Nan, den gebirgigsten Landestheilen, legt man Salzbrunnen an. Die Bohrung der Brunnengrube geschieht vermittels eines mit eiserner Spitze beschlagenen Pfahles. Ist man, und das pflegt bei einer Tiefe von 120—180, auch wohl erst von 600 Fuß zu geschehen, auf eine Salzquelle gestoßen, so wird dicht neben dem Brunnen ein Krahn zum Niederlassen und Aufziehen eines Eimers aufgerichtet; dieser Eimer besteht aber in nichts Weiterem, als in einem abgehäuteten Bambusrohr, das oben offen, unten aber mit einer ledernen Klappe versehen ist, die sich nach Umständen des Druckes selbst öffnet oder schließt; trifft sie auf das Wasser, so schlägt sie nach Innen, das Rohr füllt sich, beim Aufziehen schlägt sie nach Unten und bildet einen schließenden Boden. Oben angekommen, wird das Rohr in eine Rinne übergekippt, übergiebt ihr diese Soole, und diese führt sie in den Kessel, der meistens durch Gas geheizt wird, welches durch ähnliche Brunnen ausströmt, vermittelst Bamburöhren unter ihn hingeleitet und sodann angezündet wird.

Ausbeutung des Fruchtbodens. Der Umfang des in Besitz genommenen Fruchtbodens wird von Medhurst, nach amtlichen Quellen, auf 640,579,381 engl. Acres = etwa 62,580 Gev.-M. angegeben. Dieser besteht im Allgemeinen nicht aus größeren Liegenschaften, sondern China weist eine Bodenzertheilung auf, wie sie schwerlich sonst vorkommt.

Wenn man sich daher wundert, wie in einem so ungemein fleißig angebauten fruchtbaren Lande, wie China es größtentheils ist, doch, selbst in den austräglichsten Gebieten, Hungersnoth,

entstehen und der Bauernstand im Allgemeinen einer großen Dürftigkeit verfallen sein könne, so beweist das nur, daß ein Mangel von Einsicht in Betreff der auf dem Gebiete der Volkswirthschaft vorliegenden Bedingungen vorhanden ist. Eine ganz natürlich sich ergebende Folge der allzugroßen Bodenzertheilung ist Verarmung; wenn aber die Regierung, wenn die Ordnung des Reiches eine solche Bodenzertheilung nicht nur zuläßt, sondern, wie es scheinen will, sogar verordnet, indem sie Theilung des Grunderbes vorschreibt, so möchte das nicht sowohl seinen Grund in Mangel an Einsicht in volkswirthschaftliche Verhältnisse haben, denn sonst zeigt sich der Chinese auf diesem Gebiete sehr schlau und gewitzigt, sondern in bewußter Absicht, des eigentlichen Volkes Kraft zu brechen und gebrochen zu halten, und, im Sinne einer Theokratie (S. 195), einen Willen von Oben her geltend zu machen, dem kein Wille von Unten her gegenüberzutreten im Stande sei, während, zugleich im Sinne einer Theokratie, eine gewisse bürgerliche Gleichheit, die freilich auch in gemeinsamer Nichtsbedeutung, in dem, fälschlich Gleichvielhaben genannten, Gleichwenighaben bestehen kann, innerhalb der Bevölkerung herausgestaltet wird. Das ist gewiß demokratisch, daß Befähigung allein den Maaßstab für die Zulässigkeit zu Beamtenstellen abgiebt, daß den Gliedern aller Stände gleiches Recht zusteht, diese Befähigung auszuweisen, und daß der als befähigt Ausgewiesene, auch wenn er aus den niedrigsten bürgerlichen Standesverhältnissen herstammt, doch zur rechten Hand des Kaisers ernannt werden kann; auch das kann demokratisch erscheinen, daß kein Beamter in dem Gebiete, in welchem er angestellt ist, Grundbesitz erwerben und behalten darf, und auf diese Weise wohl, da er alle fünf Jahre versetzt wird, gar nicht irgendwo zu Grundbesitz gelangen kann; allein dadurch wird eben eine Kaste herausgebildet, welche ganz ähnlich, wie die römisch-katholische Geistlichkeit bei ihrer Ehelosigkeit, sich auf die höchste Gewalt des Staates geworfen sieht, mag diese nun in der Person des Kaisers oder eines gewaltigen Mannes am Hofe Gestalt gewonnen haben; und es hilft dem Ackerbauer wenig, daß in China, in geradem Gegensatz gegen europäische Auffassung, nach dem Beamten- oder Gelehrten-Stande, der Bauernstand oder Beschaffer des Rohstoffes als der Höchste gilt, ihm erst der Gewerkerstand folgt, welcher den Rohstoff verarbeitet, und der Kaufmannsstand, der sich bloß mit Absatz des Errungenen und Bezwungenen zu thun macht, untenan treten muß. Nur ein weitrer Beweis dafür, daß Dinge nach etwas ganz Andrem aussehen können, als was sie doch wirklich sind.

Wie viel der Reichsregierung an der Ausbeutung des Fruchtbodens gelegen sei, spricht die Reichsordnung durch das verordnete jährliche Kaiser-Pflügen aus, welches, bei Pe-King, auf dem zu diesem Zwecke ausgesonderten, sogenannten heiligen Acker vor sich geht. Zu dieser Feierlichkeit werden 35 alte, angesehene und 42 andre Bauern einberufen, um sich dabei zu bethätigen. Ein gelb, mit der kaiserlichen Farbe, angestrichener Pflug wird mit einem gelben Ochsen bespannt; Zwei der Alten haben den Ochsen zu leiten und den Pflug dem Kaiser vorzuführen; zwei andre die Sterze zu halten: der Bürgermeister von Pe-King überreicht ihm eine Peitsche aus gelber Seide. Dem Kaiser folgen mit rothen Pflügen und Peitschen und schwarzen Ochsen drei kaiserliche Prinzen und neun Großwürdenträger, in ähnlicher Weise von Bauern unterstützt. Wenn der Kaiser der Feierlichkeit genuggethan zu haben meint, tritt der Bürgermeister von Pe-King an seine Stelle. Unmittelbar hinter den Pflügen folgen Männer mit Kasten, in welchen das von ihnen auszustreuende Saamenkorn vorhanden ist. Der Ertrag des Feldes wird, nach erfolgter Bekanntmachung, öffentlich eingeerntet und in dem Kornhause des „göttlichen Geistes" in eigends dafür bestimmte Räume eingescheuert oder eingespeichert.

Mit der Ausnutzung des Fruchtbodens für den Ackerbau nimmt man es sehr sorgsam, daß ja nicht mehr als das Unvermeidliche unausgebeutet bleibe. So weit Fruchtboden herzustellen ist, bleibt keine Waldung, keine Holzung stehen, wird kein Park angelegt; nur für Bambu-Dickicht muß Raum bleiben. Könnte der Mensch doch schweben, statt zu gehen; auch der Lastträger! Zwar giebt es kaiserliche Landstraßen, die anständige Breite haben; derselben aber sind nur wenige, und wo wir Deutschen Landstraßen, Kunststraßen, Heerstraßen, Landwege, Redder ꝛc. haben, da giebt es in China nur Feldwege, Fußsteige. Für Fuhrwerk braucht man keine Straßen. Zwar ist der Chinese durchaus nicht Freund des Wandelns, und das Spazierengehen, wie das Fußreisen zur Lust fällt ihm lächerlich, allein was bei uns zur Beförderung von Menschen Pferde leisten, das wird dort durch Träger beschafft, welche leicht gebaute Reisesessel an Bambustäben auf den Schultern tragen. Alle Waarenbeförderung geschieht entweder auf dem Wasserwege oder durch Lastträger, die einzeln oder ihrer zwei hinter einander hergehend das ihnen Anvertraute an Bambustäben schleppen. Wie die Schiffe auf den Kanälen durchgehends, so wird der Pflug sehr vielfach von Menschen gezogen. Das grasfressende Thier ist viel weniger im Gebrauch als in Europa; man braucht also auch nicht soviel Weideland. Dazu aber kommt, daß der Chinese (S. 176) kein Freund des Fleischessens ist, und sich eigentlich desfalls allein an das Schwein hält; daß er keine Milch, keine Butter genießt, daß er sich der wollenen Kleidung nicht, sondern der baumwollenen bedient. Er hat daher keine eigentliche Viehzucht, weiß nichts von Weide und Wiese, sondern nimmt, im Allgemeinen bis auf ein Geringes, den ganzen Boden für den Getreidebau in Anwendung, so weit er nicht für Zucht der Baumwolle, wie bei uns für Flachsbau, in Anspruch genommen wird.

Bei dieser Art Landwirthschaft muß es mit dem Dünger schwach bestellt sein, und doch erscheint dieser um so nöthiger, da der Flur ein Brachliegen nie gestattet wird. Der Chinese

übt nun besonders wiederholtes Pflügen als Mittel zur Erhaltung der Fruchtbarkeit, läßt es sich dann aber auch angelegen sein, möglichst reichlichen Dünger herzustellen, den er dann in vortheilhaftester Weise zu verwerthen sucht. Die Oelkuchen, welche nach Auspressung der vielen öligen Pflanzen übrig bleiben, Hörner, Knochen zu Pulver gestoßen, Ruß und Asche und der Inhalt der Unrathsgräben, alle Arten Haar, des Barbiers Schaum (S. 171), der in nicht verächtlicher Menge vorkommt, aller Auswurf von Thieren und Menschen wird sorgfältig zusammengebracht und zusammengehalten. Der Koth aus den Städten wird vielfach in Kuchen geformt, an der Sonne getrocknet, und so an die Ackerbauer verkauft; in tiefen, ausgesetzten Gruben oder eingegrabenen Tonnen bringt man alle Abfälle aus Pflanzenreich und Thierreich durch Aufgießen von Wasser in faule Gährung. Der Dünger wird möglichst in flüssigem Zustande verwendet und zwar nicht in der Weise, daß man ihn über den Boden im Allgemeinen ausbreitet, sondern theils tunkt man oder legt man die Aussaat in denselben, theils gießt man ihn neben der Pflanze in den Boden, daß eigentlich nicht sowohl der Boden gedüngt, als die Pflanze gedüngt wird. Das Hauptgetreide, der Reis, aber macht auf Düngung weniger Anspruch, als unser Hartkorn; eine Bewässerung bis zur Versumpfung des Marschbodens genügt, um diesem zwei oder auch drei reichliche Erndten jährlich zu entringen. In der Kunst der Bewässerung aber ist der Chinese schon von alten Tagen her Meister: er versteht, das Wasser über Deiche und Dämme, so wie auf hohes steiles Ufer und an den Höhen hinauf zu bringen, und die Vorkehrungen, die von ihm zu diesem Zwecke getroffen werden, sind so sinnreich als einfach. Den Schraubenzug oder die Schlange wendet er nicht an, auch bedient er sich nicht der Windmühle als Triebkraft, sondern, wo das Wasser nicht selbst als treibende Kraft benutzt werden kann, aber in seltnerem Falle, setzen Thiere ein Triebrad in Bewegung; gewöhnlicher ist es aber der Mensch, der dabei Tretmühlen-Arbeit verrichtet oder, wie beim Seilern oder Schleifen, mit Handkraft ein Rad dreht. Man bringt da, wo übergeleitet werden soll, einer Rinne aus Bambus mit ihrem untern Ende ins Wasser; am obern Rande ist ein Rad angebracht, über dieses läuft eine Kette oder ein Strick, an welche, in Zwischenräumen, Klapphölzer angebracht sind, die zu der innern Gestalt der Rinne passen; beim Hinuntergehen der Kette stehen diese Klappen in die Höhe, am untern Ende der Rinne schlagen sie über, treiben Wasser in die Rinne und schieben dieses, bei ihrem Hinaufgange durch das Innere der Rinne in die Höhe, bis sie, oben angekommen, es vor sich ausschütten und, um das Rad herum wieder ihren Weg nach Unten hin antreten. Die Schöpfräder zur Hebung des Wassers auf hoch gelegenen Grund, mit Ausnahme der Achse und des Gestells, auf welchen die Achse ruht, aus Bamburöhren gebaut, haben einen Durchmesser von der Höhe des Ufers neben dem Wasser; sie gleichen unsern unterschlächtigen Wassermühlen; nur sind die beiden Ränder, zwischen welchen die Triebschaufeln eingebracht sind, nicht von gleichem Umfange, sondern der dem Ufer zugewendete hat geringeren, als der äußere; neben den Treibschaufeln sind Bamburöhren angebracht, die an Einem Ende offen sind und mit diesem auf dem äußern engeren Rande ruhen; wenn diese unten hin gelangen, füllen sie sich, und unterwegs nach oben wird ihre Lage eine solche, daß sie einen großen Theil des eingeschöpften Wassers bewahren; haben sie aber den Höhepunkt erreicht, so schütten sie natürlich das Uebriggebliebene auf's Ufer oder in eine vorgesetzte Rinne.

Wollten wir uns den Anblick des chinesischen Fruchtbodens wie den des europäischen denken, so würden wir irren; bei uns, auch wo keine Abwechslung in der Gestalt der Oberfläche hervortritt, in der flachen Marsch, bietet die Flur doch einen viel malerischeren Anblick gegenüber der Einförmigkeit des chinesischen Bodens, auch wo derselbe Mannichfaltigkeit in der Gestalt der Oberfläche trägt, denn hier giebt es keine Hecke, keinen Baum, keinen Strauch, keinen Busch; nur Wassergräben durchschneiden die einförmige grüne einfarbige Fläche, die auch durch kein weidendes Thier belebt wird.

Das Hauptgetreide, das gebaut wird, ist der Reis, eine feinere weiße und eine gröbere rothe Art, beide von viel größerem Korn, als der indische. Wenn zur Ueberschwemmung des Bodens hinreichender Regen im Frühling gefallen ist, wird der Reisacker mit dem Pfluge in Angriff genommen; Thier und Treiber waten dabei bis an die Knie durch Wasser und Schlamm, dem kleinen eigenthümlichen, grauen oder schieferfarbigen Büffelochsen, den die Chinesen Wasserochsen nennen, bei seiner Liebhaberei für Wühlen im Schlamm, eine Lust und ein Spielwerk, während der Mann seine Last daran hat. Der Pflug ist einfacher Art; die Schaar ohne Pflugmesser, weil sie es nur mit weichem Boden zu thun und nirgends Rasen zu durchschneiden hat. Nach dem Pflügen wird zur Brechung der Klumpen und zur Reinigung des Bodens eine Harke mit einer Reihe Zähne, auf welcher vielfach zur Beschwerung ein Mann steht, über den Ackergrund hingezogen. Der Reis wird eine kurze Zeit vor der Aussaat in flüssigen Dung getaucht, dann in eigends zugerichtete Treibbeete ausgesäet; in diesen zeigen sich nach zwei oder drei Tagen die jungen Ausschüsse in schöner lichtgrüner Farbe; haben sie die geeignete Höhe, ungefähr 6 Zoll erreicht, wird die Versetzung in den Ackerboden mit ihnen vorgenommen. Hierbei findet eine große Arbeitstheilung statt: eine Person nimmt die Schößlinge aus und händigt sie einer zweiten ein; diese bringt sie an Arbeiter, welche bis über die Knöchel in Wasser und Schlamm stehen, und vorwärtsschreitend, theils alle 6—8 Zoll weit von einander Löcher in den Boden stoßen, in welche sie, zu je sechs, die Pflanzen senken, theils hinterdrein die Erde um die Wurzeln festtreten. Darauf wird das Feld nach Bedürfniß und nach Erforderniß der Witterung

unter Wasser gesetzt. In folgender Zeit muß gegätet und, wenn das Gewächs gelb wird, allmälig das Wasser abgelassen werden, bis Ende Juni oder Anfangs Juli die Erntezeit kommt. Die Bündel werden dann mit einem sichelförmig gekrümmten Messer hart am Boden abgeschnitten und auf einer harten Tenne mit dem auch in Europa gewöhnlichen Flegel ausgedroschen. Um ihn von seiner zähen Hülse zu befreien, schüttet man ihn in steinerne Gefäße, in welchen kegelförmige Mörserkeulen an wagerechten Hebeln angebracht sind, die durch ein vom Wasser getriebenes Zahnrad gehoben werden. Unmittelbar nach der Erndte wird der Boden für die zweite Aussaat in Ordnung gebracht, welche dann im November zur Einerndtung gelangt.

Wo sich der Fruchtboden dazu eignet, wird er auch für Baumwollen-Zucht in Anspruch und Angriff genommen. Die Baumwollen-Pflanze Chinas ist zweierlei, aber sehr nahe verwandter Art: Mie-Wha, Gossypium herbaceum, mit weißer, und Tsi-Mie-Wha, G. religiosum, mit gelber Wolle. Es kommt mehrfach vor, daß sie in einander überschlagen. Die weiße Baumwolle gedeiht mehr im N.; die gelbe ganz besonders im Flachlande des Jang-Tse-Kjang, wo der Boden um einige Fuß über den Spiegel des Flusses gehoben liegt. Der Dung besteht in dem Schlamm am Boden der Kanäle und Teiche, welcher Anfangs April auf das Land gebracht wird, nachdem dasselbe mit dem Büffelpflug oder mit Hacken und Spaten umgebrochen ist. Ende des Monats oder Anfangs April, je nachdem durch Regen der Dung gehörig befeuchtet ist, geht die Aussaat vor sich, die, wie bei uns das Korn, über die Flur hin ausgeworfen, dann aber mit den Füßen eingetreten wird. Während des Sommers werden die Pflanzen, wo sie zu dicht erwachsen sind, gelichtet, wird der Boden mit der Hacke gelockert und das Unkraut ausgegätet. Jede einzelne Blüthe steht freilich nur einige Stunden, verfällt dann und läßt die Kapsel hervortreten, allein das Hervortreiben von Blüthen dauert von August bis October, ja bis November, eigentlich bis die Kälte störend auftritt. Wie nun täglich Saamen-Kapseln zur Reife gelangen, giebt es auch tägliche Arbeit mit Einsammeln, denn die geplatzten Kapseln müssen sofort gepflückt werden, wenn sie nicht herunterfallen und ihren Inhalt am Boden verunreinigen sollen. Wie schön auch Anfangs die Aussaat sich erhebt und steht, Sicherheit für Gedeihen und genügende Erndte ist nicht eher gegeben, als bis die Erndte gehalten worden ist. Es bedarf zum Gedeihen des Regens während des Juni, Juli und Augusts, darnach aber trockener Zeit, damit die aufgesprungenen Kapseln nicht leiden. Sobald man mit dem Eingesammelten nach Hause kommt, breitet man es, etwa 4 Fuß über dem Boden auf Flechtwerk, zum Trocknen an der Sonne aus; man beobachtet aber die Sorgfalt, es allabendlich unter Dach und Fach zu bringen, um es gegen nächtliche Feuchtigkeit zu schützen. Gehörig getrocknet, wird das Gewonnene zunächst vermittelst zweier nahe über einander hinrollender Walzen, zwischen welchen die Samenkörner nicht durchgehen können, von diesen gereinigt, und, was im Hausstande nicht selbst verwendet werden soll, ist so für den Markt gerecht; was aber zum Selbstgebrauch zurückbehalten wird, wird durch einen Schwingbogen, wie er auch sonst in Gebrauch ist, gelockert und gelichtet, und sodann von den weiblichen Gliedern des Hausstandes gesponnen und verwebt. Ist von Kapseln nichts mehr zu finden, so werden die Stengel der Pflanze hereingeholt, um als Feuerung zu dienen, und der Boden liegt dann entweder brach, oder, was öfter der Fall ist, er wird mit solchem Samen besäet, der während der Wintermonate treibt und reife Frucht bringt, ehe die Zurichtung des Bodens für die Aufnahme des Baumwollen-Samens im Frühlinge vorgenommen werden muß. Vielfach wird so Waizen gezogen; freilich erlangt dieser erst Ende Mais seine Reife; dann aber säet man, ohne besonders zu düngen, dem Reichthum des Bodens vertrauend, wenn auch nur Jahr um Jahr oder mit Einfügung gelegentlicher Brache, die Baumwolle unter den Waizen hinein; wie man denn auch Waizen zwischen die Baumwollen-Stoppeln hineinsäet, ehe man diese hat nach Hause abführen können.

Im N. kann der Reis nicht gebaut werden; hier tritt an seine Stelle Hirse, Gerste, Waizen, Roggen, Hafer, Mais, Buchwaizen. Als Knollengewächs, ähnlich der Kartoffel, wird der Schan-Jao, Dioscorea alata L., gezogen, und die Gemüse bestehen in Rüben, Kohl, worunter namentlich der Pe-Tsä, der, wie bei uns weißer Kohl oder Sauerkraut, eingemacht wird, Hülsenfrüchten und Zwiebeln. Die Gemüse werden größtentheils in Gärten gezogen und zwar meistens in der Nähe der Städte, wo man raschen Absatz für diese, einen solchen in Anspruch nehmenden, Bodenerzeugnisse findet, und in diesen Gärten wird das Wachsthum und Reifen derselben nicht dem natürlichen Entwicklungsgange der Pflanze überlassen, sondern Wärme und andre Mittel, wovon manche den Europäern noch geheim sind, werden zum Treiben verwendet, selbst in der Weise, daß man vielfach die Gemüse gerade in der ihrer Reifezeit entgegengesetzten Jahreszeit zu Markte befördert werden sieht.

Obstzucht findet sich besonders längs der Dämme an den Kanälen und in Gärten, die, wie die Gemüsegärten, in der nahen Umgebung der Städte gelegen sind, indem der Genuß des Obstes gerade nicht als zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörig geachtet wird, und keineswegs für die Sättigung des Hausstandes von Bedeutung sein kann, auf welche es der landbauende Chinese bei der ins Kleine gehenden Bodenzertheilung vor Allem abgesehen haben muß. Wein wird nur zum Verbrauch als Obst gebaut; gekeltert wird er nicht; als Getränk dient er nicht.

Wie Gemüse- und Obstbau in China dem Gartenbau angehören, so sind sie doch nicht die einzigen Zwecke desselben, sondern ihm gehört auch Blumenzucht an, die, bei der großen

Vorliebe, wenigstens der städtischen Bevölkerung, in der Nähe großer Städte eine besondre Pflege erfährt, und in bedeutenden Handelsgärtnereien betrieben wird, die in den Städten ihre Verkaufsläden halten. Einen besondern Werth legen die Kunstgärtner darauf, Zwergpflanzen in allerlei wundersamer, widernatürlicher Gestaltung herzustellen, und Besitzer eigner Lustgärten halten dieselben für den schönsten Schmuck und für die reizendste Augenweide, mit der sie sie ausstatten können.

Ausbeutung der Pflanzenwelt. Die übrigen Nutzpflanzen Chinas sind zu einem nicht unbedeutenden Theile eigenthümlicher Art, wenn sich auch verwandte im übrigen O.- und S.-Asien finden.

In Teichen, Seen, Sumpfgebieten wird Lotos, Nelumbium, der im Schlammboden wurzelt, auf der Oberfläche des Wassers schöne breite Blätter ausbreitet und über dieselben Prachtblüthen aufschießen läßt, der Wurzeln wegen reichlich gezogen, welche eine dem Chinesen sehr schmackhafte Nahrung bieten, wenn dieselbe Ausländern auch nicht munden will. — Aus einer großen Anzahl Pflanzen wird Oel gewonnen, die für den mangelnden Olivenbaum Ersatz geben. Dahin gehören Brassica chinensis, eine Art Kohl, doch ohne festen Kopf, der drei oder vier Fuß hohe Blumenstengel mit großen Samenkapseln treibt und zur Blüthezeit im April die Luft mit Wohlgeruch füllt: neben demselben viele andere Kohle; Sesamum orientale, Camellia oleifera, welche Speiseöl, Rhicinus communis, die Kastoröl-Pflanze, welche Brennöl giebt.

Eine besondere Verwendung findet das Tun-Ju-Oel, indem aus demselben der Hauptbestandtheil der chinesischen Tusche gewonnen wird. Die Tusche ist für den Chinesen, was für uns die Dinte ist: er schreibt nicht mit der Feder, sondern mit einem Pinsel. Im Alterthume bereitete man die Tusche aus Fichtenruß; jetzt aber ist die Gewinnung des nöthigen Rußes aus dem Tun-Ju-Oel ganz allgemein geworden. Zur Beschaffung des Rußes muß das Brennen dieses Oeles bei ruhigem Wetter und in einem Zimmer vorgenommen werden, dessen Thür und Fenster fest verschlossen sein müssen, damit alle Luftströmung verhindert werde. Das Oel wird in flache Schüsselchen von 4½ Zoll Durchmesser gegossen; in der Mitte dieser Lampe steht ein kleiner Dreifuß von Draht, der den Docht zu tragen hat, welcher aus dem Marke der sogenannten Lampen-Pflanze, Den-Zao, bereitet ist. Die Lampen werden nun in ein mit Wasser gefülltes Becken so gestellt, daß der obere Rand etwa 3 Linien unter dem Rande des Beckens bleibt, und, nachdem sie angezündet sind, mit einem halbkugelförmigen Deckel zugedeckt. Nach Verlauf je einer Stunde werden die Deckel abgehoben, und der Ruß, welcher sich gebildet hat, mit einer Feder in kleine Geschirre gefegt; in diesen muß er 24 Stunden verbleiben, ehe man das Gewonnene auf Einen Haufen schüttet. Das Wasser in dem Becken darf nur eine bestimmte Wärme erhalten; hat es diese erreicht, muß es abgelassen und durch frisches ersetzt werden. Durchschnittlich geben 100 Theile Oel 8 Theile Ruß; legt man jedoch in jede Lampe 3—4 Körner Croton tiglium, so ist der Ertrag größer. Außer dem Ruße gehört zur Bildung von Tusche noch eine Dinte, welche aus verschiedenen Farbenstoffen entsteht, und ein Leim, der aus gewöhnlichem und Fischleim gemischt ist. Wie schon auf den richtigen Stoff, so kommt auf die fernere Zurichtung der Masse, mit Reiben, Kneten, Stampfen, Rollen, Schlagen, Pressen, Befeuchten und Trocknen, noch ganz besonders viel an. Näheres und Ausführlicheres giebt darüber der Aufsatz von J. Goschkewitsch: „Die Methode der Tusch-Bereitung" in den von Abel und Mecklenburg übersetzten „Arbeiten der Kaiserlich Russischen Gesandtschaft zu Peking über China". Bd. 2. S. 479.

Das einheimische Zuckerrohr ist von besserer Güte, als das westindische: die Verarbeitung des Rohzuckers ist den Chinesen von Außen her zugeführt; sie bereiten aber noch keine krystallinischen Massen oder sogenannten Hutzucker, sondern nur Kandis.

Zu den wichtigsten Erzeugnissen Chinas gehört das, zugleich aus dem Boden und der menschlichen Hand hervorgehende, Erzeugniß, welches bei uns als Thee bezeichnet wird, auch bis zur Zeit des Tang-Herrscherhauses, also bis auf die Zeit Karls des Großen, bei den Chinesen Tu genannt und mit dem Schriftzeichen Tu, von da ab aber mit dem um einen Querstrich ärmeren Zeichen Tscha bezeichnet worden ist, und daher auch seitdem bei den Chinesen „Tscha" heißt. Der chinesischen Volkssage zufolge wäre Kaiser Schin-Nong, dem so ziemlich alle guten Einrichtungen, welche das Volk zu genießen hat, als Stifter zugeschrieben werden, derjenige, welcher den Genuß des Thees eingeführt hätte. Demnach hätten die Chinesen bereits, nach ihrer Rechnung, 3254 Jahre v. Chr., also länger als 5000 Jahre, keine Milch, kein Wasser, keinen Wein, kein Bier, bloß gelegentlich einen gegohrenen Branntwein, sonst aber nur warmen Aufguß auf gedörrte Theeblätter getrunken und darin ihre Erfrischungs-Labe gefunden. Richtiger werden wir daran sein, wenn wir annehmen, daß der Kaiser Wen-Tei, 584 n. Chr., den Thee zuerst als eine Arznei durch einen Buddha-Priester anempfohlen bekam, und daß seitdem dies Getränk mehr und mehr in den täglichen Gebrauch übergegangen ist, bis es das einzige geworden ist, das von Chinesen genossen wird.

Der jährliche Gebrauch an Thee ist mit vollem Fuge auf 500 Millionen Pfund anzuschlagen, die bislang sämmtlich in China erzeugt werden müssen. Der Erfahrung nach sind zur Herstellung eines Pfundes gedörrtes Thees 3½ Pfund frischer Theeblätter erforderlich. Auf sehr gutem Boden erlangt man diese durch Bepflückung von fünf Theestauden; auf mittelgutem Boden aber werden

sie erst von zehn Stauden gewonnen; da es nun aber auch schlechten Boden giebt, auf welchem Thee gezogen wird, so ist immerhin anzunehmen, daß es zur Lieferung der erforderlichen Gesammtmasse der Zucht von etwa 5000 Millionen Theestauden bedarf. Von diesen zieht jeder chinesische Landmann sich in seinem Garten oder auf seinem Felde so viele, als er zum häuslichen Verbrauch bedarf; doch hat die Theestaude auch ihr bestimmtes Gebiet, innerhalb dessen sie allein noch gedeiht, und wer in China außerhalb desselben wohnt, muß sich seinen Hausthee kaufen.

Die Theestaude macht für ihr Gedeihen eigenthümliche Ansprüche an Boden und Witterung. Längs der Küsten Chinas findet man überall eine grobe Art Granit, der unter Einwirkung der Luft leicht zerbröckelt und zerkrümelt. Findet man die Pflanze auf solchen Bergen, namentlich höher oben und wo der Abfall etwas steil ist, in einem regenreichen Gebiete und unter brennender Sonne, so zeigt sie eine buschichte, verkrüppelte, knorrichte Gestalt und kleine dicke Blätter; dieselbe Ausartung der Pflanze zeigt sich auf dürrem Boden, selbst auf Ebenen. Demgegenüber wächst die Theestaude, auch als einheimisches Gewächs, in Assam, unter dem Schatten dichter Waldung und in einer düstern, über die Maßen feuchten Luft auf dürrem Boden, längs der Ränder von Flüssen, Seen und sumpfigen Landstrecken, die nie ganz überschwemmt werden, zu einem hohen, schlanken Baum von 10—20 Fuß Höhe, meistens nicht einen Zoll im Durchmesser, die Zweige hoch emporstreckend, mit großen Blättern von 4—9 Zoll Länge. Aus den beiden Erfahrungen ergiebt sich, daß die Theestaude für die Wurzel verhältnißmäßige Feuchtigkeit, für die Krone Sonnenlicht und Sonnenwärme verlangt.

Es giebt nun auf chinesischem Boden zweierlei Arten der Staude: Thea viridis und Thea Bohea, die sich nach verschiedener Dünnheit der Blätter von einander unterscheiden; aber wenn man früher auch einen Unterschied dahin angenommen hat, daß jener den grünen, dieser den schwarzen Thee liefere, so hat man jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß aus beiden Arten grüner und schwarzer Thee hergestellt werden kann, und daß die verschiedene Farbe nur in einer verschiedenen Behandlung ihren Grund hat. Was grüner Thee werden soll, wird unmittelbar nach vollzogener Pflückung zum Rösten gebracht; was zu schwarzem bestimmt ist, wird erst 24 Stunden in Körben einer Gährung oder fauligen Verkohlung ausgesetzt.

Die Theestaude, welche ausgebeutet wird, wächst in Anpflanzungen, giebt, in Folge der unausgesetzten Bepflückung, nur 10—12 Jahre lang Ertrag und muß dann durch eine frische ersetzt werden, welche aus Samen gezogen wird. Der Same wird im Oktober aufgenommen, während des Winters mit feuchtem Sand und Erde vermischt bis zum Frühling frisch erhalten und dann in einem Winkel der Pflanzung dick ausgesäet; nach einem Jahre sind die Pflanzen, bei einer Höhe von ¾—1 Fuß, befähigt, verpflanzt zu werden, und ihrer 5 oder 6 werden zusammen in Löcher gesetzt, welche vier Fuß von einander entfernt sind; nur bei dürftigem Boden kommen sie heckenartiger zu stehen. Mit der Bepflückung werden sie zwei oder drei Jahre lang verschont, bis sie starke und kräftige Ausschüsse getrieben und eine Höhe von 3—4 Fuß erreicht haben.

Die erste Bepflückung wird Mitte Aprils vorgenommen, wenn die jungen Blätterknospen gerade anfangen, sich entfalten zu wollen; dieser Knospen-Thee gilt als die feinste Art. Da um diese Zeit starke Regen eintreten, schlagen die Pflanzen, so lange sie jung und kräftig sind, bald wieder aus; im Mai kann eine neue Erndte angestellt werden, bei der man es nicht mehr auf Gewinnung von Knospen, sondern von Blättern abgesehen hat: die wichtigste des Jahres; noch Ein Mal treibt die Staude Blätter, eine dritte Erndte wird gehalten, doch was sie liefert, steht nicht hoch im Werthe. Mit dem Pflücken werden so viele Umstände nicht gemacht; man streift die Blätter rasch und ohne Auswahl herunter, und wirft sie in Körbe; bei der Mai-Erndte nimmt man die dann erbsengroßen Samen auch mit hinweg, ohne sich um Schonung oder Aussonderung derselben zu bekümmern. Man macht es sich dabei so bequem, als möglich, indem man kleine Sitze in Gestalt eines T mit sich führt, um sich bei Abstreifung der unteren Theile der Staude darauf zu setzen. Zu Bewerkstelligung des Dörrens sind in einem backsteinernen Heerd, in dessen Innern ein, durch ein, vor dessen Oeffnung an der Seite angemachtes und unterhaltenes, Feuer, geheiztes Rohr entlang läuft, neben einander halbkugelförmige eiserne Pfannen in einer Höhe, daß die Hände eines vorne stehenden Menschen sich in ihnen frei bewegen können, so eingefügt, daß sich zu beiden Seiten und hinten als fortgesetzte Wölbung derselben Mauerwerk erhebt. So viele Pfannen, so viele Arbeiter, wenn sie alle in Benutzung treten sollen, und noch einer mehr zur Erhaltung gleichmäßiger Gluth, auf welche außerordentlich viel ankommt. In diese Pfannen wird der Haufe Blätter geschüttet; sofort müssen sie mit Händen in Bewegung gesetzt werden, bis sie nach etwa fünf Minuten die, so viel nöthig, Feuchtigkeit verloren haben; dann werden sie auf einem aus gespaltenen Bambustäben, deren runde Seite nach oben gekehrt ist, zusammengefügten Tisch gebracht und hier mit den Händen in ähnlicher Weise bearbeitet, wie Teig durch den Bäcker auf dem Rolltisch. Ist so noch ein großer Theil Feuchtigkeit herausgearbeitet und zugleich eine Aufrollung der Blätter erreicht, so werden sie auf einer andern Tafel an der Luft ausgebreitet, um weitere Feuchtigkeit verdunsten zu lassen. Darauf werden sie entweder auf's Neue in die Pfanne gebracht und wie beim ersten Male in derselben, etwa eine Stunde lang, gehandhabt, oder in flache Körbe geschüttet, und in diesen über glühende Holzkohle gebracht. Ist grüner Thee für die Ausfuhr ins Ausland, namentlich nach den Vereinigten Staaten und England bestimmt, so muß noch die Liebhaberei für eine besondre Grünheit, die in diesen Ländern herrschend ist, berücksichtigt und bei der letzten Handhabung in der Pfanne ein Mittel ange-

wendet werden, diese zu erzeugen. Das Mittel besteht in einem Gemisch von Gyps und Preußischem Blau, welches in die Pfanne geschüttet wird. Der Zusatz beträgt auf 7 Pfund etwa 1 Loth. Wenn nun nach vollendeter Dörrung noch eine Aussuchung, Sichtung, Sortirung und Verpackung stattgefunden hat, ist der Pflanzer mit seiner Betheiligung am Geschäfte fertig; der Ankäufer aber macht sich mit demselben noch zu schaffen, um ihn für den Markt zuzurichten: eine Sache, die weiterhin beim Handel zur Sprache kommen wird.

Nächst Reis, Baumwolle, Thee hat aus dem Pflanzenreich für den Chinesen besonders der Bambu (Bambusa) die größte Bedeutung gewonnen, dieser Riese der Gras- und Rohrwelt, der bei einem Durchmesser von 2—6 Zoll eine Höhe von 60 Fuß erreichen kann. China erzeugt unter vielen Arten von je verschiedener Güte noch eine besondre feine Art, bei den Chinesen Mau-Tschok genannt, die bis zu 80 Fuß Höhe steigt, und bis 20 oder 30 Fuß vom Boden ohne Schößlinge ist und nur sehr schwache Knotenringe trägt. Schwerlich giebt es noch eine andre Pflanze, die zu so vielerlei Dienst gereicht, als der Bambu dem Chinesen. Die jungen Sprossen im Frühling und Sommer geben ein leckeres Gemüse; ungespalten dient das Rohr zu Tragstangen, Tragstühlen, Pfeifenröhren, Leitern, Gerüsten, Schuppen, Flößen, Wasserröhren, Wasserrädern, Pflügen, Harken und anderem Acker- und Garten-Geräth; gespalten wird es zur Verfertigung von Kopfbedeckungen der Soldaten, von Schilden, Schirmen, Schuhsohlen, Eßstäben, Körben, Seilen, Pinselhaltern, Besen, Gitterwerk, Schiffsdecken, Segeln, Fischerstangen, Fischkörben verwendet; mit den Spänen werden Kopfkissen ausgestopft; aus den Blättern verfertigt man eine Art Wettermantel, das sogenannte Soi; eine schwarze Art dient zur Auslegung von Hausrath; eine Masse, die sich in den Knoten findet, Tabaschier genannt, wird unter die Arzneimittel gerechnet.

Eine besondere Verwendung aber findet es in Herstellung von Papier aus demselben. Nachdem das Rohr eine Zeitlang unter Wasser erweicht worden ist, wird es gespalten und mit Kalk und Wasser weiter behandelt, bis es so weich geworden, daß es sich durch Stampfen in eine breiartige Masse verwandeln läßt. Diese Masse wird in Wasser in einem Ofen abgekocht und, nachdem sie den gehörigen Stand erreicht hat, auf Formen aus Bambu geschöpft und in Bogen gestaltet. Das so bereitete Papier ist von verschiedener Güte, je nachdem man es in größerer oder geringerer Dicke oder Dünne herstellt, und dient je nach seiner Beschaffenheit sowohl zum Verpacken, als zum Schreiben, als auch zur Vermischung mit Mörtel, um demselben eine stärkere Bindekraft zu verleihen. Papier, das darf man nicht übersehen, ist für den Chinesen ein noch wichtigerer Gegenstand, als für uns, wenn er in dieser Hinsicht auch dem Japanesen nachsteht, der das Papier sogar als Schnupftuch in Gebrauch hat und bei jedem Schneuzen ein nicht unbedeutendes Stück desselben aufopfert. Der Chinese braucht ungemein viel Papier, um seiner Religiosität zu genügen; er verbraucht es nicht, um sich selbst in Albums oder schriftstellerischer Wirksamkeit ein Gedächtniß unter den Nachkommen zu stiften, aber er verwendet mehr Papier durch Verbrennung zu Gunsten seiner verstorbenen Verwandten, als je durch Ablaßzettel in Anspruch genommen worden ist oder noch wird, und es ist daher kein Wunder, wenn er jedes Schnittsel und Schnippsel Papiers zur Neuverarbeitung zusammensammelt und zusammenhegt und nicht leicht das Mindeste davon verbrennt oder verspillt, ohne dabei einen über die Zeitlichkeit hinausreichenden Zweck im Auge zu haben, dem er, nach seiner Anschauung, nun einmal dieses Opfer zu bringen hat. Es kann damit weit gehen: Leute, denen es nicht darauf ankommt, sie mögen es nun gut machen können oder nicht, verschwenderische Erben, lassen Tausende von Thalern in Rauchopfern aufgehen. Das für solchen Zweck verfertigte Papier heißt Ho-Tschi = Feuer-Papier und wird vergoldet; ihm zur Seite steht das Höflichkeits-Papier, auch aus Bambu bereitet, womit man seinen Besuch meldet, und, wenn es roth gefärbt ist, seinen Glückwunsch abstattet. Ein besonderes Papier wird aus einem Gemisch von 3/5 der Rinde des Tschu-Baumes, Broussonetia papyrifera, und 2/5 des Bambu erzeugt, oder man bringt auch 17 Theile Bambusaser und 15 Theile Reisstroh zusammen. Ein sehr starkes und dickes Papier wird aus einem Gemisch von Bambu und Maulbeerbaum-Rinde verfertigt. Alles Papier, welchem Baumrinde beigemischt ist, zeichnet sich durch Festigkeit und Dichtigkeit aus; zerreißt sich schwer, und wird es zerrissen, so erscheint es als aus Seidenfäden bereitet; daher heißt es auch Mjeng-Tschi d. h. Seidenpapier. Des am meisten geschätzten dieser Art bedient man sich im kaiserlichen Palaste. Es gehört dazu auch das in Bögen von 7 Fuß Länge und 4 Fuß Breite hergestellte Ling-Tscha-Tschi, Fenster-Papier, welches, mit Oel getränkt, die Stelle des Fensterglases zu vertreten hat, und das Sjao-Pi-Tschi, welches, mit Lack überzogen zur Verfertigung von Regenschirmen und Setzschirmen verwendet wird. Ein andres Papier, das dem Pflanzenreich abgewonnen wird, ist das sogenannte Reis-Papier, das auf keinen Fall zu seiner Bezeichnung aus dem Grunde gelangt sein kann, weil es aus Reis hergestellt werde. Den Stoff liefert vielmehr das Mark einer 5—6 Fuß hohen, 6—8 Zoll im Umfang messenden palmartigen Pflanze, der Aralia papyrifera, die, von den Chinesen Tong-Tsoo genannt, auf der Insel Formosa, wenn nicht auch anderwärts, wächst; die Blätter ragen an einem langen Stängel hervor und sind an ihrer untern Seite mit einer dichten Dune bekleidet, die sich gern an jeden berührenden Gegenstand heftet. Ein hundert Blätter des aus diesem Mark hergestellten Papiers, offenbar einer der feinsten als Papier verwendbaren Massen, kommen auf etwa einen Silbergroschen zu stehen; für Briefschreiber und Schriftsteller ist es aber auch nicht einen Silbergroschen werth, selbst wenn man ein Tausend Blätter desselben für diesen Preis haben

könnte; nur für Blumen-Maler wird es eine wesentliche Bedeutung haben können; diesen aber mag es empfohlen sein.

Erst eine genauere Kenntnißnahme von der Erfindungs- und Ausbeutungsgabe, welche der Chinese auf dem Gebiete der von der Natur gegebenen Stoffe entwickelt, kann uns auf ein der Sachlage entsprechendes Urtheil über das Maaß der schöpferischen Anlage desselben führen.

Bei der Bereitung des Papiers bringt er eine Menge Färbepflanzen in Anwendung, indem der Masse die verschiedensten Farben beigemischt werden. Wie für das Papier, so kommen sie aber auch bei Zeugen zur Anwendung; unter ihnen besonders die Indigo-Pflanze, die gewöhnliche Art in den südlichen Landestheilen, aber auch, eine besondre Art derselben, Isatis indigotica, in den nördlichen Gebieten, und eben so wird in diesen aus der Ruellia indigotica ein Indigo bereitet, mit welchem die Baumwollenzeuge für den gemeinen Mann gefärbt werden. Bei der Isatis wird zur Hervorbringung des Färbestoffes dasselbe Verfahren angewendet, als bei der gewöhnlichen Indigo-Pflanze; die Farbe der Flüssigkeit ist anfänglich grünlich, wird aber durch Umrühren an der Luft immer dunkler. Die Ruellia wird Ende Aprils oder Anfang Mais gepflanzt, indem Stecklinge eingesetzt werden, die den im Jahr zuvor erwachsenen Pflanzen entnommen und während des Winters, in Bündeln von tausend Stück, in einem trocknen Schuppen zusammengespeichert und in Masse mit sehr trocknem Lehmen umrandet werden, der bei sehr stark eintretenden Kälte noch eine Decke von Stroh erhält. Längs der Ränder der Fluren, die mit dieser Pflanze besetzt werden, sind kreisförmige Gruben, 11 Fuß im Durchmesser, 2 Fuß tief, angebracht, die jede etwa 500 Pfd. an Stängeln und Blättern fassen. Im Oktober werden sie aus dem Ertrage der Flur und mit Wasser bis an den Rand gefüllt, innerhalb fünf Tage gewinnt das Wasser eine hellgrüne Farbe, mit einem aus Bambu-Schößlingen gefertigten plattgestalteten Besen werden die Blätter und Stängel aus der Grube entfernt, und dann das Wasser in Wirbel gesetzt. Ein zu gleicher Zeit mit etwa 40 Pfd. Kalk gemischter Theil des Wassers aus den Gruben wird sodann hinzugeschüttet, vier Männer fangen nun an, die Masse mit Bambustäben zu schlagen. Die grünliche Farbe des Wassers geht mehr und mehr in eine gelbliche über, während sich auf der Oberfläche desselben ein prächtiger blauer Schaum oder Schleim bildet; es wird nun eine unbedeutende Menge Oels auf die Masse gegossen, diese noch einmal mit Schlagen und Umrühren behandelt, der Schaum verschwindet, die ganze Masse ist dunkler geworden. So bleibt sie einige Stunden stehen; dann wird die obere Flüssigkeit bis zu einem Dritttheil der Grubentiefe abgelassen, das Uebrige in eine etwas niedrige Grube geleitet, welche mit Stroh überdeckt ist, und hier 3—4 Tage unangerührt gelassen, und während derselben lagert sich der schönblaue Färbestoff, 3—4 Zoll dick, auf den Boden. Dieser Stoff heißt, wie der aus der Isatis gewonnenen, bei den Chinesen Tiën-Tsching, und 1 Katti = $1\frac{1}{3}$ Pfd. wird zu 50—100 Tsiën = $1\frac{1}{2}$—3 Silbergr. verkauft. — Neben diesen blauen Arten wissen die Chinesen auch einen grünen Indigo herzustellen, der eine durchaus echte grüne Farbe giebt, ohne daß eine Mischung von Blau und Gelb dabei von nöthen ist. Auch dieser Indigo wird einer Pflanze abgewonnen, und zwar einer, die der Familie der Rhamnus angehört, bei den Chinesen, je nach der Mundart, Loh-Zah oder Soh-Loh oder Lok-Tschä oder Lökkoo genannt. Außer von der Seide, wird dieser Färbestoff von allen andern Stoffen aufgenommen. Zur Darstellung gebracht wird er, zufolge Fortune, zu Tsah-Ku-Pang, eine Stunde Weges etwa westlich von dem Marktflecken Wang-Tsiën, nicht weit südwestlich von Schang-Hai; zufolge des Pater Helot zu Aze in derselben Gegend, vielleicht an demselben Orte, denn Aze möchte bei ihm eben so viel sein, als Tsah bei Fortune, und das Uebrige eine Nebenbezeichnung. Dieser Färbestoff wird nicht auf kaltem Wege erlangt, sondern die Rinde der Pflanze einer weißen und einer gelben Gattung zusammen muß in eisernen Gefäßen in Wasser gesotten werden. Ist dies geschehen, so lagert sich innerhalb drei Tage der Färbestoff am Boden. Nachdem er in irdene Gefäße gebracht worden, wird Baumwollenzeug, das mit Kalk zugerichtet ist, mehrmals damit gefärbt; dann wird er aus diesem Zeuge mit Wasser wieder herausgewaschen, um abermals in eisernen Pfannen versotten zu werden. Nunmehr wird der Stoff auf Baumwollengarn gebracht und von diesem wieder heruntergewaschen, um auf dünnes Papier gesprengt zu werden; ist das Papier halbtrocken, so wird es, auf Rahmen gespannt, der Sonne ausgesetzt, und der Farbestoff kommt in seiner Reinheit zur Erscheinung, der dann, indem man zehn Theile desselben mit drei Theilen Pottasche mischt, zum Färben dient.

Die Maler in Wasserfarben haben sich dieses Stoffes schon lange bedient; beim Färben von Zeugen aber ist er erst seit etwa 20—30 Jahren in Verwendung gekommen, und auch hierbei ist so vielerlei Rücksicht zu nehmen, daß man über Erfindsamkeit und Merksamkeit der Chinesen in Erstaunen gerathen muß, wenn man nicht, ohne guten Grund, ansetzen will, daß der Zufall eine besondre Rolle bei der Kenntnißnahme von der Behandlung gespielt habe*).

Die Baumwollen-Staude ist die Hauptpflanze, aus welcher Kleidungsstoff gewonnen wird; jedoch verarbeitet man auch eine Nessel zu feinem Gewebe, dem sogenannten Graszeug. Es

*) Ein mit B unterzeichneter Aufsatz in Nr. 67 der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", S. 68 ff. stellt die Angaben Helots und Fortune's zusammen; allein es ist dabei das Mißverständniß vorgefallen, daß das, was von Fortune über die Gewinnung des Färbestoffes gesagt wird, dahin aufgefaßt ist, als ob er von der Anwendung dieses Stoffes zum Färben redete. Helot und Fortune ergänzen sich insofern, als Helot über die Gewinnung des Stoffes kurz weggeht, aber das Färbe-Verfahren etwas eingehender berichtet, während Fortune von diesem

ist dies die Urtica nivea, bei den Chinesen Tschu-Ma genannt, auf deren Anbau große Sorgfalt verwendet wird. Die erste Anpflanzung hat durch Saamenkörner statt; in der Folge treten Schößlinge aus der im Boden verbleibenden Wurzel; haben sich im Laufe der Jahre die Wurzeln zu stark ausgebreitet und durch einander verflochten, so werden einige Schafte ausgehoben oder die Wurzeln zerschnitten und beide verpflanzt. Hat die junge Pflanze eine Höhe von einigen Zoll erreicht, so begießt man sie mit einer, durch Wasser verdünnten Mistjauche. Man kann jährlich drei Erndten halten, zuerst am Anfange des fünften Monats, sodann Mitte des sechsten oder Anfangs des siebenten, die letzte Mitte des achten oder Anfangs des neunten Monats. Jedesmal nach einer Erndte wird der Boden mit Dung belegt und bewässert. Nach Entfernung der äußern Rinde, schabt man die untere, weiße und mit einer krausen Haut, die sich von selbst ablöst, überkleidete Schicht vermittelst eines Messers ab und gelangt so an die Fasern, man löst diese und erweicht sie in kochendem Wasser; die erste Schicht ist grob und hart und dient nur zur Verfertigung gewöhnliches Stoffes, die zweite ist feiner, die dritte ist geeignet, außerordentlich feines und leichtes Gewebe zu liefern. Das Bleichen geschieht zum Theil durch Befeuchtung mit Nachtthau und Trocknen an der Sonne und verlangt 5—7 Tage; zum Theil durch Sieden in Lauge oder Kalkwasser. Auch bei der Bildung des Fadens, der nicht bloß zum Weben, sondern auch zum Nähen verwendet wird, verfährt man verschiedentlich. — Sackleinwand wird aus einer Art Corchorus gewonnen, und eine riesenhafte Hanfpflanze, die bis 10—15 Fuß aufwächst und als Sommer-Erzeugniß gezogen wird, dient zur Verfertigung von Seilen und Stricken, deren der Chinese auch mehr bedarf, als andre Leute, weil er so viel mit Schiffziehen längs der Kanäle zu schaffen hat. Eine Art Juncus, ein Wassergewächs, wie der Reis, liefert den Stoff zu Schlafmatten.

Außer dem vielfachen Oel wird der Pflanzenwelt noch andre Fettigkeit abgewonnen. Rechnen wir zunächst den Kampfer hierher, der als Harz aus der Laurus camphora gewonnen wird, indem frisch gepflückte Zweige derselben, in kleine Stücke zerschnitten, einige Tage lang in Wasser gelegt und dann, unter unausgesetztem Umrühren, gekocht werden, bis sich die gesuchte Masse in Gestalt einer weißen Gallert ablagert; in ein gläsernes Gefäß gegossen, wird er zum festen Körper, und danach der Reinigung durch Sublimation unterworfen. — Als weiterer Nutzbaum tritt hier der Talgbaum, Stillingia sebifera auf. Die Frucht desselben wird bei Eintritt des Frostes, nachdem der Baum bereits alle Blätter verloren hat, gepflückt und von den Stängeln gesondert, in ein hölzernes, walzenförmiges, oben offnes, unten mit einem durchlöcherten Boden versehenes Gefäß gethan, in diesem über ein gleichgestaltetes, 6—8 Zoll tiefes eisernes Gestelle, in welchem Wasser verdampft; ist sie so 10—15 Minuten von Dampf durchzogen, so wird sie in einen großen steinernen Mörser geschüttet, um von zwei Männern mit steinernen Hammern bearbeitet zu werden; danach kommt sie auf ein über Feuer erhitztes Sieb, und während sie hier gesichtet wird, löst sich eine talgige Fettigkeit von ihren übrigen Bestandtheilen. Dieser Talg wird nun, umgeben von Stroh, unter eine Presse gebracht, wird durch das Pressen von aller Unreinigkeit frei und bildet nunmehr eine halbflüssige, schön weiße Masse, die bald Festigkeit gewinnt. Die Gefäße, in welche er hineingepreßt wird, sind mit feiner rother Erde an Seiten und Boden überzogen, damit die Masse sich an denselben nicht festsetze. Die Lichte, die aus diesem Talge bereitet werden, haben eine Neigung, bei heißem Wetter weich zu werden und zu schmelzen, werden daher in Wachs von verschiedenen Farben getaucht, um eine Schutzdecke zu erhalten. Die übrigen Bestandtheile der Frucht werden zunächst, um ihnen Oel abzuringen, ausgepreßt, und dann zu Feuerung oder als Dünger verwendet. — Wie dieser Stillingia sebifera Talg, so wird einer Caesalpinia Seife abgewonnen. — Eine Art von Rhus, wir mögen sie die Lackpflanze nennen, der Chinese heißt sie Tsi, liefert als ausquillendes Harz aus Einschnitten den ausgezeichneten Lack, welcher den Chinesen dient, ihre Holzsachen zu überziehen, und nicht bloß dem Wasser trotzt, sondern auch der Hitze, dabei aber sehr giftig ist und bei der Verarbeitung große Vorsicht von Seiten des Arbeiters in Anspruch nimmt; auch wenn das lackirte Geräth trocken geworden, giebt es noch schädlichen Dunst, bis es eine Zeit lang in Gebrauch gewesen ist und sich der Geruch ganz verloren hat. Die Güte richtet sich nach der verschiedenen Farbe; je dunkler, desto werthvoller; das Pfund bester Sorte kommt auf 2 Thlr. zu stehen, die geringste Sorte ist halb so theuer. An der Luft nimmt er eine schwarze, dem Schmelz ähnliche, glänzende Farbe an; man versteht es aber ihn mit allen Farben zu versehen, ohne daß diese darunter leiden. Der Lack führt den Gedankengang auf die Schminke; diese, reichlich von den Chinesinnen gebraucht, ist keine Fettigkeit, wird jedoch auch aus dem Pflanzenreiche her gewonnen: die weiße aus Reis, die rothe aus Safflor, Carthamus tinctorius; im Gemisch mit der weißen, die aus nichts Andrem als Reisstärke besteht.

Ausbeutung der Thierwelt.

Drei Thiere arbeiten dem Chinesen aus der Pflanzenwelt her in die Hände: die Biene, das Wachsinsekt, der Seidenwurm. In Betreff der ersteren will es erscheinen, daß Bienenzucht nicht

---

nichts erwähnt, und die Gewinnung des Stoffes so ausführlich, als es oben beschrieben steht, schildert; nicht aber sagt, was der Verf. jenes Aufsatzes ihn sagen läßt. Vgl. Fortune: A residence among the Chinese. London 1857. pag. 163 ff. Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. 1857. II. S. 51 ff.

sehr im Schwange ist, indem dem Bedürfniß nach Wachs auf andre Weise durch ein andres Insekt entsprochen wird. Dies ist eine Art Coccus, die noch nicht genau genug bekannt ist, durch Westwood als Coccus pela bezeichnet; erst seit dem 13. Jahrhundert zu dem Zwecke der Wachserzeugung in Anwendung genommen. Dies Insekt entschlüpft, so groß wie Nisse, Anfangs Juni seinem Eie, birgt sich zunächst unter den Blättern des Baumes, welcher es ernährt, kriecht dann aber an die Zweige, nährt sich vom Safte derselben und schwitzt dann eine klebrichte Masse aus, die sich an die Zweige heftet und in eine weiße Fettigkeit verwandelt, welche das Ansehen des Raubreifes hat. Gleich nach seinem Ausschlüpfen ist das Thierchen weiß; nachdem es das Wachs erzeugt hat, färbt es sich roth und schwarz, und inzwischen ist es zu der Größe eines Hühnereies herangewachsen; kommt die Zeit des Eierlegens, so spinnt es sich ein, und setzt innerhalb an das Gespinnst seine Eier ab; diese Eier werden Anfangs Mai gesammelt und in verschiedener Entfernung von einander an dem Baume zum Ausschlüpfen aufgehängt. Der Baum, auf welchem diese Insekten arbeiten, wird von Fortune als eine Fraxinus, Esche, bezeichnet; einheimische Schriftsteller nennen dreierlei Pflanzen, auf welchen sie gedeihen, besonders Tong-Tsing, Ligustrum glabrum. Geerndtet wird von ihm im August; das gesammelte Wachs wird zunächst an der Sonne getrocknet; dann bringt man es auf Leinwand, die über ein irdenes Gefäß ausgebreitet ist, setzt das Gefäß in einen metallenen mit siedendem Wasser gefüllten Kessel, und läßt das Wachs geschmolzen sich in das Wasser ergießen; hier verdichtet und verhärtet es sich, und ist so zur Verfertigung von Kerzen geeignet; an und für sich würden diese leckicht sein, allein ein geringer Zusatz von Oel giebt ihnen den nöthigen Halt, und eine so hergestellte Kerze soll zehn Mal bessere Dienste leisten, als eine Kerze aus Bienenwachs.

Im Gegensatz zu der Zucht des Wachs-Insektes ist die Zucht der Seidenraupe ein Erbtheil, das von den Urahnen auf die Neuzeit herabgekommen ist. Se-Ling-Sche, die erste Gemahlin des Kaisers Hwang-To, 2640 v. Chr., wird als die erste Hegerin der Seidenraupe genannt, und die Verordnungen des Kaisers Ju oder Jao, 2200 v. Chr., erwähnen schon die Seidenzucht. Kein Wunder, wenn die Chinesen in Betreff derselben eine reiche Erfahrung besitzen. Ausführliches findet sich darüber in dem zu Schanghai erschienenen Chinese Miscellany Nr. III: Dissertation on the silk-manufacture and the cultivation of the mulberry, translated from the works of Tseu-Kwang-K'he, called also Paul Siu, a Calao or minister of state in China; und Nr. I: A glance at the interior of China, obtained during a journey through the silk and green tea districts. Im Allgemeinen wird die Sache wie in Europa betrieben; über das Verfahren im Einzelnen finden sich manche Winke von Fortune in seiner „Residence among the Chinese. Lond. 1857" gegeben; es kommen aber manche, dem Lande eigenthümliche Bedingungen dem Chinesen zu Gunsten der Seidengewinnung entgegen, die anderwärts nicht in selbem Maaße vorliegen oder beschafft werden können. Die Hauptgebiete für die Seidengewinnung sind die Landestheile Tsche-Kjang, Kjang-Su, Ngan-Hwui, Hu-Pe und Sz'-Tschuan, indem in diesen der Maulbeerbaum recht eigentlich zu Hause ist; jedoch giebt es von diesem zwei Arten, eine nördliche und eine südliche, deren Blätter unter bestimmten Bedingungen abwechselnd als Nahrung gereicht werden. Wie der Kaiser als Beschützer des Landbaues auftritt, so finden wir die Kaiserin als Beschützerin der Seidenzucht dastehen. Die Masse des erzeugten Rohstoffes ist so groß, daß es gar keinen Eindruck auf den Preis derselben machte, als nach dem chinesischen Kriege die Ausfuhr nach Europa von jährlich 3000 Ballen, in kurzer Zeit, auf 20,000 Ballen stieg.

Zeigt sich nun, bei Gewinnung des Wachses und der Seide, der Chinese von der Seite her, daß er, für die Ausbeutung der Natur, der in ihr vorgezeichneten Spur rührig zu folgen versteht, so zeigt er, auf der andern Seite, auch ein unverkennbares Geschick, der Natur durch künstliche Mittel Ausbeute zu entringen. Der Chinese hat Anstalten zur Erzeugung von Perlen: man drückt Muscheln, die eigends dazu angelegt worden sind, ein Sandkörnchen oder einen Stein in den Mantel und macht dadurch Perlen erwachsen; das künstliche Fischbrüten ist eine schon lange geübte Kunst; ebenso das Eier-Ausbrüten durch künstliche Wärme, das namentlich bei Enteneiern zur Anwendung kommt, indem der Chinese ein großer Freund des Entenfleisches ist. Und da er eben so großer Liebhaber von Fischgenuß ist, so hat er auch mancherlei sinnreiche Mittel und Wege erfunden, sich des Fisches zu bemächtigen; nicht nur, daß er denselben zu verlocken und zu berücken und bestricken weiß: er hat auch Wasservögel, die selbst große Fischfreunde sind, den Kormorant, gezähmt und dazu abgerichtet, für ihn die Fische zu fangen und getreulich in seinem Dienst auszuharren. Dieser Vogel ist eine Pelikan-Art: braun mit weißer Kehle, unten am Leibe weiß mit braunem Gesprenkel. Bei der Ausfahrt sitzen sie, ihrer 10—12, auf dem Rande der einzelnen Boote: auf ein gegebenes Zeichen zerstreuen sie sich über das Wasser hin, tauchen unter, kommen gemeiniglich mit Beute wieder zu Tage, und, auf den Ruf ihres Herrn, mit der Beute im Schnabel an Bord; wird einem seine Beute zu mächtig, so eilen die Andern ihm zu Hülfe; sollte einer unlustig erscheinen, so schlägt der Fischer mit langem Bambu-Stabe neben ihm ins Wasser, und der Kormorant besinnt sich eines bessern; damit sie nicht den gefangenen Fisch selbst verschlucken, setzt man ihnen um den untern Theil des Halses einen Ring; dieser wird, nach geleisteter Arbeit, abgenommen, und die Speisung geht mit dem Abfall der zugerichteten Fische vor sich.

Erfindungen, Gewerbefleiß, Handel. Was eben vorher über die Ausbeutung

der Natur von Seiten der Chinesen gesagt ist, kann einen ziemlich ausreichenden Begriff von der Erfindsamkeit und Gewerbethätigkeit derselben geben, und Weniges nur noch ist zur Ergänzung hinzuzufügen. Zunächst ist in dieser Hinsicht die Erfindung der Buchdruckerkunst zu erwähnen, die etwa im 10. Jahrh. n. Chr. bei ihnen in Gang kam. Anfangs grub man die Wortzeichen in Stein ein, und beim Drucken wurde dann das Papier schwarz und die Zeichen traten in der natürlichen Farbe des Papiers auf; später ist man dazu übergegangen, die Wortzeichen durch Ausschneiden aus Holz aufliegend herzustellen. Man pflegt aber nicht die einzelnen Wortzeichen zusammenzusetzen, sondern, in stereotyper Weise, eine Platte aus Birnbaumholz in dem Umfang von zwei Seiten als Drucktafel zuzurichten. Diese Platte wird mit einer Masse, wohl aus gekochtem Reis, überstrichen, damit sie nicht weich werde; sodann klebt der Holzschneider auf dieselbe einen Bogen sehr durchsichtiges Papiers, auf welches zum Muster für ihn die Wortzeichen so geschrieben sind, daß sie umgekehrt zu stehen kommen; darauf wird das Papier abgerieben; aber die Dinte haftet auf der Platte, und es kann nun nach Musterangabe derselben das Schneiden vor sich gehen; wird etwas beim Schneiden versehen, so hilft man sich, wie bei uns zu Lande, durch Einkittung kleiner Stücke Holz, allein das ganze Verfahren geht so wohlfeil und rasch vor sich, daß man es gewöhnlich vorzieht, die Platte noch einmal glatt zu machen. Für Tageblätter ist aber offenbar diese Art, den Satz herzustellen, wenig geeignet, daher hat man auch in Kanton sich für Zeitungen auf Wachsplatten eingelassen, auf welchen Satz und Korrektur leichter herzustellen ist. Von einer Presse in China darf aber trotz Bücher und Zeitungen füglich nicht geredet werden, denn beim Drucken wird eine Presse gar nicht angewendet, sondern das Druckpapier ist so dünn und locker, daß es unter geringem Drucke die Schwärze aufnimmt, und daß der Drucker, wie bei unsern Abklatschen durch Bürsten, nur zweier Bürsten sich bedient, der einen zum Auftragen der Schwärze, der anderen, um das Papier gemächlich niederzudrücken. Dabei sind sie so behende, daß sie täglich 2000 Abdrücke zu beschaffen wissen. Das Papier kann dabei nur einseitig bedruckt werden; da aber eine Platte immer auf zwei Seiten eingerichtet ist, so wird, nach Vollendung des Druckes, das Blatt zusammengeklappt, und auf die erste bedruckte Seite eines Buches würden zwei unbedruckte und dann abwechselnd immer zwei bedruckte und zwei unbedruckte folgen, aber der Buchbinder heftet nicht die geschlossene, sondern die offne Seite zusammen, und so kommt es, wenn einer nicht vorwitzig die nach vorne gelegene geschlossene Seite aufschneidet, daß die gedruckten Seiten beim Lesen unmittelbar auf einander folgen. Jeder Band erscheint so als eine Flugschrift in weißem oder graugelbem Umschlag. — Aus eben so alter Zeit wenigstens stammt der Gebrauch des Kompasses, der von ihnen wahrscheinlich erst auf uns Europäer übergegangen ist; sie richten sich aber nicht nach dem Nord-, sondern nach dem Süd-Punkte, und bedienen sich desselben nicht bloß auf dem Meere, sondern auch auf dem Lande, und in der nördlichen Wüste haben sie Magnete als südlich zeigenden Wegweiser angebracht. — Der Schiffbau ist auch eine uralte Erfindung, allein sie sind damit, wie mit fast Allem aus uralter Zeit her, in Stocken gerathen, und können ordentlich seehaltige Schiffe nicht herstellen, oder sie dürfen es auch nicht; wenigstens lauten die Berichte dahin, daß Chinesen nur mit einem nach Landesweise gebauten Schiffe in die heimathlichen Hafen einlaufen dürfen. Es sind Kuffe ohne Kiel, und, wenn ihnen dann auch die Mattensegel aus Bambu es bei leichtem Wetter erlauben, näher an den Wind zu gehen, als bei Segeltuch dies thunlich ist, so stehen sie doch in Gefahr, nach der Seite unter dem Winde überzuschlagen, und das Steuerruder bildet eine ungeschickte Masse, die dem ganzen Hintertheil zum Nachtheil gereicht. — Eine ganz besondere Geschicklichkeit entwickelt der Chinese im Holz- und Elfenbeinschnitzen, und das Kunstwerk der in einander geschachtelten Kugeln weiß er auf einfache, sinnreiche Weise herzustellen, ohne daß er die einzelnen in einanderfügt, er schneidet sie vielmehr aus einem und demselben Stücke Elfenbein, indem er dasselbe zu gleicher Zeit, mit mehreren in der gehörigen Entfernung von einander angebrachten scharfen Werkzeugen, in gleichlaufende Lagen zerschneidet. Dieselbe Geschicklichkeit entwickelt er bei der Anfertigung der Schnupftabaksflaschen aus Achat oder Bergkrystall, die er, bei einer Oeffnung von kaum 3 Linien doch innerlich zu vollständigen kleinen Flaschen auszuschneiden, ja, sogar inwendig noch mit einer Inschrift in sehr feinen Zügen so zu versehen weiß, daß dieselbe von Außen her lesbar ist. — Eine gleiche Kunstfertigkeit bezeigen die Steinschneidereien, namentlich im Ju-Stein (S. 120) und Achaten, die schönen Stickereien, wie sie besonders in den nördlichen Landestheilen angefertigt werden, die Marqueterie-Arbeiten, die an den mit Elfenbein, Perlmutter und allerlei Holzarten ausgelegten Gegenständen des Hausraths auftreten. Das Lackiren ist eine Beschäftigung, die mit großer Vorliebe und offenbar mit vielem Geschick betrieben wird, wenn der chinesische Geschmack uns auch nicht immer zusagt. Dies Lackiren wird mit der (S. 224) erwähnten Lackmasse vollzogen, und nimmt beinahe eben so viel Sorgsamkeit und Beflissenheit in Anspruch, als das Verfertigen des Porzellans: ein weiteres Zeugniß über die eigenthümliche Gemüthlichkeit des Chinesen, der die, ihm mit dem Germanen gemeinsam eigenthümliche, schöpferische Erfindsamkeit und unverwüstliche Emsigkeit und Ausdauer, nur in die Bande mongolisches Mangels an Urbildlichkeit und daraus sich ergebenden Mangels an Strebsamkeit geschlagen, als bezeichnendes Gepräge trägt. Möglich, daß er in wachsender Berührung mit den Germanen seine Schwäche überwindet, und daß so die germanische Welt die mongolische überwältigt, indem sie diese mit ihrer Lebendigkeit durchdringt. Als Gegenstände, an welchen die Lackirkunst besonders